

<36609576770011

Lehrbuch

der

allgemeinen Geschichte

für

höhere Unterrichtsanstalten

und

zum Selbstunterrichte Gebildeter

von

Dr. Ludwig Flathe,
Professor an der Universität zu Leipzig.

Zweiter Band.

Geschichte des Mittelalters.

Leipzig,
Verlag von Gebhardt & Reisland.

1839.

Geschichte

des

Mittelalters

für

höhere Unterrichtsanstalten

und

zum Selbstunterrichte Gebildeter

von

Dr. Ludwig Flathe,

Professor an der Universität zu Leipzig.



Leipzig,

Verlag von Gebhardt & Reisland.

1839.

Vorwort.

Der Zweck dieses Werkes ist, das Leben in seinen Haupterscheinungen, durch welche es durchdrungen und bestimmt worden, in einem kurzen und doch klaren und nach Möglichkeit vollständigen Bilde vor die Betrachtung zu führen. Es konnte daher in demselben nicht jedes, in anderer Beziehung vielleicht nicht unmerkwürdiges, Ereigniß auseinandergesetzt werden. Es geschah das nur mit denen, welche dem Zwecke dienen, und sie sind auch dieselben, in welchen das Leben bedeutungsvoll erscheinet. Nach dem Maßstabe der Bedeutung für das ganze Menschenthum ist die Darstellung bald breiter, bald kürzer gehalten. Der Anführung mehrerer Schriften liegt der Gedanke zum Grunde, denen, die eine weitere Belehrung über einzelne Theile des geschichtlichen Stoffes wünschen, uud welchen andere Werke, in denen nachgewiesen, wo diese Belehrung zu suchen, eben nicht zur Hand sind, einen Weg zu zeigen. Es sind mit Absicht immer nur neuere Werke genannt worden.

Leipzig, am 30. September 1838.

Prof. L. Flathe.

Geschichte des Mittelalters.

Erstes Buch.

Die Zeit bis zum Untergange des Staates der Karolinger.

Bis zu dem Untergange des römischen Reiches vom Westen oder vom Abendlande, bis auch der Name der römischen Imperatoren in diesem Abendlande aufhört, wird gewöhnlich und mit Recht die Zeit des Alterthumes gerechnet und mit diesem Ereignissen geschlossen. Das westliche Römer-Reich hat dadurch seinen Untergang gefunden, daß ein großer Theil der Deutschen, der Germanen, wie sie von den Römern genannt worden waren, genöthigt worden ist, seine alte Heimath, den Boden, darin die Väter ruheten, zu verlassen und neue Wohnstätten zu suchen, die auf Römerboden von ihnen gefunden werden. Die Nöthigung ist aber den Deutschen damit gekommen, daß aus dem Innern von Asien die Hunnen an der Spitze einer großen Zahl slavischer Völker nach Europa hereinbrachen, um hier eine neue Heimath zu gewinnen. Dieses Ereigniß wird gemeiniglich die Völkerwanderung genannt. Sie also, durch welche ein großer Theil der Deutschen viel von dem alten Raum, den sie zum Wohnen und zum Leben gehabt, verloren, war es, die sie gewaltsam hineintrieb in das Römerland, die sie nöthigte das Reich der Römer des Abendlandes zu vernichten. Der Fall desselben ist ein Ereigniß von unermeßlicher Wichtigkeit gewesen. Wenn das Reich der Römer in Europa gedauert, so würde das ganze Leben der europäischen Völker eine andere Gestaltung gewonnen haben, als es geschehen ist. Aber die römische Welt sollte untergehen und Raum zu einem neuen Dasein gewonnen werden mit andern Sitten, Weisen, Gedanken und Sprachen, als sie im Alterthume herrschend gewesen. Darum mußten

die Völker in Asien sich in Bewegung setzen, einer mußte den andern treiben und alle mußten nach einem Ziele streben, welches in ihrem Willen und in ihrer Berechnung nicht gelegen, bis dasselbe erreicht. In solcher Weise gehet das Geschlecht der Menschen auf den Bahnen, die von dem obersten Lenker aller Dinge vorgezeichnet worden sind, willenlos oftmals, bewußtlos zuweilen und selbst widerstrebend, und doch gehorsam der ewigen und nie zu ermessenden Macht. Was aber das Leben der Völker Europas, die besonders seitdem das Alterthum aufgehört hat zu sein, bei weitem die bedeutendsten sind auf dem ganzen Erdball, jetzo ist, und was es enthällt, damals, als das Reich der Römer des Westens zerschlagen ward von deutschen Schwertern, ward es gegründet in seinen Anfängen. Eine lange Kette von Verhältnissen und Zuständen hat damals begonnen, aus denen das gegenwärtige Leben entstand, so ungeheuer verschieden von dem Leben des Alterthums. Große und schwere Prüfungen hat das Geschlecht der Menschen von jener Zeit an bis auf den gegenwärtigen Tag gesehen, tausendmal seine Kräfte anspannen müssen, damit die Ordnung und die Freiheit, das Maß der christlichen und der menschlichen Bildung, welche überhaupt gewonnen worden sind, haben können gewonnen werden. In ihrem letzten und vollendetsten Grade aber werden diese Dinge nimmer erreicht werden: denn das Leben der Menschen soll die Bewegung und das Streben nach den höchsten Dingen sein. Aber es ist diesem Leben nicht beschieden die höchsten Dinge in ihrer Vollendung und in ihrer Reinheit zu haben.

Wie nun die Geschichte einer anderen Zeit, als das Alterthum gewesen, deren erste Hälfte, die bis zum Ablaufe des fünfzehnten Jahrhunderts gerechnet wird, die Geschichte des Mittelalters genannt zu werden pflegt, mit den erwähnten Ereignissen beginnt, da ist diese die äußere Lage der Welt. Die sämmtlichen Provinzen des römischen Reiches von Westen, Italien, Afrika, Spanien, Gallien, Noricum, Vindelicien und Britannien sind entweder von den Deutschen schon genommen oder es geschiehet dieses in den folgenden Zeiten noch, hier in einer kürzern, dort in einer längeren Frist. Der Zusammenhang des römischen Reiches hat aufgehört zu sein. Ein freies und unabhängiges Leben des Römerthums, des Alterthums überhaupt, zuckt nur auf einzelnen Puncten der weiten weströmischen Welt noch eine geraume Zeit fort, bis es sich auf eine oder die andere Weise ebenfalls in das neue Dasein fügt. So kämpfen die Briten auf Britannien noch länger als hundert Jahre über den Fall des weströmischen Reiches hinaus gegen die Sachsen, ehe sie den besten Theil

Britanniens denselben lassen müssen. So haben in dem Distrikt Galliens Armorica genannt, die Menschen sich schon zur Zeit des Imperators Gratian unabhängig von den Römern gemacht 384 und 384
ein Königthum aufgerichtet, welches den Namen Klein-Britannien führte. So sind in Italien, als die Hunnen dort mit wilden Verheerungen einbrachen, viele Römer in die kleinen Inseln der Lagunen geflüchtet 452 auf denen nachmals die mächtige Republik Ve- 352
nedig erwuchs. Aber auf dem weiten Boden des Römer-Reiches sind das doch nur kleine und unbedeutende Puncte, die in dem Fortgange der Zeit auch noch in das neue Leben hereingezogen werden. Im Ganzen herrschen die Germanen, wo das römische Reich einst gewesen. Jenseits der Grenzen desselben über Rhein und Donau, liegt das alte Germanien, wie die Römer es genannt. Durch dieselbe Völkerwanderung, welche die Römer stürzte, hat auch das alte Germanien eine große Umgestaltung erfahren. Die Deutschen hatten im vierten Jahrhundert nicht allein am Rhein, Weser, Elbe, Oder und Weichsel, sondern auch bis an die Küsten des schwarzen Meeres, des baltischen Meerbusens, bis zu den Grenzen Asiens geherrscht. Beim Falle des römischen Reiches war schon ein bedeutender Theil dieses Raumes verloren und es ging von demselben in Zukunft noch mehr verloren. Die Slaven dehnen vor und nach dem Falle des römischen Reiches auf Kosten der Deutschen besonders, doch auch auf Kosten des Reiches von Ostrom an, sich immer weiter aus. Das Vordringen dieser Slaven dauert vom vierten bis in den Anfang des siebenten Jahrhunderts. Allmälig nehmen die slavischen Stämme einen ungeheuren Raum im Osten Europas ein: von dem adriatischen Meere herrschen sie bis zur Ostsee, bis in die Nähe der Mündung des Elbstromes. Das Germanien, welches die Römer gekannt, ist nicht mehr vorhanden.

Die Geschichte des Alterthumes in seinem letzten Theile bewegte sich fast ausschließlich auf dem Boden, unter den Menschen des römischen Reiches. Auf demselben Boden hebt auch die neuere Geschichte an. Aber ihr Kreis erweitert sich bald und allmälig umzieht er alle Völker Europas bis zu den fernsten Puncten, von denen die römische Welt kaum das Dasein oder nicht einmal dieses Dasein gekannt. Aber nicht Römer mehr, sondern Deutsche sind das auf dem Römer-Boden vorherrschende Element des Lebens. Daher muß zuerst von diesen Deutschen gesprochen werden. Seit sechs Jahrhunderten waren die Deutschen den Römern bekannt, seit sechs Jahrhunderten waren sie beim Falle des West-Römer-Reiches in die Ge-

schichte eingetreten. In dieser langen Zeit hatte ihr Leben, theils schon durch die Beweglichkeit, welche ein Gesetz des Daseins ist, theils auch durch das Zusammentreffen mit den Römern und durch andere Verhältnisse manche Abwandelung von seiner Ursprünglichkeit erfahren, noch ehe ein Theil von ihnen auf den Römerboden kam, wodurch neuen und größeren Veränderungen der Weg bereitet ward. Die Deutschen waren kein auch äußerlich verbundenes Gesammtvolk, sie bildeten keinen eigenen Staat. Die gemeinsame deutsche Art und Weise schwebte zwar über ihnen allen, aber es war in den einzelnen Stämmen der Deutschen ein starkes und kräftiges Gefühl der Besonderheit und nicht allein ohne Scheu, sondern mit Lust selbst traten die deutschen Stämme sich oftmals fremd und feindlich entgegen. Wegen des Kampfes gegen die Römer, wegen anderer Verhältnisse hatten sie am Ende des zweiten oder am Anfange des dritten Jahrhunderts sich in größere Bündnisse zusammengethan, von denen die Gothen, die Franken und die Allemannen am meisten auf dem Festlande Europas gegen Rom stritten. Später werden auch die Sachsen genannt, welche durch die Stellung der andern Deutschen gehindert, mit den Römern auf dem Festlande zusammenzustoßen, wild und verheerend schon im vierten Jahrhundert an den Küsten von Britannien und Gallien erscheinen. Mit diesen Bündnissen hatte die Zeit und die Macht der Ereignisse ebenfalls gespielt und sie waren gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts zerrissen, aufgelößt, verändert worden. Die Gothen waren auseinander gegangen in die Völker der West- und der Ostgothen. Die Vandalen, die Burgunder, die Gepiden, die Heruler hatten sich wieder von ihnen getrennt. Die Allemannen hatten sich in die beiden Völker der Allemannen und der Baiern geschieden und ein Theil von ihnen war unter dem Namen der Sueven bis nach Spaniens Enden geschleudert worden. Die Franken waren theils im alten Germanien geblieben und theils waren sie hinüber in das römische Gallien gegangen. Auch die Sachsen brachen sich auseinander und ein Theil von ihnen suchte und erkämpfte neue Wohnstätten im römischen Britannien. Aeußerlich und innerlich hatte die Zeit an den Deutschen gearbeitet. Sie waren auch innerlich nicht mehr die Germanen, welche Cäsar und die ersten Imperatoren Roms bekämpft hatten. Denn die Bekanntschaft mit Rom, die Bekanntschaft mit dem Christenthum, welche zwar nicht allen, aber doch mehreren deutschen Stämmen geworden, hatte nicht ohne großen Einfluß auf sie bleiben können. Und doch war gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts, als das Imperatorenthum von

Rom gefallen, zwischen der römischen und der deutschen Menschheit immer noch ein unermeßlicher Unterschied. Im Ganzen genommen verstanden die Deutschen nichts von der römischen Feinheit und von der römischen Ordnung des Lebens und des Staates wie von der römischen Kunst und Wissenschaft, so weit beide noch vorhanden waren. Und sie wollten sie nicht verstehen und stießen sie selbst von sich als unverständlich für die alte deutsche Art und Weise und unvereinbar mit derselben.

Besonders wichtig war, daß die Deutschen weder das Herrnthum, welches bei den Römern in der Imperatorwürde bestand, noch den Gedanken kannten, daß der Staat das Leben des einzelnen Menschen zu überwachen habe, also daß ein Vergehen desselben gegen einen Andern begangen, von dem Staate zu hindern und, wo es bereits geschehen, zu bestrafen sei. Die Deutschen waren ein freies Volk so lange sie in der alten Heimath blieben, und die von ihnen, welche in dieser Heimath verharrten, blieben ein solch freies Volk noch lange über den Fall des römischen Reiches hinaus. Die Freiheit setzten die Deutschen in das Recht nur sich selbst zu gebieten und nur ihren eigenen Willen zu vollziehen. Doch hatten nicht alle Deutsche an dieser Freiheit einen Theil. Sie zerfielen in mehrere Stände. Der Genuß der höchsten Freiheit befand sich in den Händen des Adels und der Vollfreien, die mit vollem und unbedingten Eigenthum einen Grundbesitz hatten, (nobiles und ingenui.) Zwei andere Klassen der Deutschen, die Hintersassen und die Knechte, hatten an dieser Freiheit keinen Theil. Jene aber kamen zusammen in der Landsgemeine und ordneten, was geschehen sollte und was nicht. Doch schon in der alten Heimath scheint selten das ganze Volk der Freien zusammengekommen zu sein. Es war eine Unmöglichkeit, wie die Verhältnisse verwickelter wurden, wie die Menschen sich räumlich ausdehnten, wie die Stämme sich vergrößerten und erweiterten. Nur in den allerdürftigsten und allereinfachsten Verhältnissen und Zuständen ist eine unmittelbare Selbstregierung möglich. Wenn das Leben sich erweitert und die Verhältnisse sich verwickeln, ist unmöglich, die Freiheit in dieser Gestalt festzuhalten. Schon bei den alten Germanen, lange vor dem Umsturze der west-römischen Macht, war häufig, daß nur die Vornehmen, die Fürsten, wie sie genannt wurden, über die Angelegenheiten entschieden. Also giebt bereits der Römer Tacitus zu verstehen. Die Fürsten waren indessen genöthiget im Sinne und im Geiste des freien Volkes zu rathen und zu schließen, auch wohl die Zustimmung der Freien noch ausdrücklich ein-

zuholen, wenn dazu Gelegenheit war. Die deutschen Stämme, deren Freiheit die Römer unter den Imperatoren mit Neid bemerkten, hatten bei dieser Freiheit doch auch Häupter über sich stehen, Häupter, die ordneten, lenkten und leiteten, die aber Herren und Gebieter nicht waren. Solcher Häupter scheinen zwei gewesen zu sein, einer für den Frieden, einer für den Krieg und beide im Anfange nicht erblich, sondern gewählt. Die Häupter für den Frieden wurden Könige genannt und aus dem Adel genommen; zum Haupte für den Krieg ward gewählt nach Tapferkeit und kriegerischer Erfahrung. Nicht alle deutsche Stämme hatten solche Könige. Es war aber schon vor dem Falle des römischen Westreiches, besonders bei den Deutschen im Osten, geschehen, daß beide Hauptmannschaften in eine Hand gekommen und die Vorsteherschaft im Frieden mit der Vorsteherschaft des Krieges vereinigt worden. Die deutschen Stämme des Ostens standen über slavischen Völkern, die sich hatten unterwerfen müssen. Diesen gegenüber war den Deutschen Noth zusammenzuhalten und sie mußten deshalb ihre Vorsteherschaft kräftigen. Wie die Deutschen in das Römerreich eingebrochen, ist ihnen, den feindlichen Römern gegenüber, mitten unter tausend Kämpfen und Gefahren, dasselbe Zusammenhalten nothwendig. Allenthalben wird daher die Vorsteherschaft des Krieges mit der Vorsteherschaft des Friedens in dem Königthume verbunden. Der König muß sein, damit das gemeinsame Interesse Aller gewahrt werden kann mit Kraft und mit Einheit.

Mit einem neuen Staate, der auf dem römischen Boden unter seltsamen und eigenthümlichen Verhältnissen entstand, ist auch das Königthum bei den Deutschen, doch erst in dem Laufe langer Jahrhunderte, eine Macht geworden und ein Herrnthum, ohne es jedoch so vollständig zu werden, als das Imperatorenthum der Römer es gewesen. Wie ohne ein Herrnthum, welches dem römischen auch nur ähnlich gewesen, so auch ohne einen Begriff vom Staate und seiner Ordnung, kamen die Deutschen zu den Römern. Die Bande, welche die Gesetze des Reiches um die einzelnen Römer schlingen, die Bande, welche das Leben in einem regelmäßigen Laufe erhalten, also daß der eine den andern nicht schädigen darf ohne daß eine Strafe ihn im Namen des Staates trifft, weil sein Vergehen zugleich die Ordnung desselben verletzte, kennt der Deutsche nicht. Erst durch die Römer, erst durch das Christenthum, lernt er sie kennen; in der alten Heimath hätte er solche Ordnung für Knechtschaft gehalten. Welcher Deutsche geschädigt worden ist von einem andern, der

greift mit seinen Freunden, Genossen und Verwandten zu den Waffen und holt sich Rache. Das ist das Recht der Fehde, an welcher die Abkömmlinge der alten Deutschen so zähe gehangen, welches unter veränderten Gestalten sich auch in späterer Zeit immer wieder von neuem hervorthut. Doch schon vor dem Eintreten auf den Römerboden ist dies rauhe Recht nicht immer geübt worden. Es ist schon etwas in den Hintergrund getreten vor einer andern Weise, den irgendwie gestörten Frieden anders als durch Blut um Blut und Zahn um Zahn wiederherzustellen. Es kann eine Buße für jegliches Vergehen gegeben und genommen werden; selbst der blutige Mord kann gesühnt werden durch eine solche Buße. Es steht aber in dem Willen des Verletzten, oder, wenn einer getödtet worden, seiner Kinder, Verwandten, Angehörigen, ob sie das Bußgeld nehmen oder sich die Rache holen wollen mit dem Schwerte. Haben sie aber die Buße einmal genommen, so dürfen sie die Fehde nicht mehr erheben. Das Leben jedes Menschen hat seinen bestimmten Preis und es ist dieser Preis um so höher, je höher sein Stand ist. Jede körperliche Verletzung ist berechnet und jedes böse Wort, was der eine sprechen mag gegen den andern. Alle diese Dinge sind bestimmt durch altes Herkommen und noch hat niemand daran gedacht dieses Herkommen aufzuzeichnen. Wenn die Partheien übereingekommen, sich nicht zu fehden, sondern durch die Buße sich zu verständigen, so bestimmen diesem alten Herkommen gemäß, im Angesicht der ganzen Landesgemeine der adeligen und vollfreien Männer, unter Vorsitz eines Obmannes, der Graf genannt, sieben wohlerfahrene Männer, durch welche Buße der Friede in dem vorliegenden Falle wiederhergestellt werden müsse. Daß aber die Gesammtheit, der Staat als solcher, sich um den Zwist zweier, die zu ihm gehören, zu kümmern habe, daß er zu strafen habe, weil gegen ihn selbst, gegen seine Wohlordnung, gesündigt worden sei, davon weiß der Deutsche nichts.

Ein wildes und verwegenes Volk, die Waffen und den Sieg für das Höchste im Leben erachtend, selbst wenn sie, wie bei mehreren Stämmen der Fall, bereits zum Christenthum getreten, kamen die Deutschen zu den Römern. In einigen römischen Provinzen nun, in Noricum, Vindelicien, Britannien machen sie das Recht der Eroberung mit der äußersten Schärfe geltend. Sie vernichten die Bewohner derselben in dem Maße, daß nur eine so kleine Zahl übrig blieb, daß von römischer Sprache, Sitte und Weise nichts sich zu erhalten vermochte und ein neues, ein rein deutsches Leben, in diesen Landen entstand. Jenseits der Donau, im jetzigen Süd-Deutschland,

ist einst römisches Leben gewesen; aber es ist vernichtet worden bis auf alle Spur. Die Städte, welche die Römer da gebaut, sind wohl stehen geblieben, aber römische Laute wurden in ihnen nicht vernommen. Allemannen und Baiern haben diesen Theil der römischen Donaulande verdeutscht. Desgleichen haben die sächsischen Stämme in dem größten Theile Britanniens gethan. Aber nicht alle Deutsche wollen und können gegen die Römer also verfahren. In Afrika, Italien, Spanien und Gallien, da haben von den Deutschen die Römer geduldet werden müssen. Gegen die Römer hier wird das Recht der Eroberung und des Schwertes in einem geringern Grade geltend gemacht. Die Römer müssen den Deutschen einen Theil ihres Grundes und ihres Bodens abtreten. Deshalb sind die Deutschen gekommen. Sie haben Grund und Boden in der alten Heimath verlassen müssen; sie müssen einen neuen haben. Es gehört zur vollständigen Freiheit des deutschen Mannes, daß er seinen eigenen Grund und Boden hat. Die alte Freiheit kann ohne diesen gar nicht gedacht werden. Die Deutschen folgen bei dieser Besitzergreifung verschiedenen Weisen. In Afrika scheinen die Vandalen genommen zu haben, was und wieviel ihnen beliebte. Odoacer begnügt sich in Italien für seine deutschen Schaaren mit einem Drittheile des Grundes und Bodens. Die Westgothen nehmen in Spanien und Gallien zwei Drittheile. Die Burgunder nehmen in Gallien von Hof und Gartenland die Hälfte, vom Ackerland zwei Drittheile und von den Sclaven, die das Feld bauten, ein Drittheil. Die großen Römerstädte fallen in diese Theilung nicht hinein. Es bleiben auch auf dem Lande die Römer in einem Theile ihres alten Besitzes neben den Germanen stehen. Seltsam stehen die beiden Völker auf einem und demselben Boden neben einander. Die Römer die Unterworfenen, die Deutschen die Gebieter, welche diese Römer ob ihrer Feigheit verachten und sich mit ihnen nicht einigen mögen. Jedes Volk hat seine eigene Sprache, seine besondern Ideen und Begriffe über alle Dinge, in welche das andere sich nicht finden kann. Am wenigsten mögen die Deutschen sich in das römische Wesen finden. Zufrieden daher, daß die Römer ihnen im Allgemeinen unterworfen, kümmert sie das Besondere anfangs wenig. Lange gährt dieses seltsame Nebeneinandersein des Römischen und des Deutschen, bis sich daraus ein neues Gesammtwesen in den romanischen Völkern und Staaten bilden wird, die als das Resultat des Wirkens mehrerer Jahrhunderte aus der Verbindung der Römer und der Deutschen entstanden.

Die Römer wurden von den Deutschen entweder gewürgt oder doch aus einem Theile ihres Besitzes getrieben, sie wurden von diesen Deutschen verachtet und von ihnen beherrscht. Schon deshalb hätten die beiden Völker in einer heftigen Spannung untereinander stehen müssen, schon deshalb hätten die Deutschen von den Römern auf das Aeußerste gehaßt werden müssen. Es kam aber noch ein anderer Grund hinzu, welcher diesen Haß auf die äußerste Spitze trieb. Auch eine Glaubensverschiedenheit herrschte unter den beiden Völkern. Die Deutschen kamen entweder als Heiden oder als arianische Christen unter die Römer. Heiden waren die Allemannen, die Baiern, die Sachsen, die Franken. In dem Glauben der heidnischen Deutschen waren die Waffen und der Tod, mit den Waffen in der Hand gestorben, das Höchste was der freie Mann zu erringen suchen mußte, wollte er in die Heimath der Götter gelangen, und von seinen Gesinnungen und den Thaten, die aus den Gesinnungen flossen, war keine Rede. Die drei erstern dieser genannten Völker vernichteten mit den Bewohnern der Lande, dahin sie kamen, auch den Bau des Christenthums in denselben. Von den Franken, welche auch bei der Besitzergreifung des Römerlandes einer andern Weise folgen, als die deutschen Stämme, wird später, wenn die höchst wichtige Bildung und Entwickelung des fränkischen Reiches wird geschildert werden, zu sprechen sein. Andere Germanen aber, die Vandalen, die Burgunder, die Ostgothen, die Westgothen, die Langobarden sind arianische Christen. Sie sind als solche entweder gleich zu den Römern gekommen, oder sie treten doch sehr bald zum Arianismus über. Diese arianische Christen werden von den römischen Christen, von den katholischen, wie sie sich gern nannten, als Ketzer betrachtet. Und ein Ketzer ist bei den Römern des fünften und sechsten Jahrhunderts das Verruchteste, was gedacht werden mag. Er gehört nicht in die wahre und einige, allein seligmachende, römische, katholische Kirche. Solche arianische Christen sind den Römern noch weit verhaßter als selbst die Heiden. Die Deutschen sind ganz unschuldig daran, daß sie hierdurch so ungeheuren Haß der Römer auf sich laden. Ihr Glaube unterscheidet sich, was Hauptlehren des Christenthums anlangt, dadurch von dem Glauben der Römer, daß sie die Natur des Sohnes für der Natur des Vaters nicht vollkommen gleich erachteten. Das Christenthum mit dieser Verschiedenheit von dem Glauben der römischen Kirche, war ihnen durch Römer selbst zu einer Zeit, im vierten Jahrhundert, zugekommen, wo es

zweifelhaft war, ob bei den Römern der Arianismus oder das, was katholischer Glaube genannt ward, obsiegen werde. Das Christenthum war zuerst zu den Gothen gekommen, die an der untern Donau saßen an den Grenzen des römischen Reiches, zu den Gothen, die überhaupt sehr bildungsfähig waren. Wulfila, der Gothe, hatte die heilige Schrift für sein Volk in die gothische Sprache übersetzt, ein riesiges Werk für jene Zeit und die damalige Bildung der Deutschen, welches die Zeit glücklicherweise nicht vernichtet hat. Von den Gothen hatte sich das arianische Christenthum weiter ausgebreitet zu andern Völkern, die mit den Gothen verwandt, die zu ihrem Bunde gehörten. In dem Reiche der Römer aber war besonders durch die Bemühungen des Imperators Theodosius I. der Arianismus fast verschwunden. Als daher die Deutschen mit diesem Arianismus in das Römerreich kamen, wurden sie von den Römern als Ketzer angesehen und als Ketzer gehaßt. Von den subtilen dogmatischen Unterschieden, die zwischen Arianismus und Katholicismus waren, verstanden die Deutschen nichts. Sie hielten sich aber an diese Lehre, weil ihnen mit derselben das Christenthum gebracht worden war. Die deutsche Natur ist geneigt, das Christenthum anders aufzufassen als es aufgefaßt worden von der römischen, mehr auf die That zu sehen, als auf das Wort.

Es bestand aber zwischen den katholischen Römern und den arianischen Germanen noch anderer Unterschied, wodurch der Haß jener gegen diese noch um vieles glühender gemacht ward. Es war seltsam, aber es war. Die arianischen Deutschen wurden von den Römern grimmig als Ketzer gehaßt, weil sie dem reinen Christenthum ungleich näher geblieben, als die Römer des fünften Jahrhunderts. Von vielen Gelehrten und Bischöffen bekämpft, von andern tolerirt und wieder von anderen, besonders seit dem vierten Jahrhundert, anempfohlen, war eine große Zahl von Vorstellungen, Begriffen, Bräuchen und Instituten, die dem Heidenthume angehörten, von den römischen Christen angenommen worden. Dahin gehörte zuerst der zumal in den alten heidnischen Religionen des Morgenlandes sich findende Gedanke, daß der Mensch durch das Versetzen in irgend einen körperlich und geistig peinvollen Zustand, durch Marterung und Ertödtung seiner sinnlichen Natur, welche zugleich doch auch den Geist martern, ja tödten muß, da die Gottheit für diese Welt eine Wechselwirkung von Geist auf Körper und Körper auf Geist gewollt hat, eine Reinigung und eine Heiligung vor Gott zu gewinnen im Stande sei. Dieser in der Religion des alten Indiens und in dem Glauben

des Budda lebendige Gedanke, dem auch die verschrobenen Philosophen der römischen Welt in den letzten Zeiten der Imperatoren zugethan gewesen, war von der schlaffen römischen Welt mit dem Christenthum verschmolzen worden. Da waren die Einsiedler, die Säulenmänner, die Mönche und die Klöster entstanden, da war der ehelose Stand über die Gebühr gepriesen worden, er, welcher die meisten der Menschen, die sich ihm ergeben, zu Ungebührniß, ja zu Frevel treibt, weil er wider die von Gott geordnete Natur des Menschen. Schon begehrten der Synoden viele für die christlichen Priester den ehelosen Stand; aber die Kirche als eine Gesammtheit hatte darüber noch nicht entschieden. Die Klöster aber der römischen Christen wurden genau gebildet nach den Klöstern der Diener des Budda im mittlern Asien. Man befindet sich auf der Straße des Heidenthums. Seine Götter, Heroen und andere überirdische Wesen hatte der Römer wohl lassen müssen, als er das Christenthum bekannte, aber er hatte sie auf eine eigene Weise doch wieder hereingebracht. Er betete jetzt die Männer an, welche für das Christenthum gestorben, die Märtyrer, oder die, welche heilig und ehrwürdig im Leben gewesen oder doch es gewesen sein sollten, oder die Engel oder die Jungfrau Maria. Zwar behaupteten die Gelehrten, nicht diese selbst, sondern Gott werde in ihnen zur Nacheiferung angebetet und angerufen. Das Volk aber, von dieser feinen Unterscheidung nichts verstehend, trug ungescheut alle Bräuche des Heidenthums auf diesen neuen besonders mit dem vierten Jahrhundert um sich greifenden Cultus über und vergaß Gott über dieser neuen Götterwelt. Nicht allein die Heiligen selbst, sondern auch die Bilder, die zahlreich von ihnen gefertigt wurden, das Zeichen des Kreuzes und die sogenannten Reliquien beteten sie an und schrieben ihnen wunderbare Kräfte zu. Das Heidenthum durch die eine Thür ausgetrieben, war zur andern herein wieder in die römische Welt gekommen. Die deutschen Arianer, obwohl auch bei den Gothen Klöster erwähnt werden, hatten doch wenig von allen diesen Dingen erfahren. Der Deutsche betete keine Heiligen an und verehrte keine Reliquien. Der Römer haßte ihn darum glühender: es war ihm eine Ketzerei.

Die bittersten Feinde aber mußten die arianischen Deutschen in der Priesterschaft der Römer mit Nothwendigkeit finden. Mit ihren eigenen Bischöffen und Priestern kamen sie unter die Römer, die selbst Deutsche in deutscher Zunge zu ihnen von dem Evangelio redeten, was sie von demselben wußten. Die arianischen Bischöffe haben wenigstens die Welt nicht erschüttert, um die Lehre von

ihrer Macht und ihrer Heiligkeit zu begründen. Sie müssen überzeugt gewesen sein, daß Niemandes Leben dadurch frömmer und christlicher werden könne, wenn er auch glaube, daß mit überirdischer Gewalt ausgerüstet wie mit irdischer, eine heilige Priesterschaft geordnet worden sei. Die Römer aber haben diesen aus dem Judenthume nicht in das Christenthum, aber in das, was die Römer des fünften Jahrhunderts für Christenthum erachteten, gezogenen Glauben. Da muß eine heilige Priesterschaft sein, ein heiliges Priestervolk, welches durch die Weihe emporgehoben wird über das andere Geschlecht der Menschen. An der Spitze dieser Priesterschaft müssen die Bischöffe stehen, welche die Nachfolger der Apostel sind, und an der Spitze dieser Spitze muß wieder stehen der Bischoff von Rom, weil er der Nachfolger des ersten der Apostel ist, obwohl die Apostel in Wahrheit nie einen ersten gehabt, sondern alle sich unter einander gleich gewesen. Man muß in dem Glauben der Römer unter dieser Priesterschaft stehen, um nicht ein Ketzer, um in der wahren Kirche zu sein, welche allein das rechte Christenthum hat und die mit diesem vollkommen eins ist. Die arianischen Deutschen glauben an diese Priesterschaft und an die wunderbare Kraft und Heiligkeit derselben nicht. Es ist aber schlimm für die römische Priesterschaft, daß sie nicht daran glauben: denn es werden dadurch die Fäden, welche diese Priesterschaft unter den Imperatoren angeknüpft, um eine irdische Priestermacht zu begründen, abgerissen. Die christlichen Imperatoren haben geduldet, daß eine reiche Kirche entstände. Sie haben die Mitglieder der Kirche, das heilige Priestervolk, mit reichen Privilegien und Rechten begabt, weil in den Vorstellungen der Menschen bereits Alles in einander floß, Gott, Christenthum, Kirche und Priester. Sie ehrten Gott indem sie seinen Priestern gaben. Wie sie glaubten die römischen Menschen, die als Heiden und aus dem Heidenthume gewohnt, die Götter durch Geschenke und Darbringungen zu ehren, es ordnungsmäßig fanden, daß auch der Gott des Christenthums geehrt werden müsse in seiner Kirche und in seinen Priestern. Wie viele auch der ehrwürdigen Kirchenlehrer waren unter den Imperatoren, die aufmerksam machten auf den wirklichen Gehalt des Christenthums, die römischen Menschen fanden es bequemer zu geben und selbst bequemer sich zu peinigen, als das Christenthum darzustellen in ihrem Leben und in ihrer Gesinnung. Und in Wahrheit, es ist auch bequemer. Bischöffe und Priester säumten nicht den Glauben zu fördern, der ihnen irdische Vortheile gab, und so neidenswerthes Ding war unter den letzten

Imperatoren schon ein Bischoffssitz geworden, daß, zum Spott der Heiden, blutige Kämpfe darum geschlagen wurden. Ueberhaupt zeichnete sich die römische Priesterschaft durch Stolz, Hoffahrt und Rechthaberei aus. Von den arianischen Deutschen aber, wo diese an die Stelle der Imperatoren getreten, war nichts zu erwarten, weder Privilegien, noch Gaben, noch Demuth unter die Priestermacht. Also wurden sie mit sammt den Ihrigen glühend gehaßt.

So stehen in den meisten Provinzen des römischen Westreiches die Römer und die Deutschen neben einander. Es ist keine Einheit zwischen ihnen, es ist nur Trennung, es ist keine Freundschaft da, es ist nur Feindschaft. Auf der einen Seite ist das Gefühl überwältigt worden zu sein, auf der andern das stolze gesiegt zu haben und zu herrschen. Jahrhunderte müssen verlaufen ehe Versöhnung, Verschmelzung und Vergessen kommen können. Die neuere Geschichte wird angefüllt mit den Kämpfen und Ringen dieser beiden Elemente des Lebens gegen einander. Sie hat aber, diese neuere Geschichte, zunächst denselben Boden, welchen die Geschichte des Alterthumes gehabt hat, den römischen. Doch ist dieses gleich nicht mehr so ausschließlich wie es in diesem Alterthume gewesen. Die Deutschen, welche auf dem alten Boden geblieben, und die Slaven nehmen einen, wenn auch in den ersten Jahrhunderten, die auf den Fall von Westrom folgen, unbedeutenden Antheil an den Begebenheiten. Das östliche Römer-Reich, die Ruine des Alterthums, stehet auch noch. Europa hat schon eine buntere Gestalt als im Alterthume, wo nur die Rede sein konnte von dem Reiche der Römer und von der Nacht der Barbarei, die jenseits der Marken desselben war. Indessen von allen, die da sind, treten die Deutschen am meisten hervor. Auf drei verschiedenen Puncten Europas finden sich diese Deutsche damals. Zuerst in den untern Donaulanden. Da sitzen in Pannonien, wo einst das morgenländische und das abendländische Römerreich sich geschieden, die Ostgothen. Jenseits der Donau aber, im Norden des Stromes, von den Mündungen bis zum Marchflusse die Langobarden, die Gepiden, die Heruler und die Rugier. An die Donau sind die Deutschen durch die Wanderung der Hunnen und der Slaven gedrückt worden. Einst hatten sie das ganze im Norden der Donau liegende Land bis zur Ostsee, bis zur Küste des baltischen Meerbusens, inne gehabt. Slaven herrschen jetzt dort und die Deutschen sind dicht an den Strom oder selbst über ihn gedrängt worden. Die Deutschen, welche jetzt noch an der untern Donau stehen, werden da eine Bedeutung nicht zu gewinnen vermögen. Sie werden in dem

ersten Jahrhundert nach dem Falle Roms entweder untergehen oder auch noch in die Provinzen des ehemaligen abendländischen Reiches geschleudert werden.

Der zweite Punct Europas, welchen Deutsche besitzen, ist das Deutschland der folgenden Jahrhunderte, obwohl dasselbe noch zur Rechten und zur Linken erweitert und damit anders gestaltet worden, als es am Ende des fünften Jahrhunderts war. Es ist ein Theil des alten Germaniens, welches die Römer kannten, so weit es nicht an die Slaven verloren gegangen, welche die Ostseeküste, die Gebiete bis zur Elbe und Saale und Böhmen, wo einst die Deutschen, Sueven und Marcomannen, mächtig gewesen, eingenommen. Es sind ferner die römischen Provinzen an der obern Donau bis zu den Alpen Italiens welche noch vor dem Aufhören des westlichen Römerreiches für Rom verloren gingen. Da wohnen die sechs deutschen Stämme der Allemannen, der Baiern, der Franken, der Thüringer, der Sachsen und der Friesen, ohne Vermischung mit den Römern, die, wie gesagt, in den Donauprovinzen von den Allemannen und Baiern fast gänzlich vernichtet worden. Der dritte Punct aber, welchen die Deutschen in Europa damals inne haben, das sind die Provinzen des gefallenen Römer-Reiches. Dort findet jene seltsame Mischung und Zusammenstellung feindlicher Elemente statt, deren so eben gedacht worden. Dort hebt aber auch die That und das Leben der neueren Geschichte an. Zuerst, um der beiden Endpuncte
449 zunächst zu gedenken, haben die sächsischen Stämme 449 begonnen nach dem römischen Britannien zu gehen. Sie sind am Abend des fünften Jahrhunderts eben noch beschäftiget hinüber auf das Eiland zu bringen und die römischen und britischen Menschen zu bekämpfen und zu vernichten. Noch ist die neue deutsche Schöpfung auf Britannien nicht stark: sie ist erst im Werden. Britannien ist noch wie Noricum und Vindelicien, wie die Provinzen Roms an der obern Donau. Die Deutschen lassen das feindliche, römische Element nicht stehen; sie schlagen es nieder. Auf dem anderen Endpunkte aber in Afrika ist der Gegensatz vorhanden. Die Römer neben den Germanen in beschriebener Weise. Die rohen und wilden Vandalen haben sich des römischen Afrikas in kurzer Zeit bemeistert, seitdem sie dort
429 zuerst 429 erschienen. Die Vandalen gehorsamen noch dem König Giserich, der sie nach Afrika geführt. Bitter ist die Feindschaft zwischen den Römern und den Vandalen, um so mehr als die Vandalen arianische Ketzer sind. Wild, wie die Vandalen sind und sinnend, wie sie wenigstens einen Theil der Feindschaft der Römer gegen

sich aufhüben, möchten sie die römischen Katholiken zu Arianern machen. Schon unter Giserich wird die katholische Kirche bedrückt und verfolgt. Nur kurze Zeit überlebt Giserich den Fall von Rom indem er schon 477 stirbt. 477

In Italien war kein besonderes deutsches Volk aufgetreten. Es hatte sich da der Herrschaft das deutschen Heer bemeistert, welches in dem Solde der letzten Imperatoren Roms gestanden. Ihr Anführer Odoacer nannte sich jetzt König. Die Deutschen hatten für sich ein Drittheil von Grund und Boden genommen. Um die besondern Verhältnisse der Römer kümmerten sie sich nicht. Für die Römer blieb alles Römische fortbestehen; selbst der Senat bestand in Rom fort, freilich an wirklicher Macht ebenso bedeutungsleer als er unter den Imperatoren es gewesen. Aber nicht von Afrika und von Italien, sondern von Spanien und noch mehr von Gallien aus beginnt das Leben der neueren Geschichte. In Spanien hatten sich seit dem Jahre 410 zwei germanische Stämme die Sueven und die 410
Vandalen festgesetzt, unter denen ein drittes, sarmatisches, die Alanen, spurlos verschwunden ist. Die Vandalen waren hinüber nach Afrika gezogen und an ihrer Stelle waren die Westgothen erschienen. Die Sueven, schon durch die Waffen der Vandalen geschwächt, hatten sich nur in dem nordwestlichen Winkel der pyrenäischen Halbinsel behaupten können. Die Sueven standen am Ende des fünften Jahrhunderts unter der Herrschaft des Königs Remismund. Von allen deutschen Völkern auf dem Boden des römischen Reiches haben die Sueven die unbedeutendste Rolle gespielt. Der Glanz und die Größe war bei ihren Nachbarn, dem mächtigen Volke der Westgothen. Die Westgothen hatten unter Wallia zu Tolosa im südlichen Gallien ein Reich errichtet, an den Marken Galliens und Spaniens. Dieses Reich hatte sich nach Wallias Tode unter den Königen Theodorich I., Thorismond und Theodorich II. erweitert und ausgedehnt. Die weite Ausdehnung des Reiches der Westgothen war gewonnen worden durch den König Eurich, der 466 seinen Bruder Theodorich II. 466
hatte ermorden lassen. Eurich hatte auf der einen Seite die Sueven besiegt, die nach dem Abzuge der Vandalen Spanien zu beherrschen gedacht, und die Westgothen zur Herrschaft über den bei weitem größten Theil Spaniens gebracht. Auf der andern Seite, in Gallien hatte er das Westgothenreich bis an die Loire ausgedehnt, und

---

Aschbach. Geschichte der Westgothen. 1827. Türk. Altburgund und sein Volksrecht. 1829.

an den Küsten des mittelländischen Meeres hatte er die Loire selbst überschritten und das Land zwischen der Durance, dem Meer und den Alpen gewonnen, also daß das Reich der Westgothen mit dem einem Arme bis an Italien reichte. Ein großer Theil des südlichen Galliens befand sich also in den Händen dieser Westgothen. Die römische Provinz Gallien, die zwischen dem Rheinstrome und den Pyrenäen lag, bot am Ende des fünften Jahrhunderts das bunteste Schauspiel in dem ganzen, nun untergegangenen Reiche der Weströmer, dar. So viele deutsche Völker hatten hier Platz genommen und mitten unter ihnen zuckte noch ein Rest des römischen Reiches fort.
415 Neben den Westgothen saß das Volk der Burgunder, das sich um 415 unter dem König Gundicar in Gallien niedergelassen hatte an der Rhone und am Juragebirge. Auf Gundicar war sein Sohn Gundeuch ge-
473 folgt und nach dessen Tode 473 war das Reich an seine vier Söhne Gundobald, Godegiesel, Chilperich und Godemar gekommen. Zwischen diesen Brüdern entstand Zwist und Chilperich und Godemar hatten durch Gundobald bald den Untergang gefunden. Es waren überhaupt die Deutschen roh und wild und die von ihnen, von denen die Geschichte zu reden Gelegenheit findet, oftmals mit Blut und Mord befleckt. In der Nachbarschaft der Burgunder saß ein Theil der Allemannen. Diese hatten ihre Heimath eigentlich drüben jenseits des Rheines in Deutschland: aber es waren auch Allemannen in Gallien eingedrungen, in das alte Helvetien und in das Land zwischen dem Rhein und den Vogesen, das nachmals Elsaß geheißen worden. In den mittlern Theilen des römischen Galliens aber herrschten, wie das römische Reich fiel, Deutsche noch nicht. Von der Loire nordwärts etwa bis zu dem Flusse Somme war ein Rest des römischen Reiches geblieben. Dort hatte der römische Statthalter Aegidius, nachdem die Imperatoren aufgehört, eine unabhän-
464 gige Herrschaft behauptet und diese war 464 übergegangen auf seinen Sohn Syagrius. In dem Norden Galliens und am gallischen Ufer des Niederrheins da saßen wieder Deutsche, Franken, von denen Brüder drüben auf der deutschen Seite des Stromes geblieben waren. Die Franken in Gallien gehorsamten nicht einem Könige, sondern mehrern. Cöln, Cambrai und Soissons waren Sitze solcher kleiner Frankenreiche. Die Franken, welche in der Nähe des Meeres wohnten, wurden die Saalfranken genannt, die an dem Rheine oder in der Nähe desselben die ripuarischen Franken. Unter denselben Franken war beim Falle des römischen Reiches ein Haufe, der noch keinen Besitz vom Römerland genommen, sondern herumzog hier und

dort. Dieses Haufens Feldhauptmann oder König war erst Childerich gewesen, im Jahre 484 ward es dessen Sohn Clodwig.

Dieser Heerhaufe der Franken war zu einer großen Wichtigkeit bestimmt, wie alsbald hervortreten wird. Nicht in der Weise, wie die anderen Germanen lassen sie sich auf dem römischen Boden nieder. Wie ein Heer kamen die anderen Germanen alle in das Römerland; an der Spitze die Feldhauptleute, welche Könige genannt werden. Die meisten Germanen wählen die Könige aus bestimmten Geschlechtern. Solche Geschlechter sind die Balthen bei den Westgothen, die Amalen bei den Ostgothen, die Asdinger bei den Vandalen, die Merovinger bei den Franken, die Aesinger bei den Sachsen. Neben den Königen stehen die Männer vom Adel, die zuweilen auch bestimmte Namen führen: bei den Westgothen und den Vandalen heißen sie die Gardinger. Sie und die anderen freien Männer, welche das Heer bilden, heißen die Leute, die Treuen, die Trauten des Königs. So wie das Heer aber die Eroberung des Römerlandes vollendet hat, so geht es auseinander. Jeder gehet auf den Antheil, welchen er von dem Lande erhält, das den Römern genommen worden. Ein solcher Antheil heißt ein Loos und er ist ein volles Eigenthum. Indessen ist die Stellung der Deutschen schwierig und verwickelt. Stehen sie doch da von den fremden und feindlichen Römern umgeben. Gegen diese muß auf Sicherheit gedacht werden. Also hat jeder Deutsche sein Loos mit einer bestimmten Verpflichtung empfangen, mit der Verpflichtung zu kommen, wenn der König wieder zu den Waffen entbietet. Die Feldhauptmannschaft, das Königthum, wird allenthalben eine feste, bleibende Würde. Es muß ein Mittelpunkt da sein, durch den die Deutschen jeden Augenblick wieder vereinigt werden können. Dieser einigende Mittelpunkt ist das Königthum. Schon im alten Germanien ist oft die Vorsteherschaft des Krieges mit der Vorsteherschaft des Friedens geeinigt gewesen. Die Dauer und Festigkeit dieser Einigung liegt jetzt in dem Vortheile aller Deutschen: man kann unter den Römern kaum anders als mit ihr zu bestehen hoffen. Der König ist nicht allein der geborene Feldhauptmann, dem alle gepflichtet sind mit den Waffen zu kommen, wenn er sie zu denselben entbietet, sondern er ist auch der Vorsteher und Ordner des ganzen gemeinen Wesens. Dabei wollen indessen die Deutschen freie Männer bleiben. Sie wollen den Königen nicht mehr geben, als sie ihnen durch die Gewaltsamkeit der Umstände zu geben genöthigt sind. Sie wollen ein römisches Imperatorenthum nicht über sich sehen. Zeitig, wie nachmals gewiesen werden wird, den-

ken deutsche Könige daran sich solcher imperatorischer Gewalt zu bemeistern. Aber es gedeihen die Versuche nicht, welche dazu gemacht werden. Neben dem Königthume bestehen die alten Landsgemeinden fort. In diesen Landsgemeinden liegt eigentlich die höchste Gewalt, welche schließt und verfügt, was geschehen soll und was nicht. Der König vollziehet dann das Beschlossene. Eine volle Königsgewalt ist nur da, wenn Krieg ist. Da ist der König Herr über Leben und Tod: denn im Streite ist nur da der Sieg, wo ein einiger und kräftiger Wille waltet. Die Landsgemeinden nahmen indessen auf dem römischen Boden, wenn auch nicht bei allen, doch bei den meisten Germanen, eine veränderte Gestalt an. Das Volk wohnt nicht mehr so eng zusammen wie in der alten Heimath: es lebt weit zerstreut unter den Römern. Das Zusammenkommen ist schwieriger geworden. Schon im alten Germanien war die Entscheidung bei den Fürsten, bei den Mächtigen, wenn nicht immer und in allen Stücken doch zumeist. In den neugegründeten Reichen, unter verwickeltern Verhältnissen, muß dieses noch mehr und noch häufiger der Fall werden. Die Berathung kommt an die Mächtigen und Reichen, als welche in den neuen Reichen nicht ausschließlich der alte Adel zu denken ist. Die Landsgemeinen werden zu Reichstagen, zu Tagen der Reichen. Das Volk giebt im Allgemeinen seine Zustimmung, etwa wenn die Waffenschau gehalten wird. Die Macht der Verhältnisse arbeitet in den neuen deutschen Reichen indessen doch auch auf die Steigerung des Königthumes hin. Wo die Römer geduldet werden, wird der König der Deutschen in Beziehung auf sie als Imperator gedacht, beträgt sich gegen sie als Imperator und begehrt von ihnen, was der Imperator begehrt hatte. Wer soll über die überwältigten Römer der Herr sein? Die Deutschen insgesammt konnten es nicht sein. Sie ließen's dem König: es machte sich, wie von selbst. Aber unmöglich war, daß dadurch unter den Deutschen nicht allmählig der Begriff vom Königthum stieg.

Wie in Italien die Imperatoren aufgehört, da sind von allen Deutschen wohl die Franken, welche unter dem König Clodwig stehen und welche noch keinen festen Landbesitz genommen haben, anscheinend die geringsten und unbedeutendsten. Aber gerade durch sie soll die Gestalt eines großen Theils des neuern Europas sowohl im Staat, als auch in der Kirche bestimmt werden. Das Lehnswesen und die Hierarchie, die beiden Dinge, welche das Leben so lange beherrscht und durchdrungen, welche, und zumal das Letztere, das gesetzmäßige und ordnende Königthum und die Freiheit der Völker so lange nie-

dergehalten haben, durch diese Franken sind sie im wunderbaren Laufe der Dinge entstanden. Die Gestalt, welche sie ihrem Staate gaben, hat zwar Aehnlichkeit mit der Gestalt, welche von andern deutschen Stämmen ihren Staaten gegeben worden, die sie auf Römerboden und unter Römern gründeten. Es ist aber doch auch wieder ein anderer Staat. Es sind zwar die gemeinsamen Gedanken der Deutschen, es ist zwar der Geist, der unter ihnen allen wohnt, er hat aber eine andere Richtung genommen, sich auf eine andere Seite geschlagen und es ist ein Anderes, welches daraus hervorgegangen. Jene Franken unter Clodwig sind von dem Falle des römischen Reiches gleichsam überrascht worden. Sie sind noch mitten in dem Kampfe gegen die römischen Menschen begriffen. Da geschieht zuerst, daß Clodwig sich bündet mit seinem Vetter Rachnachar, dem König von Cambrai, und mit Cararich, dem König zu Soissons. Sie warfen sich zehn Jahre nach dem Aufhören des Imperatorenthums im Abendland, auf den römischen Herrn Syagrius, der das Land zwischen der Loire und der Somme mit dem Namen eines Königs beherrscht. Das römische Land bis an die Loire mit vielen reichen
Städten ward gewonnen, Syagrius entwich 486. Die Eroberung 486
fiel allein an die Franken, die unter Clodwig standen und von den beiden andern Königen war keine Rede. Man erwartet nun, daß dieser Frankenhaufe, nachdem ein so weites und schönes Land gewonnen, auseinandergehen und Landbesitz ergreifen werde, wie die anderen Deutschen alle gleich nach der Eroberung gethan. Das thun aber diese Franken nicht und niemand kann die Gründe anführen, warum sie es nicht thaten. Es ist aber von einer großen Wichtigkeit geworden, daß sie den Landbesitz nicht sofort ergriffen, sondern daß dieses erst später, nachdem noch eine geraume Zeit verlaufen, geschehen. Vor der Hand bleiben sie zusammen als ein Heer, das von den Früchten und Zinsen lebt, die von den Römern gezahlt werden müssen. Sie scheinen den Kampf weiter treiben zu wollen und da Römer nun nicht mehr zu überwältigen sind, ist natürlich, daß er nur gegen andere Deutsche geführt werden kann, ein Gedanke, vor dem die Deutschen selten zurückgewichen. Diese Franken waren als Heiden zu den Römern gekommen, die andern Deutschen fast insgesammt als Arianer, oder sie waren wenigstens bald nach ihrem Auftreten auf römischem Boden zum Arianismus übergetreten, den die Deutschen einige Zeit als ihren Nationalglauben betrachtet zu haben scheinen. Die Arianer wurden von den Römern und besonders von der römischen Priesterschaft noch glühender gehaßt, als die Heiden.

Es war leichter aus Heiden, welchen das Christenthum unbekannt, Katholiken zu machen, als aus Arianern. In der ganzen römischen Priesterschaft war aber der Drang die Deutschen zu Katholiken zu machen, damit sie den Lehren, auf denen die Priesterherrschaft stehen mußte, zugänglich würden. Sie wollte die Fäden wieder anknüpfen, welche durch den Untergang der Imperatoren abgebrochen waren. Es geschah, daß Clodwig, und wohl nicht ohne Zuthun von Römern,
493 die Clotildis zur Gemahlin nahm 493. Clotildis war die Tochter Chilperichs, des Königs der Burgunder, der vor seinem Bruder Gundobald den Untergang gefunden. Clotildis war, obwohl das Volk der Burgunder damals noch arianisch, doch im katholischen Glauben auferzogen. Seitdem arbeitete der heilige Remigius, Bischoff von Rheims, wie er Clodwig katholisch mache. Heilige nennen sich im sechsten Jahrhundert alle Bischöffe. Auf ihr Leben kommt es dabei nicht an; die Heiligkeit soll von der priesterlichen Weihe, von der bischöfflichen Würde und von der Nachkommenschaft der Apostel ausgehen. Clodwig wird geneigt, doch zögert er um des Volkes willen.

Es geschah, daß Clodwig mit Sigibert, dem Frankenkönig von Köln, im Bunde, sich auf die Allemannen warf, welche zwischen dem Rhein und dem Gebirge der Vogesen wohnten. Die Allemannen wurden in einer Schlacht bei Zülpich besiegt und sie unterwarfen sich dem König Clodwig und wiederum ist von dem anderen Frankenkönig Sigibert keine Rede weiter. Clodwig hat gelobt, Christ zu werden, wenn der Gott der Christen in diesem Kampfe ihm den Sieg verleihe. Es sollte ihm eine Probe sein, ob der Christengott mächtiger sei, als die alten deutschen Götter, die in den dunkeln Wäldern wohnten. Als der Sieg ihm geworden, ließ Clodwig sich taufen
496 und seine Franken folgten ihm 496. Die katholische Kirche war's, in welche die Franken traten und die römische Priesterschaft jubelte. Sie nannte Clodwig den neuen Constantinus, von dem ihre ersten Privilegien herrührten. Wenn Deutsche durch die römische Priesterschaft zu dem Christenthum geführt werden, so kümmert es sie wenig, ob die neuen Mitglieder der Kirche in der Lehre des Christenthums auch unterrichtet sind oder nicht. Sie begnügen sich, wenn die Deutschen nur äußerlich durch die Taufe sich als Christen bekennen. Die Unterweisung in der Lehre hat allerdings ihre großen Schwierigkeiten. Die Römer verstanden das Deutsche entweder gar nicht oder höchst unvollständig, die Deutschen verstanden das Römische entweder gar nicht oder höchst unvollständig. Wie sollte man die reinen und tief-

sinnigen Lehren des Christenthums verständlich machen ohne die größte Sorgfalt, Mühe und Anstrengung. Die römische Priesterschaft hat sich diese Mühe nicht mit den Franken gegeben. Sie ist sehr fern davon, sich die ungeheure Mühe zu nehmen, wie die ehrwürdigen Bischöffe der Gothen und das Evangelium zu verdeutschen. Vielleicht ist, daß sie das Lehren unterlassen, nicht allein aus Scheu vor der Anstrengung geschehen, sondern, bei einigen wenigstens dieser stolzen, schlauen und herrschsüchtigen Priesterschaft, schon mit dem Wunsche, daß die Deutschen das Christenthum selbst gar nicht möchten kennen lernen. Kannten sie es nicht, wie sie es denn auch nicht kennen lernten, so war ihnen Alles Andere, das man wollte, als Christenthum zu geben und hinzuhalten. Die römische Priesterschaft beschäftigte die Deutschen mit den Heiligen und mit den Bildern, mit den Wundern, die durch sie und durch die Reliquien geschehen, welches Alles für die Römer weit leichter auseinanderzusetzen war als die christliche Lehre, und welches für die Deutschen viel leichter und viel bequemer zu glauben war, als dem Geiste und den Lehren des Christenthums gemäß zu leben. Besonders lehrte die römische Priesterschaft von ihrer eigenen Macht, Würde und Hoheit und wie man sich das Heil zumal dadurch verdienen könne, wenn man die Kirche beschenke und sie mit Freiheiten und Rechten ausstatte. Die Deutschen fanden dieses in der schönsten Ordnung. Die Heidengötter hatten ja auch Gaben verlangt. So befanden sich beide Theile trefflich nebeneinander. Nur eins fehlte, das christliche Leben und die christliche Gesinnung. In solcher Weise traten die Franken in den Schooß der römischen Kirche. Ihre gänzliche Unbekanntschaft mit dem Christenthume machte sie geschickt der Boden zu werden, auf dem der Baum der Hierarchie, der Priesterherrschaft, üppig wuchern konnte. Hierfür war indessen erst ein geringer Anfang mit der Bekehrung dieser Franken gewonnen. Herrschten doch allenthalben in den Provinzen des Festlandes die arianischen Deutschen, welche nicht allein dem Geiste des Priesterthumes jeden Weg versperrten, sondern auch den Haß der Römischen gegen sie gewahrend, die katholische Kirche niederhielten. Die Herrschaft der Franken, welche unter Clodwig vereinigt, war bis zu den Westgothen und bis zu den Burgundern gekommen. Der mächtige und rüstige König der Westgothen Eurich
war 484 gestorben. Sein Sohn Alarich II. war auf ihn gefolgt. 484
Alarich gestattete den Römern wieder sich Bischöffe zu wählen, welches der Vater gewährt. Der arianische König wollte die römische Kirche dulden. Aber die Hochpriester derselben verlangten keine Dul=

dung, sondern sie verlangten Herrschaft. Sehnsüchtig sahen sie auf die katholisch gewordenen Franken. Alle Römer in Gallien sahen auf sie. Denn mußte es einmal sein, daß man von Deutschen beherrscht werde, so war es doch besser beherrscht zu werden von katholischen als von arianischen Deutschen. Indessen die Aussichten auf weiteren Fortgang der fränkischen Waffen, durch welche allein die deutsche Welt katholisch gemacht werden zu können schien, waren auf den ersten Anblick nicht günstig zu der Zeit, da Clodwig mit seinen Franken in die römische Kirche getreten war.

Denn es war kurz vorher der Kern des ostgothischen Volkes, an-
475 geführt von seinem König Theodorich, der seit 475 das Haupt der Ostgothen war, aus Pannonien und aus den Donaulanden abgezo-
489 gen und hatte sich nach Italien gewendet 489. Die Ostgothen hatten den König Odoacer angegriffen und nach einem dreijährigen Kampfe ihn niedergeworfen. Odoacer ergab sich nach einer langen Belagerung in Ravenna und der Ostgothenkönig Theodorich tödtete
493 ihn mit eigener Hand 493. An diesem Kampfe hatten auch die Westgothen Theil genommen; denn Ostgothen und Westgothen betrachteten sich als Brüder. Die Deutschen aber des Königs Odoacer hatten entweder den Untergang gefunden in diesem Streite, oder sie sich mit den Gothen verschmolzen. Das den Römern bereits von Odoacer genommene Drittheil des Grundes und Bodens nahmen nun die Ostgothen in Besitz, die sich über ganz Sicilien und Italien ausdehnten. Aber nicht Italien allein bildete das ostgothische Reich, sondern es ging auch über Dalmatien, Moesien und Pannonien und über die Alpenländer an den Marken Italiens. Die Ostgothen und die Westgothen standen nun in unmittelbarem Zusammenhange. Sie konnten einander Hülfe reichen und ihre Macht schien so groß, daß die Macht der Franken dagegen nicht in Anschlag kam. Indessen standen die Reiche der Gothen wegen der abgeneigten Gesinnung der Römer, unter denen sie eine verhältnißmäßig immer nur unbedeutende Zahl waren, auf einem zweideutigen Boden. Theodorich der Ostgothe ist besorgt über die Franken. Mit den Burgundern, den Allemannen und selbst den Thüringern sucht er Verbindung, um die Macht der Franken aufzuhalten. Denn in dem Reiche der Westgothen ist eine große Bewegung unter den Römern, unter den Priestern und Bischöffen. Sie möchten, daß die Franken kä-

---

Manso, Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien. 1824. Mannert. Geschichte der alten Deutschen besonders der Franken. 1829.

men und die Ketzer überwältigten. Der rohe Franke Clodwig begreift die Gunst der Verhältnisse, in der er steht. Dem Ostgothenkönig gelingt es einmal 498 den Ausbruch des Kampfes zu hindern, 496
da Clodwig das Schwert schon erhoben hat. Die Umtriebe der römischen Priesterschaft aber dauern fort und Clodwig ergreift eine günstige Zeit, da er die Ostgothen nicht zu fürchten hatte. Er sammelt seine Franken und sagt ihnen, daß er die gottlosen Arianer nicht dulden könne in dem schönen Lande jenseits der Loire. Er gelobt den Aposteln Petrus und Paulus eine Kirche und stürzt plötzlich auf die Westgothen. Diese werden bei Vouglé in der Nähe von Poitiers geschlagen und König Alarich II. findet den Tod 507. Nun strö- 507
men die Franken in das südliche Gallien herein, freudig von den Römern willkommen geheißen und unterstützt. Theodorich aber sendet ein Heer in das südliche Gallien 508 und er gewinnt damit wenigstens, daß die Franken nicht das ganze gothische Südgallien gewinnen. Etwa bis zur Garonne scheinen sie es gewonnen zu haben. Theodorich der Ostgothe übernimmt für Amalrich, den jungen Sohn Alarich II. auch die Herrschaft über die Westgothen. Clodwig aber der Franke vernichtet durch Tücke und Treulosigkeit die anderen Frankenreiche noch, welche in Gallien bestehen. Clodorich, den Sohn des Königs Sigibert von Köln, bewegt er, seinen Vater zu morden und dann mordet er ihn selbst als einen Vatermörder. Die Mannen des Rachnachar von Cambrai besticht er, daß sie ihm denselben ausliefern und auch dieser findet den Tod. Und nicht minder findet ihn Chararich, der König von Soissons und viele andere Glieder des Geschlechtes der Merovinger. So hat Clodwig, meint der Bischoff Gregor von Tours, gesehen wie Gott alle seine Feinde vor ihm niederwarf, weil er recht vor ihm wandelte. Alle Franken in Gallien sind vom König Clodwig vereinigt, als er stirbt 511. 511

Wohin sich das Reich der Franken verbreitet, welches durch Clodwig gegründet worden, da greift der Glaube der Römer um sich. Und auf der einen Seite verschwindet die äußere Gestalt des Heidenthums und auf der andern der Arianismus bei den Deutschen. Niemand lehrt die Art kennen, wodurch das arianische Bekenntniß vernichtet ward. Was die Natur des Sohnes anlangt, so gehörten die gothischen Arianer zu einer der vielen arianischen Secten, welche in der Lehre über die Natur des Sohnes den Vorstellungen der römischen Kirche am nächsten kam. Die Erhaltung dieser deutschen Kirche für die Deutschen wäre deshalb von einer unermeßlichen Wichtigkeit gewesen, weil die arianischen Bischöffe und Priester in deutscher Zunge

zu den Deutschen sprachen und sie lehrten, weil der Gedanke der Priesterherrschaft nicht in ihnen war, weil sie den Heiligen, Bilder und Reliquiendienst nicht hatten. Es hätte diese Kirche eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht werden, sie hätte christliches Leben und christliche Gesinnung bringen müssen, wenn sie gedauert. Aber theils die Gewaltsamkeit der Umstände, theils die römische Priesterschaft überwältigt sie und Alles versinkt in unermeßliche Rohheit, Wildheit und Barbarei. Denn weil mit dem Falle des römischen Reiches bald auch die römischen Bildungsanstalten aufhören, die römischen Bischöffe und Priester in der wilden Zeit verwildern, nimmt die unselige Richtung, die schon zur Imperatorenzeit unter ihnen gewesen, für ihren Reichthum, ihre Macht und ihre Freiheit zu sorgen, immer mehr überhand, da es das Leichteste ist, was sie überhaupt thun können. Wie viele aber von ihnen mögen bei der bald entstehenden Rohheit und Kenntnißlosigkeit, da in der Sprach- und Denkweise der Zeit, was der Priesterschaft gegeben, der Kirche gegeben war, gemeint haben, sie arbeiteten in der That für diese, gewähnt haben, sie befänden sich auf einem rechten Wege und geglaubt haben, sie richteten einen rechten Bau, indem sie nichts anderes aufrichteten als eine ungeheure Verwirrung. An dem Verschwinden des Arianismus aber, wohin die Franken reichen, hat die römische Priesterschaft gewiß einen großen Antheil. Nun hört das deutsche Lehren auf. Das lateinische, wenn es überhaupt noch Statt findet, das von den Deutschen entweder gar nicht oder höchst unvollständig verstanden wird, tritt an dessen Stelle. Besonders nur noch von der Macht der Kirche und der Priester, von den Wundern, durch welche sie bestätigt werden sollte, von der Nothwendigkeit äußerer Ceremonien, von den Heiligen und den Reliquien hörten die Deutschen, woran die Römer hielten als wäre es das Christenthum und desto steifer hielten je mehr die ächte Kenntniß des Letztern ihnen verloren ging. Denn wie wenige waren, die das Forschen und das Denken nicht allzumühsam fanden in dieser rohen Zeit? Es lag aber eine zwingende Macht der Verhältnisse auf den arianischen Deutschen. Ihre ganze Stellung unter den Römern war Anfangs schwankend und unsicher. Sie mußten wünschen von dem Hasse der Römer, der auf ihnen lag, einen Theil hinwegzunehmen. Aus der Eroberung konnten sie nicht wieder weichen, das Dasein konnten sie nicht aufgeben. Der Haß der Römer aus diesem Grunde war ihnen durch kein Mittel zerstörbar. Aber der Haß, der aus der Verschiedenheit des Glaubens kam, konnte hinweggenommen werden. Die Vandalen in Afrika sind die einzigen deutschen

Christen, welche vergebens die Römer zu ihrem Glauben zu nöthigen suchten. Die andern Deutschen lassen sich allmälig vom Katholicismus überwältigen. Im Reiche von Burgund hat Gundobald auch seinen Bruder Godegisel noch getödtet, 500, der mit Clodwig, dem 500
Franken in verrätherischem Einverständniß gestanden. Gundobad, in die Nähe der Franken gestellt, von den Franken bedroht, fühlt, wie günstig Clodwig sich gestellt, als er katholisch geworden. Gundobald schützt die Katholicität schon offen und als er 516 gestorben und sein 516
Sohn Sigismund König der Burgunder geworden, erklärt er sich öffentlich für katholisch uud das Volk scheint ihm bald gefolgt zu sein.

Die weiteren Entwickelungen aber zur Gestaltung eines neuen europäischen Lebens, welches auf Hierarchie und Lehnswesen ruhete, blieb in dem Reiche der Franken, wenn man anders für die rohe und werdende Schöpfung diesen Namen schon brauchen darf. Die Franken sind unter Clodwig noch immer zusammengeblieben als ein Heer. Es giebt auch andere Franken, welche wie die Deutschen überhaupt, gleich bei der Eroberung festen Landbesitz ergriffen haben. Diese sind aber nicht die Franken, welche das Heer, das Geleit, wie es die Deutschen nannten, des Königs Clodwig bilden, die, auf denen das werdende Reich steht, von denen das Lehnswesen nachmals ausgeht. Die Zahl dieser Franken ist durch die Eroberung gestiegen: kühne Männer, die vom Siege die Beute und den Ruhm mitgenießen wollten, waren in das Geleit aufgenommen und dadurch zu Franken gemacht worden. Selbst Menschen römischen Stammes, waren sie nur sonst waffenrüstig, scheinen die Franken nicht ausgeschlossen zu haben. Diesem Geleit, diesem Heer gebührt nach den Begriffen der Deutschen die Eroberung, welche sie mit ihren Schwertern gemacht haben. Die in dem eroberten Lande, ob Römer oder Deutsche, sind ihnen unterworfen. Da das Heer noch beisammen ist, so entscheiden die Franken selbst über alle Angelegenheiten. Das Königthum ist bei ihnen noch arm und dürftig. Nicht einmal von der Kriegsbeute darf Clodwig mehr nehmen, als den ihm gebührenden Theil. Doch hat schon Clodwig sich von dem Kaiser von Ostrom Anastasius den Titel eines Consuls geben lassen. Ueber die Römer steht er doch als Imperator da. Je längere Zeit verläuft, ehe das Geleit der Franken sich auflößt, ein jeder Landbesitz ergreift und die Bildung eines Staates näher rückt, desto folgewichtiger muß dieses werden. Denn die Franken leben unter Römern und sie müssen den römischen Vorstellungen vom Imperatorenthume zugänglicher werden. Es müssen bei ihnen die Begriffe von der Hoheit ihres Königs steigen,

den sie von den Römern als Imperator betrachtet sehen. Es kommt hinzu, daß die römische Priesterschaft gern die Macht der Könige von der Kirche herleitet. Sie thut dieses eben nicht, um das Königthum fester, unantastbarer und heiliger zu machen, sondern damit es als unter die Kirche gestellt erscheine. Aber das Königthum erscheint den Franken durch die Verbindung mit der Kirche doch auch als heiliger und unantastbarer wie früher. Indessen ist Alles noch im Werden, als nach Clodwigs Tode seine vier Söhne Könige der Franken werden. Clodwig hatte die Franken darum befragen müssen, daß diese vier Söhne Theuderich, Chlodomir, Childebert und Chlothar ihm folgen konnten. Sie theilten Land und Frankenheer unter sich und setzten den Eroberungskrieg nach allen Richtungen hin fort. Sie griffen Burgund an, fingen den König Sigismund und tödteten ihn
524 524. Godomar, Sigismunds Bruder, behauptete das Reich von Burgund noch etwa zehn Jahre lang. Darauf ging Godomar auch vor den Waffen der Franken unter. Entweder fand er irgendwie den Tod oder er ist unbekannt im Ausland gestorben. Jedenfalls
534 ging das selbstständige Reich von Burgund unter 534, nachdem es hundertundzwanzig Jahre bestanden. Den Gegenden indessen, wo es gewesen, blieb der Name Burgund und dem Volke blieb derselbe ebenfalls. Auch gewannen die Franken fast alles, was die Gothen in Gallien besaßen mit Ausnahme eines kleinen Landstrichs am Fuße der östlichen Pyrenäen. Die Kämpfe, die darum geschlagen wurden, sind im Uebrigen unbedeutend. Es wendeten aber die Franken ihre Waffen auch in das alte Germanien, über den Rhein. Die Franken auf dem rechten Ufer des Stromes, auch die ripuarischen genannt, die Allemannen und die Baiern wurden den Franken unterwürfig gemacht. Die Unterwerfung der Allemannen und der Baiern ist indessen nur eine sehr lockere gewesen. Sie scheinet mehr eine Bundesgenossenschaft, als eine Unterwerfung gewesen zu sein. Ungemein dürftig ist das Licht, welches in dieser Zeit auf das eigentliche Deutschland fällt. Aber das arianische Christenthum hatte sich ohne Waffengewalt ausgebreitet unter den Heiden. In der Mitte Deutschlands, von der Mittelelbe etwa bis zum Neckar, bestand das Reich der Thüringer, in dem drei Könige arianischen Bekenntnisses waren, Balderich, Herminfried und Berthar. Herminfried hatte Amalaberga, die Nichte Theodorichs des Ostgothen, zur Gemahlin. Unter den Brüdern war Zwist; Berthar war getödtet worden und gegen Balderich rief Herminfried die Franken herbei. Balderich findet den Untergang, aber nicht lange darauf findet auch Herminfried durch die

Treulosigkeit und Tücke der Franken den Tod. In einer Weise, die unklar bleibt, findet das alte Reich der Thüringer wahrscheinlich 531 531
den Untergang. Die Franken sind indessen nur zur Herrschaft über die südlichen Theile des alten thüringischen Reiches gekommen. Die Thüringer im Norden, etwa bis zur Unstrut, haben sich an die Sachsen angeschlossen und dabei den eigenen Namen bewahrt.

Unter diesen Ereignissen waren die Nachkommen Clodwigs dahin gestorben, Chlodomir war im Kampfe gegen die Burgunder ge- 524
fallen 524, Theuderich starb 534, und sein Sohn Theudebert folgte 534
ihm 548 in den Tod und wiederum dessen Sohn Theudewald 555. 548 555
Als nun auch Childebert, der Sohn Clodwigs, starb 558, so war von 558
allen Königen nur Chlothar I. noch übrig, der auf eine kurze Zeit die Herrschaft über alle Franken in einer Hand vereinigte. In diese Zeit hinein, in die Mitte des sechsten Jahrhunderts scheint die Entstehung des Lehnswesens bei den Franken zu gehören. Das Geleit der Franken hat sich endlich auch aufgelößt. Auch unter den Franken ist endlich der Wunsch nach Landbesitz rege geworden. Die Auflösung des Heeres und die Besitzergreifung kann in keiner anderen Weise geschehen, als sie geschehen bei allen Deutschen auf Römerboden. Das Heer, das aufgelößt wird, muß doch auch gewissermaßen zusammenbleiben; es muß einem Jeden die Verpflichtung auferlegt werden, mit den Waffen zu kommen, wenn er dazu von dem König geladen wird. Die Franken ergreifen den Landbesitz indessen doch in einer anderen Weise als die anderen Deutschen. Sie betrachten sich zwar auf der einen Seite als die Herren des Landes, welches sie mit ihren Schwertern gewonnen haben, auf der anderen Seite ist doch aber bei ihnen selbst die Ansicht über das Königthum gestiegen, und diese Steigerung macht sich geltend. Der König stellt die Gesammtheit aller Franken dar. Was den Franken eigen, ist im höheren und vorzüglichem Sinne Eigenthum des Königs. Der eroberte Grund und Boden ist Eigenthum des Königs. Dieser Gedanke beherrscht die Franken um so gewaltiger, je nothwendiger es ihrem kriegerischen Sinne scheint, eine solche Auflösung des Heeres und eine solche Festsetzung der Mitglieder des Geleits auf dem eroberten Boden zu veranstalten, welche die kriegerische Ordnung doch auch in ihrer Kraft lasse und das Wiederzusammenziehen des Heeres erleichtere. Darum nehmen die Franken nicht wie die andern Deutschen ein Loos, eine Alode, ein volles und wahres Eigenthum, auf dem die Kriegsverpflichtung ruhet, sondern sie nehmen nur und sie empfangen nur von dem König ein Lehn, ein geliehenes Eigenthum, eine Wohlthat des

Königs, ein Beneficium. Da der eroberte Grund und Boden schon ein Eigenthum des Königs ist, als solches gedacht und betrachtet wird, so kann es nicht zugleich volles und unbedingtes Eigenthum eines anderen sein. Zwar lassen die Franken solches volles Eigenthum noch in den Händen von Römern und andern in Gallien seßhaften Deutschen, welche nicht in dem Geleit der Franken sind. Es geschiehet dieses aber nur, weil die Gedanken der Franken möglicherweise nicht sofort eine volle Anwendung finden können. Wo das Recht der Eroberung wirklich in Vollziehung gesetzt und Land zum Austheilen an die Franken weggenommen wird, da tritt auch jener Gedanke in das Leben, daß dieses Eigenthum des Königs sei und bleibe und von ihm nur weggeliehen werde. Der König kann, wenn er will, und es ist vielfach geschehen, auch wirkliches Eigenthum geben; er giebt indessen meist nur Lehn. Das Lehn ist ein unvollständiges Eigenthum oder nur ein Nutzungsrecht, auf welchem die strengste Verpflichtung ruhet zu den Waffen zu kommen, wenn der König dazu entbietet. Das Verlassen des Heeres, Treubruch gegen den König, zieht den Verlust des Lehns nach sich. Die Lehn sollen nicht erblich sein: es hängt von dem König ab, ob er dem Sohne das Lehn des Vaters geben will oder nicht. Sie sollen immer im Besitz waffenrüstiger Männer sein: sie sind der Sold für die geleisteten und noch zu leistenden Kriegsdienste. Sie sind die Versorgung, welche der König als Repräsentant der Gesammtheit der Franken dem einzelnen Franken giebt, damit er des Rechtes der Eroberung sicher genieße und den Frieden mit dem Kriege verbinden könne. Zuerst scheinen die Franken nur Römerland genommen und in Lehn umgeschlagen zu haben. Die Römer, die auf dem gewonnenen Boden sitzen, fallen in die Knechtschaft der Franken, denen sie zugetheilt sind. So lößt sich das fränkische Geleit auch auf und die Treuen des Königs werden nun die Vassen, die Festen, die Festgemachten, genannt. Der Gedanke, der diesem Lehnswesen zum Grunde liegt, ist einer Ausdehnung fähig, die eben so verderblich für die Römer und die anderen Deutschen in Gallien, als auch für den König der Franken werden kann. Es ist Alles ein Eigenthum des Königs, was auf diesem Boden vorhanden ist, oder was aus ihm und von den Menschen, die auf ihm sind, gezogen werden kann. Es kann aber Alles dieses als Lehn von dem König an die Franken gegeben werden. Es ist beinahe eine Pflicht des Königs dieses zu thun. Denn die Franken sind auch Herrn dieser Eroberung, da sie dieselbe mit ihren Schwertern gemacht. Wo soll aber die Macht des Königthums herkommen,

wenn so Boden, Menschen und Einkünfte so dereinst werden weggegeben worden sein?

Wie die Franken die Lehn nehmen, fängt die Bildung des eigentlichen fränkischen Staates an. Die Begriffe der Franken sind arm und roh, die Gedanken denen sie folgen, leben nur dunkel in ihnen. Auch folgen sie eben sowohl der Nothwendigkeit, in welcher sie stehen, als den Eindrücken, die sie empfangen haben, indem sie ihren König gewissermaßen zum obersten Grundeigener aller Dinge in Gallien machen. Das Dasein dieses Gedankens ist auch für sie ohne alle Gefahr; denn die Herrschaft bleibt in ihren Händen. Das Reich der Franken hat eine andere Gestalt, als die andern Reiche Deutscher auf römischen Boden erhalten. In demselben ruhet die Gewalt keinesweges in den Händen aller Germanen, welche das Römerland erobert haben. Deutsche sind wieder über Deutsche als Eroberer aufgetreten: dadurch haben sich andere Verhältnisse gebildet. Es giebt überhaupt jetzo drei Classen freier Bewohner in Gallien. Zuerst die freien Römer in den Städten und auf dem Lande, so weit dasselbe nicht von dem Frankenlehn verschlungen worden ist. Diese Römer haben den deutschen König als Imperator über sich. Das Leben eines freien Römers steht nur halb so hoch als das Leben eines Franken und eines freien Deutschen im Preis. Die zweite Classe wird gebildet von den andern Deutschen, die von dem fränkischen Geleit unterworfen worden, den Allemannen, Burgundern, Westgothen und andern, die vor der fränkischen Eroberung da waren. Diese sitzen auf ihren Erbgütern, ihrer Alode. Der König der Franken entbietet sie zu den Waffen. Mit Waffen und Blut müssen sie dem Reiche der Franken Dienste leisten: sonst haben sie anfangs nichts gezahlt. Aber an der Herrschaft haben sie keinen Theil. Die Herrschaft ist früher ausschließlich bei denen gewesen, welche in dem Heer, in dem Geleit der Franken, standen. Nachdem das Heer aufgelößt, ist sie bei denen, die in demselben gewesen und die jeden Augenblick wieder als Heer zusammengestellt werden können, weil sie Lehn von dem König empfangen haben, oder Erbgüter für Dienste, die sie dem Reich und dem König leisten sollen. Gleich anfangs scheinen in den Lehn große Verschiedenheiten geherrscht zu haben: ein Lehn ist groß, das andere ist klein. Die Geburt, die Stellung der einzelnen Franken im Heer, ist ja verschieden gewesen; es hat gemeine Krieger, Führer und Hauptleute gegeben. Schon früher sind vornehme und mächtige Franken erwähnt worden. Jetzo treten diese deutlicher und bestimmter mit verschiedenen Namen hervor, (principes, optimates,

proceres). Rechtlich sind sie von den anderen Franken noch nicht unterschieden; sie entsprechen auch dem alten Adel keinesweges ganz. Tapferkeit, Glück und Gunst der Könige bringt in diesen Stand der Mächtigen hinein, die weitläuftige Lehn empfangen haben. Der alte deutsche Adel geht in diesem Stande der Mächtigen auf, aus dem sich allmälig ein neuer Adel, der aus dem Lehnswesen entstand, bildete. Eigentlich, der ursprünglichsten deutschen Sitte gemäß, sollte die Herrschaft, die Entscheidung über alle Dinge, die gesetzgebende Gewalt, wie man es der Sprache der neueren Zeit gemäß nennen könnte, bei allen Franken sein. Aber schon in dem Germanien, welches die Römer kennen lernten, ist die Entscheidung meist bei den Mächtigen gewesen. In dem Reiche der Franken fällt sie an die großen Lehnsträger, die Großbeamten des königlichen Hofes und des Reiches, die für diese Dienste Erb- oder Lehngüter empfangen. Den Franken, die alljährlich auf dem Märzfelde zur Waffenschau versammelt werden, werden die Angelegenheiten etwa noch im Allgemeinen zur Annahme mitgetheilt. Die Berathung und die Entscheidung ist aber um so mehr bei der sich bildenden Nobilität, je dürftiger die Begriffe, die Kenntnisse der gemeinen Franken sein müssen. Der Gang der Ereignisse wird durch die sich bildende Nobilität bestimmt. Will der König Krieg führen, will er irgend etwas Anderes thun, diese Franken muß er darum befragen. Der König ist auf der einen Seite zwar Herr über die Lehn, auf der anderen sind es aber doch auch die Franken selbst. Der König kann das Lehn wohl wieder einziehen, wenn ein Treubruch begangen worden. Ob er aber begangen worden, darüber entscheidet ein Gericht, das aus den Standesgleichen desjenigen besteht, der gerichtet werden soll. Das war wider die alte deutsche Sitte, daß ein Mann ein Urtheil fälle wie aus seiner eigenen Macht. Es mußten darüber freie, dem Beschuldigten am Stande gleiche Männer entscheiden. Der Staat der Franken bildet sich seltsam aus römischen und aus deutschen Begriffen und Einrichtungen zusammen. Die Letzteren haben indessen das Uebergewicht. Weil nun der König eine in ihm selbst ruhende Macht, die Lehn wieder zu nehmen, nicht besitzt, deshalb ist es auch für ihn so gefährlich, wenn das Lehnswesen eine weitere Ausdehnung gewinnt.

In dem fränkischen Reiche in Gallien bilden die eigentlichen Franken in ihrem Verhältniß zu den andern Deutschen eine Aristocratie, und in dem Schooße der Franken wird eine solche Aristocratie wiederum von der werdenden Nobilität gebildet. Diese aber hat

eben nicht sehr zu fürchten, daß das Königthum, über welches die Begriffe noch immer höchst schwankend und unbestimmt sind, für sie nicht zur römischen Imperatorenmacht werden könne, da auf den Tagen des Reiches die Entscheidung über alle Dinge durch das Herkommen wie durch die Verhältnisse in ihre Hände gelegt ist. Brauchten sie doch auf den Tagen des Reiches nur so zu entscheiden, wie es in ihrem Vortheil war und wie es die Macht des Königs nicht steigerte. Doch eine Gefahr, daß das Königthum zur Imperatorenmacht werden könne, ist allerdings vorhanden. Die Römer, die andern Deutschen im Reiche, konnten sie von den Königen nicht benutzt werden gegen die Franken! Der Fortgang der Ereignisse wird zeigen, wie die werdende Nobilität der Franken diese Gefahr zerstörte, indem sie das Lehnswesen nach allen Richtungen hin ausdehnte. Wie aber dieses Lehnswesen der Franken entsteht und damit die Fundamente ihres Staates gelegt werden, geschieht auch in ihrer Kirche eine eben so wichtige als unheilbringende Veränderung. Die Kirche, das heißt die Bischöffe, die sich die Kirche nennen, und nächst ihnen die Aebte, traten in das Lehnswesen der Franken ein. Die Bischöffe sind, wie das Lehnswesen sich bildet, noch alle Römer. Mit dem Arianismus sind auch die deutschen Priester und Bischöffe verschwunden. Die Richtungen und die Bestrebungen der römischen Priesterschaft sind bereits bezeichnet worden. Sie sind auf Reichthum, Macht, Hoheit, Würde und Unabhängigkeit des priesterlichen Standes gerichtet. Die Kirche hat sogleich Lehn zu gewinnen gesucht und hat sie, wie es scheint, mit Leichtigkeit gewonnen, da die Deutschen bereits der Lehre, daß es ein Verdienst sei, Gott etwas zu schenken und daß, was der Kirche geschenket, auch Gott geschenket sei, zugänglich gemacht worden sind. Solche Kirchen-Lehn können nicht zurückgenommen werden; was Gott geschenket worden, darf ihm nicht wieder genommen werden. Die Kirche selbst kann das Lehn, die Schenkung, das Recht, die Freiheit, die ihr geworden, nicht wieder verlieren. Was die weltliche Macht aus den Händen geben wird an die Kirche, das ist ihr unwiderbringlich verloren, so lange dieser Glaube dauert. Die römische Hohepriesterschaft hat nach solchen Lehn, die mit Bisthümern oder mit Klöstern verbunden werden, gestrebt, nicht allein von dem Reitz des Besitzes angezogen, sondern auch um Theil an der Herrschaft zu gewinnen, um auf den Tagen des Reiches erscheinen und dort entscheiden zu können. Je größer ihre Lehn und Besitzungen sein werden, um desto entscheidender ist die Stimme, die sie führen.

Die römische Priesterschaft weiß sehr genau, welche unermeßliche Aussicht sich da für die Zukunft eröffnet. Darum ist sie so eifrig gewesen reiche Lehn besonders an die Bisthümer zu bringen, daß in den Gedanken der Franken bald Lehn und Bisthum auf das vollständigste zusammengehören und ein Bischoff gar nicht anders gedacht werden kann denn zugleich als ein Großer des Reiches. Die Priesterschaft kommt dadurch auf einen Boden zu stehen, den sie im Reiche der Imperatoren nimmer hätte erlangen können, den sie in dem Reiche von Ostrom auch niemals erlangt hat. Gerade für ihre Personen aber täuschen sich die Römer doch. Selbst die wilden Franken begreifen, daß es eine schöne Sache, ein solcher Bischoff, ein solcher Abt zu sein, der zugleich den Genuß eines großen Kirchenlehns habe. Sie begreifen eben so gut wie die Römer, daß das Gelübde einer solchen Armuth nicht schwer zu erfüllen sei, und wissen eben so gut wie die Römer, daß das Gelübde der Keuschheit und die Enthaltung von der Ehe umgangen und durch etwas Schlechtes ersetzt werden könne. In alle hohe Kirchenstellen drängen sich die rohen und wilden Franken ein. Im siebenten Jahrhundert erscheinen fast lauter Franken als Bischöffe. Sie gelangen dazu um so leichter als die Verbindung der Lehn mit den Kirchenstellen herbeigeführt, daß die canonischen Wahlen aufhörten und die Besetzung an die Könige kam. Der König ist jetzo wesentlich dabei betheiligt, wer Bischoff, wer Abt sei: denn derselbe soll zugleich dem Reiche dienen mit Waffen und mit Mannen. Darum setzt der König die Bischöffe ein, wie er seine weltlichen Vassen einsetzt. Wie die bischöfflichen Sitze also durch römische, dieses Mal sich selbst betrügende Künste, den rohen und wilden Franken zu Theil werden, da hört die geringe Ordnung, die seit dem Untergange des römischen Reiches noch gehalten, vollends auf.

Also mußte das Leben verworren werden, indem die Kirche in eine ganz falsche, in eine verkehrte Stellung kam. Der erste Grund zum Verderben der Kirche ist bereits in dem Reiche der Römer gelegt worden. Aber die Hierarchie kann erst in der neueren Zeit Wurzel schlagen. Unwissenheit und Rohheit derer, die nicht Priester sind, Schlauheit, Rechenkunst und Herrschaft derer, die es sind, wenn sie mit Bewußtsein die Welt täuschen, Verwirrung, Untergang aller gesunden Begriffe über das Christenthum und den Staat bei denen,

---

Sartorius. Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien. 1811.

welche glauben, sie wären auf dem rechten Wege, diese Dinge sind der Boden, auf dem die Hierarchie emporgekommen ist. Ihre Früchte sind namenlose Verwirrung des Lebens und eben so namenlose Greul gewesen. Aber sie liegen noch in der Zukunft. Das Lehnswesen der Franken wird auch verwirren und zerstören, aber auch zu diesem sind erst die Keime vorhanden in der Mitte des sechsten Jahrhunderts. Das Weitere gehört der Zukunft an. Das Wesen aber, welches bei den Franken im Entstehen ist, soll eine weite Ausdehnung über die Grenzen des alten Galliens erhalten, inner der Schranken dessen es sich hält bis zu der angegebenen Zeit. Andere deutsche Stämme mit anderer Form des Staats und anderer Kirche standen neben den Franken. Aber sie gehen entweder unter, oder sie werden später oder früher von den Franken überwältiget und es wird ihnen dann das fränkische Wesen aufgenöthiget. Seltsam ist vor Anderm das Schicksal, welches die arianisch-deutschen Völker verfolgt. Zwei von ihnen haben schon den Untergang gefunden zur Zeit, da die Entwickelungen bei den Franken so weit geschritten, wie es bezeichnet worden, die Ostgothen und die Vandalen. Das Reich der Ostgothen, das seinen Hauptsitz in Italien hat, aber auch weit über andere Länder sich ausbreitet, und der erste König desselben Theodorich sie sind in mehrfacher Beziehung merkwürdige Erscheinungen. Die Gothen sind Fremdlinge in Italien und seltsam stehen Gothen und Römer neben einander. Für die Römer bleibt das ganze römische Wesen fortbestehen. Die Ehre der Waffen aber ist allein bei den Gothen und den Deutschen, die sich irgendwie ihnen zugesellt.

So weit folgt das Reich demselben Character, der auch bei den anderen Deutschen zu bemerken. Aber die Gothen herrschen nicht in dem Reiche, sondern der König herrscht an ihrer Statt. Das deutsche Königthum will hier zur Imperatorenmacht werden. Es wird keiner ostgothischen Reichstage oder ostgothischen Versammlungen Erwähnung gethan, höchstens hin und wieder der Zustimmung der Großen zu den Handlungen des Königs gedacht. Die Gothen sind ihrem König steuerpflichtig, da andere Deutsche dem König nur mit ihren Waffen und mit ihrem Blut zu dienen pflegen. Theodorich macht selbst einen Versuch, den Deutschen dasselbe Recht zu geben, welches bei den Römern gilt, indem er ein kurzes Gesetzbuch (Codex Theodoricianus) einführt 500, welches auf mehrere Ver- 500
gehen die den Deutschen sonst unbekannte und unerhörte Todesstrafe setzt. Nur bei Verrath an der Gesammtheit pflegten die alten Deut-

schen den Tod zu verhängen. Indessen ist dieser Versuch sofortiger Verschmelzung der Römer und der Deutschen, der Versuch zur Einführung der uneingeschränkten Königsgewalt bei den Deutschen, deshalb spurlos vorübergegangen, weil das ganze Reich der Ostgothen nur eine kurze Dauer gehabt. Die Kraft desselben dauerte nur
526 so lange Theodorich lebte, welcher 526 starb. Das gothische Reich stand auf einem morschen und zweideutigen Boden. In Italien mußten die Erinnerungen an das römische Reich am lebendigsten sein und die Schmach von Deutschen beherrscht zu werden am tiefsten gefühlt werden. Die Ostgothen waren auch arianische Christen und Italien mit dem Sitze des römischen Stuhles auch ein Hauptsitz der Katholicität. Die deutschen Arianer wurden gehaßt, obwohl Theodorich die römische Kirche nicht nur nicht verfolgte, sondern sie selbst begünstigte. Schon Theodorich hatte die gelehrten Römer Boethius, der in der Haft das Buch über die Tröstungen der Philoso-
524 phie schrieb, und Symmachus hinrichten 524, auch den römischen Bischoff Johannes I. in Haft werfen lassen, weil sie an den Umsturz der gothischen Herrschaft gedacht haben sollten. Theodorich hatte vor seinem Tode die Herrschaft über die Westgothen, die er nach dem Falle Alarich II. übernommen, an dessen Sohn Amalrich zurückgegeben. Die Herrschaft über die Ostgothen aber kam an seinen Enkel, den jungen Athalarich, für welchen jedoch ob seiner Jugend die Mutter Amalasuntha, die Tochter Theodorichs, handeln und auftreten mußte. Dieses war, wie dem Reiche und dem Volke der Ostgothen der Untergang nahe bevorstand.

Etwa in denselben Verhältnissen, in derselben schweren Lage, standen auch die Vandalen im römischen Afrika, welche die Brüder der Gothen waren: sie gehörten zu dem Stamme der Gothen und sie redeten die gothische Sprache. Als die Vandalen unter Giserich festen Fuß im römischen Afrika faßten, nahmen sie den Römern den besten und schönsten Theil ihrer Ländereien hinweg sammt den Knechten, die sich auf denselben befanden. Die freien Römer mochten gehen, wohin sie wollten; blieben sie, so wurden sie Knechte der Deutschen. Diese harte Theilung hatte indessen nicht alle Theile des römischen Afrikas getroffen, denn verhältnißmäßig war auch die Zahl der Vandalen gering und die Lust des Besitzes war leicht befriedigt worden in dem weiten Lande. Für den größten Theil der

---

Papencordt. Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika, 1837. Mannert. Geschichte der Vandalen, 1804.

Römer in den Städten, die nicht mit in die Theilung gefallen sind,
und auf dem Lande dauert das ganze römische Wesen auch bei den
Vandalen fort. Selbst die höchsten Stellen werden noch mit römi-
schen Menschen besetzt. Aber der Druck der Deutschen ward doch
schwer gefühlt und kein Römer konnte diese wilden und fremden
Barbaren mit Gunst und mit Freude ansehen. Dadurch aber wird
die Stellung der Vandalen in Afrika noch schwierig, daß sie unge-
mein eifrig im Arianismus sind. Schon Giserich verbietet den ka-
tholischen Gottesdienst in solchen Districten, wo ausschließlich Aria-
ner wohnten, damit die Gemüther der Rechtgläubigen nicht verführt
würden. Giserich kennt auch die Feindschaft der katholischen Hoch-
priesterschaft gegen die arianischen Deutschen, welche kirchlicher und
politischer Natur zugleich war, und läßt sie hart durch Verbannung
und andere Verfolgungen büßen. Aber die Katholischen werden
dadurch nur um so eifriger in ihrem Glauben. Soll man auch die-
sen noch den verhaßten Deutschen opfern! Die Kraft aber dieses Rei-
ches der Vandalen dauert nur bis zu Giserichs Tode, der 477 stirbt. 477
Sicilien, welches nach ihm an die Ostgothen abgetreten wird, Sar-
dinien, Corsica und die Balearen hat er erobert. Die Vandalen
sinken in die Weichheit und die Schlaffheit, welche bei den römischen
Afrikanern in noch höherem Grade herrschte, als in den andern Pro-
vinzen des Westreiches. Auf Giserich folgte Hunerich, der älteste des
königlichen Stammes der Asdinger, dem einer Ordnung Giserichs zu
Folge stets die Herrschaft sein sollte. Hunerich die zunehmende
Schwäche der Vandalen gewahrend und fürchtend, daß die Vanda-
len nicht bestehen könnten, wenn nicht wenigstens die kirchlich-religiöse
Spaltung hinweggeräumt werde, machte einen Versuch den Römern
den Arianismus aufzuzwingen. Es erging 483 eine große Verfol- 483
gung zuerst über die Bischöffe und die Priester, die Hunerich zu Tau-
senden als Slaven verkaufen oder mit Zwangsarbeit züchtigen ließ.
Endlich ward sogar die Schließung der katholischen Kirchen befoh-
len und allen Katholiken die Annahme des Arianismus geboten. Wer
ihn nicht annehme, sollte allen Strafen unterworfen sein, die in dem
römischen Reiche auf die Ketzerei gesetzt 484. Hunerich aber starb bald 484
nachdem dieser ungeheure Befehl erlassen worden 484. Sein Nach- 484
folger Gundamund erkannte das Vergebliche der Bestrebungen Hune-
richs. Die Majorität ließ sich ihren Glauben nicht von der Minorität
entreißen. Gundamund gab 494 den Katholischen die Kirchen zurück. 494
Auf Gundamund folgte 496 Thrasamund, der den Katholischen die 496
Kirchen wiederum schließen ließ, ohne davon einen Erfolg zu sehen.

523 Thrasamund starb 523 und Hilderich, der Sohn Hunerichs kam auf den Thron. Hilderich erschloß die Kirchen wieder und rief die verbannten und verjagten römischen Bischöffe und Priester zurück. Aber die Vandalen scheinen darin eine antinationale Richtung ihres Königs
530 gesehen zu haben. Hilderich wird 530 von Gilimer, einem Urenkel Geiserichs, gestürzt und ins Gefängniß geworfen. So weit waren die Verhältnisse gediehen als den Vandalen der Untergang kam. Von den Vandalen ist dieser Untergang zu den Ostgothen geschritten.

Dieser Untergang kam durch das oströmische Reich, durch das römische Reich vom Morgenlande, welches der Sturm der Völkerwanderung nicht mit umgerissen hatte: mit den Kämpfen gegen die Vandalen und gegen die Ostgothen tritt dasselbe in die neuere Geschichte ein, in die neuere Welt, welcher es kaum anzugehören scheint, denn es ist ein Rest, wie Trümmer des Alterthums, die langsam und allmählig dahin sterben. Immer noch in einer ungeheuren Ausdehnung breitet sich dieses Reich von Ostrom dahin. Vom Meere von Adria und von der unteren Donau, wo es indessen deutsche Stämme noch bedrohen, läuft es hinüber nach Asien bis über den Euphrat hin, wo es mit dem Reiche der Perser, welches an einer anderen Stelle erscheinen wird, zusammentrifft. Dann, begrenzt von der arabischen Wüste, läuft es nach Afrika, wo es noch das reiche Aegypten besitzt. In diesem Reiche dauert das Leben fort, wie es unter den letzten Imperatoren überhaupt gewesen. Es ist ein feiges und entartetes, ein saft- und kraftloses Geschlecht, welches hier wohnt, welches die Gewaltherrschaft der Imperatoren die unter den letzten Römern herrschende Sittenlosigkeit und Weichheit abgetödtet hat. Das Geschlecht in diesem Reiche erscheint als so abgetödtet, daß niemals eine Regung nach der Gewinnung eines andern Daseins bemerkbar wird. Sie verstehen nur langsam und allmählig sich zu verzehren und endlich zu sterben. Zwei Dinge nur setzen diese oströmische Menschheit etwa noch in Bewegung. Zuerst die Spiele des Circus. Da giebt es in den Städten, besonders in der Hauptstadt, gewöhnlich zwei Partheien, die Blauen und die Grünen, von dem die eine Parthei diesem und die andere jenem Wagenlenker ihre Gunst zugewendet hat. Nicht selten fallen sich diese Partheien wie die wilden Thiere an und massacriren sich unter einander, wenn sie über die hochwichtigen Dinge, welche die Spiele des Circus liefern, unter einander in Zwiespalt gekommen sind. Oder es sind theologische, dogmatische

Le-Beau. Histoire du Bas-Empire. Tom. V.—VIII.

Fragen, welche diese Oströmer in Bewegung setzen und um deren Willen sie sich ebenfalls untereinander zerreißen. So wird beim Falle des weströmischen Reiches mit der größten Erbitterung darum gestritten, ob man sagen und glauben müsse, es wären zwei Personen und zwei Naturen in Christo gewesen oder ob man sagen und glauben müsse, es sei nur eine vorhanden gewesen. Die Oströmer sind in eine Majorität, die Rechtgläubigen der zwei Personen und der zwei Naturen und die Ketzer der einen Person und der einen Natur (Monophysiten) auseinander gefallen. Die Kaiser von Ostrom entstehen im Uebrigen wie die alten Imperatoren entweder durch das Heer, oder durch den Pöbel der Hauptstadt oder durch eine Kabale. Niemand vermag eine regelmäßige Thronfolge zu begründen und das Reich ist steten Erschütterungen des Thrones wegen ausgesetzt. Der einmal aufgestellte Kaiser, den Laune und Zufall emporgetragen haben, ist ein voller und unbedingter Herr, der über dem Gesetze steht. Kein Adel oder sonst Jemand, am wenigsten der Senat von Constantinopel, giebt für diese Gewalt einen Zügel. Das Heer des Reiches besteht aus gemietheten Barbaren, die es schlecht genug vertheidigen, also daß Sieg den Oströmern nur durch ein Zusammentreffen sehr günstiger Umstände werden kann. Das Reich ist indessen noch in Besitz der römischen Künste, so weit sie am Ende des fünften Jahrhunderts noch lebten. Auch dadurch hat es noch eine Art von Ueberlegenheit der barbarischen Welt gegenüber.

Zeno war Imperator in diesem Reiche, als das westliche Reich zusammenstürzte. Der Streit wegen der beiden Naturen ward eben mit der größten Erbitterung geführt und das Reich ward dadurch auf das wildeste verwirrt. Zeno hatte das Glück die Ostgothen nach Italien abziehen zu sehen. Hierdurch minderte sich für Ostrom die Gefahr durch die Deutschen auch noch den Untergang zu finden. Dagegen erschien das wilde Volk der Bulgaren, vielleicht gleichen Stammes mit den Hunnen und setzte sich 486 an den Mündungen der 486
Donau fest. Nach Zenos Tode 491 gewann Anastasius, am Hofe 491
mit einer vornehmen Stelle bekleidet, die kaiserliche Gewalt. Anastasius baute die lange Mauer, damit nur die Hauptstadt gegen die Einbrüche der wilden Barbaren gesichert sei, schaffte die Thierkämpfe ab, verwirrte aber das Reich von neuem, indem er die Monophysiten begünstigte. Nach dem Tode des Kaisers Anastasius 518 bemei- 518
sterte sich Justinus I., ein Befehlshaber der Garde, des Thrones. Justinus, welcher der Katholicität eifrig ergeben war, bestimmte, daß die Ketzerei des Manichäismus mit dem Tode bestraft werden sollte.

527 Justinus I. pflanzte bei seinem Tode 527 die Herrschaft auf seinen Neffen Justinian I. fort. Durch die Unterwerfung von Afrika und Italien, die Vernichtung der Vandalen und der Ostgothen hat die Regierung Justinian I. einen Glanz empfangen, den sie nur zufälligen Umständen verdankte. Seine Herrschaft ist indessen auch um andererer Dinge willen von einiger Wichtigkeit. Die heidnischen Opfer wurden bei Todesstrafe verboten. Auch den Heiden sollte der Tod treffen, der nachdem er die Taufe empfangen, doch zum Heidenthume zurückgetreten. Die letzten Schulen der heidnischen Philosophen wurden geschlossen, die letzten Heiden flüchteten aus dem Reiche. Justinian ließ die Gesetze der Imperatoren zusammenstellen, die Institutionen und die Pandecten erschienen, das Consulat, u. nützer
541 Rest des Alterthums 541 aufgehoben und auf der fünften öcume-
553 nischen Synode zu Constantinopel 553 der Triumph der Katholicität über den Arianismus und die Lehre der Monophysiten befestigt.
325 Alle Schlüsse der vier ersten öcumenischen Synoden von Nicäa 325,
382 von Constantinopel 382, von Ephesus 431 und von Chalcedon
431 451 wurden dort bestätigt. Den Kaiser wie sein ganzes Volk be-
451 schäftigten die theologischen Streitigkeiten am meisten. Justinian war eifrig orthodox bis er gegen das Ende seines Lebens selbst in eine Ketzerei fiel, indem er behauptete, daß der Körper des Heilands von dem Moment der Empfängniß an keiner Veränderlichkeit unterworfen gewesen und daß er den Leiden des Körpers bis zu dem Moment der Auferstehung unzugänglich gewesen. Wer nicht wie der Kaiser glauben wollte, ward verfolgt. In solchen Dingen trieben die Oströmer sich herum, während Perser, Bulgaren, Slaven und Deutsche das Reich bedrohten. Auch die Blauen und die Grünen zerrissen sich untereinander. Der Kaiser begünstigte die Blauen und, wenigstens zum Theil deshalb, brachen die Grünen in dem furchtba-
532 ren Nikaaufstande los 532, bei welchem es einen Augenblick selbst einen andern Kaiser als Justinian I. in Constantinopel gab, Hypatius, ein Neffe des Kaisers Anastasius. Der tapfere Belisar warf diesen Aufstand nach einem furchtbaren Blutbade nieder.

So war das Reich, welches mit Glück gegen die Vandalen
530 und gegen die Ostgothen auftrat. Als Hilderich durch Gilimer 530 vom Throne gestürzt worden, da mögen die römischen Menschen gefürchtet haben, daß abermals eine schwere Verfolgung um des Glaubens willen bevorstehe. Die römische Landschaft Tripolis empörte sich gegen die Vandalen. Ja die Vandalen zerfielen untereinander selbst. Godas, der Befehlshaber von Sardinien, erhub sich gegen

Gilimer und legte den königlichen Titel an. Dieser Aufstand ward indessen von Gilimer wieder unterdrückt. Der Kaiser Justinian aber hatte beschlossen die Verhältnisse zu benutzen und gegen die Vandalen aufzutreten. Nicht allein der Gedanke an die Möglichkeit der Wiederherstellung des alten Umfanges des Römerreiches, sondern auch der Eifer für den katholischen Glauben setzte Justinian in Bewegung.
Mit geringer Streitkraft ward Belisar nach Afrika gesendet 533. 533
Nur 15000 Krieger sollten das große Werk vollenden. Sie waren aus den Barbaren aller Nationen zusammengebildet. Dennoch gelang das Werk; denn die römischen Menschen in Afrika, die Vandalen auf das Aeußerste hassend, unterstützten dasselbe in jeder Weise. Auch suchte Belisar die Vandalen dadurch in sich selbst zu verwirren, daß er behauptete, der Kaiser habe ihn nur gesendet, um Hilderich wieder auf den Thron zu setzen und Gilimer zu entfernen, weshalb auch der König den Entthronten sofort zu tödten gebot. Karthago fiel in Belisar's Gewalt, als er kaum gelandet war. Die Vandalen wagten eine Schlacht bei Tricamarum und wurden besiegt 533. 533
Alle Römerstädte fielen zu Balisar, das Glück wendete den Vandalen ganz den Rücken. Gilimer selbst gab sich gefangen. Was dem Schwerte Belisars nicht erlag, mußte sich unterwerfen. Es haben Vandalen noch geraume Zeit in Nord-Afrika fortgelebt; allmählig sind sie unter den übrigen Einwohnern verschwunden. Gilimer ward in Constantinopel von Belisar als Gefangener im Triumph aufgeführt 534. Afrika ward wieder römische Provinz. Doch war 534
die kurze Herrschaft der Römer vielfach von den wilden Mauren beunruhiget. Mauren wurden die Ureinwohner des Landes genannt, welche sich der römischen Civilisation nicht gefügt, sich an die Wüste und in die Gebirge gezogen und dort meist immer unabhängig von den Römern lebten.

Die andern Deutschen hatten ihre Brüder fallen lassen. Weder die Ostgothen noch die Westgothen, die Gilimer um Hülfe gerufen, hatten sich in Bewegung gesetzt. Die Oströmer aber faßten die Hoffnung auch Italien wieder zu gewinnen. Die Balearen, Korsica und Sardinien waren mit Afrika ebenfalls wieder römisch geworden und der Weg nach Italien war gebahnt. Die Verhältnisse waren wie in Afrika. Die römischen Menschen, die katholische Kirche, harrte den Befreiern entgegen. In dem Reiche der Ostgothen war
der junge Athalarich 534 gestorben und seine Mutter Amalasuntha 534
hatte einen Vetter des Hauses, Theodat, zum Gemahl und zum König gemacht. Theodat hatte Amalasuntha tödten lassen und als

Justinian wiederum Belisar zunächst auf die Insel Sicilien sendete 535, behauptete er, es geschehe nur um den Mord Amalasuntha's zu rächen, die in freundlichen Verhältnissen mit ihm gestanden. Aber bald erhub sich ein ungeheurer Kampf zwischen den Oströmern und den Ostgothen um den Besitz Italiens. Denn nicht mit einem Schlage konnte das mannhafte Volk der Ostgothen gleich den entarteten Vandalen niedergeschlagen werden. Furchtbar ward Italien in diesem Kampfe verheert, fünfmal ward Rom bald von den Römern, bald von den Gothen genommen. Die Ostgothen hatten
536 nach dem ersten Verluste Roms den feigen Theodat 536 niedergehauen, mit dem das Geschlecht der Amaler endete. Sie setzten den Kampf fort unter dem König Vitiges. Und als dieser in die Gefangen-
540 schaft der Römer gefallen 540 und ihre Sache schon verloren schien, erhoben sie sich wieder unter König Ildibad und nach dessen Ermor-
541 dung 541 unter Erarich dem Rugier, den indessen die Gothen bald wieder erschlugen und Totila zu ihrem König machten. Totila war ein milder aber kühner Held. Die Gothen breiteten sich wieder über ganz Italien aus. Aber die Kräfte des Volkes schwanden in dem blutigen Kampfe dahin. In der Schlacht bei Ariminum fiel Totila
552 und die Gothen blieben sieglos 552. Die Gothen wählten Tejas zum König; aber auch Tejas fiel in einer Schlacht, die er gegen
552 Narses 552 verlor. Da ward auch Italien wieder römische Provinz und der traurige Rest der Ostgothen, der in Italien blieb, ist allmählig spurlos verschwunden. Auch die Gothen waren gefallen ohne daß die andern Deutschen sich regten. Nur zu Raub und Plünderung hatten Franken und Allemannen die verwirrten Verhältnisse Italiens benutzt.

Also waren zwei arianische Völker, die Vandalen und die Ostgothen, untergegangen. Ein anderes, die Burgunder, war freiwillig von dem Arianismus abgetreten. Je länger je mehr wird dieser Arianismus verschwinden. Bald ist es die offene Gewalt der Waffen, der er erliegt, wo seine Bekenner dann entweder durch das Schwert der Römer vernichtet oder durch die Macht der Franken zum Katholicismus gebracht werden. Bald lassen die Deutschen selbst ohne daß eine offene Gewalt ihnen entgegentritt, von diesem Arianismus, weil sie fühlen, ein Theil wenigstens der Feindschaft der Römer gegen sie müsse, wollten sie bestehen, hinweggenommen werden. Die deutschen Arianer hätten immerhin die Schlüsse der fünf ersten ökumenischen Synoden annehmen und über die Natur des Sohnes und die Person Christi den Glauben bekennen mögen, welcher den

Namen der Orthodoxie gewonnen hat, wie es denn wohl würde geschehen sein, wenn die deutsche Kirche Bestand gewonnen. Ihre Spaltung mit der römischen Katholicität wäre dadurch nicht aufgehoben worden, wenn sie nicht zugleich an die Macht des römischen Bischoffs, der Bischöffe überhaupt und des gesammten Priesterthumes, an die dem Heidenthume entnommenen Vorstellungen der Römer geglaubt, wenn sie nicht, mit den Römern und mit den für die Katholicität von diesen gewonnenen Deutschen, die äußern Bräuche und Institute angenommen, die diesen Vorstellungen entsprungen waren.

Aber auch auf anderen Puncten der Welt ist das Schicksal wider diese deutsche Kirche gewesen. Das Christenthum, welches in dem Reich der Franken und bei den Römern gilt, die Kirche, die nur lateinisch redet, was weder die Deutschen, noch selbst die Römer, da die Volkssprache allmählig vom alten Römischen bedeutend abzuweichen beginnt, vollständig verstehen, soll eine weite Herrschaft gewinnen, damit die Hierarchie tiefe Wurzel schlagen könne. Auch die Westgothen werden vom Arianismus gewendet. Bei dem Tode des Ostgothenkönigs Theodorich hatte Amalrich, der Sohn Alarich II. die Herrschaft über die Westgothen empfangen 526. Amalrich 526
scheint seinen Tod im Kampfe gegen die Franken gefunden zu haben
531. Mit ihm endet das Geschlecht der Balthen und das gothische 531
Reich wird fürderhin durch Wahl vergeben. Es sind wohl bei den Deutschen die Begriffe über das Königthum gestiegen und das Königthum ist auch weit mehr geworden, als die alte Feldhauptmannschaft gewesen. Doch zuweilen kehren die Deutschen in Einigem zu dem Alten zurück. Ist das Geschlecht wieder ausgestorben, unter dem das Königthum eine stehende Erbwürde geworden, kehren sie wieder zu der früheren Wahl zurück und bleiben bei derselben, wenn besondere Verhältnisse das begünstigen. Die großen Geschlechter der Westgothen, die Gardinger, wollen und wünschen ein Wahlkönigthum, damit das Königthum eine Imperatormacht über sie nicht werden könne. Theudes, der zum König nach Amalrich gewählt wurde, verlegte schon den Sitz des Reiches jenseits der Pyrenäen, weil in Gallien nicht viel mehr an die Franken zu verlieren war. Theudes ward 548 ermordet und Theudisclus gewählt. Auch die- 548
ser ward bald 549 ermordet; denn die Gardinger halfen sich durch 549
Mord, wenn ihnen einen König nicht gefiel. Agila ward gewählt, aber Athanagild, ein anderer vornehmer Gothe, nach der Krone strebend, trat als Empörer gegen ihn auf. Athanagild rief die Hülfe

der Oströmer auf, in deren Macht die Nordküste Afrikas durch den Untergang der Vandalen wieder gekommen. Die Oströmer kamen und bemächtigten sich eines Theiles der Südküste von Spanien. Agila
554 ward 554 ermordet und Athanagild war allein König. Aber die Oströmer konnte er nicht wieder vertreiben. Achtzig Jahre behaupteten sie einen Theil der Küste. Als Eroberer und als Arianer unter den feindlichen Römern mußte die Lage der Westgothen dadurch schwieriger werden, daß die Oströmer eine Hand in Spanien hatten. Zu Athanagilds Zeit ging auch das kleine Volk der Sueven und ihr König Carrarich am Anfange der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts vom Arianismus zum Katholicismus über. Der Grund mag hauptsächlich derselbe gewesen sein, welcher die Deutschen überhaupt zu solchem Uebergange bewegen muß. Dieses hat die Stellung der arianischen Westgothen auf der pyrenäischen Halbinsel eben-
568 falls verschlimmert. Athanagild starb zu Toledo 568. Die Gardinger stritten heftig unter sich, wer König sein sollte. Die in Gal-
569 lien wählten Liuva zum König 569, der die Herrschaft über die pyrenäische Halbinsel seinem Bruder Leuvigild gab. Diesen erkannten
572 die Westgothen an und nach Liuvas Tode 572 vereinigte er alle Gothen unter sich. Es war Zeit gewesen, daß die Gothen einig wurden und sich zusammenstellten unter einer kräftigen Leitung. Denn in den Unruhen nach Athanagilds Tode war Cordova, waren viele andere Römerstädte, gegen die Gothen aufgestanden und mit Strömen von Blut mußte Leuvigild den Gehorsam wieder herstellen.

Bald aber ward die Lage der Dinge wieder für die arianischen Westgothen gefährlich. Leuvigild hatte zwei Söhne, Hermingild
579 und Reccared. Hermingild war 579 mit Ingundis einer fränkischen und katholischen Fürstin vermählt worden. Ingundis und römische Bischöffe bewogen Hermingild zum katholischen Glauben überzutreten. Sofort bewegte sich Alles gegen die Westgothen. Die Sueven unter König Mir, die Oströmer, die Römer Spaniens. Die
580 Franken waren ebenfalls zu fürchten 580, die auch wirklich in diese Begebenheiten eingriffen und die Waffen gegen die Westgothen nah-
583 men 583. Aber noch einmal waren die arianischen Westgothen glücklich und der rüstige Leuvigild ward aller Feinde Meister. Her-
584 mingild mußte sich in Cordova dem zürnenden Vater ergeben 584 und es meinte derselbe ein schweres Beispiel aufstellen zu müssen.

Lembke. Geschichte von Spanien. Thl. I. 1831. Saint-Hilaire, Histoire d'Espagne. Tom. I. 1837.

Hermingild's Haupt ward dem Henkerbeil überliefert 585. Die 585
Franken wurden zurück getrieben und das Reich der Sueven, deren
letzter König Andeca war, ward vernichtet 585. Seitdem sind die 585
Sueven in Spanien mit den Westgothen zu einem Volke zusammen
gewachsen. Der Krieg gegen die Franken dauerte noch fort, als
Leuvigild starb 586. Derselbe hatte auch versucht, das Erbkönig- 586
thum bei den Westgothen einzuführen: daher hatte er seinen zweiten
Sohn Reccared oder Richard schon bei Lebzeiten als Mitregent anerkennen lassen. Reccared, der auch von einer katholischen Mutter, der Griechin Theodosia, geboren war, versammelte katholische und arianische Bischöffe zu Toledo und ließ sie unter einander über den Glauben streiten, erklärte aber bald, daß der Himmel und die Erde
ihn bewegten, den katholischen Glauben zu bekennen 586. Es war 586
wohl mehr die Erde als der Himmel gewesen, welche den König Reccared zum Uebertritt brachte. Er hat erkannt, daß die Stellung der Westgothen, von den Franken, den Oströmern und den Römern im eigenen Lande bedroht, nicht länger haltbar ist, wenn sie nicht wenigstens die kirchlich-religiöse Spaltung, die sie von den Römern scheidet, aufgeben. Dasselbe haben auch die arianischen Bischöffe und Priester, das ganze arianische Volk, erkannt. Denn obwohl jetzt wie noch in der Folge Versuche von den Westgothen gemacht werden, den Arianismus wieder emporzubringen, so haben sie doch im Ganzen dasselbe gesehen, was ihr König sieht und mit diesem den Arianismus verlassen. Nun hört auch bei den Westgothen die deutsche Predigt auf und die römische trat an die Stelle derselben. Die Bischöffe, welche fürderhin auf den Synoden genannt werden, sind fast alle von römischem Stamm. Und in ihnen ist dieselbe Richtung zu bemerken, welche die römische Priesterschaft überhaupt hat und welche sich in dieser Priesterschaft forterhalten, auch nachdem Deutsche in sie eingetreten, sowie nur einmal der Geist der Katholicität über sie gekommen. Die Bischöffe drängen sich bald auf die Reichstage ein, spielen auf denselben bei weitem die bedeutendste Rolle und machen das Königthum fast von sich abhängig. Das Königthum unter dem Priesterthum, ein Königthum, welches in dem Geiste und in dem Sinne, nach den Willen der Priester waltet, das ist stets das Feldgeschrei der Hierarchie. Das Königthum wird gehalten und gestützt, damit es den Weg der Priesterherrschaft fördern könne, es wird nach Möglichkeit eingeschränkt, damit es wider die Priestermacht nichts vermöge. Ist etwa ein König, der wider sie sein will, so wird er, wenn man es kann, im Namen Gottes und der heiligen Kirche

gestürzt. Also das Reich der Westgothen nach Reccareds Uebertritt. Unter demselben scheint das Verbot der Ehen zwischen den Römern und zwischen den Gothen aufgehoben worden zu sein.

Die Hauptentwickelung aber eines großen Theils der europäischen Welt bleibt in dem Reiche der Franken, bei den Franken, welche in dem Reiche, das sie sich gewonnen haben, das herrschende Element bilden. Rauher und roher als andere Deutsche, die auf dem Römerboden erschienen, rauher und roher wenigstens als die Gothen, sind diese Franken. Da, wo die Rohheit am größten ist, wurzelt die Hierarchie am sichersten. Von der Mitte des sechsten Jahrhunderts an schreitet diese im Bunde mit dem Lehnswesen kräftiger auf. Lange sind beide Hand in Hand mit einander gegangen. Doch ist eine große, innerliche Feindschaft zwischen ihnen. Die Priesterherrschaft will nichts neben, sie will Alles unter sich sehen. Zuerst arbeiten beide noch zusammen. Chlothar I. hatte nach dem Tode seiner
558 Brüder 558 die Herrschaft über alle Franken nur kurze Zeit verei-
561 nigt. Schon 561 starb dieser Chlothar I. und das Königthum der Franken fiel an seine vier Söhne Charibert, Guntram, Sigibert, und Chilperich. Die Franken betrachteten das Königthum wie ein gewöhnliches Erbe, welches an die mann- und wehrhaften Söhne zugleich fallen müsse. Das Königthum ward bei den Franken weder ausschließlich als eine Erbwürde, noch ausschließlich als eine solche betrachtet, welche durch Wahl entstünde. Die Franken pflegten jeden neuen König zu bestätigen, ihn anzuerkennen, ihn einzusetzen. Von
567 den Brüdern starb Charibert bald 567 und die drei übrigen trafen eine abermalige Theilung. Die Grenzen liefen bunt durcheinander. Unter den Franken selbst begann sich eine Verschiedenheit zu bilden. Am Rheinstrome und im Norden Galliens blieben die Franken der deutschen Art treu, im Süden fingen sie an sich zu dem Römischen hinzuneigen. Das nördliche Gebiet ward schon im sechsten Jahrhundert das Altland (Austria) das südliche das Neuland (Neustria) genannt, weil jenes länger in der Hand der Franken war als dieses. Sigibert ist im Altland König, Chilperich im Neuland, Guntram ist es in Burgund. Die großen und mächtigen Franken scheinen in dieser Zeit gefürchtet zu haben, daß das Königthum noch zur wahren Macht werden könne. Diese Furcht liegt nahe, wie bereits bemerkt. Aber es giebt ein Mittel sie zu entfernen, welches die großen Franken um so eifriger ergreifen, je mehr sie durch dasselbe zu Macht und Hoheit geführt werden. Es ist das Mittel einfach eine weitere Ausdehnung des Lehnswesen. Das Land, wo freie Römer und

andere Deutsche wohnen, die nicht Franken sind, muß mit den Menschen und mit den Einkünften als Lehn von den Königen an Franken gegeben werden. Dann sind dem König alle Mittel, etwas Anderes zu sein, als die großen Franken ihn wollen sein lassen, entzogen.

Die Franken sind roh und wild; aber dieses ist zu einfach, um nicht begriffen zu werden. Die Könige ohne Einsicht und Verstand, kommen dem Willen der großen Franken bewußtlos nach. Es erhebt sich unter den Brüdern ein grimmiger Zwist. Die Frankenkönige leben roh mit vielen Kebsfrauen. Davon hat Sigibert sich rein erhalten und sich die Tochter des Westgothenkönigs Athanagild, Brunehildis zur Gemahlin genommen. Darob ist Chilperichs Eifersucht erwacht und er hat sich die Schwester Brunehildens, Galsuintha, genannt, auch zur Gemahlin erbeten 567. Es findet sich 567
aber, daß Galsuintha unschön ist. Sie wird, vielleicht auf Anstiften der Kebse des Königs Chilperichs, Fredegundis, die derselbe nachmalen auch zu seiner Gemahlin macht, ermordet. Die beiden Frauen Brunehildis und Fredegundis hassen sich glühend. Es entbrennt
572 ein heftiger Kampf zwischen den beiden Brüdern, an dem auch 572
Guntram Theil nimmt, für Sigibert Parthei ergreifend. Die Franken hätten diesen Streit nicht zu führen gebraucht, wenn sie nicht gewollt; denn die Entscheidung liegt in ihren Händen über solche wie über andere Dinge. Aber sie führen ihn theils von Raublust getrieben, da jeder auf die Lehn der Gegner hofft, theils aber auch und vorzüglich, um die Könige zu beschäftigen, auf daß sie nicht daran denken möchten, ihre Mittel und Kräfte zu sammlen und zu ordnen, um sie in zweifelhafte Verhältnisse zu setzen, sie zu nöthigen sich Gehorsam und Treue zu erkaufen, neue Lehn zu errichten und an die großen Franken auszutheilen. Alle diese Berechnungen waren mit Leichtigkeit anzustellen und selbst die rohen Franken begriffen, wohin die Ausführung derselben bringen mußte.

Es ist aber den großen und mächtigen Franken, die immer bestimmter über die gemeinen sich erheben, nicht genug daran, daß die Könige in dieser Weise beschäftigt werden. Sie wünschen der Männer aus dem königlichen Geschlecht, in denen noch einige Kraft bemerkbar, sich ganz zu erledigen. Sigibert wird 576, Chil- 576
perich 584 ermordet. Guntram fürchtet im Wachen und im Traume 584
von den Franken ebenfalls ermordet zu werden. Bald werden sie wahre Männer gar nicht mehr auf dem Throne dulden, sondern nur

---

Pertz. Geschichte der merovingischen Hausmeier 1819.

Jünlinge oder Knaben. Nur der Merovinger rettet sich etwa noch
in das Mannesalter hinein, den seine Stumpfheit für die großen
Franken unbedenklich macht. Der Kampf aber wird nach dem Tode
der beiden Könige fortgesetzt theils durch die Berechnung der Fran-
ken, theils durch das Einwirken der haßerfüllten Frauen. Sigibert
hat einen Sohn Childebert II. hinterlassen, Chilperich ebenfalls ei-
nen Chlothar II. In deren Namen wird der Kampf fortgetrieben.
Andere unbedeutendere Dinge traten hinzu, um weder Ruhe noch
Rast in das Reich der Franken zu bringen. Guntram stirbt 595
und Childebert II. erbt dessen Reich. Die Franken lassen ihn nicht
596 in das Mannsalter kommen. Childebert II. stirbt 596. Zwei
Knaben Theuderich und Theudebert werden nach ihm Könige in dem
Theile des fränkischen Reiches, welcher dem Hause Sigiberts gehört.
497 Obwohl nun auch Fredegundis bald darauf 597 starb, so rastete der
Haß der alten Brunehildis doch nicht. Sie fuhr fort dem Sohn
ihrer Feindin Chlothar II. zu bekämpfen. Die Franken sind immer
willig diese Kriege zu streiten, ja sie haben an dem Bruderkampfe
zwischen den beiden königlichen Häusern noch nicht genug. Es wird
auch das Haus Sigiberts wieder in Feindschaft gegen sich selbst ge-
bracht. Die Jünglinge Theuderich und Theudebert stehen wieder
gegen einander auf. Theuderich findet vor Theudebert den Unter-
612 gang 612. Gleich darauf starb auch Theuderich 613 und die alte
Brunehildis stand allein da in dem Hause Sigiberts mit vier Ur-
enkeln, Theuderichs Söhnen. Chlothar II. greift sie an. Aber die
Franken vom Altland haben nun des Kampfes genug. Sie verra-
then nun Brunehildis und Sigiberts Haus an Chlothar II. Brunehil-
dis findet einen entsetzlichen Untergang und die Abkömmlinge Sigi-
613 berts verschwinden 613. Bei diesen Vorgängen traten zwei Män-
ner, Pipin, ein mächtiger Franke aus dem Altlande, und Arnulf, der
Bischoff von Metz, besonders bedeutend hervor. Sie haben den Ue-
bergang der Männer des Altlandes zu Chlothar II. und den Untergang
des Hauses Sigiberts vorzüglich herbeigeführt. Dem Namen nach
vereinigen sich nun die Franken in Gallien alle abermals unter einer
Herrschaft, unter Chlothar II. Aber es ist nur eine Namensherrschaft
noch und nur auf kurze Zeit eine Vereinigung. Der Schauplatz
aller dieser Ereignisse ist das alte Gallien gewesen. Die Franken
haben sich seit dem Ausbruche des Bruderkampfes wenig um das
ausheimische Land bekümmert. Die Verbindung mit den Alleman-
nen und den Baiern scheint fast abgebrochen, die Herrschaft über die
Völker in Deutschland schwach geworden zu sein. Erst dann, wenn

sie in Gallien selbst die Dinge vollendet, welche von ihnen erstrebt werden, wird das Heer der Franken wieder seine erobernde Kraft gegen das Ausland wenden.

Es war nicht umsonst von den Franken geschehen, daß sie diese Kämpfe geschlagen und die Verwirrung, welche in das königliche Haus gekommen, in jeder Weise gefördert hatten. Die Stellung des Königs und die Stellung der großen Franken ist eine andere geworden. Die königliche Gewalt, zwar nicht über die Franken selbst, aber doch über das Reich war ein nicht Unbedeutendes gewesen. Die Einkünfte aus dem Römerlande und aus den Römerstädten, die Verwaltung derselben und die oberste Gerichtsbarkeit befand sich nicht allein über die Römer, sondern auch über die Deutschen in seinen Händen. Der König setzte jetzo die Männer ein, welche dem alten deutschen Gericht vorstanden, die Grafen. Das Fällen des Urtheils aber war immer noch bei denen, die das Volk selbst erkiesen. Die Franken hatten im Allgemeinen nicht ohne Grund zu fürchten gehabt, daß die Kräfte, die in den Römern und in den andern Deutschen lagen, von dem König gegen sie benutzt, daß sie zum Grunde und zum Boden einer imperatorischen Macht gemacht würden. Deshalb hatten sie die Könige an einander getrieben und beschäftiget. Zuerst war es ihnen in dieser Zeit gelungen, die Ausübung der königlichen Gewalt aus den Händen des Königs zu bringen und sie auf die Hausmeier zu übertragen. Solche Hausmeier erscheinen bei dem fränkischen Geleit gleich bei seinem Auftreten in Gallien. Der Hausmeier wird von den Franken gewählt und wie es scheint, anfangs nur auf ein Jahr. Später ist die Würde lebenslänglich geworden. Der Hausmeier hat zuerst, ehe die Franken Landbesitz ergreifen, den Fiscus zu verwalten, in dem die gemeinschaftlichen Einkünfte gethan werden, von denen das fränkische Geleit lebt. Bei und nach der Besitzergreifung des Landes aber, als das zeitherige Geschäft des Hausmeiers, (major domus regiae), aufhören muß, empfängt er die Austheilung, die Obsicht über die Lehn und die Wahrung der Erfüllung der Verbindlichkeiten, die auf denselben ruhen. Noch später, seitdem nach dem Tode der Könige Sigibert, Chilperich und Guntram, nur Schwache, Jünglinge oder Knaben, auf dem Throne von den Franken gelassen werden, wird der Hausmeier in allen Stücken ein Stellvertreter des Königs. Der Hausmeier führt das Heer an, leitet die Reichstage und vertritt den König bei der Handhabung der obersten Gerichtsbarkeit. Man könnte sagen, die großen Franken haben das Königthum nicht zerstört, aber sie haben es umgan-

gen. Der Hausmeier, von ihnen gewählt, ist von den Franken abhängig. Er muß die königliche Gewalt so handhaben, wie es den Franken nach Wunsch und Wille ist. Es ist eine einfache und kurze Weise die Stellung des Königthums, von der sie in Wahrheit bedroht gewesen, ganz unschädlich zu machen. Die Franken haben schon seit dem Tode der Könige Sigibert, Chilperich und Guntram zu dieser kurzen Weise eine noch kürzere gefügt, bei der sie auch in Zukunft verharren. Die Merovinger dürfen nicht mehr alt werden. Kommt einer über das Jünglingsalter hinaus, kommt er zu Kraft und will er sich etwa selbstständig bewegen, so stirbt er, oder vielmehr so muß er sterben. Denn es ist keine Frage, daß der Schleier, welcher über dem plötzlichen Absterben der letzten Merovinger im Knaben oder im Jünglingsalter liegt, eine große Menge von Verbrechen verbirgt, die an ihnen begangen worden sind.

Aber nicht hierdurch allein hatten die großen Franken der Könige Macht gebrochen und brachen sie in Zukunft noch. Sie hatten dazu auch noch andere Mittel und, bei aller ihrer Rohheit, sehr zweckmäßige in Bewegung gesetzt. Zuerst haben sie gewonnen, daß die Lehn erblich geworden. Dieses geschieht indessen nicht durch ein Gesetz, sondern es geschieht durch das Herkommen und durch die Zeit.
577 In einem Tractate zu Andlau 577 zwischen Guntram und Childebert II. wird die Erblichkeit der Lehn stillschweigend vorausgesetzt. Zweitens hat das Lehnswesen eine große räumliche Ausdehnung empfangen. Die sich untereinander bekämpfenden Könige sind genöthiget worden, die Treue der mächtigen Franken zu erkaufen, aus denen der Kern ihrer Macht besteht. Die Jünglinge und die Knaben müssen ohne Weiteres nach dem Willen der Hausmeier handeln, die von den großen Franken abhangen. Römerland und Germanenland ist in Lehn umgeschlagen worden. Es ist ja Alles Eroberung der Franken, warum sollte nicht Alles in Lehn umgeschlagen werden können? Die Größe der Lehngüter hat drittens herbeigeführt, daß das Lehnswesen selbst einen neuen Zusatz empfangen hat. Die Franken, denen gelungen, so mächtige Lehn, die oftmals aus ganzen Districten bestehen, zu gewinnen, haben auf ihrem Grunde und Boden wiederum kleinere Lehn errichtet und kleinere Lehnsträger auf sie gesetzt. Diese Afterlehnsträger, später auch Vasallen genannt, sind mit ihrer Treue und ihrem Gehorsam zunächst an ihren nächsten Herrn gewiesen, obwohl sie auch dem Reiche und dem König als gepflichtet betrachtet werden. Doch für seine besonderen Zwecke kann ihr Lehnsherr sie in Bewegung setzen. Sie sind ihm zum Waffendienst ver-

pflichtet und sie gaben einen Theil vom Ertrage des Lehnsgutes an den Herrn ab. Die mächtigen Franken lassen diese Afterlehn nicht erblich werden, wie ihre eigenen Lehn, die sie von dem König und von dem Reiche haben, erblich geworden sind. In dieses Verhältniß scheinen besonders die Deutschen getreten zu sein, deren altes Eigenthum von den Königen zu einem neu gebildeten Lehn gemacht ward. Die Menschen vom römischen Stamme dagegen scheinen größtentheils zu Knechten geworden zu sein. Indessen kommen Römer selbst in den höchsten Stellen des Staates, selbst in der Hausmeierwürde vor. Die fränkische Nobilität ist noch immer in ihrer Bildung begriffen. Wen Glück und Kühnheit emporhob, der kam noch hinein. Von einer erblichen Abgeschlossenheit konnte noch keine Rede sein, obwohl bereits eine bestimmte Anzahl von Geschlechtern vorhanden war, die sich im Besitz der Macht befanden. Diese Nobilität war noch immer mehr eine factische als eine rechtliche Ueberlegenheit über die gemeinfreien Franken, die kleineren Lehnsträger des Reiches und die anderen Deutschen, über welche sich der fränkische Name je länger, je mehr verbreitet. Jeder fränkische Große kommt nun, wenn der König zu den Waffen entbietet, mit einer nach Verhältniß seines Gutes starken Schaar der Dienstmannen zu dem König. Nicht selten aber führen diese Franken schon förmliche Kriege unter einander selbst, indem sie ihre Aftervassen für ihre besondern Zwecke in Bewegung setzen. Noch giebt es nicht allein jetzo, sondern noch anderthalb Jahrhunderte über diese Zeit hinaus, eine große Anzahl gemeinfreier Menschen, Deutsche, die auf einem kleinern Lehn oder auf einer alten Alode sitzen, Römer, noch freie Grundeigenthümer auf dem flachen Lande oder in den großen Städten, die, was Gallien anlangt, erst allmählig, endlich aber doch ziemlich vollständig, von den großen Franken und durch die Lehn derselben verschlungen werden. Doch ist dem Stande derm ächtigen Franken, der auf den Tagen des Reiches herrscht, schon gelungen, eine große Zahl der Menschen, Deutsche und Römer, aus der nächsten und unmittelbaren Verbindung mit dem König zu bringen und sie an sich zu ketten. Je länger, je mehr wird es dem Königthume zur Unmöglichkeit gemacht, alsbald ein Herrnthum zu werden, da die Franken demselben den Grund und Boden, die Menschen, die Ausübung der Rechte und die Einkünfte, zu entwinden verstehen. Damit ziehen sie allmählig den Grund und Boden hinweg, auf dem etwas gedeihen konnte. Es ist ein Geist in diesen Franken, der lange und beharrlich an einem Ziele arbeitet. Nicht alle mögen sich dieses Zieles bewußt gewesen

sein. Das aber ist keine Frage, daß es unter ihnen nie an solchen gefehlt, die das Streben mit einem klaren Bewußsein von dem, was sie zuletzt wollten, verbanden.

In diesem Zuge arbeitet sich die Geschichte des Reiches der Franken aus dem sechsten in das siebente Jahrhundert hinein. An Allem aber, was von den weltlichen Waffen gewonnen wird über das Königthum, und was von diesen getrieben wird gegen das Königthum nahmen die Bischöffe, die Kirche, wie es je länger je mehr genannt wird, eifrig Theil. Nur stehen die Bischöffe den Königen noch um vieles besser, um vieles unantastbarer den Königen entgegen. Die Lehre, daß die Kirche nur gerichtet werden könne durch die Kirche, suchen die Bischöffe in Kraft zu setzen und schon gelingt es ihnen den Satz hin und wieder durchzuführen. Er soll ihnen die Unabhängigkeit von den Königen geben, nicht allein in soweit sie Priester der Kirche, sondern auch in soweit sie Lehnsleute des Reiches sind. Alle zusammen aber hatten sich unter Chlothar II. vereinigt nicht um demselben zu gehorsamen, um ihm Raum und Gelegenheit zu geben, etwas aus dem Königthume zu machen, sondern nur weil sie des Kampfes, welcher sich durch den Haß der beiden königlichen Häuser entsponnen, müde geworden, und weil das Königthum nun in eine Lage gebracht, daß ein weiterer Kampf zu dessen Auflösung unnöthig zu sein schien. Durch die Hausmeier sind die großen Franken gesichert, daß Alles in ihrem Geiste und in ihrem Sinne gehe. Es sind bald zwei Hausmeier, einer im Altland, einer im Neuland, bald auch drei, indem Burgund einen besondern hat.
622 Im Altland ist es seit 622 Pipin, welcher bei der Revolution von
613 613 die bedeutendste Rolle gespielt. Die Franken vom Altland haben dabei auch Chlothar II. genöthigt seinen Sohn Dagobert I. ih-
622 nen zum König zu geben 622. Es war wieder gut, wenn zwei Könige vorhanden waren, damit im Nothfall der eine gegen den andern gebraucht werden konnte. Chlothar II. muß bald darauf sterben 628. Dagobert I. vereinigte abermals das Reich der Franken: aber die Großen im Altland duldeten diese Vereinigung nicht lange. Im
633 Jahre 633 mußte Dagobert I. über das Altland seinen jungen Sohn
637 Sigibert zum König bestellen. Wiederum nicht lange darauf 637 muß Dagobert I. sterben. In Neuland und in Burgund stellen sie seinen Sohn Clodwig II. auf den Thron. Zwei Knaben auf dem Throne, also wollen es die großen Franken haben. Man läßt diese Knaben alt genug werden, damit sie Kinder erzeugen können. Dann aber ist das Ziel ihres Lebens gesteckt: sie müssen sterben. Die

Hausmeier schalten im Namen dieser Knaben wie es die Franken begehren. Und diese begehren, daß das Lehnswesen immer weiter ausgedehnt werde, und es geschieht. Sie begehren ebenfalls, daß Niemand sie in den wilden Fehden störe, die sie unter einander führen, und es geschieht ebenfalls. Pipin ist Hausmeier im Altlande und handelt in diesem Geiste. Pipin hatte seine Weise den Franken so empfohlen, daß, nachdem er 639 gestorben, sein Sohn Grimoald 639
bald die Hausmeierwürde vom Altland 642 gewann. Grimoald 642
ließ den König Sigibert sterben 650. Er war ja schon über 650
zwanzig Jahre alt, und stellte seinen eigenen Sohn Childebert, von dem er behauptete, Sigibert habe ihn an Kindes statt angenommen, als König auf. Die Franken aber vom Altland erschlugen beide, Grimoald und seinen Sohn Childebert 650. Sie wollten Haus- 650
meier, welche in der Könige Namen walteten wie sie es begehrten, aber sie wollten keine Hausmeier, die sich selbst zu Königen machten.

Das war der erste verunglückte Versuch der Pipiniden sich an die Stelle der Merovinger zu setzen. Ein Jahrhundert kam er zu früh. Nicht eher, als bis die Unterlage der königlichen Macht, welche noch vorhanden, in einem mit bedeutenderen Maße, als es eben jetzo der Fall ist, aufgehoben und zerstört ist, werden die großen Franken dulden, daß ein anderes Geschlecht, das aus Männern besteht, sich auf diesen Thron stelle. Nur ein Königthum, welches nicht viel mehr werth ist, werden sie dann diesem Geschlechte lassen. So ist es geschehen. Nach Grimoalds Katastrophe tritt das Geschlecht der Pipiniden auf einige Zeit in den Hintergrund. Andere Männer gewinnen die Hausmeierwürde in dem Altlande ohne daß dadurch die Art der Zustände und der Verhältnisse eine Aenderung erleidet; denn sie mußten alle handeln wie die Pipiniden, wollten sie nicht von den großen Franken ermordet werden. Nach dem Tode Grimoalds war das Reich der Franken wieder einmal unter Clodwig II. vereinigt. Im Altlande bestand indessen weiter nichts mehr als die Anerkennung des Königs dem Namen und den Worten nach. Die Leitung der Dinge war ganz in den Händen der Hausmeier. Im Neuland sorgen sie dafür, daß Clodwig II. bald 656 stirbt mit Hin- 656
terlassung dreier, ganz junger Knaben, Chlothar, Childerich, Theuderich. Im Anfange erkennen sie in beiden Reichen Chlothar III. an. Indessen schon 660 machen sie sich im Altlande, wie durch Zufall 660
und Laune getrieben, den zweitgeborenen Childerich II. zum König. In dem Neulande muß Chlothar III. sterben 670. Da dort der 670
Hausmeier Ebruin sich beikommen läßt, den drittgeborenen Clod-

wigs II., Theuderich III. auf den Thron zu stellen ohne die Großen zu fragen, so stecken sie beide, den Hausmeier Ebruin und den König Theuderich, in das Kloster. Childerich II. wird nun auch im Neu-
673 lande anerkannt, aber schon 673 haben die Franken ihn getödtet. Die Verwirrung war ungeheuer. Ebruin entwich aus dem Kloster, bemeisterte sich der Hausmeierwürde im Neuland wieder, zog auch Theuderich III. aus dem Kloster und stellte ihn wieder als König auf. Ebruin versucht die Macht des Hausmeierthumes so geltend zu machen, wie die großen Franken es nicht wollen: darum erschlagen sie
682 ihn 682. Die Hausmeier Theuderichs III., die auf ihn folgen, Waratto, Gislemar und Berchar wollen auf demselben Wege gehen: besonders versuchen sie mehr ihr als des Königs Ansehn im Altlande geltend zu machen, wo zu dieser Zeit ein Hausmeier nicht ist. Da erheben sich die Männer vom Altland unter Pipin von Herstall und stellen sich dem Hausmeier Berchar und dem König Theuderich III. und denen aus dem Neuland, die zu ihnen halten von Eifersucht gegen das Altland getrieben, entgegen. In der Schlacht bei Testri
687 687 werden Berchar und Theuderich III. besiegt. Theuderich III. fällt in Pipins Gewalt. Der gefangene König muß Pipin zum Hausmeier über das ganze Frankenreich bestellen. Dieser Pipin stammte ab von Begga, einer Tochter des früher erschienenen Pipins, und von Angesis, dem Sohn des Bischoffs Arnulf von Metz. Er ist der eigentliche Ahnherr des Geschlechts der Pipiniden oder Karolinger.

Grimoalds Untergang war für die Pipiniden eine Lehre gewesen. Sie sahen, sie müßten die großen Franken noch einige Zeit schalten und walten lassen und die Stimmung derselben in aller Weise zu gewinnen suchen, ehe daran zu denken sei, daß sie selbst den Thron besteigen könnten. Vor der Hand müsse man sich, sah Pipin von Herstall, mit der Ausübung der königlichen Macht begnügen. Pipin von Herstall übte diese Macht zum Besten der großen Franken aus, besonders zum Besten der großen Franken aus dem Altlande. Auch das Neuland glaubte Pipin schonen zu müssen: er bestellte daher wieder einen besondern Hausmeier über dasselbe, welcher indessen von ihm ganz abhänging war. Die Merovinger wurden dabei immer mehr in den Hintergrund geschoben, damit sie bei den Menschen allmälig in Vergessenheit kommen möchten. Sie wurden den Franken jährlich einmal, auf dem Märzfelde, angethan mit dem königlichen Schmuck, gezeigt. Handelnd erschien nur der Hausmeier Pipin. Will sich einer einmal regen, so ist sein Tod geschwind da. So
690 stirbt Theuderich III. 690. Die Knaben, welche Pipin auf densel-

ben folgen läßt, sind unbedeutende Figuranten und für die Geschichte todte Namen. Indessen sucht Pipin auch wieder einige Ordnung in dem Reiche der Franken zu schaffen. Er will, daß das Recht wieder gehandhabt werde und nicht die rohe Gewalt herrsche, er will die großen Franken von der Fehdelust entwöhnen, von der sie ergriffen worden sind. Durch Kriege gegen die Allemannen, Baiern, Sachsen, Friesen und gegen die Briten in der Bretagne sucht er sie zu beschäftigen. Es konnte indessen weder durch diese Kriege etwas Bedeutendes gewonnen werden, noch scheinen die Bestrebungen Pipins in dem Innern Galliens, wo sie auf Einheit und Ordnung unter den Franken gerichtet waren, von großem Glück begleitet gewesen zu sein. Die wilden und mächtigen Franken, welche in sich die alte Hochachtung vor dem Stamme der Merovinger niedergekämpft hatten, die diese Merovinger bis auf ein Nichts gebracht, konnten wenig Lust haben, sich zu beugen vor dieser neuen Macht des Hausmeierthums, die von ihnen selbst gegeben ward, und welcher keiner der Begriffe zu Gute kommen konnte, die einst ein Stützpunct für das Königthum werden zu wollen schienen.

Pipin von Herstall starb, als der Knabe Dagobert III. König der Franken hieß 714. Er hatte den Schmerz gehabt seinen Sohn 714
Grimoald, den er zu seinen Nachfolger bestimmt, vor sich sterben zu sehen. Daher hatte Pipin vor seinem Tode einen Sohn dieses Grimoald, Theudoald genannt, zu seinen Nachfolger, jedesfalls mit Zustimmung der großen Franken ernannt, die sich indessen dabei stillschweigend mögen vorbehalten haben, nach Pipins Tode zu thun, wie ihnen beliebte. Alsbald aber nach Pipins Tode erhebt sich eine große Verwirrung in dem Reiche der Franken. Die Verschiedenheit unter den Franken im Altlande und im Neulande ist immer größer mit dem Ablaufe der Zeit geworden. Die Franken des Neulandes fühlen sich seit dem Aufkommen der Pipiniden von dem Altlande beherrscht. Dieser Kraft, eine die deutsch geblieben, ist die größere. Pipin von Herstall hat daher geglaubt, sich besonders auf sie stützen zu müssen, wie er denn diesem Altlande auch selbst angehörte. Das Neuland trat deshalb sofort gegen Theudoald auf und er wird aus dem Lande getrieben. Sie wählten sich wieder frei einen eigenen Hausmeier in der Person Raginfrieds und stellten, da Dagobert III. eben starb 715, auch einen neuen König, Chilperich II. auf, den sie 715
aus dem Kloster zogen. Das Altland ward selbst von dem Neulande bedroht, und weder der Knabe Theudoald noch seine herrschsüchtige Großmutter, die kecke Plectrudis, konnten Rettung bringen.

Hierdurch geschah, daß Karl, nachmals der Hammer zugenannt, emporkam. Dieser Karl war dem Hausmeier Pipin von einer Kebse geboren worden, und von dem Vater bei der Verlassenschaft der Herrschschaft unbeachtet geblieben. Die Männer vom Altland machten ihn zu ihrem Hausmeier, zunächst damit er sie rette gegen die Männer vom Neuland, damit er ihr Heerführer gegen sie sei, dann daß er zwischen den beiden Theilen Galliens das Verhältniß bewahre, welches unter Pipin von Herstall gewesen.

Karl erfüllte die Erwartungen, welche auf ihn gestellt worden und schlug Raginfried, den Hausmeier des Neulandes und den Kö-
717 nig Chilperich II. in der Schlacht bei Vincy 717. Der arme König mußte sich dem gewaltigen Fürsten, diesen Namen trug der Hausmeier Karl bereits, fügen und, um Rettung zu finden, demselben wieder die alleinige Hausmeierwürde in dem ganzen Reiche der Franken
719 zugestehen 719. Schon im folgenden Jahre muß der König ster-
720 ben 720, und Karl stellt einen anderen Merovinger Theuderich IV. als König hin, den er siebenzehn Jahre lang, ob seiner Unschädlichkeit und Unbedeutenheit, König sein läßt. Karl ist in demselben Geiste Hausmeier wie sein Vater es gewesen. Die großen Franken müssen begünstigt werden in aller Weise, damit sie diesem Geschlecht geneigt werden, damit sie die Gelangung desselben auf den königlichen Stuhl dereinst gestatten mögen. Die beste Begünstigung aber sahen die großen Franken eben darin, wenn das Lehnswesen auf Kosten der Römer und der freien Deutschen des Reiches immer weiter ausgedehnt wird. Karl mag indessen gefühlt haben, daß damit auch dem künftigen Königthume seines Geschlechts der Grund und Boden hinweggezogen werde. Darum sucht er sich zu helfen in einer andern Weise, indem er der Kirche viele von den Gütern wieder nimmt, die ihr gegeben worden waren. Aber er kam dadurch bei der Priesterschaft in übles Ansehn, und bei der Höhe der Macht und des Einflusses, zu welcher die Priesterschaft damals in dem Reiche der Franken gestiegen, konnte das nicht fortgesetzt werden. Karl versuchte ebenfalls die Franken wieder durch auswärtige Kriege zu beschäftigen. Er kämpfte gegen die Sachsen und gegen die Friesen. Er nöthigte
725 Lantfried, den König der Allemannen 725 die Hoheit des fränkischen Reiches anzuerkennen: gegen die Baiern aber vermochte er nicht etwas zu gewinnen. So war der Anfang des achten Jahrhunderts herangekommen und noch immer hatte das Geschlecht der Merovinger nicht aufgehört zu sein. Es waren anderwärts große

Ereignisse in der Welt vorgegangen und eines derselben sollte bald seine Hand bis zu den Franken nach Gallien strecken.

Das Lehnswesen der Franken hatte bis zu den Marken der angegebenen Zeit weitere künstliche und seinen innern Bau vielfacher gestaltende Dinge nicht empfangen. Die räumliche Ausdehnung aber war allerdings weiter gegangen, obwohl noch nicht alle Freiheit in Gallien vom Lehnswesen verschlungen worden war: denn freie Römer und freie Deutsche, die nur dem König unterthan, waren noch allenthalben vorhanden. Doch dieses Lehnswesen, dessen Anfänge nur auf Kosten der freien Römer des Flachlandes errichtet worden zu sein scheinen, mochte sich doch auch schon über Deutsche zu verbreiten beginnen. Der Stand der großen und mächtigen Franken hatte sich immer bestimmter, obwohl noch nicht erblich abgeschlossen, ausgebildet. Er bestand aus denen, die große Lehn von dem König empfangen, so wie aus denen, welche im Heer, im Staat, im Hofe die angesehnsten Stellen bekleideten, wofür der König den Genuß eines Dienstgutes zu geben pflegte, welches mit der Stelle verbunden und die nicht als Lehn betrachtet wurden. Es sind aber meist dieselben Geschlechter, wenn auch nicht immer dieselben Personen, die das Eine und das Andere haben. Ihre Macht ist nicht allein dadurch groß, daß sie durch Aftervassen und andere Dienstmannen, so wie selbst durch verknechtete Menschen, eine streitbare Macht besitzen, und daß sie den König, oder jetzo vielmehr den Hausmeier, auf den Reichstagen umgeben und daß ohne ihre Zustimmung nichts geschehen darf, und nicht allein auch dadurch, daß sie den König umgeben als seine Hofbeamte, sondern ganz besonders dadurch noch, daß die Stellen des Reiches aus ihnen besetzt werden. Von diesen Stellen war die Grafenwürde deshalb die bedeutendste, weil sie den Einfluß des großen Franken, auch auf die gemeinfreien Menschen des Reiches ausdehnte. Die Grafschaft war ein Ehrenlehn, (honor, beneficium honorabile), welches jetzt noch nicht auf Lebenszeit gegeben ward. Es war ebenfalls mit dem Genusse eines Gutes verbunden. Der Graf ist in dem District über den er gestellt, der oberste Beamte. Dem Gericht sitzt er im Namen des Königs vor und vollzieht die Sprüche desselben oder läßt beides durch seine Unterbeamten thun. Er verwaltet die königlichen Güter, die hier gelegen, er erhebt die Zölle, er erhebt die Steuern, welche von dem Grundeigenthum gezogen werden, welches dem Reiche nicht durch die Waffenpflichtigkeit steuert, er handhabt die Ordnung, er ist Alles in Allem. Die Grafenwürde giebt den Großen Gelegenheit, die Gemeinfreien

vielfach zu drücken, sie zu nöthigen ihr Erbe ihm zu überlassen, um es als Lehn wieder zu empfangen oder selbst noch Härteres zu thun und sich ihrer persönlichen Freiheit zu entäußern. Eine ähnliche Macht haben die großen Franken wie als Grafen über die Deutschen, so noch als Comites über die Römerstädte und über das Römerland, welches von dem Lehnswesen noch nicht verschlungen, noch unter dem König steht. Den rechten Mißbrauch von dieser Amtschaft kann der Stand großen Franken indessen doch erst in dem folgenden Jahrhundert machen. Das neue Königthum der Familie Pipins wird aber vor diesen großen Franken eine wahre Staatsgewalt nicht zu werden vermögen. Ja es wird, wenigstens in einem Theile des zum Riesen werdenden Reiches der Franken, sehen müssen, wie alle königliche Gewalt zugleich mit der gemeinen Freiheit von ihnen vernichtet wird, ohne wehren und hemmen zu können. Zuerst hat das Lehnswesen in Gallien den Besitz der Staatsgewalt in die Hände nicht Aller, sondern nur der Größeren und Mächtigern von den Vassen des Königs gebracht, wie bei den Deutschen auf dem Römerboden überhaupt die alten Landsgemeinen unter einer aristocratischen Form auftraten. Darauf arbeitet eine Familie, welche das alte Königsgeschlecht um seine Stellung bringen will, nachdem es sich in den Besitz der Ausübung der königlichen Gewalt gebracht hat, ganz in dem Sinne der großen Franken, welche die Unterlagen eines wahren Königthumes zerstören wollen. Und endlich empfängt es das mindestens schon zum Theil Zerstörte.

An der Macht, welche der Stand der großen Franken besaß, nahmen auch die Bischöffe und die übrigen Kirchenfürsten Theil. Ja, indem viele von ihnen auch zugleich die größten Lehnsträger des Reichs waren, ist auch ihre Gewalt eine noch höhere, als die Gewalt der großen weltlichen Geschlechter. Das Lehn und das Kirchenamt sind in den Vorstellungen der Menschen so in einander geflossen, daß sie nicht mehr getrennt werden können, daß niemand sieht und begreift, wie zwei ganz verschiedene Dinge, die mit einander rein unverträglich waren, in Eins zusammengeflossen sind. Die fränkischen Bischöffe und Aebte erscheinen regelmäßig auf den Reichstagen, und mit den Waffen in der Hand an der Spitze ihrer Schaaren. Sie haben ihre Aftervassen und Dienstmannen so gut wie die weltlichen Geschlechter und müssen sie haben, weil König und Reich ihren Dienst verlangen. Der Bau der Hierarchie, der Priesterherrschaft, der durch den Fall Roms erschüttert, unterbrochen worden, hat kräftiger sich wieder zu erheben begonnen. Er hat einen Grund und Boden ge-

wonnen, wie er ihn in dem Reiche der Römer nicht haben konnte. Der Vollendung nahe kann hier indessen erst dann etwas gebracht werden, wenn die Bischöffe Roms eintreten in diese fränkische Welt, wenn mit einem klaren und festen Gedanken, mit einem Wollen und mit einem Wunsche an priesterliche Allgewalt über die christliche Kirche ein Sinn wird gerichtet sein. Die Bischöffe im Reiche der Franken bereiten jetzo nur vor und bahnen die Straßen. Die rohen und wilden Franken selbst, die jetzo Bischöffe sind, haben die Vortrefflichkeit der Dinge begriffen, welche ihre Brüder und Vorgänger, die Römer, zu bauen begonnen hatten. Sie fußen auf den Glauben an die Heiligkeit des priesterlichen Standes, auf die Lehre von der Macht der Kirche und von dem Verdienst der Geschenke an die Kirche, die ja Gott auf Erden darstellt, um sich Reichthum und Macht, Unabhängigkeit nicht allein von dem Staat, sondern selbst Stellung über denselben und Freiheit der Bewegung, in welchen Dingen sie wollen, zu erringen. Nichts konnte ihnen willkommner sein als diese Dinge zumal bei dem rohen Geiste der Zeit. Sie plagen die Könige um Lehn und um Geschenke, daß schon Chilperich I. über die daher kommende Armuth des königlichen Schatzes jammern muß. Sie plagen um solche Geschenke jedermann und gewinnen endlich nach einem harten Strauß mit den Königen das Recht Schenkungen und testamentarische Vermächtnisse für die Kirche annehmen zu können. Nun lassen sie kaum jemanden ruhig sterben. Sie müssen ja für das Heil seiner Seele sorgen und ihn bewegen, daß er durch eine Schenkung an die Kirche sich den Weg zum Himmel bahne. Sie gewinnen die Steuerfreiheit ihrer Güter. Nur die Freiheit erstreben sie nicht, die sie um ihre Macht bringen könnte und um ihren Einfluß, die Freiheit von dem Dienste der Waffen. Sie erstreben die Unabhängigkeit der Mitglieder des sacerdotalischen Standes von den weltlichen Gerichten, weil das heilige Priestervolk nichts mit der Welt zu schaffen haben könne, damit sie alle frei und ungebunden, jeder in seinem Kreise, schalten könnten. Sie erreichen dieses nachmals ziemlich vollständig. Sie erstreben die möglichst größte Ausdehnung ihrer Gerichtsbarkeit, damit kein menschliches Verhältniß sei, in das sie nicht eingreifen könnten. Und Alles, was sie entweder schon erstrebt haben, oder was sie noch zu gewinnen im Begriff sind, das ihnen von der Welt noch streitig gemacht wird, nennen sie die Freiheiten der Kirche. Die ungeheure Rohheit der Zeit hilft ihnen durch den Schall einiger Worte aus. Es ist unmöglich anzunehmen, daß Alle, von denen daran gearbeitet worden,

daß die priesterliche Macht und die priesterliche Unabhängigkeit entstehe, in dem Glauben gewesen sind, es müsse in der Kirche Christi so sein, es liege dieses mit Nothwendigkeit in dem Christenthume selbst. Denn es ist das Wesen dieses Baues dem Wesen des Christenthumes zu sehr zuwider, die Selbstsucht tritt zu deutlich hervor und die Mittel, welche von den Hierarchen in Bewegung gesetzt werden, sind zu häßlich, ja oftmals zu grausam.

Das andere deutsche Leben, welches neben dem Reiche der Franken besteht, beginnt schon in dasselbe einzutreten. Weit wird Reich und Name der Franken über die Anderen emporschlagen, damit in staatlichen und in kirchlichen Dingen die Unfreiheit allenthalben Platz greife. Was die Deutschen anlangt, welche auf der rechten Seite des Rheines, Galliens Nachbarn wohnen, so ist ihre Geschichte noch ungemein einfach und dürftig. Es treten seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts, nachdem die alten Könige der Thüringer verschwunden, wieder besonders bei den Baiern einige Königsnamen hervor, an welche sich jedoch nichts knüpfen läßt. Die Franken auf der rechten Seite des Rheines, ein Theil der Thüringer, die Allemannen, die Baiern sind bereits in einige Abhängigkeit an das Reich der Franken gebracht, ohne daß indessen dadurch schon etwas Festes und Sicheres begründet. Das fränkische Lehnswesen hat noch keinen Eingang auf dem deutschen Boden gefunden. Es hat indessen der fränkische Einfluß den Arianismus allenthalben vom deutschen Boden verdrängt und, wo Christen sind, da ist die römische Katholicität herrschend gemacht worden. Die Sachsen und die Friesen erwehren sich dieser Art des Christenthums noch mit der äußersten Heftigkeit. Es ist auf der rechten Seite des Rheines noch Alles im Werden und Entstehen am Anfange des achten Jahrhunderts. Wenn das deutsche Hauptvolk des Nordens, die sächsischen Stämme, in der alten Heimath noch ohne Verbindung mit den Franken geblieben, so sind sie auch ohne eine solche im römischen Britannien geblieben, wohin ein Theil von ihnen durch das Eindringen der Slaven auf ihren alten Boden geschleudert worden ist. Britannien, von den Römern schon unter Honorius aufgegeben, rief Norddeutsche gegen die wilden Picten und Scoten herbei. Jüten, Engeln und
449 eigentliche Sachsen kamen hinüber. Hengist und Horsa zuerst 449, nicht um den Römern und den Briten zu helfen, sondern um sich selbst des Landes zu bemeistern. Es war ein ungeheurer Kampf, der länger als 130 Jahre währte, bis, mit Ausnahme in den Districten Walles und Cornwalles, die Römer und die Briten unter-

worfen oder vernichtet worden. Die Jüten gründeten sich etwa 457 457
unter Hengist das Reich von Kent, die Engeln im Norden Britan-
niens unter Uffe das Reich der Ostengeln 575, unter Krida das 575
Reich von Mercia 587, unter Adelfried das Reich von Northum- 587
bria 589. Die eigentlichen Sachsen saßen im Süden Britanniens, 589
wo ihnen Aella das Reich Sussex 477, Cerdic das Reich Wessex 519 477
und Erkenwin das Reich von Essex 527 gründete. Zwischen diesen sie- 519
ben Reichen bewegten sich noch andere, eben so unbedeutend an Größe 527
als kurzer Dauer. So war der größte Theil des Bodens Britan-
niens in deutsche Hände gekommen und sieben kleine Staaten neben
einander entstanden. Die Könige entstanden aus den Heerführern,
unter deren Leitung die Eroberung gemacht worden. Die Könige
wurden gewählt, doch regelmäßig aus demselben Geschlecht. Das
Heer lößte sich auf und die Thane, so wurden die genannt, welche
dem König im Heere gedient, nahmen das Land in Besitz, welches
ein jeder nur mit der Verpflichtung des Waffendienstes empfing.
Solches Land ward Bocland genannt. Ein anderer Theil des er-
oberten Landes wird als Gemeinbesitz betrachtet und wird einzelnen
auch für andere Lasten noch, die dem König und der Gemeinheit zu
entrichten, gegeben. Es giebt größere und kleinere Thane. Die
größeren arbeiten sich, indem die Aemter und Würden ihnen beson-
ders aufgetragen werden, beinahe eben so empor, wie die Nobilität
bei den Franken. Die Thane bilden die Reichsversammlungen, in
denen alle Macht ruht. Solche Reichsversammlungen heißen bei
den sächsischen Stämmen Witenagemots. Neben den Thanen steht
eine Classe freier Männer, die an dem Staate keinen Antheil haben,
die von den Thanen Land auf Erbpacht empfangen. Diese Men-
schenclasse mag abstammen von den Deutschen, die erst dann nach
Britannien kamen, als die Eroberung bereits vollendet und das
Land schon ausgetheilt war. Römer und Briten sanken zu einer
tieferen Stellung herab. Die Sachsen waren Heiden und die christ-
liche Kirche ging unter, so weit sie in Britannien herrschten. Als
aber Adalbert, der König von Kent durch den Mönch Augustin,
welchen der römische Bischoff Gregor der Große mit vierzig Glau-
bensboten nach Britannien gesendet 597, Christ geworden, breitete 597
sich in dem siebenten Jahrhundert das Christenthum bei allen Deut-
schen in Britannien aus, im Ganzen genommen mit Leichtigkeit.
Diese Deutschen hatten ein anderes als das römische Christenthum
nie kennen lernen. Sie nahmen, was die Römer ihnen boten. Der
römische Einfluß auf diese neue deutsche Kirche ist indessen viel ge-

ringer, als auf dem Festlande von Europa. Weder die deutsche Sprache können die Römer ganz verdrängen noch alle ihre Kirchensatzungen einführen. Unter den Reichen aber der Deutschen in Britannien ist bis zum Anfange des achten Jahrhunderts ein steter Kampf, der ohne Bedeutung verläuft.

Auch die andere germanische Völkerwelt hatte, während der beschriebenen Ereignisse in dem Reiche der Franken und seiner Nachbarschaft, große Veränderungen erfahren. Die deutschen Männer, die bei dem Falle des westlichen Römer-Reiches noch in den untern Donaulanden gesessen, waren von dort verschwunden; entweder waren sie untergegangen oder eine neue Heimath war von ihnen gesucht worden. Die Rugier waren unter den Ostgothen und unter andern Völkern aufgegangen. Das Reich der Heruler war durch die Lon-
506 gobarden unter dem König Tato vernichtet worden 506 und die Reste dieses Volkes hatten sich zu den Gepiden gestellt. Die Longobarden und die Gepiden waren allein übrig geblieben in den untern Donaulanden. Beide lebten in grimmiger Feindschaft und oftmals riefen sie die Oströmer in diesen Streit herein. Als nun in Italien der Kampf zwischen den Oströmern und den Ostgothen war, gingen die Longobarden über die Donau und setzten sich in Pannonien fest. Die Gepiden aber zogen in das römische Dacien. Nach dem Ende jenes Kampfes ward Konimond König der Gepiden und Alboin König der Longobarden und jene bittere Feindschaft dauerte fort. Sie mag noch bitterer dadurch geworden sein, daß Alboin Konimonds Tochter, Rosamunde, raubte und gewaltsam zu seiner Gemahlin machte. Justinian I. hatte den Streit unter den beiden
565 Völkern sorgsam genährt. Justinian I. starb 565 und sein Neffe Justinus II. folgte ihm. Justinian I. hatte die Kriegsverfassung der Oströmer in Verfall kommen lassen. Vor ihm soll das Reich mehr denn 600,000 Streiter gehabt haben, nach ihm noch 150,000, welche zur Bewachung der weiten Grenzen nicht hingereicht. In der letzten Zeit Justinian I. waren die Avaren an der Donau erschienen, vielleicht den Hunnen verwandt, aus Asien nach Europa stürmend. Die Stellung der Deutschen an der Donau war so unhaltbar. Sie waren weder kräftig genug, das oströmische Reich zu vernichten, noch kräftig genug, sich der Slaven zu erwehren, die auch hier, je länger, je mehr vordrangen. Das Erscheinen der Avaren machte diese Stellung noch unhaltbarer. Da soll Alboin einen Bund mit dem Fürsten der Avaren geschlossen haben gegen die Gepiden. Diese eine Erzählung, deren Wahrheit oder Unwahrheit

schwer zu ermitteln. Das aber ist gewiß, daß Konimund fiel 567 und daß das Reich der Gepiden unterging. Die Reste derselben vereinigten sich mit den Longobarden. Rosamunde, nach andern Nachrichten erst jetzo Gemahlin des Siegers Alboin geworden, mußte aus der Schale trinken, die Alboin aus Konimonds Schädel zu machen geboten. Die Longobarden verlassen 568 die Donaulande und 568
ziehen nach Italien. Es geschah dieses wohl, weil Pannonien so gegen die Avaren nicht behauptet werden konnte, und weil die Knechtschaft hier drohete. Ueber Pannonien, und weit über Pannonien hinaus, erreichten die Avaren eine wilde Herrschaft über die Slaven, die hier schon allenthalben erscheinen. Unerwartet scheint der Einfall der Longobarden die Oströmer getroffen zu haben, die erst seit kurzer Zeit im unbestrittenen Besitz Italiens waren. Der Angriff war aber nicht so heftig als der Anprall der Ostgothen gewesen. Die Inseln, der größte Theil des untern Italiens, Rom und seine Umgebungen, eine Reihe von Städten an der Küste des adriatischen Meeres, Ravenna darunter, blieben unter der Macht von Ostrom. Und die übrigen Theile Italiens, welche sie gewannen, gewannen die Longobarden auch nicht mit einem Male, sondern erst nach harten Kämpfen. Wo sie aber die Herrschaft errangen, nahmen sie keine regelmäßige Landestheilung vor. Die römische Nobilität ward vertilgt, und ihr Land in der gewöhnlichen deutschen Weise in Besitz genommen. Die Römer, welchen man ihr Eigenthum ließ, mußten ein Drittheil von dem Ertrage desselben an die Longobarden geben, denen sie zugetheilt waren. Die römische Verfassung scheint von den Longobarden, wo sie herrschten, vernichtet worden zu sein; aber sie herrschten nicht über ganz Italien. Das römische Recht ließen sie nur in Anwendung kommen, wo Römer Streitigkeiten unter sich hatten, die keinen Longobarden berührten. Am Anfange des Märzmonats kamen die Longobarden auf den Feldern bei Pavia, wo in der Regel der König wohnte, zusammen. In dieser Landsgemeine der vollfreien Männer lag die höchste Gewalt; aber auch hier mögen die edlen Geschlechter, Faren bei den Longobarden genannt, ein bedeutendes Uebergewicht über die Gemeinfreien behauptet haben.

König Alboin aber findet einen tragischen Untergang. Rosamunde, um den Vater zu rächen, verständigt sich mit dem Schildträger Helmichis. Alboin wird durch denselben erschlagen 573. Hel- 573
michis hatte daran gedacht, König der Longobarden zu werden.

Karl Türk. Geschichte und Recht des longobardischen Volkes. 1835.

Aber er mußte mit Rosamunde, die seine Gemahlin ward, nach Ravenna zu den Römern entweichen. Rosamunde wollte sich seiner entledigen und sie gab ihm einen Giftbecher. Als er aber getrunken und das Gift spürte, nöthigte er sie auch zum Trinken und es fanden beide also den Tod. Die Longobarden aber, nachdem mit Alboin der alte Königs-Stamm ausgestorben, wählten ihre Könige wieder. Sie wählten Kleph. Aber schon nach achtzehn Monaten seiner Herr-
574 schaft, ward er ermordet 574. Da nahmen die Longobarden keinen König wieder. Unter 35 oder 36 Hauptleuten, genau ist die Zahl nicht zu ermitteln, haben die Longobarden sich festgesetzt und kämpften noch gegen die Römer. Alle Deutsche behalten die Heerverfassung gewissermaßen noch bei und müssen sie beibehalten, auch nachdem das Römerland in Besitz genommen. Solche Feldhauptleute, die unter dem König stehen, kommen bei den meisten deutschen Völkern vor. Die Longobardischen haben sich in den großen Römerstädten, wider die Sitte anderer Deutschen, niedergelassen. Sie nahmen das Gut in Besitz, welches bei der Eroberung an den König gefallen, und sie traten nun an die Stelle des Königs. Aber nach zehn Jahren wählen die Longobarden Authari, den Sohn Klephs zum
584 König 584. Die Fortdauer des Kampfes mit den Oströmern und Angriffe der Franken haben sie dazu bewogen. Die Feldhauptleute oder Herzöge gaben dem König die Hälfte des königlichen Gutes zurück. Aber das Königthum bleibt bei den Longobarden schwach. Die Herzöge haben eine Stellung gewonnen, die ziemliche Unabhängigkeit von dem Königthume gewesen zu sein scheint. Die Herzogthümer werden allmälig Erbwürde der vornehmen Geschlechter. Nun sind die Longobarden entweder als Heiden oder größtentheils als arianische Christen nach Italien gekommen. Daher stehen sie in demselben bösen Verhältniß zu den Römern wie die arianischen Deutschen insgesammt. In einer bösern noch, je gewaltsamer ihre Eroberung ist, je näher sie dem apostolischen Stuhle von Rom stehen, je größer in Italien die Erinnerung an die römische Herrlichkeit sein muß. Die Katholicität will sich zeitig auch zu ihnen den Weg bahnen. Authari vermählt sich mit Theudelinde, der Tochter des Königs der Baiern, Garibald. Theudelinde ist katholisch, und sie arbeitete, jedoch vergebens im Sinne der Katholicität. Authari verbot, die Kinder der Longobarden katholisch zu taufen. Authari starb 690 und die Longobarden sollen Theudelinden frei gelassen haben, den Mann ihrer Wahl auf den Thron zu stellen. Sie wählte Aigiluf, den Herzog von Turin. Unbedeutende Kämpfe gegen Avaren, Franken und Ost-

römer beschäftigten die Longobarden, hinderten aber auch die Könige an der Unterdrückung der Herzöge, welche je länger, desto freier geworden zu sein scheinen. Aigiluf starb 616. Theudelindens Sohn 616
Adelvald folgte. Adelvald scheint gestürzt worden zu sein, weil er katholisch war und die Römer gegen die Longobarden schützen wollte 625. Ariovald ward König, Gundobergens Gemahl, der Tochter 625
Theudelindens. Nach dessen Tode 636 ward Rothari, Herzog von 636
Brescia, durch Gundobergen zum König gemacht. Unter Rothari geschah die Aufzeichung vieler alter longobardischer Rechtsgewohnheiten in lateinischer Sprache. Die Gesetze wurden von den spätern Longobardenkönigen Liutprand, Rachis und Aistulph vermehrt. Rothari starb 652 und bald nach ihm ward Rodoald sein Sohn erschla- 653
gen 653. Aripert, der Baier, ward König. Nach Aripert, der katholisch ist, erscheint kein Arianer mehr auf dem Throne. Langsam war der Arianismus bei den Longobarden der Katholicität gewichen, und aus denselben Gründen wie bei allen Deutschen. Nach Ariperts Tode 661 wurden seine beiden jungen Söhne, Bertarid und Go- 661
debert, von Grimoald, dem Herzog von Benevent, vertrieben 662. Grimoald starb nach neunjähriger Herrschaft 671 und Ber- 671
tarid ward nun König. Das Reich scheint je länger je schwächer zu werden. Oftmals stehen die Herzöge mit dem Schwerte in der Hand gegen die Könige da. Selbst das Verhältniß zu den Römern ist durch den Uebertritt zur Katholicität wenig gebessert worden: denn auch die katholischen Longobarden gestatteten den Bischöffen und Priestern weder weltliche Macht noch weltlichen Einfluß. Bertarid starb 686 und sein Sohn Kunibert folgte. Zuweilen folgen 686
die Söhne auf die Väter ohne von den Longobarden ausdrücklich gewählt worden zu sein, indem diese sie bei Lebzeiten als Mitregenten anerkennen lassen. Nachdem Kunibert 700 gestorben, wird sein 700
junger Sohn Liutpert von Aripert seinem Vetter gestürzt 702. Ari- 702
bert II. starb 712 und nachdem Ansprand kurze Zeit den königlichen 712
Namen geführt, wählten die Longobarden Liutprand zum König 712. 712
Unter Liutprand begannen die Ereignisse wichtiger zu werden.

Ob die Longobarden wohl katholisch geworden, galten sie in den Augen der römischen Priesterschaft und besonders in Rom selbst für ein verruchtes Geschlecht; denn sie gestatteten den Priestern keine weltliche Macht und selbst dem Bischoff von Rom keinen weltlichen Einfluß. Dabei scheinen sie sich von den Römern auch sonst immer nach Möglichkeit fern gehalten zu haben. In Zukunft aber wird auch dieser Gegensatz, der noch hier gegen die Katholicität vor-

nach seinem Tode wenigstens mit Spottgedichten. Chindasuinth
652 starb 652 und sein Sohn Recasuinth folgte. Chindasuinth hatte
649 denselben auf der siebenten Synode von Toledo 649 als künftigen König anerkennen lassen. Um diese Zeit fangen die beiden Völker der Gothen und der Römer an zusammenzuschmelzen. Chindasuinth hat die Anwendung des römischen Rechtes in den Gerichtshöfen verboten und beiden Völkern ein Gesetz gemein gemacht. Die westgothischen Gesetze, wie wir sie haben, wurden durch ihn und durch Recasuinth vermehrt und erweitet. Die letzten westgothischen Könige haben noch mehrere Zusätze dazu gemacht. Römische und Deutsche Rechtsbegriffe sind in diesem Gesetzbuche mit einander verbunden. Vielleicht war es auch erst Recasuinth, der das Verbot der Ehen zwischen Römern und Westgothen aufhob. Wie dem auch sei, jedes Falls tritt die Verschmelzung der Römer und der Westgothen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts hervor. Die Gothen erscheinen bald als eben so verdorben und eben so feig, wie es die letzten Römer gewesen sind. Recasuinth war ganz in den Händen der Priester. Die Reichstage gehen vollständig in den Synoden auf. Recasuinth redet zu den Bischöffen immer mit der größten Demuth. Die Gesetze, die unter ihm gegeben werden, sind wie der priesterliche Geist sie verlangt. Die Könige sollen nicht mehr im Sturme des Adels gewählt werden, sondern durch die Bischöffe und durch die Großen des Reiches, Juden und Ketzer sollen nicht in dem Reiche geduldet werden. Niemand soll sich unterfangen über den katholischen Glauben, über das, was die Kirche bestimmt hat, zu urtheilen und sein Urtheil laut werden zu lassen: wer das thut, der soll unfähig zu allen öffentlichen Stellen sein, er soll seine Güter verlieren, er soll verbannt werden. Die Priesterschaft in der christlichen Kirche konnte nie eine freie Untersuchung vertragen, woher sie stamme, und ob sie auf dem Geiste der Wahrheit stehe, weil sie auf demselben nicht stehet. Worüber sie gesprochen haben und was sie bestimmt haben, das geglaubt werden soll, das hat die heilige Kirche, das hat der Geist Gottes gesprochen. Es soll niemand daran zweifeln, es soll niemand es untersuchen; es ist am besten, man schweigt darüber ganz und thut nur, was die Priester gebieten. Im Uebrigen herrscht Recasuinth in Frieden und
672 stirbt 672.

Nach Recasuinths Tode wird der edle Wamba zum König gewählt. Wamba hatte auch mit Empörungen zu kämpfen, die in dem Westgothenreiche nie fehlten und die Kräfte des Volkes zerrieben. Das Reich ging auf der Grube. Die alte gothische Krieger-

kraft war nicht mehr, seitdem die Verschmelzung mit den Römern begonnen. Wambas Gesetze zeugen dafür. Bei den strengsten Strafen muß Wamba gebieten, daß sie kommen sollen, wenn der König zu den Waffen entbietet. Der Bischoff soll mit der Verbannung, der Herzog, der Comes, der Mann vom Adel, der Gardinger, mit dem Verlust seiner Güter und der Verbannung bestraft werden, wenn er nicht kommt oder, wenn er gekommen, nicht kämpft und den gegebenen Befehlen gehorsamt. Der gemeine Mann aber soll eine Tracht Schläge sogar empfangen. Auch soll ein jeder den zehnten Theil seiner Knechte bewaffnet mitbringen. Ueber die freien Römer scheint die Waffenverpflichtung nicht gegangen zu sein, außer wenn sie Bischöffe oder in den Würden des Reiches waren. Wamba scheint nicht so in den Händen der Priester gewesen zu sein, wie sie es wollten. Daher ward er gestürzt. Er ward 680 gewaltsam zum Mönch geschoren und Erwich bemeisterte sich des Thrones durch den Klerus, der den Meister im Reiche spielte. Erwich verließ den Thron bald freiwillig wieder und ging in's Kloster 687. Seinem Tochter- 687
manne Egica hatte er das Reich abgetreten. Es erging nach dem Beschlusse der Kirchenversammlung von Toledo 694 eine grausame 694
Verfolgung über die Juden. Sie sollten alle zu Slaven gemacht und die Kinder ihnen hinweggenommen werden. Egica ließ seinen Sohn Witiza 698 zum Mitregenten erklären und starb bald darauf 701. Der Untergang stand nahe, die innere Fäulniß war ungeheuer. 701
Die römische Priesterschaft hatte sich Freiheit und Macht in Spanien genommen, wie in Gallien. Für die Lehre aber und für das Leben hatten sie nicht gesorgt. Die wildesten und unnatürlichsten Laster gingen um, das Volk kehrte zum Heidenthume zurück. Viele verzweifelten und suchten im Selbstmorde einen gräßlichen Trost. An ihren Früchten sollte man sie erkennen.

Also war die germanische Welt geworden bis an den Anfang des achten Jahrhunderts. Noch sind nicht alle deutsche Völker an das Licht der Geschichte getreten. Was im Norden und Osten der deutschen Welt liegt, darüber ist noch eine dichte Nacht ausgebreitet und unbedeutend ist, was sonst außer dieser germanischen Welt steht. Die Römer in den Lagunen, die Grundlage der Republik Venedig, hatten ihren Handel und Verkehr still und unbemerkt von der Welt fortgetrieben. Im Jahre 697 hatten sie einen Fürsten, einen Her- 697
zog, (Doge) an die Spitze ihres Staates gestellt. Die Briten in Gallien, in der Bretagne, führten noch, unüberwältigt von den Franken, ihr altes Leben fort, aber es war ohne Bedeutung. Eben so un-

bedeutend war das Leben der Briten in dem großen Britannien, wo sie sich von den sächsischen Völkern frei und unabhängig behauptet hatten. Auch in Irland war das Leben roh und unbedeutend, wenn es auch die heilige Insel hieß wegen der großen Menge der Klöster, die es hatte, und aus denen viele Glaubensboten auf das Festland kamen. In den nördlichsten Theilen Britanniens, welcher von den Römern nicht bezwungen worden, war keine größere Bedeutung als in anderen Theilen der nicht germanischen Welt. Dort wohnten die Picten im Niederland, vielleicht germanischen Stammes, im Hochland die Schotten, celtischen Stammes. Irische Glaubensboten breiteten bei ihnen das Christenthum im sechsten Jahrhundert aus. So sind, wo nicht das oströmische Reich herrscht, nur die Deutschen von Bedeutung. Und diese Germanen waren bis jetzt weder im Staate noch in der Kirche und im Christenthume zu einer wohlthätigen und tüchtigen Bildung und zu einer wahren Erkenntniß gekommen. Aus ihren heimischen Gauen hatten die Deutschen keinen Begriff eines anderen Staates als jenes, der für die dürftigen heimischen Verhältnisse gepaßt, und der für andere Verhältnisse nicht paßte, mitgebracht. Den römischen Staat wollten sie nicht und konnten sie nicht wollen und so lag Alles in ungeheurer Verwirrung, die in dem Reiche der Franken den höchsten Gipfel erreicht hatte. Nichts war in dieser Verwirrung sicherer als der Zustand der Unfreiheit, in den besonders die Menschen vom römischen Stamme gebracht. Um das Christenthum aber waren die Deutschen durch die römische Priesterschaft und durch Deutsche gebracht worden, die schnell in den Geist jener eingegangen waren. Dieser Geist war, je weiter sich die Zeit von dem Falle des westlichen Römer-Reiches entfernte, um desto schlimmer geworden. In der allgemeinen Rohheit, welche der Verfall der römischen Bildungsanstalten herbeiführte, war es, daß er schlimmer geworden. Die Priester sehen auf nichts als auf weltliche Herrlichkeit, und wo sie auf etwas Anderes noch sehen, sehen sie das Falsche. So wenn die Idee vom Opfer im Abendmahl aufgestellt, wenn die Vorstellung vom Fegefeuer weiter verbreitet wird, wenn die seltsame Lehre von der Tradition sich befestigt, vermöge der, was im Glauben und in der Kirche sich einige Zeit erhalten, wie und woher es auch immer gekommen sei, durch den Geist der Wahrheit hereingebracht worden, da ein Irrthum in die Kirche nicht kommen könne. So wenn die Vorstellung von dem Verdienste des Cölibats und des Mönchsthums, das durch Benedict von Nursia eine Regel erhalten, die Vorstellung von dem Verdienste der guten Werke sich befestigte,

wenn Wallfahrten, Fasten, Kasteiungen immer eifriger anempfohlen wurden. Da diese Dinge das Christenthum nicht waren, so wirkte auch der Glaube an sie und ihre Uebung nicht auf die Menschen. Das Leben war unermeßlich roh und eigentlich dauerte das Heidenthum fort; es war nur das Gewand der Kirche über dasselbe geworfen. Die Macht der Kirche war aber noch eine bischöffliche, sie war noch keine päbstliche. Der Stuhl in Rom hatte noch keinen namhaften Einfluß gewonnen auf die germanische Welt. Der Stuhl von Rom besaß noch keine factische Macht über die Bischöffe der germanischen Welt. Aber der alte Glaube, daß zu Rom das Haupt der Kirche sei, hatte sich forterhalten. Rom mußte erst frei werden von den Oströmern, ehe es den Bau seiner Gewalt auch nur beginnen konnte. Erst nach dem Anfange des achten Jahrhunderts wird Rom von den Oströmern frei, und erst dann beginnt die eigentliche Laufbahn des römischen Stuhles. Bis dahin haben die Bischöffe von Rom alle nichts weiter thun können, als sorgen, daß der Glaube, daß sie die Nachfolger des Apostels Petrus wären und daß ihnen deshalb die Herrschaft über die Kirche gebühre, nicht untergehe, wenn auch diese Herrschaft noch selten anerkannt wird in dem Morgenlande sowohl als auch in dem Abendlande. Dieses aber haben sie alle redlich gethan.

Die christliche Welt bestand damals noch als eine Gesammtheit und noch hatte der Stolz und die Hofffahrt der Hochpriester von Rom und von Constantinopel sie nicht in zwei Theile auseinandergespalten, die sich gegenseitig verfolgt, gehaßt und bekämpft haben in früherer Zeit, und unter denen der Haß nicht abgestorben ist bis auf diesen Tag. Aber vom Anfange des achten Jahrhunderts war schon seit langem eine ungeheure Erschütterung über diese christliche Welt gekommen. Ein schöner Theil von ihr war niedergerissen worden durch einen wilden Feind. Dieses war geschehen durch das Auftreten der Araber in der Welt, durch einen neuen Glauben, durch den Islam, durch eine neue Offenbarung, die Gott in die Welt gesendet haben sollte, wie der behauptete, der sie aussprach und die meineten, welche ihm anhingen. Wenn man erwägt, daß dieser Islam das Bekenntniß des Christenthums in einem großen Theile der Welt vernichtet und daß den Menschen damit die Möglichkeit der schönsten und reinsten Ausbildung genommen worden, deren das Geschlecht fähig zu sein scheint, so ist das Erscheinen dieses Islam zu bejammern. Wenn man dagegen bedenkt, daß eben derselbe Islam doch die Erkenntniß eines Gottes und so manchen anderen erheben=

den Gedanken zu den Völkern des wildesten Heidenthums getragen hat, zu denen das Christenthum einen Weg bis damals nicht gefunden und ihn vielleicht auch bis jetzt nicht gefunden hätte, so ist sein Erscheinen wiederum mit Freude zu betrachten. Der Islam ist eine Erscheinung in der Welt, dessen Bestimmung offenbar noch nicht abgelaufen ist. Diese Bestimmung scheinet darin zu liegen, daß durch ihn einem andern, höheren Glauben, und mit demselben einem reinern menschlichen Sinn, der Weg bereitet werde zu vielen Geschlechtern. Und Niemand, welchem die Ahnung der ewigen Wahrheit in der Brust wohnet, kann zweifelhaft darüber sein, welcher dieser andere und höhere Glaube sei. Es traf aber die erste Erschütterung, welche durch den Islam außerhalb seiner Geburtsstätte Arabien erwirkt ward, zuerst zwei mächtige Reiche, das Reich von Ostrom und das Reich der Neuperser, wie es genannt zu werden pflegt, und traf sie unter merkwürdigen Umständen und Verhältnissen. Das Reich von Ostrom war Trümmer des classischen Alterthumes von Griechenland und von Rom, das Reich der Perser war Trümmer des morgenländischen Alterthums. Das persische Reich stieß zwischen Tigris und Euphrat mit dem oströmischen zusammen und dehnte sich über das westliche Süd-Asien aus bis an den Indusstrom hin, in dessen Nähe wiederum eine andere Welt, andere Trümmer des Alterthumes vom Morgenlande waren. In dem Reiche der Perser galt noch der uralte Glaube Zoroasters. In demselben stand ein ewiges und unerschaffenes Urwesen da, erhaben über Raum und Zeit. Die Welt aber war von einem diesem untergeordneten Wesen, Ormuzd genannt, geschaffen und gegen Ormuzd, den Guten, kämpfte Ahrimam mit einer großen Geisterschaar, die vom höchsten Gott abtrünnig worden. Es kämpfte das Licht mit der Finsterniß und in der Mitte dieses Kampfes stand der Mensch, den Zoroaster heißt, mit der guten Geisterschaar, die unter Ormuzd steht, zu streiten gegen jegliches Böse. Der Streit wird dauern bis die Zeit erfüllt ist und Alles zum Gehorsam des obersten Gottes, zum Licht, zur Reinheit zurückkehren wird, worauf eine neue Welt beginnen soll. Es war aber unter den Persern im sechsten christlichen Jahrhundert ein Irrlehrer, Masdek genannt, aufgetreten, dessen verderbliche Lehre eine weite Verbreitung, selbst über Persien hinausgefunden. Masdek lehrte, daß alle menschliche Handlungen gleichgültig wären und daß alle Güter der Menschen gemein sein müßten. Er erschütterte damit nicht allein den Glauben, sondern er erschütterte auch den Staat.

Das Reich der Perser war im Uebrigen noch ganz in dem

Style des alten Morgenlandes. Keine Schranke umgab den König, welcher ein Halbgott auf Erden war. Die Bewegung und die Freiheit gehört nach Europa. Zwischen den Persern aber und zwischen den Oströmern war eine bittere Feindschaft, die sich in vielen blutigen Kämpfen Luft machte. Die Perser konnten es nicht vergessen, daß ihre Vorfahren in dem Besitz von Mesopotamien, Syrien, Kleinasien und Aegypten gewesen, die jetzt seit länger als einem halben Jahrtausend der römischen Macht gehorchten. Zwischen Justinian I.
und dem König der Perser Kesra I. (Nuschirvan) der von 532 bis 532
579 herrschte, waren blutige Kriege gewesen, ohne daß die Perser 579
etwas zu erreichen vermocht. Unter Kesra I. bewegte sich das Reich der Perser mit Kraft. Es wurden Eroberungen in Indien und in Arabien gemacht, die indessen nicht von Dauer waren. Der Glanz verblich unter dem Sohne Kesra's I. Hormouz. Das Reich ward von Unruhen, Abfall, Empörung geschwächt. Hormouz ward von
seinem Sohne Kesra II. gestürzt 591. Gegen ihn erhub sich Bah- 591
ram, der Feldherr, als Empörer und der König mußte Hülfe bei den Oströmern suchen. Durch die Hülfe der Oströmer ging Bahram zu Grunde. In dem oströmischen Reiche war Justinus II., der Italien
an die Longobarden verloren, 578 gestorben und Tiberius, der Cäsar 578
war auf ihn gefolgt, Mauritius hatte den Thron nach dem Tode
Tiberius I. 582 eingenommen. Mauritius war's, der Kesra II. die 582
Hülfe geleistet. Es geschah, daß das oströmische Heer, welches gegen die Avaren streiten sollte, zuchtloses Gesindel, den Hauptmann Phocas zum Kaiser ausrief. Mauritius fand vor diesem Phocas den Un-
tergang 602. Phocas war ein gräßlicher Mensch, wie er nur unter 602
dem römischen Verderben, unter den Römern, die das Christenthum nur äußerlich aufgefaßt haben, und auf deren Gesinnung und Handlung es darum auch nur geringen Einfluß gewinnt, aufwachsen kann. Phocas, allenthalben wild und blutig, ist es besonders gegen die Parthei der Grünen, denn er selbst ist ein Blauer. Heraclius, der Sohn des Statthalters Heraclius von Afrika, nach Constantinopel gerufen, um den Tyrannen zu stürzen, kommt und Phocas findet einen Unter-
gang so gräßlich wie sein Leben 610. Die Oströmer handelten un- 610
ter einander nicht wie Menschen, sondern wie rasende Bestien. Unterdessen hat Kesra II. nach dem Tode des Mauritius und als wolle er diesen an Phocas rächen, Krieg gegen das Reich erhoben. Dieser Krieg geht auch unter Heraclius fort, und Syrien, Klein-Asien, Aegypten werden von den Persern überschwemmt. Selbst die heilige
Christenstadt Jerusalem ist 615 gefallen und dort das Blut der 615

Christen in Strömen geflossen. Die Perser haben sich mit dem Chan der Avaren gebündet. Die Avaren erscheinen auf der europäischen
619 Seite vor Constantinopel 619. Die Perser stehen am Hellespont und am Bosporos: nur eine Flotte fehlt den Barbaren auf beiden Seiten. Die letzten Tage Ostroms scheinen gekommen zu sein. Schon will Heraclius nach Afrika entweichen, schon fordert Kesra II. ihn auf, den Glauben Zoroasters zu bekennen. Endlich ermannt sich Heraclius. Er bezahlt den Chan der Avaren für den Rückzug 620. Die europäischen Theile des Reiches werden wieder frei. Heraclius sammelt ein Heer, und während die Perser noch im Angesicht seiner Hauptstadt stehen, versetzt er, die Ueberlegenheit der Oströmer durch
622 die Flotte benutzend, den Krieg nach Asien 622, dann in das Reich
623 der Perser selbst 623. Mehrere Jahre lang tobt der Kampf furchtbar. Noch einmal erscheinen die Perser und die Avaren vor Constan-
626 tinopel 626. Die festen Mauren sind ein Wall gegen die Barbaren. Heraclius sengt und brennt in dem persischen Reiche, und tiefer in das Innere von Südasien als die alten Imperatoren trägt er seine Waffen. Dadurch werden die Perser gezwungen endlich von den oströmischen Provinzen zu lassen. Kesra II. wird von seinem Sohne
628 Siroes gestürzt und Siroes schließt mit Heraclius Frieden 628. Die alten Verhältnisse zwischen beiden Reichen werden wieder hergestellt. Erschöpft sinken die beiden Reiche nach diesem furchtbaren Kampfe nieder. Erschöpft und ermattet haben sie beide den Arabern entgegentreten sollen.

Wenige Jahre nach dem Ende dieses Kampfes wurden sie beide von den Arabern angegriffen, die durch einen neuen Glauben begeistert waren. Arabien hatte bis in das siebente Jahrhundert keine Rolle unter den Begebenheiten der Welt gehabt. Die Araber selbst waren aus ihrer Halbinsel nicht herausgegangen, Fremde hatten sich dauernd nie innerhalb derselben behaupten können. Mit den Stürmen, die äußerlich die Völker erschüttern, waren aber auch die Bewegungen, welche die Völker innerlich erregen, an Arabien vorübergegangen. Also war das arabische Volk im Ganzen genommen in dem Alterthume geblieben. Es gehörte zu dem großen Geschlecht der Semiten. Die Söhne des wüsten und des steinigten lebten ein wildes und freies Natur-Dasein. Sie nannten sich die ächten Araber, Arab el Araba. In dem glücklichen Arabien, in Jemana, war das Leben feiner ausgebildet. Dort waren große und glänzende Städte, die mit Indien und Afrika einen uralten Handel trieben. Diese Araber hießen die unächten, Arab al Mostaraba, auch Hadhesis,

die Seßhaften. In den Städten herrschten Könige oder Fürsten, wie es scheint, eingeschränkt durch mächtige Geschlechter. Ueber die Stämme der Wüste geboten patriarchalisch die Stammhäupter. Die religiösen Verhältnisse des Volkes lagen in Verwirrung. Die Mehrzahl der Araber hatte noch den alten Glauben der Semiten und betete Sonne, Mond und Sterne an, denen Menschen noch immer zum Opfer gebracht wurden, wie im alten Babylon und zu Karthago. Aber auch das Judenthnm, das Christenthum, besonders die im oströmischen Reiche verfolgten Ketzersecten, die Lehre Zoroasters und die Lehre Masdeks, des Gottlosen, sie waren in Arabien eingedrungen. Zu Mecca war der Haupttempel der heidnischen Araber Kaaba, die mit einem für heilig angesehenen Stein, um den eine große Anzahl von Götzenbildern standen. Das oberste Priesterthum zu Mecca und an diesem Tempel mit den Schlüsseln desselben befand sich in dem Geschlechte der Koreischiten. Der jedesmalige Oberpriester scheint zugleich eine fürstliche Gewalt über die Stadt gehabt zu haben. Eine bessere Lehre, als unter den Arabern insgemein, war unter den Koreischiten, unter den Priestern des Tempels nicht unbekannt. Sie wußten von einem obersten Gott, Alla Taala genannt, und von der Seele Unsterblichkeit. Ursprünglich semitisch ist dieser Glaube nicht: er konnte aber leicht von Außen kommen. Ein Jahrhundert schon vor Mohamed war ein Mann aufgetreten, der den Glauben des Volkes hatte reinigen wollen. Abdallmotaleb aus der Familie der Haschemiten war Priesterfürst zu Mecca, als Mohamed, von Abdalla und Emina, die früh verstorben, geboren ward 571. Abdall- 571
motaleb starb 573 und das Priesterfürstenthum ging auf Abutaleb 573
über, der Mohameds Ohm war. Herangewachsen sah Mohamed das Judenthum und das Christenthum nicht allein in Arabien, sondern auch in Syrien, dahin er, wie bei den Söhnen der Wüste selbst Männer hohen Stammes pflegen, für die reiche Cadischa, nachmals seine Gattin, handeltreibend gekommen. Aechte und orthodoxe jüdische und christliche Religionsurkunden scheint er nie gekannt zu haben. Von dem Judenthume stieß ihn die Theocratie, von dem Christenthum die Art ab, wie es von den Römern aufgefaßt worden. Der Mönche und der Heiligenverehrung war Mohamed eifrig Feind. Oftmals redet der Koran gegen Beides. Mohamed vermeinte, er sei der Paraclet, von dem er gehört. Darum trat er, als er vierzig Jahre zählte auf, um etwas zu reinigen und zu bessern, welches er in seiner Reinheit nicht hatte kennen lernen 612. Zunächst hatte er auch das ara- 612
bische Volk im Augen. Diesem wollte er die Lehre von der Einheit

Gottes verkünden und von dessen namenloser Macht, welcher sich der Mensch schweigsam zu unterwerfen. Er nannte seine Lehre Islam, die Ergebung in den Willen Gottes. Aber der Gläubigen (Moslemen) fand Mohamed zu Mecca, unter den Koreischiten, nur Wenige. Sie meinten wohl die Stadt werde Schaden leiden, wenn dieser Glaube aufkäme, und die Pilgerfahrten des Volkes zum Tempel endeten. Bessern Fortgang gewann der Prophet, so nannte er sich, bei diesen Pilgern, die zum Tempel kamen.

Also hielt sich der Prophet nur mit Mühe zu Mecca. Schon
617 617 mußten seine Anhänger zu den Christen nach Abyssinien entweichen. In Abyssinien hatte sich das Christenthum im fünften Jahrhundert nach Christo mächtig ausgebreitet. Diese Flucht der Gläubigen wird die erste Hedschra genannt. Mohamed aber hielt sich in
620 Mecca bis zu dem Tode seines Ohms Abutaleb 620. Die Koreischiten gingen von der Familie Haschems ab und nahmen den Priesterfürsten aus der Familie Omaja. Abu Sophian ward von ihnen zum Priesterfürsten bestellt. Da, den zeitherigen Schutz verloren,
622 entwich der Prophet selbst den 16. Juli 622 und begab sich nach Jatreb, welche Stadt fortan Medina el Nabi, das heißt die Stadt des Propheten genannt ward. Das war die große Hedschra, die Flucht des Propheten. In Medina entstand die erste Moschee. Der Prophet griff mit den Gläubigen zu dem Schwerte, damit der Glaube weiter ausgebreitet werde, und stellte, die Streiter für den Kampf zu begeistern, die Lehre vom Paradiese und von der göttlichen Vorherbestimmung auf. Und allmählig wurden die Stämme Arabiens zum Glauben gebracht, leicht die, welche dem Sternendienst anhingen, schwerer, welche Juden oder Christen waren, von denen der Prophet viele lassen mußte in ihrem alten Glauben. Es war aber, was entstand, ein Reich von dieser Welt. Denn welcher Stamm den Islam bekannte, der erkannte auch den Propheten als obersten weltlichen Herrn an. Das arabische Volk empfing eine politische Einheit und die zeither zersplitterte Kraft einen Mittelpunct. Endlich unterwarf
630 sich auch Mecca 630 und es war fast ganz Arabien im Glauben und
632 im Reiche vereinigt, als der Prophet starb 8. Juny 632. Der Prophet endete wie er eben in Begriff war, den Islam mit den Waffen in der Hand auch über die Halbinsel Arabien hinauszutragen. Ein religiöses Bedürfniß unter dem Volke, das alte Heidenthum zu verlassen, war dem Propheten offenbar entgegengekommen und hatte sein Werk gefördert. Es waren neben ihm zwei andere Propheten Moseilama und Aswad aufgetreten, die von ihm die Lügner genannt

werden. Moseilama konnte erst nach dem Tode des Propheten unterdrückt werden. Mohameds Leben war nicht rein und es ist schwer zu glauben, daß er sein ganzes Leben hindurch nur in der Selbsttäuschung gewesen, und in dieser sich wirklich stets für einen wahren Propheten Gottes gehalten haben sollte.

Seine Lehre liegt hauptsächlich in dem Koran, und sie ist erst nach seinem Tode aufgezeichnet worden. Das Urbild des Korans liegt in dem siebenten und höchsten Himmel, ein Abdruck der göttlichen Weisheit. Mohamed ist einst in diesem siebenten Himmel entrückt worden und hat dort den Urkoran gesehen, dessen Sätze ihm einzeln von dem Engel Gabriel mitgetheilt worden. Der Koran ist voll von den schwersten Irrthümern und Widersprüchen in allen Dingen, und giebt besonders Zeugniß davon, daß der Prophet das wahre Christenthum nicht kannte. Bald scheint es, der neue Glaube sei nur für Arabien bestimmt, bald erscheint dieser als der ganzen Welt verkündet, und es ist heilige Glaubenspflicht und der sicherste Weg zum Paradiese denselben auszubreiten sogar mit den Waffen. Fünf Dinge schärft der Prophet den Menschen besonders ein. Den Glauben an die Einheit Gottes, den Glauben an die Offenbarungen Gottes, besonders an diese Offenbarung durch Mohamed den Propheten, den Glauben an den unbedingten Rathschluß Gottes und die göttliche Vorherbestimmung, den Glauben an die Engel, welche die Gebote Gottes vollziehen, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und das jüngste Gericht. Dann schärft er die Reinigungen, die Gebete, die Fasten, die Allmosen und die Wallfahrt nach Mecca ein; denn die Kaaba ist stehen geblieben, nachdem die Götzenbilder dort zertrümmert worden sind. Ein mit den üppigsten Farben geschildertes Paradies, in dem das höchste Maaß der Sinnlichkeit erfreut, erwartet den frommen Moslem. Einmal ist auch als von einem höheren Grade der Seeligkeit von dem Anschauen Gottes die Rede, ohne daß der Gedanke jedoch ausgearbeitet und ausgebildet sei. Eine furchtbare Hölle erwartet den Bösen, aus der jedoch die Vorbitten des Propheten bei Gott die Moslemen dermaleinst erlösen. Außerdem enthält der Koran eine große Menge von Ordnungen für das bürgerliche Leben, also daß er auf dem Tische keines mohamedanischen Richters und Gesetzgelehrten fehlen darf.

Der Koran. Uebersetzung von Dr. Wahl 1828. Cludius. Mohameds Religion aus dem Koran. 1809. Oelsner. Mohamed, Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters. 1810.

Für ein rohes und barbarisches Volk mußte die Lehre des Korans einen großen Reiz haben. Auch hat sie das reine Menschenthum gewiß gefördert durch die Lehre von der Einheit Gottes, und indem sie den Arabern das Tödten der Kinder verbot die sie im Heidenthume umzubringen pflegten, wenn sie dieselben nicht ernähren zu können meinten, und durch viele andere Gebote gefördert. Aber den Gott der Liebe, welchen die Christen haben, hat der Prophet nicht. Es ist ein furchtbarer Gott, den er hat, der sich furchtbar an denen rächt, die da Uebles thun. Er kennt die Liebe nicht, die nach der Christenlehre durch das ganze menschliche Geschlecht gehen soll. Die Rache erlaubt er nicht allein, er gebietet sie. Er läßt den Menschen ohne Freiheit und drückt dessen Gemüth durch die Vorstellung der Macht Gottes und seiner Vorherbestimmung nieder. Aber er erhebt und erfreut es nicht. Er kennt das wahre sittliche Gefühl nicht. Er verlangt mehr ein äußeres Thun als eine reine Gesinnung, und vor allem fehlt ihm die beruhigende Versöhnungslehre des Christenthums. Das Reich, das er gegründet, war von dieser Welt. Seine Söhne aber waren vor ihm gestorben und nur eine Tochter Fatime übrig, die an Ali, den Neffen, vermählt war. Bestimmungen über das weltliche Herrnthum nach seinem Tode hatte der Prophet nicht gegeben. Also traten, um die politische Einheit des Volkes festzuhalten, die als eins erschien mit der Einheit des neuen Glaubens, die Apostel zusammen, um zu bestimmen, was geschehen sollte. Denn der Prophet hatte sich mit solchen Aposteln, Gehülfen, Mitwirkern (Anzari, Hawari) umgeben gleich dem Herrn und Heiland. Diesen Aposteln hatten noch zweiundsiebenzig Jünger zur Seite gestanden. Die Apostel wählten den ältesten aus ihrer Mitte, Ebubecr zum Nachfolger des Propheten Gottes. (Kalipha Raschill Allah.) Also entstand das Kaliphat. Wie nun der Prophet selbst in seiner Person das oberste Priesterthum, das ihm als Propheten gebührte, vereinigt hatte mit dem obersten weltlichen Herrnthum, also sollten beides auch in dem Kaliphen, in dem Nachfolger, vereinigt sein. Ebubecr unterdrückte den falschen Propheten Mosailama, der den Tod im Kampfe fand, unterwarf die Stämme Arabiens, welche noch übrig waren, und ließ den Koran in dem arabischen Dialect der Koreischiten aufschreiben. Die Lehre war bis jetzt nur vom Munde zu Munde gegangen. Unter dem ersten Kaliphen begann aber auch der Kampf für die Ausbreitung des Glaubens über die Halbinsel Arabien hinaus. Dieser Kampf mußte furchtbar werden, wenn die Araber mit Völkern heidnischen Glaubens zusammenstießen. Der

Koran macht einen Unterschied zwischen den Völkern des Buches und denen, die diese nicht sind. Die Völker des Buches sind die eine Offenbarung haben, die der Prophet als göttlich anerkannt, Juden und Christen. Diese, wenn sie den Islam nicht bekennen wollen, sollen doch geduldet werden, wenn sie sich den Moslemen unterwerfen und Zins zahlen. Nur die Mönche der Christen sollen getödtet werden, wenn sie denselben nicht annehmen wollen. Eine Bestimmung, der von den Gläubigen nicht nachgelebt worden. Die Völker aber, die keine Offenbarung haben, müssen den Islam nehmen oder den Tod. Gegen solche Völker also, wenn sie nicht für den Islam gewonnen werden konnten, mußte ein Kampf auf Leben und Tod sein.

Mohamed schon hatte an Kesra II., Heraclius und den christlichen König von Abyssinien geschrieben 622, daß sie den Islam bekennen sollten, Mohamed schon hatte darauf gesonnen, den Glaubenskampf auch außerhalb der Halbinsel Arabien zu beginnen. Doch weil der Tod ihn gehindert, konnte dieser Kampf erst unter der Herrschaft des ersten Kaliphen Ebubecr beginnen. Der Kaliph selbst blieb zu Medina, am Grabe des Propheten. Die Gläubigen drangen hinaus und die Feldherrn Amru und Khaled zeichneten sich unter ihnen am meisten aus. Persien und Ostrom wurden zu gleicher Zeit von den Moslemen angegriffen. Das Reich der Perser stürzte ganz, von dem Reiche der Oströmer stürzte die eine Hälfte zusammen. Jezderged III. war um die Zeit des Todes Mohameds König der Perser geworden und war der letzte derselben. Die große Schlacht bei Cadesia verlor er gegen die Gläubigen 636, 636
setzte jedoch mit immer schwächerer Aussicht den Kampf fort bis an seinen Tod. Im Jahre 650 scheint der letzte König der Perser ge- 650
fallen zu sein. Mit ihm endet das persische Reich und die Lehre, die Kirche Zoroasters verschwindet. Bis an den Indus, das caspische Meer, die Ströme Oxus und Jaxertes ist die Macht des Kaliphats ausgedehnt und des Islams Herrschaft. Wer den Glauben Mohameds hier nicht hat bekennen wollen, hat entweder den Tod nehmen oder eine neue Wohnstätte suchen müssen. Trümmer der Gläubigen Zoroasters hatten sich in das indische Gebirg gerettet, wo sie noch bis jetzt leben und Parsen genannt werden. Der Kampf zwischen den Moslemen und den Persern muß weil er nicht allein das Reich, sondern auch den Glauben galt furchtbar gewesen. Von geringerer Heftigkeit scheint der Kampf der Moslemen gegen Ostrom gewesen zu sein. Es ist ein feiges und schlaffes Geschlecht, welches hier wohnt.

Da ihm Duldung von den Moslemen versprochen wird, wenn es sich unterwirft, so erhebt es sich nicht für die Unabhängigkeit der höchsten Erdengüter. Nur die Heere des Kaisers Heraclius, der in diesem Streite selbst schlaff erscheint, haben den Kampf zu bestehen. Und alle Schlachten streitet dieses Heer unglücklich gegen die Begei-
634 sterung der Araber. Bei Adnajdin und bei Emesa 634, bei Jarnak
636 636 und bei Cäsarea 638 blieben die Oströmer sieglos. Mesopo-
638 tamien und Syrien fallen in die Gewalt der Araber. Bis an das Taurusgebirge geht hier Alles für Ostrom verloren. Selbst die heilige Stadt Jerusalem hat dieses Schicksal getheilt und ist durch Capitulation 637 gefallen. Die Christen dürfen weder neue Kirchen bauen noch mit Glocken läuten, weder Kreuze aufstellen noch Moslemen zu ihrem Glauben bringen. Sie müssen aufstehen vor den Gläubigen, dürfen nicht dieselbe Sprache reden noch dieselbe Kleidung tragen wie diese. Dem Kaliphen haben sie Gehorsam zu schwören und ihm Tribut zu bezahlen. Auch Aegypten, auch Nord-Afrika ging den Oströmern verloren. In jene Provinz drangen die
639 Moslemen zuerst 639, in diese 647 zuerst ein. Die Monophysiten
647 in Aegypten unterwarfen sich aus Haß gegen die Orthodoxie von Ostrom beinahe gern den Moslemen. Um Afrika war ein langer Kampf, besonders um Karthago, das von den Oströmern wieder ge-
698 wonnen, endlich 698 den Moslemen doch blieb. Erst an dem Ende des Jahrhunderts saßen die Moslemen auf der afrikanischen Nordküste fest: nicht allein die Oströmer, sondern auch die Ureinwohner des Landes, die freien Mauren, hatten sie zu bekämpfen gehabt. Ganze arabische Stämme ließen sich unter den Besiegten nieder; neue Städte wurden erbaut, um der Herrschaft Festigkeit zu geben. Neue Völker und neue Sprachen bildeten sich aus der Verschmelzung der Araber mit den Eingeborenen und ein großer Theil der Welt empfing ein neues Ansehn. Das Christenthum aber, welches von der römischen Menschheit so nur als ein Aeußeres aufgefaßt und begriffen worden, erlitt in dem Laufe der Zeit schwere Verluste. Die Menschen wendeten sich dem Glücke und dem Glanze des Islams zu. Sechs Millionen Christen waren in Aegypten als es an die Kaliphen kam. Auf etwa zweimalhunderttausend Köpfe ist ihre Zahl bis jetzo zusammengeschmolzen. Auf der Küste von Nordafrika hörte das Bekenntniß des Christenthums schon in den Jahrhunderten des Mittelalters ganz auf.

Noch größer als sie war, würde die Gefahr für die Christen, allenthalben unter die Herrschaft der Moslemen zu fallen gewesen

sein, wenn die erobernde Kraft des Islams nicht zeitig durch innere Streitigkeiten gehemmt worden. Ebubecr war nur kurze Zeit Kaliph gewesen, da er schon 634 gestorben ist. Omar Alfaruk, den auch Ebu- 634
becr zu seinem Nachfolger bestimmt, ward von den Gläubigen zum Kaliphen ausgerufen. Omar war der erste Kaliph, der die Prachttitel Emir al Mumenin, das heißt Fürst der Gläubigen und Iman al Moslemen, Priester der Ergebungsvollen, annahm, damit die doppelte Macht des Kaliphen näher bezeichnet sei. Omar wollte die alte arabische Sitteneinfalt festhalten. Er verbot den Moslemen, Seide zu tragen, das Meer zu befahren und erklärte ihnen alle andern Dinge, als die, von denen im Koran geschrieben, für unnütz oder gefährlich. Darum ließ er die Bücher der Griechen zu Alexandrien verbrennen und die Bücher der Perser zu Medain in den Tigris werfen. Omar ward von einem persischen Slaven ermordet 634. Omar hatte 634
vor seinem Tode sechs Männer ernannt, die einen neuen Kaliphen wählen sollten. Sie ernannten Othman aus der Familie Omaja. Einfach hatten die ersten Kaliphen gewaltet. Die Herren eines unermeßlichen Reiches lebten am Grabe des Propheten lehrend und betend. Die Tribute theilten sie an die Gläubigen aus. So konnte das Kaliphat nicht bleiben. Othman ließ es stärker als seine Vorgänger hervortreten, daß er der Herr sei und er that es in einer Weise, welche beleidigte. Medina stand gegen ihn auf und Othman ward erschlagen 655. Jetzo ward in Medina Ali, der Neffe und 655
Tochtermann des Propheten, zum Kaliphen ausgerufen. Das Kaliphat hing bei den Moslemen ebenso in der Luft, wie das Pabstthum der römischen Katholiken. Der Koran läßt die Weise des Kaliphats unbestimmt und die heilige Schrift kennt den Pabst nicht. Also waren die Gedanken der Menschen über das Kaliphat frei, und viele hatten gleich bei Mohameds Tode gemeint, daß dasselbe der Familie des Propheten und zunächst dem Neffen Ali gebühre. Diese Parthei war jetzo in Medina durchgedrungen. Aber eine andere Ansicht, welche das Kaliphat als frei von der Familie des Propheten betrachtete, stand ihr entgegen: Moavijah, der auch wie Othman, der Familie Omaja angehörte, ließ sich in Syrien, davon er Statthalter war, ebenfalls zum Kaliphen ausrufen. Aischa, die Wittwe des Propheten, stellte sich zu ihm und ein heftiger Kampf entbrannte zwischen den beiden Kaliphen. Neunzig Schlachten sollen sie gegen einander geschlagen haben. Da verschwuren sich mehrere Moslemen durch den Mord beider Kaliphen die Zwietracht zu enden, welche so in den Islam gekommen war. Aber der Mordstrahl traf nur den Neffen des Pro-

661 pheten Ali und Moavijah entging demselben 661. Es trat nun zwar noch Hassan, Alis Sohn auf und suchte das Kaliphat zu behaupten. Arabien erkannte ihn an. Um aber die Einheit und die Kraft nicht zu stören, welche nothwendig war, damit der Islam weiter ausgebreitet werde, trat Hassan bald zurück, lebte zu Medina und starb nachdem er vor etwa acht Jahren von dem Kaliphat zurückgetreten war. Also blieb Moavijah allein Kaliph und zu Damascus, in Syrien, im eroberten Land, schlug er seinen Sitz auf. Das Kaliphat verlor unter den Omajaden seinen frühern einfachen Character und ward ein wirkliches Herrnthum.

Indessen obwohl Alis Sohn zurückgetreten, bleibt die innere Einheit in der islamitischen Welt doch verloren. Zwei Partheien stehen sich unter den Moslemen entgegen streitend in der Ansicht über das Kaliphat. Fast alle Spaltungen, welche im Islam entstanden sind, die meisten Secten, die er erzeugte, sind über diese Frage entstanden. Ueber abstracte Begriffe sind sie weit weniger unter sich zerfallen. Die erste Parthei, die Aliden oder die Schiiten genannt, verwerfen die drei ersten Kaliphen Ebubecr, Omar und Othman und sie stimmen alle darüber überein, daß Ali von Mohamed zum Erben seines Reiches eingesetzt worden, und daß das Kaliphat rechtlich nur den Nachkommen Alis gebühre, von denen ein jeder den folgenden Kaliphen oder Iman zu ernennen hat. Sie stimmen ferner darüber unter sich, daß es immer einen rechten Iman in der Welt gebe, welcher bald sichtbar, bald unsichtbar sei. Es besitzt derselbe eine heilige Seele und diese geht jedesmal auf seinen Nachfolger über. Die indische Seelenwanderungslehre, welche in dem Reiche der Perser nicht unbekannt sein konnte, hatte auf die Erzeugung dieser seltsamen Vorstellungen eingewirkt. Die Aliden zerfielen wieder in mehrere Secten und schon bei Lebzeiten des Kaliphen Ali war eine, Ghullat oder die Uebertreibenden genannt vorhanden, die von Ali selbst verfolgt wurden. Sie behaupteten, daß ein Theil des göttlichen Wesens in Ali und seinen rechten Nachfolgern ruhe, daß Glaube und Religion nur darin bestünden, daß man den rechten Iman kenne und ihn verehre, daß die Vollkommenheit hierin bestehe und daß wer sie besitze aller anderen religiösen Pflichten quitt und ledig sei. Die andern Secten der Aliten oder Schiiten entstanden nach Alis Tode dadurch, daß die einen Kaliphat und Imanat auf diesen, die andern auf jenen wirklichen oder angeblichen Nachkommen Alis übertrugen.

Auszüge aus der mündlichen Ueberlieferung Mohameds; im ersten Theile der Fundgruben des Orients von Hammer. 1809.

Alle Aliden waren Feinde des Hauses Omaja und suchten den Thron derselben zu unterwühlen. In einer anderen Ansicht wurde nicht allein die Rechtmäßigkeit der drei ersten Kaliphen anerkannt und somit auch das Kaliphat als etwas Freies, wenigstens nicht an Ali und dessen Nachkommenschaft Gebundenes, angesehen, sondern auch der Glaube an die wandernde Imânsseele verworfen. Auf die Anhänger dieser Meinung stützte sich das Haus Omaja. Sie haben den Namen der Sonniten empfangen. Von den frühesten Zeiten des Islams an, ward die Sonna, das heißt die Ueberlieferung aufgezeichnet. Die Sonna wuchs zu einer bedeutenden Masse an, denn man zählte bald mehr als siebentausend solcher Ueberlieferungen. Der Koran unterscheidet sich von der Sonna dadurch, daß jener das Gesetz Gottes, welches durch Gabriel dem Propheten offenbart worden, enthalten soll, die Sonna aber nur die Reden Mohameds als eines göttlichen Propheten mittheilt. Oftmals erzählt die Sonna auch nur, was der Prophet gesehen und was er nicht gethan. Die Sonna, von der nur der kleinere Theil bis jetzt von Gelehrten mitgetheilt worden ist, scheint andere Lehren, als sie schon im Koran vorhanden, wesentlich nicht zu enthalten. Sie giebt Vorschriften für das Leben und für den Kultus, enthält Prophezeihungen und Gesichte, welche der Prophet gesehen haben will, oder seine, oftmals seltsamen Ansichten über diesen oder jenen Gegenstand. Z. B. erklärt er, wie es komme, daß Menschen die Zukunft wissen könnten. Er meint, die Engel unterhielten sich in den Lüften oft von dem, was im Himmel beschlossen worden. Dieses hörten dann die Teufel und theilten es den Wahrsagern mit. Die Aliden oder Schiiten erachten die Vorschriften der Sonna nicht für verbindlich.

Indessen waren die Kräfte des Kaliphats, als Moavijah die Herrschaft gewonnen hatte, dadurch keinesweges so gehemmt worden, daß der Kampf, besonders gegen die Christen, deshalb aufgehört. In Nord-Afrika dauerte derselbe das ganze siebente Jahrhundert hindurch fort. Die Gedanken des Kaliphen Moavijah waren auf die größten Dinge gerichtet. Sie gedachten in Damascus, den Islam auch nach Europa zu tragen. Europa lag vor den Moslemen, die auch zeitig das mittelländische Meer zu beunruhigen begannen. Ihr erster Angriff war auf das oströmische Reich gerichtet. Ueber Constantinopel hinweg wollten sie in das Herz von Europa kommen. Die Oströmer aber schienen wenig geschickt die Vertheidigung Europas kräftig zu führen. Sie waren durch die ungeheuren Ereignisse nicht zur Besinnung gekommen. Die alte Schlaffheit dauert fort

und nicht minder die Wuth der theologischen Streitigkeiten. Kaiser Heraclius hat die Feindschaft zwischen den Anhängern der Lehre von den zwei Naturen in Christo und den Anhängern der Lehre von einer Natur dadurch versöhnen zu können gemeint, wenn von beiden angenommen werde, daß nur ein Wille und eine Wirkung in ihm gewesen. Als die Monophysiten sich geneigt zeigen, diese Formel anzunehmen, als eine Aussicht auf Frieden und Versöhnung sich eröffnet, erfuhr der Kaiser von dem Bischoff von Rom und von Andern, daß jene Formel eine Ketzerei enthalte. Diejenigen, die des Kaisers Meinung angenommen, wurden von den Orthodoxen Monotheleten geheißen. Und beide Partheien bekämpften sich wieder mit aller Heftigkeit, während die Araber die eine Hälfte des Reiches vernichteten.
639 Vergebens gebot Heraclius durch die Ekthesis 639, daß sie nur schweigen sollten über diese Materie. Der Lärm dauerte fort. Heraclius, der in dem Kampfe gegen die Araber sich schlaff benommen,
641 starb 641. Unter der Herrschaft dieses Kaisers war das slavische Volk der Chrobaten (Kroaten) über die Donau gekommen. Sie nahmen Dalmatien ein und die Oströmer mußten sie dulden. Sie standen unter ihren eigenen Fürsten, Zupane genannt und zahlten dem römischen Reiche Tribut. Bald folgten die Serven den Chrobaten. Heraclius mußte ihnen Mösien und Dacien einräumen, die von den Serven den Namen Servien empfangen haben. Die ganze östliche Küste des adriatischen Meeres bis wo jetzt Ragusa steht, ward von kleinen slavischen Stämmen besetzt. Nach dem Tode des Heraclius wurden seine beiden Söhne Constantin und Heracleonas zu Kaisern ausgerufen. Constantin aber starb schon drei Monate nach dem Va-
641 ter 641. Er hinterließ zwei Söhne, Constans und Theodosius. Die Kaiserin Martina, die Mutter des Heracleonas und Stiefmutter Constantins, vermeinte sich und ihren Sohn allein in dem Besitz der Gewalt erhalten zu können. Aber Constantinopel rief Constans zum Kaiser aus. Der Martina wurde die Zunge, dem Heracleonas die Nase abgeschnitten. Anders als mit den wildesten Barbareien können die Römer nicht unter sich handeln. Für Vernünftige und Denkende war die Zeit schwer, denn die Moslemen griffen unter der Regierung des Constans immer weiter. Die elenden Römer, statt an die Vertheidigung des Christenthums zu denken, stritten über den einen oder die zwei Willen fort. Constans gebot durch den Typus
648 648 abermals Schweigen über diesen Gegenstand. Aber von der stolzen und hoffährtigen Priesterschaft war eher Alles als Gehorsam und Mäßigung zu gewinnen. Der römische Bischoff Martin I. ließ auf ei-

ner Synode in Rom 649 das Gebot des Kaisers wie eine Ketzerei behandeln, als sei es ihm darauf angekommen, die Verwirrung und Schwäche im Reiche zu mehren, um Alles den Moslemen leichter in die Hände zu bringen. Der Kaiser ließ indessen den Bischoff fassen und ihn nach Taurien in die Verbannung bringen. Constans, um doch etwas für das Reich zu thun, ging 660 nach Italien, um ge- 660
gen die Longobarden und König Grimoald zu streiten. Aber er gewann nichts über sie und ward zu Syracus erschlagen 668. Con- 668
stans hatte sich mit dem Blute seines Bruders Theodosius befleckt. Das Kaiserthum von Constantinopel steht noch immer so unsicher wie das alte römische Imperatorenthum. Das Mißtrauen der Kaiser ist daher noch immer so krampfhaft und so furchtbar.

Nach dem Tode des Constans ward sein Sohn Constantin Pogonatos Kaiser des Morgenlands und alsbald ward Constantinopel von einem heftigen Sturme getroffen. Moavijah, der Kaliph, hatte ungeheure Anstalten zu einem Angriff auf diese Hauptstadt getroffen, deren Fall zugleich auch den Untergang des oströmischen Reiches entscheiden mußte. Die Araber erschienen mit einer großen Flotte vor Constantinopel. Die Oströmer waren noch in dem Besitz einer Kunst des alten Roms der letzten Imperatoren. Sie hatten eine Composition von Wachs, Pech, Schwefel und andern brennbaren Materialien, Oelfeuer, Meerfeuer oder Wasserfeuer genannt, das bei der Vertheidigung der Städte gegen die Stürmenden und deren Maschinen angewendet und aus metallenen Röhren und Kesseln geworfen ward. Es ward auch gegen Schiffe angewendet, da es unter dem Wasser brannte und nur mit Sand gelöscht werden konnte. Die Composition dieses Brennstoffes wird in dem Reiche der Oströmer als ein Staatsgeheimniß betrachtet. Damals, als die Araber die Hauptstadt angriffen 669, scheint die Behandlung verbessert, die Erfindung voll- 669
ständiger gemacht worden zu sein. Damit halfen sich jetzt die Oströmer und sieben Jahre lang setzten die Araber ihren Angriff auf die Hauptstadt des Reiches vergebens fort. Jeden Frühling erschienen und jeden Herbst verschwanden sie. Endlich gaben sie vor der Hand den Gedanken Europa von dieser Seite zu fassen, auf 676. Constantin 676
Pogonatos ließ die sechste ökumenische Synode in seiner Hauptstadt 680 eröffnen, wo die Lehre der Monotheleten feierlich als Ketzerei 680
verdammt ward. Die Synode ward 681 geschlossen. Moavijah 681
aber der Omajade starb 680 und pflanzte das Kaliphat auf seinen 680
Sohn Jezid I. fort. Hossein, Alis Sohn, stand gegen Jezid auf, fand aber den Untergang. Doch auch nach seinem Tode erhoben

sich die heftig verfolgten Aliden gegen das Haus Omaja. Mecca
682 und Medina riefen Abdalla ben Zobeir zum Kaliphen aus 682.
Medina ward niedergeworfen. Mecca hatte nicht bezwungen werden
683 können bis Jezid I. starb 683. Sein Sohn Moavijah II. legte das
Kaliphat selbst wieder nieder, weil es nicht dem Hause Omaja, sondern der Familie des Propheten gebühre. Moavijah II. starb bald
684 nachdem er abgedankt 684. Aber ein anderes Mitglied des Hauses
Merwan I. bemeisterte sich in Damascus des Kaliphats. Der Kampf
gegen Abdalla, der auch außerhalb Arabiens großen Anhang fand,
dauerte fort und noch immer war er nicht unterdrückt, als Mer-
685 van I. starb 685. Abdelmelic, sein Sohn, folgte und endlich unter
Strömen von Blut ward der Gegenkaliph Abdalla niedergeworfen
692 692, ohne daß jedoch durch seinen Fall die Unruhen und Empörungen, welche die Aliden gegen die Omajaden erregten, ganz aufgehört. Durch diese Vorgänge, durch den schnellen Wechsel der Kaliphen, war die Verfolgung der Plane gegen Europa gehemmt worden: aufgegeben aber waren sie nicht. Die Moslemen hatten an dem Ende des siebenten Jahrhunders die ganze Nordküste von Afrika gewonnen. Sie standen im Angesichte des großen Oceans und zugleich im Angesichte von Spanien. Musa, der Statthalter von Afrika, kam an den Hof des Kaliphen nach Damascus, damit der Islam hinüber
705 nach Spanien getragen werden möchte. Abdelmelic war eben 705
gestorben und Walid I. auf ihn gefolgt. Es soll nun Europa von
dieser Seite gefaßt werden.

In dem Reiche der Westgothen aber begann um dieselbe Zeit, da die Moslemen an den Uebergang über das Meer dachten und darauf rüsteten, eine arge Zwistigkeit. König Egica starb und sein
701 Sohn Witiza folgte 701. Der Vater hatte ihn mit Umgehung des Wahlrechtes der Großen schon bei seinen Lebzeiten zum Mitregenten angenommen. Witiza war ein edler, ein trefflicher Mann. So schildern ihn die Gleichzeitigen. Die Spätern aber haben ihn mit den wildesten Schmähungen überhäuft, weil er wider die Herrschaft des Priesterthums gewesen. Welchen König die römischen Priester gestürzt, weil er nicht zu ihren Füßen sitzen wollte, den versäumen sie auch im Tode nicht zu schmähen. Witiza läßt eine Kirchenversammlung zu Toledo halten. Die Acten derselben sind nicht vorhanden; sie sind sorgfältig vertilgt worden, damit auch die Erinnerung, daß einst etwas gegen die Hierarchie geschehen, den Menschen entschwinden möge. Es läßt sich daher nur im Allgemeinen sagen, daß Witize auf dieser Synode Schlüsse, welche wider die Priesterschaft liefen,

durchsetzte. Aber der Rache dafür kann er nicht entgehen. Es stand gegen Witiza 709 Roderich auf. Witiza scheint zu rechter Zeit ge- 709
storben, und also den Untergang, welcher ihm durch die Verschwörung bereitet war, entgangen zu sein. Roderich wird auf eine gewaltsame Weise König. Die priesterliche Parthei hebt ihn auf den königlichen Stuhl. Die Schlüsse der toledonischen Kirchenversammlung wurden in Vergessenheit gebracht. Die Westgothen fielen aber in zwei Partheien auseinander. An der Spitze der einen stand Roderich, der sich König nannte, an der Spitze der andern Eba und Sisebut, die Söhne des Königs Witiza, Oppas ihr Ohm, Erzbischoff von Sevilla und Julian, der Graf von Ceuta auf der afrikanischen Küste. Die eine, so scheint es, wollte die Priesterherrschaft, weil sie an dieselbe glaubte, und die andere wollte sie nicht, weil sie nicht an dieselbe glaubte. Eba und Sisebut mochten auch das Königthum ihres Vaters behaupten wollen wie ein Erbe. Sie beging aber, diese letztere Parthei, den unseligen Fehler, Verbindung mit Musa, dem Statthalter des Kaliphen in Afrika, zu suchen. Es mag vor ihnen diese Verbindung allerdings angeknüpft worden sein, weil sie mit den Entwürfen der Araber unbekannt waren. Aber nichts desto weniger war es ein ungeheurer Frevel, die Erzfeinde des Christenthums hereinzurufen in einen Streit, der unter Christen entstanden war. Musa sendete den Feldherrn Tarek im Frühling des Jahres 711 mit 711
zwölftausend Streitern hinüber nach Spanien. Bei dem Berge, der von ihm den Namen hat, geschah die Landung. (Gebel al Tarek, der Berg des Tarek, woraus verdorben worden Gibraltar). Ein christlicher Heerhaufe unter dem Grafen Julian vereinigte sich mit ihnen. Eba und Sisebut hatten sich, heimlichen Verrath sinnend, mit Roderich, dem König, ausgesöhnt. Roderich eilte dem Feind an der Spitze seiner Schaaren entgegen. Acht Tage lang ward im Juli 711 bei Xeres de la Frontera gekämpft. Roderichs 711
Heer war in der Ueberzahl, aber der Verrath spaltete die Kräfte. Mitten in der Schlacht gingen Eba und Sisebut zum Feinde über und dadurch ward sie gegen Roderich und die Gothen, die mit ihm stritten, entschieden. Roderich, Eba und Sisebut fanden in dem Streite oder gleich darauf den Untergang. Nach dem Siege aber kamen die Sachen anders, als die Gothen gewollt, welche die Moslemen gerufen. Den ersten Grund jedoch zu dem Untergange der Herrschaft des Christenthums auf der pyrenäischen Halbinsel hat offenbar der Stolz und die Herrschsucht der Hochpriester gelegt. Also ist ihre Weise immer gewesen. Mag das Blut in Strömen

fließen, eine halbe Welt in Trümmer gehen, das Christenthum selbst gefährdet werden unter den Menschen, Alles wird an die Erhaltung ihrer Herrschaft gesetzt, von der sie zum Theil in der ungeheuersten Verblendung, zum Theil mit den ungeheuersten Truge sagen, daß sie die Herrschaft der Kirche, die Herrschaft Christi auf Erden, die Herrschaft Gottes sei.

Bei der Lage der Dinge kann es nicht Wunder nehmen, daß dieses mit großer Schnelle geschah. Die Moslemen hatten ja schon gerüstet, um die Halbinsel zu gewinnen und sie warfen nun diese Rüstungen hinüber in das Meer. Musa kam bald nach der Schlacht
712 712 mit neuen Streitern. Ganze afrikanische, syrische und arabische Stämme folgten. Der Gothen war verhältnißmäßig nur eine geringe Zahl im Lande. Auch waren sie die alten und ächten Deutschen nicht mehr. Die römischen Menschen waren ein feiges und elendes Geschlecht seit langer Zeit her. Tausende von Juden, mit Gewalt zum Christenthum gebracht, erwarteten die Moslemen als Befreier. Diese Moslemen traten wie allenthalben in christlichen Ländern, gegen die Völker des Buches, mit einer gewissen Milde auf, die in der Regel nur dann, wenn ein Wiederabfall Statt gefunden, in wilde Härte umschlug. Die Christen unterwarfen sich dem Kaliphen, zahlten Tribut, behielten aber sonst den christlichen Cultus, ihr eigenes Gesetz und ihre eigenen Richter. So gewannen die Moslemen ohne großen Kampf die bedeutendsten Städte, Cordova, Sevilla, Toledo, Merida. Nur die Gothen, nicht die Römer, scheinen ernstlich gekämpft zu haben für die Freiheit und für den Glauben. Binnen drei Jahren haben die Moslemen fast alles Land gewonnen bis an den Fuß der Pyrenäen, wenn auch einzelne gothische Haufen in den Gebirgen sich noch behaupteten. Eine große Masse Landes war doch leer geworden in dem Kampfe. Afrikanische, syrische und arabische Stämme wurden in demselben seßhaft gemacht. Neben und unter diesen lebten die Christen, die eine Kopfsteuer und eine Grundsteuer zahlen mußten. Sie nahmen allmählig die arabische Sprache an und wurden Mozaraber genannt. In dem ungeheuren Reiche der Kaliphen bildete die pyrenäische Halbinsel nur eine zu Afrika gehörende Unterstatthalterschaft. Eine Flotte wahrte die Verbindung mit Afrika. Sie stand unter dem Befehlshaber des Meeres, Amir al Ma (Admiral) geheißen. Zu derselben Zeit, da die Moslemen Spanien gewannen, befand sich das Reich der Franken in Gallien in argen Wirrnissen. Karl, Pipins Sohn, kämpfte mehrere
719 Jahre bis 719, ehe er die Franken wieder unter seiner Führung

vereinigte. Die Feinde des christlichen Glaubens hätten daher wohl große Dinge schnell gewinnen können, wenn sie rasch über die Pyrenäen gegangen. Aber die Moslemen brauchten Zeit um sich in dem weiten Lande, das rasch von ihnen gewonnen worden, einzurichten und zu befestigen. Auch glaubte man in Damascus offenbar, daß der Weg in das Herz von Europa besser über Constantinopel hinweg, als über die Pyrenäen werde genommen werden. Walid I. starb und Soliman I. folgte ihm 715. Die Moslemen kämpften damals 715
in Sina und in Indien, ohne jedoch dauernde Eroberungen jetzt schon zu gewinnen. Soliman I. ließ große Rüstungen treffen zu einem Angriff auf Constantinopel, der die Stadt zu Wasser und zu Land fassen sollte. Die Cedern des Libanon sanken unter den Beilen der Moslemen zusammen, um eine neue Flotte gegen die Oströmer aufzubringen. In das oströmische Reich aber war durch den Fortgang der ungeheuren Zeitereignisse auch jetzt noch keine Besserung gekommen. Im Angesichte des drohenden Untergangs trieben sie es in der alten Weise fort.

Das oströmische Reich war nach dem Tode des Constantin Pogonatos 685 in die Hände eines sechszehnjährigen Jünglings, sei- 685
nes Sohnes Justinian II., gefallen. In dem Reiche der Oströmer hatte die Gewalt des Kaisers keine Schranken. Selbst die Stellung der Kirche war eine andere als im Abendlande. Der Clerus war von der Regierung abhängig und sogar die Orthodoxie richtete sich oftmals nach dem Willen der Kaiser. Die schrankenlose Gewalt ward nicht, wie von ächt christlichen Königen und Herrschern so oft, mit Maaß und Ziel, mit Besonnenheit und Milde geübt. Eine solche Erscheinung ist bei den Oströmern wenigstens höchst selten. Sie sind dazu sittlich zu tief gesunken und zu wenig haben sie dazu das ächte Christenthum erfaßt und verstanden. Justinian II. ist ein grausamer Tyrann. Das Volk wird mit neuen Steuern bedrückt, die mit barbarischer Strenge eingetrieben werden. Die Gesetze und das Rechtsverfahren der Römer sind eine Schande des menschlichen Geschlechts. Nicht einmal die eigene Mutter entgeht entehrenden Schlägen, wenn sie sich Justinians tollen Gedanken widersetzt. Es erhob sich das Volk von Constantinopel gegen den Kaiser, zog einen Feldhauptmann, Leontius geheißen, aus dem Gefängnis und stellte ihn als Kaiser auf 695. Leontius wider die Regel, da ein gestürz- 695
ter Kaiser gewöhnlich den Tod nehmen mußte, ließ dem Justinian nur die Nase verstümmeln und sendete ihn verbannt nach Cherson auf dem taurischen Chersones. Kurze Zeit nur führte Leontius die Herr-

schaft. Das Heer in Asien rief Apsimar zum Kaiser aus, der sich Tiberius II. nannte. Leontius hatte das Schicksal seines Vorgän-
698 gers; mit verstümmelter Nase mußte er ins Kloster wandern 698.
704 Justinian II. aber entwich bald darauf 704 aus Cherson und ging zu den Chazaren. Diese dem Caucasusgebirge angehörend, hatten eine weite Herrschaft gewonnen, die vom Caucasus bis in den taurischen Chersones hineinreichte. Justinian II. fand bei dem Khane der Chazaren keine Hülfe und entwich weiter zu den Bulgaren. Diese waren unter der Herrschaft des Constantin Pogonatos über die Donau gegangen und hatten dem römischen Reiche das Land zwischen der Donau und dem Hämosgebirge entrissen. Der König Terbelis, der hier gebot, unterstützte Justinian II. und mit Bulgaren und
705 Slaven gewann er Constatinopel wieder 705. Leontius und Apsimar fanden den Tod und Justinian II. wüthete nun auf das grausamste gegen alle, die diesen Kaisern angehängen, oder die über seinen Fall sich gefreut haben sollten. Selbst die wilden Bulgaren starrten vor den Blutscenen. Gegen Cherson aber sendete er ein Heer mit dem Befehl dort zu vernichten, was menschlichen Othen habe. Das verzweifelte Cherson stellte den Bardanes als Kaiser auf, um sich des blutigen Tyrannen zu erledigen. Bardanes, der den Namen Philippicus sich gab, gewann leicht die Hauptstadt. Justinian II. und
711 sein Sohn Tiberius fanden einen entsetzlichen Untergang 711. Philippicus begünstigte die Monotheleten und schwelgte in frechen Lüsten. Aber kaum auf den Thron gekommen, ward er auch wieder gestürzt
713 durch die Hauptleute seiner Leibwache 713. Diese ließen nun durch das Volk in der Sophienkirche den Staatssecretair Artemius als Kaiser ausrufen, der sich Anastasius II. nannte. Die Araber waren mit ihren Rüstungen fast fertig. Anastasius II. sendete die Flotte aus, um die Schiffe der Araber in den Häfen anzugreifen und zu vernichten. Aber die Söldner, welche das Heer bildeten, fanden es bequemer einen neuen Kaiser zu machen, wozu sie den Steuereinnehmer Theodosius machten, als gegen die Moslemen zu kämpfen. Sie kehrten nach Constantinopel zurück. Anastasius II. trat in den Prie-
716 sterstand und Theodosius III. war Kaiser 716.

Das Heer aber, welches in Klein-Asien stand, erkannte diesen Kaiser nicht an. Der Feldherr desselben Leo der Isaurier ward selbst zum Herrscher ausgerufen. Eben stand der lange bereitete Angriff der Moslemen bevor. Moslemah, der Bruder des Kaliphen Soliman, drang mit einem großen Heer in Klein-Asien ein. Die arabische Flotte segelte gegen Constantinopel heran. Dorthin wendete sich

auch Leo. Alle Kräfte des Reiches wollte er auf die Vertheidigung
der Hauptstadt wenden, mit welcher das Reich selbst fallen und stehen
zu müssen schien. Theodosius III. trat freiwillig zurück, als im An-
fange des Jahres 717 Leo nach Constantinopel kam. Bald dar- 717
auf erschienen die Moslemen zu Wasser und zu Lande vor der Stadt.
Aber noch einmal bestürmten sie dieselbe vergebens. Durch Brander
und durch Wasserfeuer zerstörten die Römer einen großen Theil der
arabischen Flotte. Im August 718 nachdem die Stadt etwa ein 718
Jahr lang eingeschlossen gewesen, zogen die Araber wieder ab. Auch
von der Pyrenäenseite hatten die Moslemen zu derselben Zeit ange-
griffen. Alahor, der Emir von Spanien, war 717 über die Gebirge 717
nach Gallien gekommen, doch wie ohne Kraft, so auch ohne dauern-
den Erfolg. Der Hauptangriff war auf Constantinopel berechnet
gewesen. Es war nun der Kaliph Soliman I. unterdeß am 8. Octo-
ber 717 gestorben und Omar II. gefolgt. Dieser lebte nur bis 720 717
und es folgte ihm Jezid II. Die Unruhen der Schiiten dauerten 720
fort. Die Kaliphen konnten nicht sofort auf ein neues Unternehmen
gegen Europa denken. Jezid II. starb und Hescham I. folgte 724. 724
Die gefährlichen Jahre waren vorübergegangen. Die Franken in
Gallien waren wieder unter dem Hausmeier Karl vereinigt. Nur im
gothischen Gallien hatten sich die Moslemen 720 festgesetzt, und einen 720
Theil der Insel Sardinien hatten sie genommen 723. Hierdurch 723
waren sie dem Herzen Europas näher gerückt. In Damascus aber,
als man dort die Unbezwinglichkeit Constantinopels erkannt zu ha-
ben glaubte, war der Gedanke gefaßt worden, Europa von der Py-
renäenseite zu fassen. Endlich brach der Emir von Spanien Abdal-
rama ben Abdalla mit 400,000 Streitern in Gallien ein. Zuerst
fiel Abdalrama auf Eudo, den König oder Herzog von Aquitanien.
Der Sitz dieses Reiches war zu Toulouse und es umfaßte einen
Strich von den westlichen Pyrenäen bis in die Nähe der Loire. Die
hier noch herrschenden Merovinger scheinen von einem Bruder Da-
goberts I. abzustammen. In diesem kleinen Reiche hatten die Me-
rovinger ihre alte königliche Stellung behauptet. Die Handha-
bung des Königthums war nicht in die Hände der Hausmeier über-
gegangen. Von den Moslemen besiegt, mußte Eudo den Haus-
meier Karl anerkennen und sich zu demselben in ein abhängiges Ver-
hältniß setzen. Die Moslemen waren bis an die Loire gekommen.
Karl hatte gerüstet, um den Sturm zu beschwören. Franken und
andere Deutsche standen zusammen. Im Monat October 732 stie- 732
ßen sie bei Poitiers mit den Arabern zusammen. Furchtbar tobte

die Schlacht. Die Franken brachen in das Lager der Moslemen, das mit dem Raube Galliens angefüllt. Dies brachte ihre Reihen in Verwirrung. Die Nacht endete den Kampf. Die Franken meinten, daß er am folgenden Tage neu beginnen werde. Abdalrama war gefallen, die Moslemen zogen eilends nach den Pyrenäen zurück. Die Franken folgten ihnen bis an die Grenze des gothischen Galliens. Von diesem Tage empfing Karl den Beinamen des Hammers, (Martell.)

Allerdings war die Schlacht bei Poitiers ein großer Tag. Die Moslemen erkannten es und sie nannten die Schlacht den Pallast der Märtyrer. Bis nach Afrika und Syrien hin warf, sagt einer ihrer Dichter, diese Kunde Jammer in die Herzen der Gläubigen. Die Moslemen hatten erfahren, daß es ein Anderes sei gegen Deutsche als gegen Römer fechten. Aber eine Entscheidung, ein Ereigniß, welches allen Dingen eine andere Lage gegeben war diese Schlacht bei Poitiers doch nicht. Nicht einmal für die Franken in Gallien hörte die Gefahr sogleich auf. Im Süden, wo das Römerthum vorschlug, war ein heftiger Haß gegen die Männer des Nordens. Gegen diese wurden von Römern und romanisirten Deutschen selbst die Moslemen gerufen. An der Rhone selbst setzten sie sich fest, in Arles
739 und in Avignon. Aber der Hammer trieb sie wieder aus 739. Das aber ist wahr, daß bald nach der Schlacht bei Poitiers die große Gefahr für das Christenthum und für jede heitere Entwickelung des Lebens in Europa, welche bis jetzt vorhanden gewesen, zwar nicht sofort verschwand, aber sich bedeutend minderte. Es geschah dieses nicht durch die Schlacht bei Poitiers, denn was galten in dem unermeßlichen Reiche der Kaliphen der Verlust selbst von hunderttausend Streitern. Von den Umständen aber war das Erste und Hauptsächlichste, daß das Kaliphat, das bis jetzt als eine Einheit Europa bedroht, in mehrere Theile auseinanderging. Das Haus der Omajaden war einem großen Theile der Moslemen verhaßt. Die Schiiten waren fast stets gegen dieses Haus unter den Waffen. Zwar war Zeid Ali's Urenkel vor Jezid II. untergegangen. Aber das Haus Omaja kam dadurch um nichts fester zu stehen. Haschem I. der auf
742 Jezid II. gefolgt, starb 742. Unter der Herrschaft dieses Kaliphen, welcher die Schlacht bei Poitiers sah, scheint es gewesen zu sein, daß unter den Schiiten eine Secte enstand, welche behauptete, das Kaliphat sei von Ali übergegangen auf seinen dritten Sohn Mohamed, der es vererbt habe auf seinen Sohn Abu Haschem, der es gegeben habe an seinen Verwandten Mohamed Abbas. Es war die-

ses den allgemeinen Ansichten der Schii gemäß, daß die reine Imans-seele wandere. In den östlichen Theilen des Kaliphenreiches in Asien fanden die Abbassiden großen Anhang. Die Omajaden aber zerstörten sich unter einander selbst. Haschem I. Nachfolger Walid II. gottlos und verschwenderisch, ward von seinem Vetter gestürzt 743, 743
der sich als Jezid III. auf den Stuhl der Kaliphen stellte. Fünf Monate nur herrschte dieser Jezid, der Knauser zugenannt 744. 744
Sein Bruder Ibrahim bemeisterte sich des Thrones, aber schon nach zwei Monaten mußte er einem andern Mitgliede des Hauses Omaja Mervan II. weichen. Die Abbassiden wurden immer gefährlicher. Zwar hatte Ibrahim, der älteste Sohn des Mohamed, 747 den Un- 747
tergang gefunden. Aber der zweite Bruder Abul Abbas trat an seine Stelle an die Spitze der Parthei. Mervan II. verlor in Assyrien eine entscheidende Schlacht gegen die Abbassiden, flüchtete nach Aegypten und fand dort den Tod. Abul Abbas aber ließ sich zum Kaliphen ausrufen 750. Das Morgenland erkannte ihn an. Grau- 750
sam hatte Abul Abbas die große Familie der Omajaden zu vernichten gesucht. Aber Abdalrama ben Moavijah war dem Abbassiden entgangen. Die Häupter der spanischen Moslemen riefen ihn nach Spanien. Abdalrama gründet hier ein unabhängiges Herrnthum 755. Doch den Kaliphentitel nahm er nicht an und nannte sich nur Emir. Zwischen den Omajaden in Spanien und den Abbassiden in Asien herrschte der glühendste Haß und diese Spaltung sicherte die Christen schon von einer Seite. Denn für sich allein waren die spanischen Moslemen viel zu schwach, um für Europa eine Gefahr zu bringen. Die Schii aber, die in ihren wilden Phantasien sich je länger, je mehr in Secten spalteten, die weil es sich um das Kaliphat handelte, fast alle politische Partheien waren, trugen noch zu weiterer Auflösung des alten und großen Kaliphen-Reiches bei. Die einen trugen die reine Imansseele, welche zum Kaliphat befähigte hier und die anderen dorthin. Bald nachdem Spanien diesem großen Kaliphenreiche verloren gegangen, ging es auch eines Theils des westlichen Afrikas verlustig. Hier gründete Edris, der von Edris, dem Bruder des Propheten Mohamed abstammte, ein unabhängiges Herrnthum 788, dessen Sitz nachmals in der neu erbauten Stadt 788
Fez aufgeschlagen ward. Und es fehlte nicht an Schiiten, welche die reine Imansseele in ihm fanden. Das Kaliphat war bereits in drei Theile auseinandergesprungen.

In Beziehung auf Europa waren nur die Omajaden in Spanien und die Abbassiden in Asien wichtig. Abdalrama I. der seinen

Sitz im glänzenden Cordova aufschlug, konnte den Christen außerhalb der pyrenäischen Halbinsel keine wahre Gefahr mehr drohen. Dazu wären überhaupt die Kräfte der spanischen Moslemen zu schwach gewesen, wenn auch andere Gründe nicht ebenfalls noch hinzugetreten. Es lebten aber die arabischen, afrikanischen und syrischen Stämme, welche sich in Spanien niedergelassen, in einer bittern Feindschaft untereinander. Die zahlreichen Christen, die unter den Bekennern des Islams lebten, konnten von dem Emir nicht ohne Sorge betrachtet werden und mußten es als bedenklich erscheinen lassen, die geringe Kraft der spanischen Moslemen aus der Halbinsel zu entfernen. Ferner waren die Abbassiden zu fürchten und sie machten sich oft furchtbar. Endlich fand der Emir auf der pyrenäischen Halbinsel selbst eine böse Beschäftigung. Denn bereits in den ersten Jahren der Eroberung scheint es geschehen zu sein, daß in den Gebirgen von Asturien und in Biscaja die Christen, und besonders die Menschen vom gothischen Stamme, sich wieder von der Herrschaft der Moslemen befreiten. In Biscaja erscheint ein Herzog Petrus, in Asturien Pelagius, der ein Enkel des Königs Roderich genannt wird, an der Spitze dieser Christen. Von zwei kleinen Puncten aus ist die Regeneration des christlichen Spaniens erfolgt. Das erste
751 Auftreten dieser Christen liegt im Dunkel. Pelagius soll 751 gestorben sein, sein Sohn Favila habe zwei Jahre geherrscht und hier-
753 auf hätten die Christen in Asturien 753 den Alonso, Herzog von Cantabrien, auch zu ihrem König gewählt. Dieses sind die Anfänge des Reiches der Christen von Asturien, welche schon eine nicht ganz unbedeutende Macht dem Emir von Cordova entgegenstanden. Was aber die Abbassiden angeht, so war das Reich derselben am Anfange des achten Jahrhunderts allerdings noch ungeheuer: auch wurden die Oströmer von ihm noch heftig oftmals bedrängt. Aber das ungeheure Reich war schwer in Bewegung zu setzen, nachdem der erste Glaubenseifer vorüber war. Die Kaliphen aus dem Geschlechte des Abbas haben offenbar die Gedanken, welche die Omajaden auf die Eroberung Europas gehabt, nicht mehr. Der zweite Kaliph dieses
754 Hauses Abu Djaafar Almansor, der 754 auf Abul Abbas gefolgt, zieht den Sitz des Kaliphats von Damascus, wo er sich unter den Omajaden gleichsam im Angesicht des Meeres, das nach Europa führte, befunden, zurück in das Innere von Asien. An den Ufern des
764 Tigris läßt er die neue Stadt Bagdad erbauen, wohin er 764 den Sitz des Kaliphats verlegt. In dem Laufe des achten Jahrhun-

derts treten noch andere, nachmals zu entwickelnde Gründe hinzu, welche die Moslemen für Europa immer ungefährlicher machen.

Es war aber auch Geist und Gesinnung des arabischen Volkes, nachdem ein Jahrhundert mit Kämpfen, Siegen und Eroberungen ausgefüllt worden, anders geworden. Das alte Arabien war erschöpft worden von Menschen. Seine Söhne hatten in Süd-Asien, Afrika und Spanien eine neue und glücklichere Heimath gefunden. Der Reiz nach Genuß und Besitz war gestillt, und die Lehre von der Verdienstlichkeit des Kampfes für die Ausbreitung des Glaubens hatte seine erste zauberische Kraft auf die Gemüther verloren. Die Araber waren verschmolzen mit anderen Völkern, mit Römern und mit Persern, mit Mauren und mit Gothen, weichlichen und schlaffen Menschen, denen der Islam aufgenöthigt worden oder die zu demselben getreten, weil das Glück zu seinen Fahnen gestanden. Aber die frische Glaubenskraft, die von den Söhnen Arabiens aus der Wüste mitgebracht worden war, konnte in diesen neuen Bekennern nicht sein. Sie verwirrten selbst den Islam, je länger, je mehr. Die Lehre Masdeks, des persischen Ketzers, drang unter die Bekenner des Islams ein, und die Lehre von der Seelenwanderung erzeugte unter den Schii immer seltsamere Secten, die, in Zukunft noch bedeutender, schon von den ersten abbassidischen Kaliphen mit Feuer und Schwert bekämpft werden mußten. So geschah, daß schon unter diesen ersten Abbassiden Europa von dem Islam eine große und unzweideutige Gefahr nicht mehr zu fürchten hatte. Das Glaubensfeuer war in seiner jugendlichen Heftigkeit ausgebrannt, das Leben stand nicht mehr auf dem Schwerte der Eroberung und der Ausbreitung des Islams. Es nahm Alles wieder den im Morgenlande gewöhnlichen Character an. Die Kaliphen verloren sich in den Lüsten ihrer Prachtpalläste. Die Menschen trieben wieder Ackerbau, Handel und Verkehr und legten das Schwert aus der Hand, also, daß bereits im neunten Jahrhundert die Kaliphen sich starke Schaaren gemietheter Barbaren bildeten, die aus den Völkern des mittlern Asiens genommen wurden, weil unter den Bewohnern des Reiches die alte kriegerische Kraft bereits im Erlöschen war.

Also wird durch die ganze Lage der Dinge begreiflich, wie die europäisch-christliche Welt fortan durch die Gläubigen des Islams so große Erschütterungen, wie sie im ersten Jahrhundert nach des Propheten Tode gesehen worden, nicht weiter erfuhr. Diese europäisch-christliche Welt, in Freiheit vor den Moslemen sich wieder bewegend, bietet vom Beginnen des achten Jahrhunderts an einen

höchst wichtigen Schauplatz dar. Das Lehnswesen und die Hierarchie festiget und erweitert sich wie in dem letztverwichenen Jahrhundert. Mit dem Reiche der Franken zugleich dehnen sie sich aus und gewinnen einen breiteren Boden unter den Menschen. Aber zwei Dinge machen die Ereignisse von größerer Wichtigkeit, als sie früher gewesen. Zuerst werden die Bischöffe von Rom hereingezogen in eine neue Stellung. In derselben wird ihnen möglich gemacht, nicht fromme und christliche Gedanken, für die Rom und die römische Welt stets nur ein dürrer und unfruchtbarer Boden gewesen, wohl aber kühne und verwegene, auf Glanz, Macht, Größe, Herrschaft und Herrlichkeit gerichtete Gedanken aufzufassen, welche in Rom immer eine bereitete Stätte gefunden. Sie wollen, diese Bischöffe von Rom, was die Priester im Reiche der Franken und anderwärts für sich gewonnen, diesen zwar auch behalten wissen, sich aber zu Lenkern, zu Herren und zu Gebietern darüber erheben. Sie wollen sich an die Stelle der Kirche setzen, den Staat vernichten und die Herrschaft über die Welt an die Kirche bringen. Unter dem Namen der Kirche aber verstehen sie in Rom nie ein Anderes als sich selbst. Die Bischöffe von Rom wollen an die Stelle der Imperatoren treten. Das Purpurgewand derselben ist verbleicht und die römischen Schwerter sind stumpf geworden. Damit können die Barbaren nicht bezwungen, damit kann die Herrschaft der ewigen Stadt, die saugend und entnervend auf einer halben Welt gelegen, nicht wieder hergestellt werden. Das priesterliche Gewand und das Schwert des Glaubens soll daher das Riesenwerk vollbringen. Mehr als zwei Jahrhunderte sind verlaufen seit dem Untergange des römischen Reiches vom Westen. Aber die alten römischen Gedanken in Rom, in Italien, leben sie noch. Die Hölle ist unzerstört geblieben, aus der die Wölfe kamen, welche einst die Freiheit der Welt verschlangen. In Schafskleidern kommen sie wieder, diese Wölfe. Das Zweite aber, durch welches die Ereignisse der nächsten Zeit eine erhöhte Wichtigkeit empfangen, ist der Widerstand, welcher zwar noch nicht gegen die ganze römische Katholicität, aber doch gegen eine Säule derselben, sich unter den Menschen erheben will. Unter römischen Menschen selbst erhebt sich dieser Widerstand. Darum tritt er halb, unlauter und gebrochen auf, wie sie selbst es sind. Von den Römern kann selbst das Gute nicht in einer guten Weise kommen. Aber andere Gedanken, als die römische Katholicität sie dulden will, wirft dieser Widerstand doch auch unter die Menschen anderer, als der römischen Natur. Dadurch helfen sie etwas für die Zukunft, wenn

auch nicht sich selbst, doch anderen. Hiermit ist der Streit gemeint, der am Anfange des achten-Jahrhunderts über die Anbetung der Heiligen-Bilder in dem oströmischen Reiche ausgebrochen ist.

Karl war Hausmeier und Fürst in dem Reiche der Franken, die Gedanken darauf gerichtet, wie er seiner Familie die königliche Würde gewonnen, Liutprand war König der Longobarden in Italien, die Gedanken darauf gerichtet, wie er seinem Volke noch die Herrschaft über ganz Italien zuwende, Leo der Isaurier war Kaiser von Ostrom, sinnend, wie er das morsche Reich, das er vor den Moslemen gerettet, zusammenhalte, bewahre und befestige, als die Ereignisse begannen, in denen die Dinge, deren gedacht worden, erscheinen. Juden und Moslemen warfen den Christen vor, daß sie zum Heidenthum zurückgekehrt, indem sie neben Gott die Heiligen und die Bilder derselben anbeteten. Dieser Vorwurf hatte einen Eindruck auf die Menschen gemacht, indem die Gläubigen des Islams fast allenthalben sieghaft gegen die Gläubigen des Christenthumes stritten. Auch war der Widerspruch dieses Dienstes mit dem wahren Christenthume zu groß, als daß er nicht von vielen Menschen hätte gefühlt werden sollen. Also verbot der Kaiser Leo, nicht ohne Zustimmung des Senats und vieler von der Geistlichkeit, die Anbetung der Bilder von Engeln, Heiligen und Märtyrern und gebot sie allenthalben hinwegzunehmen 728. Der Kaiser bestreitet nicht den Glauben an die 728
Macht dieser Wesen, verbietet auch nicht ihre Anbetung selbst, sondern nur die Anbetung ihrer Bilder. Es ist nur der äußerste und grobsinnlichste Theil des ganzen Cults, der von ihm bekämpft wird, entweder weil er meinet, daß nur allmählig dieser aus dem Heidenthume gekommene Cultus den Menschen wieder genommen werden könne, oder weil er nur die Anbetung der Bilder selbst für schädlich hielt. Aber das Grobsinnlichste ist es eben, was von der Mehrzahl der Menschen des oströmischen Reiches für das Wesen des Christenthums gehalten wird. Also erhebt sich ein ungeheurer Lärm in dem Reiche gegen den Kaiser. Die Oströmer fallen in zwei Partheien auseinander, die eine mit dem Kaiser wider die Bilder ist die Minderzahl, die andere für die Bilder ist die Mehrzahl (Iconoclasten, Iconodulen). Allenthalben findet des Kaisers Gebot Widerspruch und Widerstand, die Mehrzahl der Menschen sieht seine Sache als eine Ketzerei an. In mehreren Districten war offener, bewaffneter

---

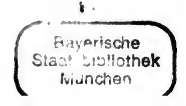
Schlosser. Geschichte der Bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reiches. 1812.

Aufstand. Griechenland empörte sich und ward niedergeworfen, Rom
empörte sich und konnte, da die Macht von Ost=Rom in Italien
schwach war, nicht wieder niedergeworfen werden. Rom ward frei
von der Herrschaft des Kaisers und die römische Republik gewisser-
728 maßen wieder hergestellt 728. Gregor II. war damals, seit 715,
715 Bischoff von Rom. Es war der erste Schritt zur Höhe der Pabst-
macht, daß der Stuhl zu Rom außer Verbindung kam mit dem ost-
römischen Reiche. Dasselbe war kein Boden für eine vollendete Prie-
stermacht. Es trat aber sogleich die Gefahr hervor unter einen an-
dern Herrn zu fallen, der den Ideen, auf denen die Priestermacht
ruhen mußte, ebenfalls unzugänglich war. Liutprand, der Longo-
barde, die Verwirrung benutzend, die durch den Streit über die hei-
ligen Bilder im römischen Italien entstanden, griff Rom an. Gre-
gor II. aber benutzte schlau, den Glauben des Königs, daß Rom,
wo die Gebeine der Apostel Petrus und Paulus ruheten, eine heilige
Stadt sei, die mit den Waffen nicht geschädigt werden dürfe. In
diesem Glauben, an den Gregor II. ihn erinnerte, gab Liutprand den
729 Angriff auf Rom auf 729.

Die Römer, die Italiener, hatten sich ihre Bilder von dem Kai-
ser nicht nehmen lassen. Gregor II. hatte sich eifrig für die Anbe-
tung der Bilder ausgesprochen, entweder weil er selbst an diese Bil-
der glaubte, oder weil er die Bewegung, die in Italien gegen den
Kaiser entstanden, benutzen zu müssen glaubte, um das römische
Italien frei zu machen von Ostrom, weil es für die Priestermacht
kein Boden war. Unabhängigkeit von anderer weltlichen Macht
war ja das Erste, woran der römische Stuhl bei seinen allmäh-
lig sich bildenden Entwürfen denken mußte. Rom hatte seine Un-
abhängigkeit von dem Kaiser nicht ausgesprochen; es erschie-
nen dessen Beamte noch dort, aber sie bedeuteten nichts mehr.
731 Der That nach war Rom frei, als Gregor II. starb 731 und
Gregor III. den apostolischen Stuhl bestieg. Die Bewegung der
Gemüther im römischen Italien war groß und Gregor III. glaubte
derselben kräftiger als sein Vorgänger gethan, nachhelfen zu müssen.
Also ließ er auf einer römischen Synode den Kaiser Leo für einen
732 Ketzer erklären 732. Dem Ketzer, war damit gemeint, sollte das
römische Volk Italiens nicht weiter gehorsamen. Leo sendete eine
Flotte, um den Bischoff zu züchtigen und Gehorsam in Italien zu
lehren. Aber Stürme und die Bewohner von Ravenna vernichteten
733 diese Flotte 733. Rom blieb frei und der Bischoff, der sich gegen

seinen Kaiser zu erheben gewagt, ungezüchtiget. Leo mußte froh sein, daß der Aufstand Roms sich nicht offen über das übrige oströmische Italien verbreitete. Er kann sich um Italien nicht kümmern. Einfälle der Araber beschäftigen ihn, und in den Hauptheilen des Reiches sucht er seinen Befehl gegen die Bilder durchzusetzen; das nimmt seine Zeit und seine Kräfte hinweg. Mit den wildesten Grausamkeiten soll Leo die Freunde der Bilder verfolgt haben. Es mag die Schilderung dieser Grausamkeiten von den Bilderfreunden übertrieben sein, aber die römische Natur allerdings war wild und grausam. Ohne Wildheit und Grausamkeit können diese Römer nichts thun. Die Stellung des römischen Stuhles wird unter Leo des Isauriers Herrschaft je länger je freier. Gregor III. aber sinnt, wie er das Reich der Longobarden schwäche. Es ist nicht darauf zu zählen, daß die Mittel, durch welche Gregor II. Rom einmal vor den Longobarden gerettet, immer wirken werden. Gregor III. bündet sich mit Trasamund, dem Herzog von Spoleto und Gottschalk, dem Herzog von Benevent, die gegen Liutprand aufgestanden sind 739. Liutprand aber siegt und Rom wird abermals von ihm bedroht. Da wendet sich Gregor III. an den Frankenfürsten Karl, dem er die Schlüssel des Grabes des Apostels sendet. Die Franken sollen nicht dulden, daß die heilige Stadt in die Hände der Longobarden fällt. Der Senat und das Volk von Rom ernennt Karl sogar zum Consul und Patricius. Nun wird zwar nicht erzählt, was die Franken auf diese Botschaft gethan. Da aber Liutprand von dem Angriff auf Rom abläßt, so ist wahrscheinlich, daß die Franken gedroht und der Longobarde vor dieser Drohung zurückgewichen. Wie erst Liutprand, so ist jetzt Karl von dem Glauben, den der römische Bischoff in ihm zu erregen versteht, bewegt worden. Und diesen Glauben versteht derselbe, wie klar und unzweideutig ist, für sich und seine Entwürfe trefflich zu benutzen. König Liutprand schloß eine Art Frieden mit
dem römischen Stuhl 742 und, wie es scheint, versprach er dabei, 742
nicht allein die Stadt Rom und deren Umgebungen nicht zu schädigen, sondern auch überhaupt das römische Gebiet in Italien nicht anzugreifen.

Nicht lange darauf starb Karl der Hammer, der Fürst der Fran-
ken 741. Eifrig hatte er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet, sich 741
und sein Haus gut bei den großen Franken zu stellen, welches indessen nur auf Kosten des Königthums geschehen konnte. Zuweilen war es aber auch von ihm auf Kosten der Kirche geschehen, indem er die Besitzungen derselben wieder nahm und sie an Weltliche ver-



schenkte. Die Bischöffe versicherten aber auch dafür, daß Karl in dem höllischen Pfuhl brenne, daß kein Leichnam, sondern ein Drache in seinem Grabe gefunden worden sei. In den letzten Jahren sei-
737 ner Regierung, seit dem Tode Theuderich IV. 737 hatte ein merovingischer Namenskönig nicht mehr neben ihm gestanden. Und dennoch hatte Karl den königlichen Titel nicht angenommen und scheint selbst einen Versuch, denselben zu gewinnen, nicht gemacht zu haben. So vorsichtig waren die Pipiniden geworden. Karl hatte unter Zustimmung der Franken, ohne welche überhaupt nichts geschehen konnte, seinen drei Söhnen Karlomann, Pipin und Grippo die Hausmeierwürde bestimmt. Karlomann und Pipin aber verdrängten Grippo und setzten sich in den Alleinbesitz der Macht. Sie halten es indessen für nothwendig wieder einen Merovinger Childerich III. auf den Thron zu stellen. Im Uebrigen handeln die beiden Brüder in dem Geiste ihres Vaters nur mit dem Unterschiede, daß wenn dieser sich mehr auf die weltlichen Waffen, sie sich wenigstens eben so sehr auf die geistlichen Waffen, auf die Bischöffe und Aebte, stützen zu müssen glauben. Dazu trägt auch die Vorstellung bei, welche ihnen über Christenthum und Kirche gegeben worden. Der Bischoff von Rom ist das Haupt der Kirche, unter dem die übrigen Kirchenfürsten stehen, weil er der Statthalter Gottes auf Erden und der Nachfolger des Apostels Petrus ist. Das haben die Frankenfürsten lange gehört und sie haben es begriffen. In den Theilen Deutschlands, welche bereits in Zusammenhange mit dem Reiche der Franken stehen, hat der Sachse Winfried aus Britannien gewirkt, daß das Christenthum allenthalben in römischer Weise sei. Dieser
738 Winfried oder Bonifacius ist 738 in Rom von Gregor III. zum Erzbischoff der Deutschen geweiht worden. Er gehört zu den Bischöffen, welche am besten begriffen, daß die Priestermacht und dieser ganze Kirchenbau dann am besten bestehen würde, wenn in Rom ein leitendes, immer in einem Geist mit Festigkeit handelndes Haupt sei.
743 Auf einer Synode zu Liptine ließ er daher 743 die deutschen Bischöffe schwören, dem römischen Stuhl in allen Dingen Gehorsam zu sein. Es geschah dieses mit Ausdrücken, die absichtlich zweifelhaft gestellt waren, damit sie, so wie auf geistliche, also auch auf weltliche Dinge gedeutet werden könnten. Die Frankenfürsten duldeten dieses in ihrem Glauben und nach ihren Absichten, das neue Königthum besonders auf die Kirche zu stützen. Auch erkannten sie den Grundsatz an, daß von dem Gute der Kirche fürderhin nichts mit Gewalt, sondern nur bittweise bei den dringendsten Nothwendigkei-

ten des Staates zu entnehmen sei, wofür die Kirche auch noch entschädigt werden müsse. Sie ließen gebieten, daß niemand den König, das heißt sie, um etwas bitten solle, das bereits in der Kirche Hand sich befinde. Sie verboten auch den Bischöffen und den Aebten die Waffen selbst zu führen, ein Verbot, welches von den meist wilden geistlichen Vassen unbeachtet geblieben: denn schon Karl der Große muß das Verbot wiederholen. Nur das läuft nach der Lehre der fränkischen Bischöffe wider die Freiheit der Kirche, was ihnen unbequem ist und besonders was Geld kostet. Die Waffen aber zu führen, das giebt weltliche Macht und weltlichen Einfluß. Sie finden das daher den Freiheiten der Kirche und ihrer Stellung ganz gemäß.

Aber auch die weltlichen Vassen wollten gefördert sein. Die weitere räumliche Ausdehnung des Lehnwesens in Gallien mochte den Hausmeiern um so bedenklicher erscheinen, je näher sie für ihr Geschlecht die königliche Würde kommen sahen. Also meinten sie wohl, daß noch ein anderer Boden für diese räumliche Ausdehnung, welche die großen Vassen-Geschlechter begehrten, gesucht werden müsse. Also griffen sie Theobald und Odilo an, von denen jener König oder Herzog der Allemannen, dieser der Baiern war 743. Damals war in Rom 743
Gregor III. gestorben 741 und Zacharias hatte ihm auf dem Stuhle 741
des Apostels ersetzt. Rom konnte die Ausbreitung der fränkischen Macht eben nicht gern sehen. Es gab wenigstens Gesichtspunkte, aus denen sie als gefährlich erschien für die weltlichen Entwürfe des römischen Stuhls, aus denen es besser schien, wenn mehrere Reiche und mehrere Könige einander entgegenstanden, von denen, wo nöthig, der eine gebraucht werden konnte gegen den andern. Also versuchte Pabst Zacharias die Waffen der Franken durch Sergius, dem Priester, aufzuhalten, aber es war vergebens. Die Franken erreichten indessen durch die Waffen nichts. Deshalb luden sie Theobald, den Allemannen, und die Edelsten seines Volkes zu friedlichem Gespräch ein und bemächtigten sich ihrer treulos 744. Das eigene Reich 744
der Allemannen hört nun auf. Das Volk ist bezwungen worden, nachdem die Häupter gefallen. Franken und Anhänger der Franken werden als Grafen über das Land gestellt und den großen Vassen-Geschlechtern damit ein neuer Schauplatz eröffnet. Darauf, als Odilo, der Baier, gestorben 747 und nur Thassilo, sein Knabe, 747
da war, nöthigten die Franken das Volk der Baiern vorläufig die Hoheit ihres Reichs anzuerkennen. Unter zweideutigen Ausdrücken verbargen die Franken ihre Entwürfe für die Zukunft, die auf nichts

Geringeres liesen, als mit den Menschen und dem Boden in Deutschland zu thun, wie sie in Gallien gethan. Karlomann aber war unter diesen Ereignissen aus der Welt geschieden, und nach Italien in das Kloster Montecassino gegangen 747. Ein sündhaftes Leben ward abgewaschen und gereinigt, wurden die letzten Jahre hinter den düstern Klostermauern verbracht. Die Mönche und die Nonnen retteten durch ihr heiliges Leben das übrige Menschengeschlecht. Freilich waren sie nicht heilig, so standen die Seelen aller andern in Gefahr. Dieses die Vorstellungen und Gedanken der damaligen Welt.

Pipin war allein Hausmeier und Fürst der Franken geblieben. Die Gedanken des Hauses an das Königthum schienen endlich hervortreten zu können. Die Vassen so weltlichen als geistlichen Standes hatten nun in Gallien die Unterlage, auf der eine wahre Königsgewalt hätte entstehen können, in so weit zerstört, daß sie die Wiedervereinigung der königlichen Macht mit dem königlichen Namen, die Vereinigung der Hausmeierwürde mit der königlichen, nicht weiter zu fürchten brauchten. Es waren unterdessen die Vorstellungen über die Macht der Kirche und besonders die Vorstellungen über die Macht des römischen Stuhles gestiegen. Pipin mußte wünschen, daß die Zustimmung der Vassen für das neue Königthum befestigt werde durch die Zustimmung der Kirche und des römischen Bischoffs. Dieses schon damit das neue Königsthum den Augen der Menschen heiliger erscheine als das Königthum der Merovinger und eine neue Revolution nicht das Werk dieser Revolution bald wieder vernichte. Es kam aber die königliche Würde zu den Pipiniden unter diesen Verhältnissen. In dem oströmischen Reiche
741 war auch im Jahr 741 Leo der Isaurier gestorben und sein Sohn Constantin V. auf ihn gefolgt, den die Bilderfreunde mit dem Schimpfnamen Kopronymos belegten. Der Kampf für und wider die heiligen Bilder dauerte mit der äußersten Heftigkeit fort. Die Bilderfreunde hatten Artavasdus, den Gemahl der Tochter Leo's des Isau-
742 riers, in Constantinopel als Kaiser aufgestellt 742. Constantin hatte seine Hauptstadt mit stürmender Hand wieder erobern müssen
743 743. Das römische Italien hatte den Artavasdus auch anerkannt. Constantin begann die Verfolgung der Bilder, die unter dem Gegenkaiser wieder aufgestanden, von neuem. Hierdurch setzte er sich in die Lage, daß er um Italien sich nicht kümmern konnte. Auch wäre Constantin sonst nicht im Stande gewesen, den Fortgang der Ereignisse in Italien aufzuhalten oder zu hindern. König Liutprand
743 war 743 gestorben. In seiner letzten Zeit hatte er Rom und das

römische Italien wieder geängstigt; doch war es zu keiner Entscheidung gekommen. Sein Neffe und Mitregent Hildebrand überlebte ihn nur wenige Monate. Die Longobarden wählten darauf Rachis, den Herzog von Friaul, zum Könige 745. Die Gesetze dieses Kö- 745
nigs verbieten bei Leibes- und Vermögensstrafe mit Rom, den Römern und den Franken, Verbindung zu haben. Auch die katholischen Longobarden erkennen nicht einen solchen römischen Bischoff an, wie die Franken ihn haben und glauben. Darum gelten die Longobarden in Rom stets für ein verruchtes Geschlecht. Rachis greift das römische Italien an, zunächst die sogenannte Pentapolis am adriatischen Meer, deren Hauptstadt Ravenna war, wo des Kaisers Befehlshaber, der Exarch, wohnte. Zacharias aber tritt dem König entgegen und macht so tiefen Eindruck auf ihn, daß derselbe
sammt Tochter und Gemahlin in's Kloster geht 749. Ist jemand den 749
Hierarchen unbequem, so reden sie zu ihm von den Eitelkeiten dieser Welt und weisen ihn auf den Himmel, der durch die Klosterpforte am besten zu gewinnen sei. Doch werden die Römer dadurch um nichts gebessert: denn die Longobarden lassen Aistulf, den rüstigen Bruder des Rachis, an dessen Stelle treten.

Der neue Longobardenkönig rüstete sogleich abermals gegen das römische Italien. Die Longobarden hatten lange darum gekämpft, ganz Italien zu gewinnen. Ihre Sicherheit schien es zu erheischen, daß kein freies Römerwesen neben ihnen bestehe. Jetzo oder nie war dazu die Zeit, weil der Bilderstreit die Kräfte von Ost-Rom lähmte. Für den römischen Bischofsstuhl aber war es eine äußerste Gefahr, wenn Rom unter die Longobarden fiel. Denn es waren diese der Lehre von der Macht und Hoheit des Priesterthums überhaupt wenig zugänglich geworden. Sie achteten den Pabst zwar als den Ersten unter den Priestern, sie hatten eine heilige Scheu vor ihm und eine Scheu vor der heiligen Stadt. Es ging aber dieselbe doch nicht so weit, daß sie in Rom nicht die Herrschaft wollten. Sie wollten sie in Rom und allerwärts, wohin ihr Schwert reichte. Der römische Stuhl hatte also nicht allein die Aussicht über sie zu herrschen nicht, sondern er hatte auch die viel trübere noch, daß es unter longobardischer Herrschaft schwer oder gar unmöglich sein werde, das Ansehen, welches er bis jetzt außerhalb Italiens gewonnen, auszudehnen bis zu einer Herrschaft. Es bedurfte hierzu vor allen andern Dingen, daß der Stuhl in Rom nicht bedrängt ward von einer ihm ganz nahe stehenden weltlichen Macht. Während aber Aistulf rüstete, geschah, daß der Tag der Franken eine Botschaft nach Rom sendete

750 750 an den Bischoff mit der Frage, ob nicht der Mann, welcher
längst die königliche Gewalt handhabe, Pipin der Hausmeier, mehr
König zu heißen und zu sein verdiene, als Childerich III., der vom
Königthum nichts mehr als den Namen führe. Endlich waren die
Pipiniden hervorgetreten und die großen Franken hatten sich gefügt,
weil das neue Königthum ihnen nicht sehr gefährlich mehr werden
konnte. Die Bischöffe hatten es gern gesehen, daß Pipin das neue
Herrnthum auf einem Spruch der Kirche stellen wollte. Denn was
von der Kirche gekommen und ausgegangen, mußte ja in den Augen
der Menschen wohl als gewissermaßen unter der Kirche stehend erschei-
nen. Die fränkischen Bischöffe hatten daher den Hausmeier hinge-
wiesen auf den Stuhl von Rom, wo sich die Kirche in ihrer letzten
und höchsten Potenz, die höchste und letzte Kirche, befinde. Sie
selbst, diese Bischöffe, müssen schon eine sehr hohe Vorstellung von
der Hoheit des römischen Stuhls gehabt haben, daß sie in dieser
Sache nicht sich selbst als die Kirche betrachteten, sondern den Bischoff
in Rom. Unterdessen dauert es bis in das zweite Jahr, ehe die Ant-
wort des Zacharias kommt. Vielleicht mußte er sich erst über die Zu-
stände in Gallien unterrichten und gewiß werden, daß seinem Aus-
spruche nichts entgegenstehe, vielleicht sah er es auch nicht ganz gern,
wenn bei den Franken die Hausmeierwürde wieder mit dem König-
thume vereinigt werde. Es entstand dadurch eine Kraft und der Bi-
schoff konnte nur Schwäche wünschen. Aber Aistulf und die Lon-
751 gobarden eroberten 751 Ravenna und die Pentapolis. Rom war
bedroht und man mußte sich umsehn nach einer Hülfe. Die Ant-
752 wort des Pabstes kam am Anfange des Jahres 752 nach Gallien wie
sie erwartet worden. Childerich III. verschwindet im Kloster und Pi-
pin ist König der Franken. Es wird diesem Vorgange in Rom so-
gleich eine große Wichtigkeit beigelegt. Es wird dort sogleich be-
griffen, welche Gedanken unter den Menschen nach diesem Vorgange
gebildet werden könnten. Das ist das rechte weltliche Herrnthum,
welches von dem römischen Stuhle kommt. Alles weltliche Herrn-
thum sollte eigentlich von demselben kommen. Zuletzt gehört alles
weltliche Herrnthum eigentlich nach Rom. Das sind die Gedanken,
welche sie fortan in Rom haben, an deren Verwirklichung sie denken,
wie unermeßlich schwer dieses auch immer erscheinen möge.

Viel war das Königthum, welches der Hausmeier Pipin gewann, nicht mehr werth, nicht um des Pabstes Willen, welcher nur eine ferne Gefahr drohete, die von dem neuen Frankenkönig gar nicht gefürchtet werden mochte, aber wegen der weltlichen und geistlichen

Großen des Frankenreichs. Die Geistlichen, die Bischöffe und die Aebte, waren dem König beinahe unerreichbar geworden. Die Heiligkeit der Kirche und die Heiligkeit ihres Standes schützte sie gegen den König. Es war der Welt nicht möglich, genau zu unterscheiden, daß der Bischoff ein Doppeltes geworden, ein Mann der Kirche und ein Mann des Reiches. Die Bischöffe strebten nach voller Unabhängigkeit. Sie waren jetzt schon nahe daran unabhängig von dem König zu werden als Männer der Kirche sowohl als Männer des Reiches. Ihre Macht war groß. Die Könige, die Hausmeier hatten sie mit Schenkungen besonders an Land und Leuten überschütet: davon durfte in der Regel nichts als der Kriegsdienst gefordert werden. Die weltlichen Großen aber betrachten es mit den geistlichen als ein angestammtes, unveräußerliches Recht, daß die Entscheidung über alle Dinge in ihren Händen sei. Der König scheint vorgeschlagen, die Großen scheinen genehmigt oder verworfen zu haben. Des geringeren Volkes des Franken wird wohl noch gedacht bei gesetzlichen Entscheidungen und Bestimmungen, aber so, daß man sieht, es kam auf dasselbe nichts mehr an. Es gab im Allgemeinen seine Zustimmung. Von Verwerfen wird nie eine Rede gewesen sein. Die Großen, so weltlichen als geistlichen Standes, sind in dem Laufe der letzten Zeit immer mächtiger geworden. Das Lehnswesen hatte sich räumlich immer weiter ausgebreitet, wodurch Deusche und Römer als Aftervassen, als Dienstmannen oder als eigene Leute in freiere oder strengere Abhängigkeit von den großen Geschlechtern gekommen und aus der unmittelbaren Verbindung mit dem König gekommen sind. Ueber die noch übrigen Gemeinfreien in Gallien sind die großen Franken die Beamten. Nur durch sie kann der König handeln, nur auf ihrem Willen steht seine Macht. Sie bewegen sich nur dahin, wohin sie sich bewegen wollen. Sie machen zu Gesetz und Ordnung nur, was sie dazu gemacht wissen wollen. Und wenn ein Schluß gefaßt, eine Ordnung gegeben wird, die nicht in ihrem Geiste ist, so behalten sie sich vor, diese Ordnung nicht zu halten. Und es ist schwer sie zu zwingen. Selbst Karl der Große hat es nicht vermocht. Ist auch in dem neuen Königthume der Pipiniden die Ausübung der königlichen Macht wieder vereinigt mit dem königlichen Namen, hat es auch die heilige Kirche gewissermassen eingesetzt, so ist es doch ausgegangen von den großen Franken. Diese haben es auch eingesetzt, eben so gut wie die Kirche und warum könnten sie es nicht wieder absetzen. Wenn ein König aus diesem Geschlechte den Tod kommen sieht, so hält er selbst es für nöthig die Franken zu fragen,

ob sie den Sohn zum Könige haben wollen. Die Familie hat zwar ein gewisses Recht auf den Thron, aber keinesweges ein volles und unbedingtes. Es bedarf zu seiner Fortdauer der Zustimmung der großen weltlichen und geistlichen Franken, bei denen die Gewalt überhaupt ist.

Es war die fränkische Welt ohne eine solche Gewalt, welche wohlthätig für das Allgemeine gesorgt und für dieses hätte sorgen können, daß Ordnung, Regel und Freiheit in dem Leben entstanden wären. Dies hätte nur werden können, wenn es dem Königthum gelungen zu einer wirklichen Macht sich zu erheben. Aber das Königthum hatte nicht aufkommen können vor dem Lehnswesen, welches die Herrschaft Einiger, die Abhängigkeit und die Unfreiheit Vieler und die Aufgelößtheit und Zerrissenheit des Ganzen war. Ueber dieses Lehnswesen hinaus fangen die römische Bischöffe an zu streben. Ihre Herrschaft wäre eine noch weit ärgere Unfreiheit gewesen, wenn sie sich jemals hätte vollenden können. Sie hätte sich gestützt auf einen herrschenden Clerus, sie hätte die Menschen unter einander vielfach sondern und gliedern und den einen müssen über den andern walten lassen, damit nicht eine gleiche Stellung Aller ein Interesse und ein Gefühl gegen die Herrschaft des Obersten der Priester gäbe. Sie wäre hart und drückend geworden, weil sie auch den Geist mit Nothwendigkeit so fest als möglich hätte binden müssen, damit an ihren göttlichen Ursprung nirgends ein Zweifel aufkomme. Aber die Hierarchie, wie sie sich dieselbe in Rom gedacht, ist glücklicherweise niemals vollendet worden. Rom hat wohl gestrebt nach der Nachfolgerschaft der Imperatoren, sie auch vorbereitet, aber sie niemals erlangt. Aber eine Aussicht, wenn auch nur eine ferne und zweideutige Aussicht, soll sich ihnen in diesem und den folgenden
752 Jahrhundert eröffnen. Es ist 752 Sephan II. auf dem apostolischen Stuhl gekommen. Aistulf bedroht Rom mit dem Härtesten, mit dem Schicksale von Ravenna und der Pentapolis. Da eilte der Bischoff
753 von Rom zu den Franken 753. Stephan salbte Pipin abermals zum König der Franken und seine Söhne zu seinen Nachfolgern. Auch sprach er einen Fluch aus über das Volk der Franken, wenn es jemals wieder von diesem Geschlechte ablassen würde. Es war eine vorübergehende Bundesgenossenschaft der Pipiniden und des apostolischen Stuhls. Die Franken ließen sich eine Heerfahrt nach Italien gefallen. Auch bei ihnen stand ja der apostolische Stuhl hoch, auch bei ihnen war Rom eine heilige Stadt, die man nicht in die Hände
754 der Longobarden durfte fallen lassen. Also zog sie 754 gegen die

Longobarden nach Italien. Die Longobarden hatten die Stadt
Rom in der Zwischenzeit nicht gewinnen können. Aistulf mußte
Frieden schließen, die Hoheit des Reiches der Franken anerkennen
und geloben, die römische Republik nicht anzugreifen. Die Franken
kehrtennach Gallien zurück. Aber kaum sind sie fort, als Aistulf aber-
mals zu den Waffen gegen Rom greift. Die Franken kamen zum
zweitenmale nach Italien 755. Die Longobarden wurden geschla- 755
gen, ihr König nach Pavia geworfen, wo er abermals Frieden, und
zwar einen bittern, schließen muß. Die Longobarden müssen dem
Reiche der Franken, dem König und den Großen Treue, Gehorsam
und Tribut schwören. Die Pentapolis wird ihnen genommen und
Pipin schenkt sie dem apostolischen Stuhle. Der Kaiser von Ostrom
Constantin V. hatte die Pentapolis verlangt von den Franken
als sein Eigenthum. Pipin aber erklärte den Oströmern, daß es das
Heil seiner Seele nothwendig erheische, daß er die den Longobarden
abgenommene Pentapolis nicht dem Kaiser zurückgebe, dem ursprüng-
lichen Herrn, sondern daß er sie dem apostolischen Stuhle schenke zur
Vergebung seiner Sünden. Gegen diese Gründe ließ sich freilich
nichts weiter einwenden. Stephan II. aber nahm die Schenkung
und da die Urkunde darüber verloren gegangen, so läßt sich nicht sa-
gen, wie diese Schenkung zu verstehen war, ob der römische Stuhl
das Land mit voller Unabhängigkeit empfing oder nicht. Am wahr-
scheinlichsten ist, daß die Franken etwas Näheres nicht gesagt und
nicht gedacht. Sie schenkten zur Vergebung ihrer Sünden; das
war Alles. Pipin aber und die Franken zogen nach Gallien zu-
rück 756. 756

Damit war aber auch die Bedeutung des Lebens des Königs
Pipin ausgefüllt. Was von ihm sonst noch geschah, hatte eine
große Wichtigkeit nicht. Er vollendete die Vertreibung der Mosle-
men aus Gallien. Die Stadt Narbonne war die letzte in Gallien,
die Pipin ihnen entreißen konnte 759. Die Herrschaft der Mos- 759
lemen in diesem kleinen Theile Galliens, das gothische Septimanien
genannt, hat gar keine Spuren hinterlassen. Die Gothen, welche
hier wohnen, werden unter der Herrschaft der Pipiniden oder Karo-
linger als ein abgesondertes Volk betrachtet und behandelt. Pipin
nöthigt ferner seinen Neffen Thassilo, dessen Mutter Chiltrudis
seine Schwester ist, anzuerkennen, daß Baiern eine Lehn des Fran-
kenreiches sei und als Vasse desselben mußte Thassilo Treue und
Gehorsam schwören 757. Dieses war nur die Einleitung zum Un- 757
tergange der Selbstständigkeit Baierns, die erst später wirklich er-

folgte. Unter Pipin wurden ferner die alten Märzfelder der Franken, wo die große Waffenschau war, auf den Monat Mai verlegt. Pipin ließ von den Großen seine beiden Söhne Karl und Karlomann als künftige Frankenkönige anerkennen, theilte das Reich unter
768 sie und starb 768. Es entstand auf kurze Zeit ein nördliches und ein südliches Frankreich. Das erste hatte Karl, das zweite Karlomann. Also tritt der nachmalige Kaiser Karl, gewöhnlich der Große genannt, in die Geschichte ein. Sein erstes Auftreten ist eben nicht gemacht, um mit ihm zu befreunden und das Gemüth für ihn zu stimmen. Zwischen den beiden Brüdern ist eine bittere Feindschaft und schon 768 stehen sie auf dem Punkte mit den Waffen an einander zu kommen. Es wäre geschehen, wenn Bertha, die Mutter, nicht gewesen. Der Grund dieser Feindschaft scheint in diesen Umständen und Verhältnissen zu liegen. Die Franken, und besonders die großen Franken, wollen und wünschen, daß die Eroberungen, welche lange unterbrochen gewesen, von neuem begönnen. Auf dem eroberten Boden kann und soll das Lehnswesen eine neue Ausdehnung empfangen, da Gallien ihnen zu enge zu werden beginnt. Dazu bedarf es einer kräftigen Leitung, und als solche ist ihnen das neue Königthum der Pipiniden gut und recht. Damit die Leitung aber kräftig sei, ist nothwendig, daß sie in einer Hand liege. Die Franken wollen und wünschen daher, wenn sie auch dem König Pipin einen Augenblick nachgegeben und die Theilung genommen hatten, die von diesem beliebt worden, daß das Reich wieder unter einen Mann falle. In dem ältern Bruder Karl haben sie den kräftigern Mann erkannt, auch den, welcher ihrem Willen zuerst nachgeben und sich mit ihnen auf die benachbarten Völker und Staaten stürzen werde, um die Freiheit und Selbstständigheit derselben zu vernichten. Karl aber ist theils durch Ehrgeitz, weil er das ganze Reich allein beherrschen möchte, und theils durch die Gewaltsamkeit der Umstände dahin gebracht worden, den Willen der großen Franken zu dem seinigen zu machen. Denn es ist das Geschlecht der Pipiniden jung auf dem Throne der Franken und abhängig von dem Willen der Vassen. Es muß dafür gesorgt werden, daß das Geschlecht die Herrschaft nicht etwa wieder verliere.

Diese Umstände waren es, die bald nach Pipin's, des Vaters Tode, Feindschaft zwischen den beiden Brüder erzeugt und beinahe offenen Waffenkampf herbeigeführt hätten. Karlomann muß zeitig die feindliche Gesinnung des Brudes gefürchtet haben. Er meinte, daß er angegriffen werden sollte. Es scheint, er trat deßhalb in

Verbindung mit Thassilo, dem Baiern. Derselbe hatte 763 schon, bei Pipins Lebzeiten, das Heer der Franken verlassen, war eigenmächtig nach Baiern zurückgegangen und scheint sich seitdem betragen zu haben wie ein unabhängiger König. Desgleichen scheint Karlomann sich auch an die Longobarden angeschlossen zu haben. Wenn das Reich der Franken wieder eine Einheit, wenn der Weg der Eroberungen wieder betreten ward, so waren die Longobarden, die Baiern und Karlomann zugleich bedroht. Eine Verbindung unter ihnen war somit natürlich und das wirkliche Dasein derselben scheint sich auch aus dem Fortgange der Ereignisse zu ergeben. Bei den Longobarden ist König Aistulf schon 756 gestorben, und De- 756
siderius hat die Krone gewonnen, nicht ohne Zustimmung Pipins und der großen Franken. Das Reich ist halb aufgelöst, die Herzogthümer von Spoleto und Benevent stehen nicht mehr unter dem König der Longobarden. Der Streit zwischen diesem und dem apostolischen Stuhl hatte nicht aufgehört. Der letztere giebt der pipinischen Schenkung eine größere Ausdehnung als die Longobarden sie zugestehen wollen. Ganz gewiß ist der Zusammenhang zwischen den Baiern und Longobarden. Thassilo hat Liutbergen, die Tochter des Königs Desiderius, zur Gemahlin genommen 768. Wie nun in 768
derselben Zeit Karl und Karlomann gegen einander unter die Waffen treten wollen und Bertha den Frieden vermittelt, befestigt sie denselben dadurch, daß sie eine Ehe zusammenbringt zwischen Karl und Desiderata, der Tochter des Königs der Longobarden 770. Karl 770
tritt zurück von den Entwürfen, die er gegen Karlomann gehabt, tritt zurück von dem Gedanken der Eroberung, die natürlich auf die nächsten Nachbarn, unter denen die Longobarden auch waren, fallen mußte. Aber dieses Zurücktreten währt nur einen Augenblick. Karl verstößt die Desiderata 771. — Damit entsagt er der Freundschaft 771
der Longobarden. Ja er kündigt dem König Desiderius durch die Schmach der Tochter die bitterste Feindschaft an. Er will sich dem Willen der großen Franken ergeben, weil er gesehen haben mag, daß er nichts anders könne, wenn seinem Geschlecht das Königthum der Franken bleiben solle. Und niemand kann sagen, wie die Sachen weiter gekommen sein würden, wenn Karlomann nicht noch vor dem Ende dieses Jahres 771 gestorben. Seine Gemahlin Gerberga 771
flüchtet mit ihren Söhnen sogleich nach Italien, als fürchte sie Nachstellung oder böse Künste. Es fragt niemand nach einem Rechte dieser Söhne auf das Reich ihres Vaters. Karl erscheint in dem Süden des Reiches und wird von den Großen daselbst sofort als

König anerkannt. Und so liegen die Gedanken, Absichten und Pläne der handelnden Personen ziemlich offen zu Tage. Gewinnen aber können diese Vorgänge nicht für Karl, wenn man auch zugiebt, daß er die Härte der Nothwendigkeit, der er gehorsamte, mit Schmerz und Bitterkeit gefühlt haben mag.

An diesen Ereignissen war auch der römische Stuhl nicht ohne Antheil gewesen. Der Bischoff von Rom freute sich der unabhängigen Stellung von dem oströmischen Reiche, die durch den Gang der Erreignisse gewonnen war. Der Kaiser des Morgenlands ward von dem apostolischen Stuhle noch der Herr genannt, aber weiter kümmerte man sich nicht um ihn. Die Fortdauer des Bilderstreites hatte in Constantinopel den Gedanken an den Wiedergewinn der verloren gegangenen Theile Italiens unausführbar gemacht. Die Freiheit Roms und des römischen Stuhles war fester und sicherer geworden. Die hohen Gedanken, welche in dem Reiche der Franken über den römischen Stuhl im Umlaufe waren, erzeugten bei den Bischöffen Roms immer höhere Entwürfe. Doch war die Zeit, mit denselben hervorzutreten, noch nicht gekommen. Pabst Stephan II.
757 war unter den letzten Ereignissen gestorben 757, Paul I. auf ihn gefolgt, nach dessen Tode 767 sich heftiger Zwist in Rom um das Bisthum erhoben hatte. Constantin behauptete den Stuhl nur ein Jahr. Die Longobarden förderten einen Mann Philipp genannt, von dem sie meinten, er werde in ihrem Interesse handeln, auf den Stuhl. Aber die Römer stürzten diesen Philipp gewaltsam von dem Stuhle herunter, wie von ihm Constantin gestürzt worden und Ste-
768 phan III. ward Bischoff von Rom 768. Stephan III. hätte mit schwerer Besorgniß die Ehe zwischen Karl und Desiderata gesehen. Er fürchtete einen Frieden zwischen den Longobarden und den Franken. Rom konnte dann noch in die Hände der ersteren
772 fallen. Stephan III. war am Anfange des Jahres 772, bald nach dem König Karlomann, gestorben. Hadrian I. war auf ihn gefolgt. Desiderius begehrte von diesem, daß er die Söhne Karlomanns zu Frankenkönigen salben sollte. Der Pabst, ohne gerade zu wollen, daß die Franken nach Italien gezogen würden, um hier zu herrschen, konnte doch die Theilung des Frankenreiches nicht wollen, nicht wollen, daß Karlomanns Stamm, den Longobarden befreundet, in Italiens Nachbarschaft herrsche, weil dann Rom ohne Hülfe bleiben mußte, ward es von den Longobarden wieder bedroht. Also rief er den König Karl um Hülfe, der schon durch ein eigenes und großes Interesse getrieben ward, die Waffen gegen die Longobarden zu neh-

men. Die Franken aber beschlossen gern den Krieg: denn Krieg und Erweiterung des Reiches wollten sie jetzt überhaupt. Also kamen die Franken 773 nach Italien und sie hatten gegen die Longobarden nur einen kurzen und unbedeutenden Kampf zu bestehen. Desiderius ergab sich in Pavia 774 und wanderte nach Gallien, wo er in 774
einem Kloster verschwindet. Sein Sohn Adalgis entflieht nach Constantinopel. Spurlos verschwindet Gerberga mit den Kindern Karlomanns. Niemand redet von ihnen. Vielleicht verbirgt dieses Schweigen ein schweres Verbrechen, durch welches sie aus dieser Welt gebracht und unschädlich gemacht wurden. Das selbstständige Reich der Longobarden verschwindet, Karl hat selbst den Titel eines Königs der Longobarden angenommen. Nur im untern Italien blieb das Herzogthum Benevent frei stehen, nie mehr als dem Namen nach den Franken unterworfen. Rom, die Stadt, hatte nicht zu dem longobardischen Reiche gehört und kam auch nicht gerade in das Reich der Franken hinein. Pipin und Karl führten den Titel Patricius von Rom. Sie waren nur Schutzherrn der Stadt. Der römische Stuhl bleibt in weltlicher Hinsicht in demselben seltsamen Verhältniß, in dem er gestanden, seitdem die Stadt frei geworden vom oströmischen Reiche.

In dem Kampfe gegen die Longobarden und in der Weise, wie der Sieg über dieselben benutzt wird, zeigt sich der nachmalige Kaiser Karl auf der Bahn, die er fortan immer geht und immer gehen muß. Der Name des longobardischen Reichs bleibt, auch behält das Volk sein altes Recht. Aber im Innern wird Alles umgestaltet und auf fränkischem Fuße eingerichtet. Die alte Landsgemeine der Longobarden, die alte germanische Freiheit dieses Volkes, verschwindet. Ein longobardischer Reichstag erscheint; von den Bischöffen und von den Großen des Landes ist er allein gebildet. Das Lehnswesen und die Hierarchie sind mit der Macht der Franken in das longobardische Italien gekommen. Fränkische Lehn sind gegründet, mächtige Frankengeschlechter in Italien angesiedelt worden. Diese bilden die Großen des fränkisch-longobardischen Reiches und nur solche Longobarden, welche sich dem fränkischen Interesse anschließen, finden unter ihnen eine Stelle. Dieselben großen Geschlechter sind auch die Grafen über die Gemeinfreien. Die Bischöffe theilen alle Macht und allen Einfluß, den die großen weltlichen Geschlechter besitzen. Alle Kirchenordnungen und Satzungen, die in dem Reiche der Franken überhaupt gelten, werden auch in Italien eingeführt, und die Hoheit des römischen Stuhles vollständig anerkannt. Das

ist es, was die Franken gewollt haben mit der Eroberung Italiens, das ist es, was sie wollen mit den andern Eroberungen, welche unter Karls Herrschaft geschahen, daß für sie ein breiterer Boden für Glanz, Größe und Herrlichkeit werde. Die großen Frankengeschlechter, unter die durch Glück und durch Thaten noch immer Neulinge eintreten können, zu denen auch die edlen Familien der besiegten Völker treten, indem sie sich dem fränkischen Interesse ergeben, wollen die Eroberungen so weit getrieben wissen, als ihr Schwert wird reichen können und als wohlbebaute Länder sich ihnen darbieten. Diesem Drange der großen Geschlechter, die auf Aftervassen, Dienstmannen und hörige Leute gestützt, mächtig und trotzig dastehn, muß Karl nachgeben. Es ist die Bedingung seines Daseins und seiner Herrschaft. Daher vergeht kaum ein Jahr seiner langen Regierung, in dem nicht eine Heerfahrt unternommen wird bald nach dieser bald nach jener Richtung hin. Für Karl steigt mit der Weite des Reiches nur der äußere Glanz, nicht die wirkliche königliche Macht. Ja, je weiter dieses Reich und je mächtiger damit die Vassen werden, desto geringer ist ihr Gehorsam. Aber das Reich dehnt sich unermeßlich aus, bald durch gute, bald durch böse Künste. Wie Italien von den Franken verschlungen und für ihr Lehnswesen zugerichtet worden, also auch Deutschland. Mehr die bösen als die guten Künste werden angewendet gegen Thassilo und die Baiern, die in thörichter Ruhe die Longobarden haben fallen lassen. Thassilo ward erst genöthigt dem Reiche der Franken wieder den Eid der
781 Treue zu schwören 781. Bald darauf ward er genöthigt anzuerkennen, daß sein Reich nichts weiter sei als ein Lehn der Franken, welches ihm von dem König genommen werden könne, dafern er die
787 gewöhnliche Lehns- und Vassentreue verletze 787. Und wiederum darauf ward kein Mittel gespart, um edle Baiern zu gewinnen, daß sie auftraten gegen ihren Fürsten und denselben anklagten als Verräther gegen das Reich der Franken. Franken saßen zu Ingelheim
788 über Thassilo 788 zu Gericht und verurtheilten ihn zum Tode, wie einen, der ein Lehn vom Frankenreiche empfangen und durch Verbindung mit den Feinden des Reiches einen Treubruch begangen. Das Reich der Baiern war aber kein Lehn der Franken. Unnatürlich und gewaltsam war es als ein solches erklärt worden. Karl aber, der Frankenkönig, milderte diese sogenannte Strafe in eine Verweisung in das Kloster, in welches der ganze königliche Stamm der Agolfingen gewandert zu sein scheint. Viele andere Baiern, die ihrem Fürsten und ihrem Lande treu, werden in das Elend gewiesen

und die Verräther belohnt. Thassilo hat sich bei allen diesen Ereignissen unmannhaft benommen, und statt einen freien Tod mit den Waffen in der Hand zu suchen, sich feig der Uebermacht gefügt. Mit Karl aber, dem Franken, können diese Vorgänge nicht befreunden, in denen Niemand ein großes und edles Betragen erblicken wird. Mit dem Lande Baiern aber verfuhreu die Franken, wie sie allenthalben zu verfahren pflegten. Das Land ward in Grafschaften getheilt und Franken als Grafen eingesetzt. Fränkische Lehn wurden gebildet und die Macht und der Besitz der Bischöffe erweitert. Salzburg ward zum Erzbisthum erhoben. Baiern empfing aber auch durch die Franken eine weite Ausdehnung. An der Ens begann die Macht der Avaren, die obwohl nun lange auf dem Boden Europas, doch ein wildes und heidnisches Volk geblieben. Eine weite und grausame Herrschaft hatten sie über die slavischen Völker aufgerichtet. Die Tschechen in Böhmen hatten unter dem König Samo die Herrschaft der Avaren abgeworfen. Die alte Kraft der Avaren war nicht mehr vorhanden, als sie von den Franken zuerst angegriffen wurden 791. Da die Avaren unter unterworfenen Slaven standen, konnte 791
den Franken der Kampf gegen sie nicht schwer werden. Neun Feldzüge thaten die Franken gegen sie, und es kamen diese bis zu den Ringen, mächtigen Schanzen, welche die Avaren jenseits der Theis aufgerichtet hatten. Etwa bis zu diesem Strome ward die Herrschaft der Franken ausgedehnt. Das neugewonnene Land ward zu Baiern gezählt und dessen östliche Mark genannt. Deutsche wurden in das Land gesetzt, und die eingebornen Slaven mit großer Härte behandelt zu Leibeigenen gemacht. Der Kampf gegen die Avaren endete erst am Anfange des neuten Jahrhunderts.

Unter den Hauptvölkern der Deutschen standen an dem Anfange der Herrschaft Karls des Franken nur die Sachsen noch da, ohne bedeutend mit den Franken zusammengestoßen zu sein, an deren Reich sie zwischen der Weser und dem Niederrhein grenzten. Es sind zwar Kämpfe geschlagen worden zwischen den Franken und den Sachsen vor Karl, aber es waren Resultate aus ihnen nicht hervorgegangen. Es waren auch Versuche gemacht worden, die Sachsen durch Glaubensboten zur römischen Katholicität zu bringen, aber sie sind gescheitert. Karl aber hatte gleich nach dem Anfange seiner Alleinherrschaft 772 einen Kampf gegen die Sachsen begonnen, der

---

Gaupp. Recht und Verfassung der alten Sachsen, 1837. Grimm. Mythologie der Deutschen. 1836.

nicht eher enden sollte, als bis sie sich der Frankenherrschaft und dem Christenthume würden unterworfen haben. Den Kampf gegen die Sachsen führt Karl aus zwei Gründen. Zuerst weil sie Nachbarn waren, und die großen Franken überhaupt kämpfen, erobern wollten. Er führt ihn aber auch diesen Kampf, weil er in der Nachbarschaft der bereits den Franken unterworfenen Deutschen, ein deutsches Volk nicht dulden kann in seiner alten Freiheit und in seinem alten Glauben. Denn es möchte das Fortbestehen dieser beiden Dinge auf einem Puncte der germanischen Welt für die den Franken unterworfenen Deutschen eine Mahnung sein, zur Freiheit und zum alten Glauben zurückzukehren. Die Sachsen ihrerseits kämpfen mit der letzten Verzweiflung gegen die Frankenherrschaft nicht allein, sondern auch gegen das Christenthum. Doch sie kämpfen nicht sowohl gegen das Christenthum selbst als gegen das Christenthum, welches die Franken bringen, gegen die römisch-fränkische Katholicität, gegen die Macht der Bischöffe und der Priester, die ihnen aufgenöthigt werden soll. Die Sachsen, als sie von den Franken angegriffen wurden, lebten noch ganz in der alten germanischen Weise, die der Römer Tacitus beschreibt. Sie waren auf ihrem alten Boden geblieben und von Fremden nicht überwältigt worden. Sie waren daher nicht wie andere Deutschen in neue Verhältnisse hineingestellt worden, unter deren Gewalt das Leben eine andere Gestalt hätte empfangen müssen. Der Boden, auf dem sie lebten, war nicht weit. Zwischen Weser und Niederrhein begann er und reichte bis zur Saale und Elbe: so weit waren die Slaven vorgedrungen auf dem alten Boden der Sachsen. In Norden der Elbe, unfern der Mündungen, wohnte nur ein kleiner Theil der Sachsen noch, die Nord-Elbler genannt, die westlich mit den Slaven, östlich mit dem stammverwandten Volke der Jüten zusammenstießen. Die Sachsen zerfielen in drei Stämme: die Westphalen an der Frankengrenze, die Ostphalen an der Slavengrenze, die Engern in der Mitte beider. Könige hatten sie nicht. Das Königthum erwuchs bei den andern Deutschen aus der Feldhauptmannschaft auf fremden Boden. Aber die Sachsen waren aus ihrem Boden nicht herausgekommen. Vorsteher des gemeinen Wesens im Frieden, principes genannt, hatten sie. Für den Krieg hatten sie wieder Vorsteher oder Feldhauptleute. Oft mögen auch wohl bei ihnen beide Würden verbunden gewesen sein in einer Person. In einem gemeinsamen Kriege ist dieses besonders der Fall. Da erkiesen die Fürsten einen aus ihrer Mitte zum Vorsteher des Krieges und oberstem Feldhauptmann. Außerdem zerfiel das Volk in edle,

vollfreie und halbfreie Geschlechter. An den Ufern der Weser ward die große Landsgemeine gehalten jedes Jahr: zwölf Männer aus jedem District kamen dort zusammen, die allen sächsischen Stämmen gemeinsamen Angelegenheiten zu entscheiden und zu ordnen. Dort erschienen wahrscheinlich auch nur die Fürsten und die edlen Geschlechter. Im Uebrigen bestand das alte germanische Heidenthum bei diesen Sachsen auch noch. Noch immer standen die Götter auf den hohen Säulen (Irminsuls) im Schatten der dunkeln Wälder.

Länger als dreißig Jahre kämpfte das Volk der Sachsen gegen die Uebermacht der Franken für die höchsten Güter der Erde, für die Unabhängigkeit in weltlichen und geistlichen Dingen. Sie würden das Christenthum frei genommen haben, wenn es in seiner wahren Gestalt zu ihnen gekommen. Das Christenthum, welches die Franken brachten mit ihrer Herrschaft zugleich, wollten sie nicht. Die Franken kamen 772 auf ihrer ersten Heerfahrt bis zur Diemel und zerstörten dort eine Irminsul. Sie fingen an sich in dem Lande festzusetzen. Aber die Sachsen erhuben sich und fielen 773 selbst in das Gebiet der Franken ein. Auch die Friesen, an der Küste, Nachbarn der Sachsen, von dem Feinde schon unterworfen und zum Christenthume gebracht, erhuben sich wieder und kehrten zum Heidenthume zurück. Die Franken ließen nicht ab und bis 781 hatten sie das Land bis an die Elbe ziemlich unterworfen. Die Sachsen aber erhuben sich wieder und die junge Herrschaft der Franken mußte noch einmal weichen. Karl aber und die Franken kamen auch wieder und straften entsetzlich. Bei fünftausend Sachsen, die die Waffen schon aus den Händen gelegt, ließ Karl an einem Tage niederhauen. Diese wilde Barbarei mag nicht die größte gewesen sein von allen, welche geschahen. Denn die Franken wütheten allenthalben mit Mord, Raub und Brand; tausende und abermals tausende von Sachsen Männer, Weiber und Kinder wurden fortgeschlept nach Gallien. Dadurch, obwohl die Sachsen mit der äußersten Verzweiflung kämpften, ward doch dem mannhaften Volke endlich das Herz gebrochen. Die Franken faßten allmälig festen
Fuß und schon 785 erkannten Wittukind und Albion, zwei Für- 785
sten der Sachsen, daß man einen vergeblichen Kampf streite, ließen sich taufen und erkannten den König der Franken als den ihrigen an. Wenn die sächsischen Districte sich allmählig unterwerfen und die Menschen dem Heidenthume ab und der römisch-fränkischen Katholicität wie dem Reiche der Franken zuschwören, so errichtet Karl Bisthümer. So entstehen allmählig die bischöfflichen Sitze

von Osnabrük, Bremen, Verden, Minden, Paderborn, Münster, Halberstadt, Hildesheim, Hamburg. Jedes müssen die Sachsen reich ausstatten mit Land und Leuten, damit sie groß und mächtig würden, wie die Bisthümer in dem Reiche der Franken alle. Karl will selbst, daß die Eroberung Sachsens mehr eine Eroberung der Kirche als des Reiches sei. Dazu werden Franken als Grafen über das Land gestellt und Frankenlehn gebildet. Sie kommen entweder an wirkliche Franken oder an Sachsen, die sich dem fränkischen Interesse ergeben, dagegen andere, die etwa wieder abgefallen sind, über den Rhein geschleppt werden oder von Haus und Heerd getrieben. So sind die Sachsen alle bis zur Saale und Elbe unter das
804 Reich der Franken gebracht. Im Jahre 804 scheint der letzte Kampf von Bedeutung gewesen zu sein. Nun gebietet zwar Karl auch, daß die Sachsen unterwiesen werden möchten im Christenthum durch die Priester und Bischöffe, die er über sie stellte. Geschehen ist es aber entweder gar nicht, oder in der dürftigsten Weise. Das äußere Bekenntniß aber, die Bräuche und Ceremonien, die bei den Römern und bei den Franken galten, der Gehorsam unter die geistlichen Herrn, die Gaben, die an sie zu entrichten sind, werden den Sachsen unter den härtesten Strafen eingeschärft. Slaverei oder Tod trifft oftmals den Säumigen. Die Friesen aber haben das Schicksal der Sachsen, ihrer Brüder, getheilt.

Durch die Unterwerfung der Sachsen und der Friesen hat das Reich der Franken im Großen genommen, die Saale und die Elbe im Norden als Grenze empfangen. Die Franken kommen indessen noch über die Elbe, nahe der Mündung, indem sie auch die nordelbischen Sachsen noch unterwerfen. Die Eider wird hier die Grenze des fränkischen Reiches. Die weiter nördlich und östlich gelegenen Lande haben für die Franken keinen Reiz. Sie sind rauher, uncultivirter als das eroberte Gebiet. Die Franken lernen indessen die Jüten kennen, die im Norden der Eider hausen, und die slavischen Völker der Nachbarschaft werden ihnen bekannt. Die Obotriten zwischen Elbe und Ostsee, die Wilzen zwischen der Oder und der Elbe, die Sorben zwischen Saale und Elbe, die Tschechen in Böhmen. Aber die Lande derselben haben keinen Reiz für die Franken; auch ist die Gluth nach Macht und Besitz wieder einmal gestillt. Doch alle deutsche Stämme des Festlandes sind nun mit dem Reiche der Franken vereinigt. Niemals bis jetzt hat das deutsche Volk eine äußere Einheit gebildet. Die jetzige äußere Einheit der Deutschen, nur durch die Waffen der zum Theil romanisch gewordenen Franken

erzwungen, kann in die Gemüther der Deutschen nicht eingreifen und sie ihnen als eine Nothwendigkeit erscheinen lassen. Immitten der Kämpfe aber, welche gegen die Sachsen geschlagen werden, haben die Franken auch einen Versuch gemacht, ob das Lehnswesen und ihre Herrschaft sich nicht auch über die Pyrenäen tragen ließe. Der Emir Abdalrama ben Moavijah stand in Spanien bei allem äußerm Glanze doch auch unter schweren Verhältnissen. Der zweite abbassidische Kaliph Abu Djaafar Almansor hatte 761 den Emir 761
von Spanien angreifen lassen. Die Abbassiden waren nicht ohne Anhang geblieben bei den islamitischen Spaniern. Der Emir hatte zwar den Versuch der Abbassiden und die Anhänger derselben mit Strömen von Blut niedergeworfen 772, aber es kam doch keine 772
Ruhe unter die Moslemen Spaniens. Hussein el Abdari, der Wali (Statthalter) von Saragossa gewesen, stand gegen den Emir auf. Und da er nichts zu erreichen vermochte, entwich er zu den Franken, bei denen er 777 auf dem Reichstage zu Paderborn erscheint. Da 777
meinten nun die Franken, in der Zwietracht der Moslemen einen Weg nach Spanien zu finden, und sie beschlossen eine Heerfahrt dorthin. Auch mochten sie auf die Christen in Spanien zählen, sowohl auf die, welche unter der Herrschaft der Moslemen lebten, als auch auf die, welche sich frei in den Gebirgen behaupteten. Denn das kleine Reich Asturien hatte sich erhalten unter Alfons I. oder dem Katholischen bis 765, unter dessen Sohne Froila bis 775. Das kleine 765
Reich war noch im Werden und die einzelnen Theile desselben oft- 775
mals ohne Zusammenhang. In Navarra und Biscaja wählten die Großen nach Froilas Tode, Aurelius, einen Neffen Alfons I., zum König. In Asturien nahmen sie Silo, den Tochtermann ebendesselben. Die Franken brachen durch Navarra und Biscaja in Spanien ein. Sie eroberten Saragossa 778 und Hussein el Abdari wird als 778
Statthalter und Vasall der Franken über Saragossa bestellt. Indessen scheinen die Franken in Spanien die Lage der Dinge anders gefunden zu haben, als sie gedacht. Karl, zunächst durch die Bewegungen der Sachsen abgerufen, zieht über die Pyrenäen zurück. Die Franken erlitten in den Pyrenäen eine schwere Niederlage. Die Moslemen schrieben diesen Ruhm sich, die Christen in Navarra und Biscaja, die Basken, schrieben denselben sich zu und feierten ihn in ihren Liedern. Gewiß ist, daß diese Christen mit den Franken nichts zu schaffen haben wollten, da sie die Weise derselben erkannt. Abdalrama, der Emir, war heraufgezogen mit einem großen Heere, um Karln eine Schlacht zu bieten. Die Franken aber waren fort. Ab-

8*

dalrama unterwarf sich Saragossa wieder. Es war nichts mit der Ausdehnung des fränkischen Lehnswesens über die pyrenäische Halbinsel. Nachmals indessen eroberten die Franken einige Distrikte zwi-
801 schen den Pyrenäen und dem Ebro. Sie eroberten Barcellona 801, und konnten hier eine mächtige Grafschaft gründen. Sie eroberten einen Theil von Navarra und gründeten auch hier eine Grafschaft. Das Reich der Franken beschrieb nun einen ungeheuren Länderkreis von jenseits der Pyrenäen bis zur Elbe, Saale, Böhmerwald, Theis und bis nach Unter-Italien.

In den Kämpfen, welche diesen ungeheuren Umfang des Reiches gewinnen müssen, ist der größte Theil des Lebens Karls dahin gegangen. Erst gegen das Ende desselben wird es ruhiger, als die großen Geschlechter gesättiget sind mit Land und mit Leuten, mit Macht und mit Herrlichkeit. Karl hat die Bedingung, unter welcher die Waffen ihn auf dem Throne lassen, treu erfüllt. Aber es ist, um ein Bild zu gewinnen von dem Manne und von seinem Geiste, nicht genug gesprochen zu haben von diesen Kämpfen und von deren Ergebnissen, welche sogleich zu fassen sind. Das ist wohl gewiß, daß in Karl Gedanken waren von Recht, Ordnung, Freiheit und Wahrheit in der Kirche sowohl als auch in dem Staate. Das aber ist ebenso gewiß, daß weder in dem einem noch in dem andern ihm etwas Dauerndes gelungen, und daß auf der einen Seite seine Macht und auf der andern seine Kenntnisse nicht ausgereicht haben, um etwas Tüchtiges und Dauerndes zu schaffen. Weder in der Kirche noch in dem Staate ist unter und durch ihn eine Aenderung eingetreten, durch welche ein kräftigeres und freies Leben hätte gefördert werden können. Ja, was die Kirche anlangt, so kann mit Fug und Recht behauptet werden, daß sie unter und durch ihn in eine noch weit verkehrtere Stellung gekommen, als es vor ihm der Fall. Es soll dieses aber keinesweges hingestellt werden als die Schuld Karls allein. Es ist die Schuld der Zeit, über welche er nicht hinauskonnte, mit deren Strome er gegangen ist. Wie diese ganze Zeit vermag Karl nicht, sich eine andere Kirche zu denken als sie vor ihm stehet. Sie ruht diese Kirche besonders in den Hochpriestern. Sie muß reich, mächtig und gewaltig sein, sonst kann sie nicht wirken; sie muß aber wirken durch unmittelbares Eingreifen in die Verhältnisse der Welt und der Menschen und nicht durch die Lehre allein. Nicht dem Geiste des Christenthums, der beseligenden und erquickenden Christuslehre allein, ist dieses Einwirken überlassen, die Kirche, das heißt die Hochpriester, welche die Heiligen der Erde sind, müssen eingreifen

auch als weltliche Bedeutung. Dieses sind die in Karl überwiegenden und vorschlagenden Gedanken, wenn er auch sich als der weltlichen Macht wieder die Befugniß des Eingreifens in die Kirche zuweilen beilegt.

Als die Kirche in einem ganz vorzüglichen Sinne versteht Karl den Stuhl in Rom. Er erkennt ihn an als das Haupt aller Bischöffe und den letzten und obersten Richter derselben. Er erkennt ihn als die Macht an, welche bestimme, was zu glauben sei und was nicht. Er drückt dieses in einer Reichsordnung des Jahres 802 auf das klarste aus, indem er da sagen läßt, daß alle Ehrfurcht dem römischen Stuhle zu leisten sei, selbst wenn das Joch unerträglich scheine, das er auflege. Er handelt auch nach diesem Gedanken und er nimmt seinen Verstand gefangen unter dem Willen des römischen Bischoffs. In dem Reiche der Römer des Ostens ist der Streit für und wider die Heiligen-Bilder unter Constantin Copronymos mit aller Heftigkeit fortgegangen und mit aller Wildheit, die in dem römischen Character lag. Constantin hatte zu Constantinopel 754 eine Synode halten lassen, welche von den Iconoclasten eine ökumenische genannt ward. Dreihundertundachtunddreißig Bischöffe verdammten dort die Anbetung der Bilder als abgötterisch. Dennoch fand der Kaiser mit seinen geschärften, nun im Namen der Kirche selbst gegebenen, Edicten gegen die Bilder allenthalben den größten Widerstand. Diesen Widerstand suchte er in römischer Weise, das heißt, durch die wildesten Barbareien, zu besiegen. Verbannung und Tod traf die, welche die Bilder noch anbeteten, konnten sie gefaßt werden. Ihr Vergehen ward zugleich als das Verbrechen der beleidigten Majestät des Kaisers betrachtet. Die Mönche, welche die standhaftesten Anhänger der Bilder waren, ließ der Kaiser auch mit der größten Heftigkeit verfolgen. Die Klöster wurden geschlossen, die Mönche ausgetrieben. Diese wilde und blutige Reformation schien indessen eine größere Ausdehnung zu gewinnen. Der Kaiser ließ auch die Reliquien hinwegnehmen oder vernichten, und das Klosterleben schien zu enden. Mit dem Kampfe gegen die Iconodulen, mit anderen Kämpfen gegen die Bulgaren besonders, war das Leben des Constantin Copronymos hingenommen worden. Der Kaiser starb 775 und die Herrschaft über das Reich ging über auf seinen 775
Sohn Leo den Chazaren. Die Maßregeln gegen die Bilder wurden beibehalten. Leo der Chazare aber starb schon 780 und für 780
seinen unmündigen Sohn Constantin VI. übernahm die Kaiserin Mutter Irene die Regierung. Die iconoclastischen Kaiser waren

nicht im Stande gewesen, den Glauben an die Bilder aus den Herzen der Menschen zu reißen. Das oströmische Reich bot das Schauspiel dar, daß eine grobsinnliche Mehrheit der Menschen mit dem heftigsten Eifer an dem Antichristlichen hing, als wenn es das Christenthum wäre. Die Minderzahl aber, wenn sie die Herrschaft besaß, suchte nicht mit christlicher Sanftmuth, mit Lehre und Unterweisung, sondern mit Barbareien der Mehrzahl eine bessere Ueberzeugung aufzuzwingen. Irene aber gedachte sich des Reiches selbst zu bemeistern und ihren Sohn Constantin zu verdrängen. Sie ließ daher eine sogenannte öcumenische Synode zu Nicäa, die siebente,
787 halten 787, wo ein Haufe fanatischer und roher Mönche die Anbetung der Bilder als Orthodoxie hingestellt, denen jedoch eine andere Anbetung als Gott (Douleia) gebühre, während eine höhere Anbetung Gott vorbehalten bleibe (Latreia). An diesen Vorgängen hatte
769 auch der römische Stuhl Antheil genommen. Schon 769 waren auf einer römischen Synode alle Feinde der Bilder verflucht worden. Hadrian I. hatte seine Legaten zu Nicäa gehabt. Er sendete die Acten der öcumenischen Synode in das Reich der Franken zur Annahme. Nun sträubt sich aber Karls Verstand und die Kenntnß, die er vom Christenthume hat, gegen die Anbetung der Bilder. Er läßt daher eine Synode fränkischer Bischöffe zu Frankfurt am Main
794 halten 794. Dort, unter dem Einfluß Karls und seiner Gelehrten, wird zwar die Heftigkeit der Bilderstürmer getadelt, da die Bilder als Schmuck in den Kirchen wohl geduldet werden könnten. Aber jede Anbetung der Bilder, sie möge Douleia oder Latreia genannt werden, wird als Abgötterei verworfen und die Gründe, welche die Synode von Nicäa aufgestellt, werden mit Recht albern und abgeschmackt genannt. Den Schluß und ein ganzes, jetzt noch aufbehaltenes Werk über die Bilder, sendet Karl an den Pabst nach Rom. Er erwartet, daß der Pabst nun eine Maßregel gegen den Bilderdienst im Abendlande ergreifen werde. Der Römer aber hütet sich wohl dieses zu thun. In Rom versteht man nur das Grobsinnliche und Materielle zu pflegen. Hadrian I. antwortet ausbeugend und ergreift eine Maßregel nicht, damit nur vor der Hand die Anbetung der Bilder unter dem Volke bleibe. Und da der Pabst nichts thut, glaubt auch Karl nichts thun zu dürfen. Die Anbetung der Bilder ist zwar Abgötterei, wenn sie aber der Stuhl von Rom nun einmal nicht abstellen will, so muß man sich demselben in aller Demuth unterwerfen. Also ist die Meinung Karls und der Genossen seiner Zeit.

Bei der hohen Ansicht, welche Karl von dem römischen Stuhl

hatte, war er indessen dem Gedanken, daß dem Bischoff von Rom auch ein Antheil an der weltlichen Regierung gebühre, eigentlich noch nicht zugänglich geworden. Erst die folgenden Karolinger erkennen stillschweigend ein solches Recht an. Kaiser Lothar I. will, daß die königlichen Sendboten, (missi dominici) welche das ganze Reich zu beobsichtigen, allenthalben nachzusehen hatten, ob die Beamten recht walteten und das Recht wohl gesprochen werde, von ihm, dem Kaiser, und von dem römischen Bischoff zugleich ausgesendet würden. Darin liegt nun eben die stillschweigende Anerkenntniß, daß der Stuhl von Rom die Welt mit dem Kaiser zu regieren habe. Indessen erkennt Karl den Bischoff von Rom als Statthalter Gottes auf Erden, als das Haupt der Kirche an, der Kirche, die ihm auf gleicher Linie steht mit dem Christenthum und welche die Welt beherrschen sollte, wie das Christenthum. Die Menschen dieser Zeit vermögen nicht den Geist und die Materie, die Lehre und die Personen, von einander zu unterscheiden. Also hat der Stuhl in Rom doch in den Gedanken Karls ein gewisses Recht auf die Welt, obgleich er factisch ein solches nicht will eintreten lassen. Es giebt ihm aber doch zwei Gewalten in der Welt, das Königthum und die Kirche, d. h. die Priesterschaft und besonders der Bischoff von Rom. Durch diese Gedanken Karls, welche zugleich die Gedanken der Welt sind, ist der Stuhl von Rom für seine Plane und Entwürfe in eine günstige Lage hineingekommen. Diese haben sich stärker ausgebildet, seitdem Rom in Verbindung mit den Franken gekommen. Vorhanden sind sie schon früher gewesen. Die Welt glaubt an die Nothwendigkeit zweier Gewalten. Der Stuhl aber will allmählig den Gedanken, die Ueberzeugung unter den Menschen schaffen, daß nur eine Gewalt sei, die Gewalt der Kirche, welche auf dem apostolischen Sitze von Rom liegt. Die Macht der Imperatoren soll allmählig nach Rom zurückgebracht werden. Deshalb krönt Pabst Leo III., der 796 auf Hadrian I. gefolgt ist den Frankenkönig 796
Karl zum Imperator und Augustus. Karl begriff offenbar nicht, was der Bischoff mit dieser Ceremonie sagen wollte. Er hielt dafür, daß er dadurch eine neue Ehre und seine Macht über die Franken eine nochmalige Weihe der Kirche empfangen. Seine Gewalt ward im Uebrigen durch den Kaisertitel um nichts vermehrt und die Gewalt des Kaisers über die Vassen um nichts größer als die Gewalt des Königs gewesen. Der römische Bischoff aber meinte die Sache anders. Von den römischen Imperatoren war der Welt die dunkle Vorstellung geblieben, daß sie die höchste Macht auf Erden gewesen, und

daß sie die alleinige wenigstens hätte sein sollen. Indem nun Leo III. dem König Karl das Kaiserthum giebt und ihn bewegt, es aus seinen Händen zu nehmen, will er zuerst die Vorstellung unter den Menschen erzeugen, daß die oberste weltliche Gewalt nur ein Ausfluß von der Gewalt des Bischoffs von Rom sei und somit unter demselben stehe. Er will ferner das Königthum vernichten, weil dasselbe auch mit auf der Zustimmung der großen Vassen steht. Von Rom aus ist dabei ferner die Vorstellung verbreitet worden, daß dieses Kaiserthum, die oberste weltliche Gewalt und die Gewalt über die ganze Welt, ein Lehn sei, welches im Namen Gottes, durch dessen Statthalter in Rom ausgetheilt werde. Diese Vorstellung hat auch bald so tiefe Wurzel geschlagen, daß die späteren Karolinger selbst das Kaiserthum ein Lehn Gottes (beneficium Dei) nennen. Der Bischoff von Rom ist also der Lehnsherr, der eigentliche Eigenthümer des Kaiserthums, weil er Gott auf Erden vertritt. Mit der Zeit, mag in Rom gedacht worden sein, wird sich die Sache schon machen. Der Bischoff kann das Lehn austheilen. Er kann es aber auch selbst behalten, wenn das Geschlecht der Karolinger etwa eine Lehnsuntreue begeht oder sonst ein Fall kommt, daß das Lehn nicht weiter verlehnt, sondern von dem Eigener selbst behalten werden kann. Auf diesem langen Umwege will der Stuhl von Rom die Gewalt der Imperatoren wieder nach Rom und zwar auf sich bringen. Es gehet nicht anders als eben auf diesem langen Umwege.

Zum Glück aber für die Macht der Fürsten, welche zu allmähliger Vernichtung bestimmt waren, und für die Freiheit der Welt hat dieser Grundgedanke Roms niemals der Vollendung auch nur nahe gebracht werden können, wie lange und wie zähe sie auch an ihm gehalten. Karl aber, der Kaiser, hat ihnen die Hand geboten, freilich ohne seinen Willen, daß sie an die Vollendung des stolzen Planes denken konnten. Nun betrachtet aber Karl den Stuhl von Rom zwar als das Haupt der Kirche, doch nicht als die ganze Kirche, die von der ganzen Priesterschaft, besonders wieder von den Bischöffen, gebildet wird. Er meinet deren Freiheit, Macht und Herrlichkeit erhöhen zu müssen, weil in und mit ihnen Freiheit, Macht und Herrlichkeit der Kirche und des Christenthums erhöht werde. Die Priester sind ihm das heilige Volk Gottes auf Erden. Eine Anklage gegen Priester und besonders gegen Bischöffe wird beinahe zur Unmöglichkeit gemacht. Wer einen Bischoff verleumdet, den soll der Tod treffen. Die leichsinnige Anklage eines Bischoffs würde das ganze Reich in Gefahr stürzen. Gar viele Reiche sind deshalb unterge-

gangen, weil die Priester nicht genugsam geehrt worden: der gesammte Erdkreis neigt sein Haupt vor den Priestern und vor den Bischöffen. Also spricht Karl in den Reichsordnungen. Der höchste Richter der Bischöffe ist in Rom. Karl schafft in dem Priesterstande ein stolzes Gefühl der Unabhängigkeit von der Welt, einen übermüthigen Standesgeist. Es ist das Gegebene von den Priestern, weil sie Menschen blieben, auf das Entsetzlichste gemißbraucht worden. Das zu thun, was der Kirche jetzo Noth war, die Lehn von derselben zu trennen, die Bischöffe von den weltlichen Dingen abzuhalten, und sie auf die Macht der Lehre, wo sie allein wirken konnten, zu weisen, würde Karln als der ungeheuerste Frevel, den er begehen könnte, erschienen sein. Er verbietet den Bischöffen und den Kirchenleuten überhaupt nur, selbst bei dem Heer mit den Waffen zu erscheinen. Die Bischöffe nehmen dieses sehr übel und der Karl muß erklären, daß er damit der Ehre der Bischöffe als weltlicher Vassen nicht habe zu nahe treten wollen. Auch wird das Gebot nur kurze Zeit gehalten. Sonst aber fördert er den irdischen Weg der Kirche in aller Weise. Er machte ihre Besitzungen frei von Steuern, er befreite ihre Personen von der weltlichen Gerichtsbarkeit, er trug ihnen die Obsicht über die weltlichen Beamten des Reiches auf. Er ließ gebieten, daß jeder Rechtsstreit, wenn nur der eine Theil der Streitenden es verlange, von dem Gericht des Bischoffs entschieden werden sollte. Schon war etwas Doppeltes in dem Bisthum zusammengeflossen, das rein-kirchliche Amt und die Stellung als Vasse des Reiches. Durch Karl ward das Bisthum ein noch viel Complicirteres, also daß es den Bischöffen im Reiche der Franken, auch wenn sie lehren und predigen hätten können und wollen, das zu thun, doch wegen der vielen weltlichen Dinge, die ihnen aufgetragen, fast eine Unmöglichkeit gewesen. Der ganzen Kirche giebt Karl das uneingeschränkte Recht Schenkungen und testamentarische Vermächtnisse selbst auf Kosten der Kinder anzunehmen. Er schlägt der Kirche in seinem ganzen Reiche den Zehnten zu, der von dem Landertrag, von den Thieren, von der Handarbeit gezahlt werden muß. Und Alles, was die Kirche hat, läßt er für heilig und unverletzlich erklären und alle Privilegien, welche die Kirche hat, soll niemand antasten bei den schwersten Strafen. Auch die Kirche, welche das Gebäude ist, darf nicht ohne Ehre ausgehen: sie hat das Recht, den flüchtig gewordenen Verbrecher schützend aufzunehmen und die Kirche, welche die Personen ist, hat dann das Recht, auf die Milderung der verdienten Strafe des Verbrechers zu dringen. Karl sieht nun wohl,

daß das, was die Kirche vor ihm hatte oder was er derselben giebt, das Gegentheil von dem, was er will und wünscht, hervorbringt, daß die Bischöffe nicht lehren, daß sie Geld und Gut zusammenpressen, daß sie sich nur um die Welt kümmern, daß sie wild und un-
811 bändig lebten. Er fragt sie einmal 811 bitter, was sie denn eigentlich für Nachfolger der Apostel wären. Aber er kommt eben so wenig wie andere Menschen seiner Zeit aus dem Labyrinthe heraus, in das er gestellt ist mit dieser Zeit. Er siehet z. B. daß das Gelübde der Keuschheit zu frecher Lust die Priester, Mönche und Nonnen bringt. Er jammert darüber und klagt, daß dadurch das Heil der andern Menschen gefährdet werde, er weiß aber kein anderes Mittel dagegen, als den Priestern und allen, denen es angeht, ihr Gelübde von neuem, und natürlich vergeblich bei der Mehrzahl, einzuschärfen.

Wie nun aber die Kirche unter Karl in noch ärgere Verhältnisse gekommen ist, als in welchen sie schon früher gestanden, so ist dieses auch und beinahe in demselben Maße mit dem Staate der Fall. Zuerst bleibt das Reich in denselben Händen, wo früher, in den Händen der Vassen, der Bischöffe, der Aebte der königlichen Klöster. Sie gebieten auf den Tagen des Reiches. Es werden Reichstage gehalten für das ganze Reich, bald auch nur für einzelne Theile desselben. Im Herbst ward mit den Größten und Mächtigsten eine vorberathende Versammlung gehalten. Im Frühling darauf war die entscheidende. Die gefaßten Beschlüße bestätigte Karl. Von diesen Reichstagen gehen nun allerdings Gebote aus, welche wider die Interessen der großen Vassen sind und im Vortheile des Königthumes. Gehalten aber werden solche Ordnungen dann von den Mächtigen nicht. Das Höchste, was sie über sich von Karl gewinnen lassen, ist daß sie eine solche Ordnung aufstellen, die wider sie selbst ist, und sich dabei vorbehalten, sie nicht zu erfüllen. Die Gesandten
806 des Kaliphen Harun al Raschid sagen es Karl 806, daß in den Provinzen sich niemand um ihn kümmere. Auch sind solche Ordnungen meist einfache Verbote. Eine Strafe wird selten angedroht. Die großen Vassen-Geschlechter sind unter Karl an Zahl gestiegen wie an Macht. In den weiten eroberten Landen sitzen sie als Lehnsleute, als Bischöffe, und zugleich als Beamte über die Gemeinfreien, als Grafen. Die Grafschaft wird als ein Lehn angesehn, aber erblich ist sie noch nicht. Diesen mächtigen Geschlechtern hat Karl im Ganzen genommen nichts entgegenzusetzen, und er hat ihnen nichts

---

Mannert. Freiheit der Franken, Adel, Sclaverei. 1799.

entgegengesetzt. Er hat das Reich in ihrem Interesse und in ihrem Geiste führen müssen: es ist die Bedingung, auf welcher der Thron der Pipiniden steht. Diese Bedingung ist der Schaden des Königs und der Schaden der gemeinfreien Menschen. Die Vassen und die Großen führen nur die Kriege, welche sie selbst führen wollen. Sie selbst haben dazu erst den Schluß auf dem Tage des Reiches gefaßt. Der Krieg eröffnet ihnen Aussicht auf Lehen, Bisthümer, Schenkungen. Es ist ihnen derselbe leicht. Ihre Aftervassen und Dienstmannen müssen ihn mit ihnen führen. Die Gemeinfreien aber werden nicht gefragt, ob sie den Krieg führen wollen oder nicht. Sie müssen ihn führen und zum Heerbann kommen, so wie die Großen deshalb den Schluß gefaßt. Die Verpflichtung zum Heerbanne wird den Gemeinfreien allenthalben eingeschärft bei den schwersten Strafen, wohin das Reich der Franken sich noch ausdehnt, in Longobardien, in Sachsen und allerwärts. Die kleinen Grundeigenthümer müssen durch die ewigen Kriege, die im Interesse der großen Vassen sind, ruinirt werden. Sie müssen sich selbst ausrüsten und sich in den ersten Monaten selbst beköstigen. Ist einer zu arm dazu, so treten mehrere zusammen, um einen von sich auszurüsten. Nun trifft der Heerbann nicht jeden jedes Jahr: es werden auch alle nur dann entboten, wenn der Krieg in der nahen Nachbarschaft ist. Ist der Krieg dem einzelnen Lande, das zu dem Reiche gehört, ferner, so findet eine complicirte Berechnung statt. Die Obsicht darüber hat der Graf des Districtes. Der kann züchtigen und loslassen. Die Grafen benutzen das, um die Gemeinfreien zu drängen und zu plagen, bis sie sich ihres freien Grundeigenthums entschlagen, bis sie es dem mächtigen Herrn zu eigen gegeben, um es als Lehn wieder zu empfangen. Andere halfen sich öfterer dadurch, daß sie, dem Geiste der Zeit gemäß, ihr Gut der heiligen Kirche schenken und sich nur den Genuß auf Lebenszeit vorbehielten. Oder sie schenkten ihre Personen gleich selbst mit, und machten sich zu eigenen Leuten. So strebten Viele, das freie Grundeigenthum und selbst die persönliche Freiheit los zu werden, aus der Unmittelbarkeit unter dem König zu kommen, um nur dem ruinirenden Heerbann zu entgehen. Karl verbietet freilich, daß diese Dinge alle nicht geschehen sollten, aber es kümmert sich niemand um seine Verbote. Die Grafen benutzen ihre Amtsgewalt um die Gemeinfreien in jeder Weise zu plagen, und die Lehn, die mit ihrem Amte verbunden sind, schlagen sie in Allode um. Mit Afterfassen, Dienstmannen und eigenen Leuten machen sie sich immer mächtiger und der Boden, auf dem ein Königthum sein

konnte, wird immer kleiner. Die königlichen Sendboten (missi dominici) bereisen zwar immer das Reich. Sie sollen nachsehen, daß Alles wohl stehe. Aber die Sendboten scheinen auch immer aus den Mächtigen genommen worden zu sein, die sich wohl hüten einander zu schaden. Es sind stets zwei Missi, ein Geistlicher, ein Weltlicher. An dem Ende seines Lebens nimmt er auch den Grafen die Handhabung des Heerbannes und überträgt sie den Sendboten, ohne daß es dadurch anders in dem Reiche wird.

Daß aber Karl in dem Staate, in der Kirche, in der Bildung der Menschen etwas Anderes und Besseres wollte, als er es vor sich sah, ist nichts desto weniger unbestreitbar. Darum mag dieser Karl der Große, wie er genannt zu werden pflegt, immer zu den ausgezeichnetsten Männern aller Zeiten gezählt werden. Was den Staat anlangt, so waren ihm die Hände zu sehr gebunden, als daß er etwas zu thun vermocht, wodurch der ganze Stand der Dinge umgeschaffen worden. Die Großen, bei denen die Macht war, würden es nicht geduldet haben, und Karl wäre gestürzt worden, hätte er etwas Großes und Durchgreifendes versucht. In den kirchlichen Angelegenheiten ist sein Sinn gebunden durch den Geist der Zeit und es ist nachgewiesen worden, was er schuf. Eine Ahnung des Bessern zeigt sich indessen auch hier. Wie oft schärft er den Bischöffen und Priestern ein, daß sie doch lehren und predigen sollten. Er sagt ihnen sogar öfters, was sie lehren müßten, und es kann die fränkisch-römische Katholicität gleich bezeichnen, wenn Karl den Priestern sagen muß, daß sie doch von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele lehren möchten.* Aber Wenige kümmern sich um Karls Gebote. Karl hat eine Ahnung von der Rohheit die ihn umgiebt. Er will daß die Menschen Kenntnisse haben, das sie sollten denken lernen. Er gebietet Schulen anzulegen für die Geistlichen und Schulen für die Kinder aller. Aber es ist ungemein wenig dadurch geschaffen worden. Die Welt war zu roh, um mit Karl dasselbe Bedürfniß zu haben. Er suchte sich selbst zu unterrichten; er sammelte die Gelehrten um sich, deren er habhaft werden konnte, Alcuin den Sachsen, Peter von Pisa, Paulus den Longobarden. Sie wußten wohl dieses und jenes, das sie dem Kaiser sagen und erzählen konnten, aber es lagen ihre Geister ebenfalls in den Banden der Zeit. Er verbot die blutige Selbstrache, die alte germanische Fehde, er verbot das

---

Dippoldt. Leben Kaiser Karl des Großen. 1810. Luden. Geschichte der Deutschen. 4. u. 5. Band. 1830. James. History of Charle magne. 1832.

Waffenführen im Frieden, er wollte Handel und Verkehr beleben. Aber er sah von keinem Bestreben eine Frucht. Es verdienen aber diese Bestrebungen um so mehr Anerkennung, als sie in ein Leben fallen, das fast nur in Kämpfen um die Erweiterung des Reiches dahingegangen war. Nur die letzten Jahre von Karls Leben gingen in verhältnißmäßiger Ruhe dahin. Gegen das Ende dieses Lebens fing die Lage der Dinge an trübe für das Geschlecht der Pipiniden zu werden. Es hatte erfüllt, warum es von den Großen emporgetragen worden. Es war die Frage, ob diese Große es ihrem Vortheil gemäß finden würden bei diesem Geschlecht zu bleiben, ob die Sanction der Kirche kräftig genug sein werde, um es auf dem Throne zu erhalten. Karl gab indessen die Einheit des Reiches auf und bestellte alle seine Söhne zu Nachfolgern, was den Großen eine Gelegenheit die königliche Macht zu schwächen, wenigstens bieten konnte. Er theilte, versteht sich mit Zustimmung der Vassen, das Reich. Ludwig, der jüngste Sohn sollte Aquitanien, d. h. das südliche Gallien bis an die Loire, Pipin der zweite Italien und die Gebiete an dem obern Rhein und an der obern Donau, das Uebrige Karl, der älteste, mit dem kaiserlichen Titel empfangen. Aber Pipin
starb 810 und Karl starb 811. Karl krönte nun Ludwig zum Kai- 810
ser 813 und indem er ihn selbst krönte, wollte er vielleicht gegen die 811
Krönung, die ihm durch Leo III. geworden, stillschweigend protestiren 813
und das Kaiserthum von der Kirche trennen. Italien aber war Bernhard, dem Sohne Pipins, dem Neffen geblieben als Königreich. Gänzlich unbestimmt scheint gelassen worden zu sein, in welchem Verhältniß dieser König Bernhard zu Ludwig dem Kaiser stehen
sollte. Dieses gethan starb Karl der Große am 28. Januar 814. 814

Gleich nach dem Tode Karls des Großen bietet das Reich der Franken einen höchst peinlichen Anblick dar. Der Glanz, den die Siege und die Eroberungen Karls über das Ganze geworfen, ist dahin, und das Leben erscheinet in seiner wahren Gestalt. Die Eroberungen hören auf, weil die Großen gesättiget sind. Das Geschlecht der Karolinger hat seine Wichtigkeit für sie verloren. Ja, es kann ihnen dasselbe, es kann ihnen das Königthum überhaupt, besonders seitdem es zur Kaiserwürde geworden, gefährlich werden. Es ist noch möglich, daß die Karolinger auf Begründung ihrer eigenen Macht, auf Erhaltung der Freiheit der Armen und Kleinen denken. Die Großen wollen weder das Eine noch das Andere: sie wollen Herrschaft und Gewalt für sich, Dienstbarkeit der Andern. Sie möchten mit dem Geschlechte der Karolinger zu Ende kommen. Doch

können sie dasselbe nicht sogleich vernichten. Zuerst bilden sie selbst keine feste und geschlossene Körperschaft mit einem Willen und einem Plane, obwohl im Ganzen genommen ein und derselbe Geist durch sie geht. Dann steht das Geschlecht der Karolinger auch auf der Sanction der Kirche. Sie können die heilige Scheu vor dem Spruche derselben, erst allmählig in sich überwinden. Endlich sind auch die Gemeinfreien noch da, in denen ein anderer Geist ist, als in den Großen und in den Vassen. Auch um derentwillen kann nicht rasch und zufahrend gehandelt werden. Also wird das Reich und das Geschlecht der Karolinger von ihnen nicht vernichtet mit einem Schlage, sondern es wird langsam zu Tode gequält. Ludwig der Fromme ist ein wohlmeinender, aber erbarmenswürdig schwacher und haltloser Mann. Er sieht indessen die ungeheure Verwirrung, die unter seinem Vater in das Reich gekommen ist, er sieht den frechen Druck der Großen. Er will helfen und dem Uebel steuern. Er giebt den Sachsen ihr geraubtes Erbe zurück, er will auf die Vollziehung der Gebote dringen, die unter Karl erlassen worden sind, daß die Gemeinfreien von den Großen nicht beraubt und bedrückt würden; er dringt in den Reichstag zur Erlassung neuer solcher Gebote. Er beleidigt dadurch die weltlichen Großen, und nicht minder beleidigt er die geistlichen Großen, denen er Demuth und Frömmigkeit einschärfen will. Er beleidigt alle große Geschlechter, indem er die bischöfflichen Stühle, die ja auch Lehn sind, nicht weiter mit ihren Mitgliedern, sondern mit armen und geringen, aber würdigen Männern besetzt. Ein solcher Herr kann den Großen nicht gefallen. Sie denken zunächst darauf, sich gegen ihn zu sichern. Also begehren sie von dem erst vierzig Jahr alten Manne, daß er wegen seines Todes sorge und das Reich
817 unter seine Söhne theile 817. Ludwig, der entweder nicht faßt, was die Vassen meinen oder der auch hierin ihren Willen gehorsamen muß, ernennt seinen ältesten Sohn Lothar zum Kaiser. Die beiden Knaben Pipin und Ludwig werden zu künftigen Königen bestimmt, der erstere in Aquitanian, der letztere in Baiern. Die Großen hatten damit offenbar die Absicht, die Möglichkeit zu gewinnen, einen Karolinger gegen den andern aufstellen zu können, wenn es nöthig und Ludwig ihnen lästig werde. Bernhard aber von Italien, von dem auf dem Reichstage nicht die Rede gewesen, und der gänzliche Verdrängung fürchtete, rüstete gegen den Ohm. Es kam indessen der Ausbruch des Kampfes nicht. Denn als Bernhard an den Hof des Kaisers geladen ward, erschien er friedlich. Die Vassen

verurtheilten Bernhard ob der versuchten Empörung zum Tode. Ludwig aber ließ ihn der Augen berauben. Bernhard starb an Schmerz und Jammer 817. Die Karolinger fingen an, sich unter 817
sich selbst aufzureiben. Darauf verlief eine geraume Zeit ohne besonders wichtige Ereignisse. Ludwig fuhr in seinen Reformationsversuchen fort. Es blieb allerdings meist bei den Versuchen; denn die Großen in den Provinzen kümmerten sich weder um die Gebote des Kaisers, noch um die Beschlüsse des Reichstages. Aber zuwider ward ihnen dieser Kaiser, der es 823 aussprach, daß in dem Reiche 823
Alles anders werden müsse und daß er berufen sei, Alles anders zu machen. Der apostolische Stuhl regte sich auch in dieser Zeit. Stephan IV., der 816 auf Leo III. gefolgt, war 816 selbst in Gallien 816
gewesen und hatte Ludwig die Kaiserkrone aufgesetzt. Paschalis I., der 817 auf Stephan IV. folgte, krönte 823 den jungen Lothar 823
zum Kaiser. Alles dieses geschah, auf daß die Gedanken, deren gedacht worden, unter den Menschen blieben. Ludwig ließ auch 824 824
abermals eine Synode gegen die Anbetung der Bilder halten. Flehentlich bat er den Pabst, doch Vernunft anzunehmen in dieser Sache. Paschalis I. hatte aber dazu eben so wenig Lust als Hadrian I., und Ludwig wagte eben so wenig als Karl der Große selbst etwas zu thun.

Je länger aber die Zeit verläuft, desto größer wird bei den Bischöffen, Vassen und Großen das Mißfallen mit Ludwigs Weise. Sie, die überhaupt das Königthum nicht mehr brauchen, können solche Herrscher, die von Ordnung und Recht wenigstens immer sprechen, wenn sie auch nicht im Stande sind, sie zu handhaben, am wenigsten brauchen. Also beschließen sie, noch immer sich scheuend, durch einem Schlag mit dem Geschlecht der Karolinger zu Ende zu kommen, doch dasselbe zu verwirren und es in eine Lage zu setzen, daß es an nichts mehr denken könne, was wider sie laufen möge. Ein unglückliches Verhältniß in Ludwigs Familie bietet ihnen dazu die Gelegenheit. Ludwig hat nach der Theilung von 817 817
eine zweite Gemahlin, die Bairin Judith genommen. Diese hat 823 einen Sohn, Karl den Kahlen geboren, dem Ludwig mit großer 823
Liebe zugethan. Er hat für diesen 829, ohne die drei ältern Söhne 829
alle darum zu fragen, in Allemannien und Burgund ein Reich gebildet. Darüber sind die drei Söhne Lothar, Pipin, Ludwig erbittert worden. Die Großen wenden sich an sie. Das Reich und der Hof Ludwigs werde schlecht verwaltet; es sei nicht mehr auszuhalten. Das Reich würde von den Karolingern genommen werden, wenn

die Söhne keine Aenderung träfen. Die Söhne, wahrscheinlich ohne zu begreifen, was die Vassen eigentlich wollen, gehen auf den Willen derselben ein. Plötzlich ist Ludwig von allen verlassen. Von den Vassen, von den Söhnen wird er zu Compiegne gefangen genom-
830 men 830. Die Scene geht im Frühling vor sich, aber schon im Herbst hat Alles wieder eine andere Gestalt genommen. Die Herren wollen nicht sowohl, daß nun die Söhne zur Gewalt kämen und Ludwig abgesetzt werde, als vielmehr, daß die feindlichste Spannung unter den Karolingen bleibe. Also spricht sich der Reichstag von Nimwegen wieder für den Kaiser aus. Es wird den Vassen ihr Werk dadurch erleichtert, daß wieder unter den drei Söhnen Zwiespalt ausgebrochen, von Pipin und Ludwig Lothars Uebergewicht
830 und Ehrgeiz gefürchtet wird. Ludwig ist im Herbste 830 wieder Kaiser. Lothar wird nach Italien gewiesen und soll nichts als Italien erhalten. Seitdem ist die Feindschaft zwischen dem Vater und den Söhnen unaustilgbar. Ludwig hat den bittersten Unwillen gegen seine ältern Söhne gefaßt und sinnt nur darauf, wie er den geliebten Karl vom Reiche so viel als möglich zuwende. Die ältern Söhne aber sind auf ihrer Hut und die Spannung macht sich mehr als einmal in offenem Waffenstreite Luft. Die Vassen haben eine Lage der Dinge, wie sie zunächst von ihnen gewünscht worden. Jeder Karolinge steht auf ihrer Treue, jeder muß sich hüten sie anzutasten. Sie können wieder in und mit dem Reiche schalten und walten, wie sie wollen. In diesem Wirren will Ludwig seinem Sohne Pipin das Reich Aquitanien nehmen, um es Karl zuzuwenden. Da nehmen alle drei Söhne die Waffen gegen den Vater. Ludwig wird bei Kolmar, auf dem Lügenfelde, von denen verlassen, die anfangs zu ihm gestanden. Er fällt in seiner Söhne Hand im Juny
833 833. Sie führen ihn nach Soissons und lassen ihn dort durch die Bischöffe des Reiches für unwürdig erklären und ihn förmlich ab-
830 setzen. Aber die Vorgänge des Jahres 830 wiederholen sich. Pipin und Ludwig greifen gegen Lothar zu den Waffen, fürchtend, daß dieser sie übermeistern wolle. Die Vassen und Herren stellen sich wie-
834 der zu Ludwig. Am Anfange des Jahres 834 ist er wieder Kaiser und söhnt sich mit seinen Söhnen anscheinend aus. Aber der Hader, die Zwietracht, die Spaltung und die Spannung dauert fort, und kein Karolinge scheint zu begreifen, was die Vassen um ihn her treiben. Der Vater erscheinet ohne Verstand und die Söhne ebenfalls. Den möglichst größten Theil des Reiches will Ludwig an Karl den Kahlen bringen. Er bestimmt, daß Ludwig nichts als

Baiern empfangen soll und als 838 Pipin von Aquitanien stirbt, 838
erkennt er keine Rechte der Söhne desselben, Pipin und Karl an. Die Vassen in Aquitanien aber machen Pipin II. zu ihren König. Sie wollen der Könige jetzo so viele als möglich, um mit gar keinem zu enden. Ludwig kämpft allerwärts, um seinen Willen durchzusetzen. Er schließt mit Lothar 839 einen Tractat, daß die eine Hälfte des Reiches an Karl, die andere an ihn, an Lothar, fallen solle. Ludwig, der Sohn, soll nur Baiern behalten. Dagegen greift dieser Ludwig zu den Waffen und auf der Heerfahrt gegen ihn
stirbt Kaiser Ludwig der Fromme am 20. Juny 840. 840

Der Gang der Ereignisse ist eben so einfach und natürlich, als er merkwürdig und inhaltsschwer gewesen. In dem größtem Reiche, das nach dem Untergange des westlichen Roms war, hatte die deutsche Feldhauptmannschaft und Vorsteherschaft, die das Königthum genannt ward, eine imperatorische Gewalt werden wollen. Eine solche hätte die Freiheit Aller werden können. Die Römer und die Germanen, welche von den Franken erobert worden, hätten Freiheit und Grundeigenthum nicht durch die Franken-Vassen verschlingen sehen, wäre die imperatorische Gewalt geworden. Aber nicht zu diesem Staat, welcher die Geister in dem Reiche der Römer getödtet, oder zu deren Ertödtung doch beigetragen, soll die neue Welt kommen. Die Franken-Vassen haben daher das Königthum auf seinem Wege zur Imperatorenschaft gefaßt, noch ehe es denselben recht betreten kann, und es durch das Lehnswesen zerstört. Darum wird ein anderer Staat, der vor der Hand freilich die Verknechtung Vieler und die Freiheit Weniger ist. Nicht umsonst sind von den großen Geschlechtern die Karolinger an einander getrieben worden. Jene sind wieder um ein Bedeutendes mächtiger geworden. Zum Theil ist dieses unmittelbar durch Ludwig geschehen, der von dem Geiste der Zeit verleitet, die Kirche mit Schenkungen überschüttete. Und was der Kirche gegeben, ist für das Königthum vor der Hand unwiderbringlich verloren. Die Großen fangen schon an sich Burgen zu bauen und sich wieder zu befehden. Raub und Gewalt scheint die Ordnung des Lebens geworden zu sein. Sie nennen die Könige nur noch ihre Häupter (Seniores), und jeder behauptet das Recht, sich welchen Senior er wolle zu wählen. Auch nach dem Tode Ludwigs des Frommen treiben sie den Kampf der Karolinger noch einige Zeit fort. Vier karolingische Fürsten stehen mit den Waffen gegen einander. Sie können über die Theilung nicht eins werden Lothar, der Kaiser, föderirt sich mit Pipin II. und Ludwig, gewöhn-

lich der Deutsche zugenannt, bündet sich mit Karl dem Kahlen. Bei Fontenille in Burgund fällt eine große Schlacht gegen die Erstern
841 841. Eine volle Entscheidung ist sie jedoch noch nicht. Die Fürsten wollen den Kampf weiter treiben. Ludwig und Karl schwören sich einen abermaligen Bund bei Straßburg. Ludwig schwört diesen in romanischem Dialect, Karl in deutscher Sprache, jeder damit die Leute des anderen es verstünden. In dem größtem Theile von Gallien haben die Deutschen aufgehört Deutsche zu sein. Sie sprachen ein verdorbenes Latein. Aber die Großen wollen den Kampf nicht weiter getrieben wissen. Sie nöthigen die Fürsten zu einem friedlichen Tractat, daß das Reich getheilt werden soll in drei gleiche
842 Theile zwischen Lothar, Ludwig und Karl 842. Lothar läßt seinen Bundesgenossen Pipin II. fallen. Die Theilung kommt 843 durch den Tractat von Verdun zu Stande. Es wird zuerst ein Reich gebildet für Karl den Kahlen. Jenseits der Pyrenäen hebt es an und umfaßt Gallien bis zu den Strömen Rhone, Maaß, Mosel und Schelde. Es ist der größte Theil des romanischen Galliens, das Königreich Ostfranken. Für Ludwig den Deutschen fängt das Reich an der Ostgrenze des großen karolingischen Staates an und zieht sich über das alte Germanien weg bis zum Rheine, jenseits dessen Ludwig noch Mainz, Worms und Speier besitzen soll. Es ist das Reich Westfranken. Lothar aber, der Kaiser, empfängt das karolingische Italien, das Land ferner zwischen Italien und der Rhone, das Land endlich vom Rheine bis zu den Strömen Mosel, Maaß, Schelde. Also lag ein Theil des Reiches Lothars seltsam zwischen Ostfranken und Westfranken in der Mitte. Das Kaiserthum aber scheinet bei dieser Theilung außer aller Verbindung mit Ost- und Westfranken gedacht worden zu sein. Die Könige sollen dem Kaiser nicht unterworfen sein.

Die Theilung von Verdun ist ein Ereigniß von Wichtigkeit um mehrerer Gründe willen. Zuerst wird damit der erste Grund zu der nationalen Trennung gelegt, die nothwendig ist, wenn ein freieres Leben in Europa entstehen soll, als es in der Einheit des römischen Reiches gewesen, dem der karolingische Staat nachstreben zu wollen schien. Die in Germanien sind rein deutsch geblieben. In dem größten Theile von Gallien sind sie Romanen geworden, und andere Romanen sind sie geworden in Italien. Die Theilung ist aber auch ein Ereigniß von Wichtigkeit in Beziehung auf den apostolischen Stuhl. Derselbe wollte das Imperatorenthum wieder nach Rom bringen und die Karolinger hatten ihm dazu, freilich ohne es zu

wollen und zu wünschen, die Hände geboten. Der römische Stuhl mußte wünschen, daß das karolingische Kaiserthum bleibe, daß es sich ausdehne so weit als möglich. Denn sie gedachten in Rom sicher, sich einmal an die Stelle dieser Kaiser selbst zu setzen. Nicht umsonst wollten sie deren Lehnsherren an Gottes Stelle sein. Sie hatten aber, die Bischöffe von Rom, diese wilde Waffen-Welt nicht leiten und lenken können nach ihren Entwürfen. Das alte einige Kaiserthum war seit der Theilung von Verdun nicht mehr. Der Stuhl von Rom hält zwar an dem Kaiserthume fest. Man sucht der Kaiser so viele als möglich zu machen: aber doch kehrt die günstige Aussicht, die unter den Karolingen gewesen, in derselben Gestalt nicht wieder. Die ganze Kirche mag den Zerfall des karolingischen Kaiserthums mit Schmerz gesehen haben. Es sind Priester gewesen, welche für nöthig erachtet haben, gerade jetzt den Glauben der Menschen an den römischen Stuhl noch fester zu stellen, damit eine Aussicht bleibe für die Zukunft. Auch mag ihnen nöthig erschienen sein, die Lehre von der Einheit der Kirche einzuprägen, wie die Einheit des Reiches vergeht. Diese sind zuerst die Zwecke, um derentwillen die sogenannten Decretalien des falschen Isidor's geschmücket sind. Es hat jemand, und es ist dabei gleichgültig, wer er war und wo er war, ob in Rom oder in Mainz, die Sammlung ächter Urkunden und Synodalschlüsse, die Isidor Bischoff von Sevilla im 7. Jahrhundert zusammengestellt, mit falschen Urkunden, die den frühesten Zeiten angehören sollen, versetzt, um Dinge zu lehren, an welche die Welt zwar so schon glaubt, aber damit sie bestimmter geglaubt würden und wirklich als das Aechte und Ursprüngliche erschienen. Da ist auf dem römischen Stuhle die Statthalterschaft Gottes auf Erden und alle Macht im Himmel und auf Erden gebührt demselben. Alle Macht der Kirche gebührt diesem Stuhle und wo noch eine andere steht, da ist sie doch von diesem nur ausgeflossen und stehet unter ihm. So wird für die Macht des Stuhles gesorgt. Es wird aber auch gesorgt für die ganze Priesterschaft. Das Gut derselben ist heilig und unverletzlich, ihre Personen sind es nicht minder. Die Hochpriester wissen, wie um die Mitte des Jahrhunderts diese mit falschen Stücken besäete Urkundensammlung hervortritt, wohl, daß sie falsch sind. Aber sie sollen ächt sein, weil sie in dem Geiste der Kirche sind. Der römische Bischoff Nicolaus I., unter dem um die Mitte des neunten Jahrhunderts sie hervortraten, weiß es auch, daß sie unächt sind und er hütet sich deshalb, sie ausdrücklich für ächt zu erklären. Er erklärt sie aber eben so wenig für un-

9 *

ächt, er benutzt sie wie ächte, und überläßt es der Rohheit der folgenden Zeit, sie bald für vollkommen ächt zu halten. Denn es ist Schlauheit, List, Berechnung und Weltlichkeit der Name Roms.

Mit der Theilung von Verdun aber hört die Wichtigkeit und Bedeutung des Geschlechtes der Karolinger auf. Was die großen Geschlechter um sie her trieben und sannen, das hatten sie früher nicht verstanden. In den vier letzten Jahrzehnten aber, da der ächte Stamm dieser Karolinger noch vorhanden, hätte es ihnen nicht gefruchtet, auch wenn sie es verstanden; denn die Macht jener war zu hoch gestiegen. Es ist aber zu sagen, daß sie es auch jetzo noch nicht verstanden. Immer stehet einer gegen den anderen von diesen letzten Karolingern, damit es den Vassen-Geschlechtern nicht an Gelegenheit fehlen möge, die königliche Macht noch weiter zu schwächen. Sie schwören sich zwar, diese Karolinger mehr als einmal, zu Mer-
851 sen 851, zu Coblenz 860, sich nicht trennen, sich nicht einander trei-
860 ben zu lassen. Aber die Schwüre werden nicht gehalten. Die traurigste Rolle spielt Kaiser Lothar und seine Nachkommenschaft. Er hatte seinen Sitz zu Aachen und ihn quälten die wilden Normannen. Diese Normannen, die Deutschen des hohen Nordens, Scandinaviens, spielten jetzt in dem Reiche der Franken dieselbe Rolle, die einst von den Deutschen gespielt worden gegen das Reich der Römer. Wild und verheerend brachen sie, zu Wasser kommend, in allen Strö-
855 men, an allen Küsten ein. Kaiser Lothar starb 855 und sein Reich ward unter seine drei Söhne in drei Theile zerlegt. Kaiser Ludwig II. empfing Italien, König Lothar II. das Land zwischen dem Rheine, der Maaß, Schelde und Mosel, Karl das Land zwischen Italien und
863 der Rhone. Armselig und unbedeutend starben sie dahin, Karl 863,
869 Lothar II. 869 und Kaiser Ludwig II. 875, mit dem dieser ganze
875 Zweig der Karolinger endete. König Lothar II. hatte durch einen schmutzigen Handel, als er durch seine Bischöffe sich von seiner Gemahlin scheiden ließ, um seine Buhlerin zu heirathen, dem Pabste Nicolaus I. Gelegenheit gegeben als Richter und Herr selbst der Erzbischöffe aufzutreten. Die Karolinger im romanischen Gallien nahmen ein eben so trübseliges Ende. Hier, wo es am längsten bestanden, war das Vassenthum auch am gewaltigsten. Da trieben die Vassen ihr Spiel mit den armseligen Königen. Karl der Kahle und Pipin II. kämpften wild unter einander, und das gab den Großen die Bequemlichkeit, immer weiter um sich zu greifen und keinem zu gehorsamen. Als Pipin II. überwältigt und in das Kloster ge-
852 steckt worden 852, wendeten sich die Vassen des Südens an Ludwig

den Deutschen. Und dieser war thöricht genug ihnen seinen Sohn, den jüngern Ludwig, zu senden, damit ja stets zwei Karolinger einander entgegenständen. Im demselben Jahre indessen noch ließen sie ihn wieder laufen und zogen Pipin II. aus dem Kloster 854. Dennoch war 854
Ludwig der Deutsche auf eine Ladung der gallischen Vassen selbst noch dort aufgetreten. Die Vassen nöthigten dadurch Karl den Kahlen zu neuen Schenkungen und Bewilligungen. Als sie diese hatten, trieben sie Ludwig den Deutschen fort 859. Pipin II. aber 859
fand im Kampfe gegen seinen Ohm den Untergang. Unterdessen bemächtigten sich die Vassen der Städte, des Landes, der Einkünfte, der Menschen, daß für den König bald nichts mehr übrig blieb. Nicht mehr als Lehn rissen sie es an sich, sondern als Eigenthum. Wenn dieser Karl, dem die Vassen und die Bischöffe nur Verachtung zeigen, etwas zu gewinnen scheint, so ist es ein täuschendes Nichts. Er gewinnt durch das Absterben der ältern Linie, das Land jenseits der Rhone, Italien und den Kaisertitel. Pabst Johann VIII. hat ihn nach Ludwig II. Tode in Rom zum Kaiser gekrönt 875. Den 875
Vassen aber in Gallien muß er, kurz vor seinem Tode 877 das Edict 877
von Kiersy geben, in dem den Vassen auch die Grafschaften als ein Erbe gegeben und die königliche Macht über das Land damit aufgelöst wird. Im romanischen Gallien ist entweder durch die Lehn oder durch gewaltsame Besitzname Grund und Boden nebst Menschen und Einkünften vom Königthume hinweggekommen. Ueber die noch übrigen Freien, die nicht als Aftervassen und Dienstmannen mit den großen Geschlechtern in eine freiere Verbindung getreten, haben diese Großen nun die erbliche oberste Beamtenschaft, die beinahe mit Nothwendigkeit eine unabhängige, fürstliche Gewalt werden muß, wo von ihnen die Gemeinfreien nicht schon zu eigenen Leuten gemacht.

Mit dem Tode des Schattenkaisers Karl des Kahlen 877 war 877
in dem romanischen Gallien eigentlich schon Alles vorüber. Die Normannen sengten und brennten im Norden, die Moslemen in Süden. Der Staatszusammenhang hatte aufgehört. Jeder Große dachte nur an sich. Wenn sie nur nicht auf ihn selbst kamen, die Nachbarn mochten die Feinde sengen und brennen wie sie wollten. Ludwig der Stammler nannte sich König an seines Vaters Statt. Pabst Johannes VIII. kommt 878 nach Gallien und krönt Ludwig zum 878
König. Solche Ceremonien häufen die Päbste gern, damit immer, wie ungünstig sich auch jetzt die Aussicht gestaltet, doch der Gedanke bei den Menschen bleibe, weltliche Gewalt kommt erst vom

römischen Stuhle. Der Pabst beträgt sich in Gallien schon als wäre er König. Er gebietet, giebt Gesetze, schaltet und waltet, ohne nach den stammelnden Ludwig zu fragen. Indessen gewahrt der heilige Bischoff bald, daß mit diesen wilden und unabhängigen Waffen jetzo nichts anzufangen ist, und er verschwindet daher wieder nach Rom. Ludwig der Stammler aber stirbt am Anfange des
879 Jahres 879. Seine Söhne Ludwig III. und Karlomann können mit Mühe gewinnen, daß die Herrn ihren königlichen Namen noch anerkennen. In dem Lande aber jenseits der Rhone treten die Erzbischöffe und Bischöffe zusammen und wählen einen mächtigen Grafen, Boso genannt, zum König, damit er die heilige Kirche beschütze. Boso wälzt sich im Staube vor diesen Bischöffen, durch
879 welche Gott spricht 879. So entsteht ein Reich zwischen der Rhone und Italien, das Reich von Provence genannt. Das Königthum ist hier ebenso wenig etwas als anderwärts in Gallien. Die Karolinger erschrecken zwar über den Vorgang, aber sie vermögen nicht Boso wieder zu stürtzen. Die gallischen Karolinger sterben dahin.
882 Ludwig III. starb 882, Karlomann 884. Es war noch ein Sohn
884 Ludwig des Stammlers da, Karl der Einfältige. Aber er war aus einer Ehe, welcher Rom den Segen geweigert, und vor der Hand fragte Niemand nach ihm. Die deutschen Karolinger, auch nicht bestimmt zu dauern, hatten unterdessen ein etwas besseres Dasein geführt. So hoch wie in Gallien war die Macht der Waffen in Deutschland nicht gestiegen, und in dem Maaße wie dort konnten die Gemeinfreien nicht von ihnen niedergeschlagen werden. Ludwig der Deutsche kämpfte sich matt und müde gegen die Slaven, die Normannen und gegen seine ungehorsamen Söhne. Er gewann das Land jeseits des Rheines, Lothringen geheißen. Nach seinem Tode
876 876 entstanden auf kurze Zeit drei besondere deutsche Reiche. Karlomann nahm Baiern, Ludwig Franken und Sachsen, Karl Allemannien oder Schwaben. Karlomann zog gleich hinunter nach Italien, um die nichtige Kaiserkrone zu gewinnen. Aber Pabst Johannes VIII. ging ihm aus dem Wege und flüchtete nach Gallien
878 878. Krank kehrte Karlomann nach Deutschland zurück, und des Kranken bemeisterte sich sogleich sein Bruder Ludwig. Karlomann
880 starb in dieser Haft am Anfange des Jahres 880. Aber auch Lud-
882 wig II. starb 882. Karl, der Dicke zugenannt, war unterdessen von dem Pabste Johannes nach Italien gerufen worden, um die Stadt Rom von den Moslemen zu retten, von denen sie zu dieser Zeit oftmals bedroht ward. Denn es hatten sich diese auf Sicilien und

auf einigen Puncten des untern Italiens festgesetzt. Für die Hülfe hatte Karl von dem Pabste die kaiserliche Krone 881 und von den 881
Vassen Italiens die Anerkennung als König. Der Tod seiner Brüder stellte auch alle deutsche Völker auf seinen Namen.

Es geschah nun, daß die Normannen, wie so oft, Paris und die Umgebungen von Paris angegriffen. Und da die Vassen, die von den Normannen gedrängt waren, von den andern verlassen, sich nicht selbst zu helfen vermochten, so riefen sie den Kaiser Karl herbei. Karl zog nach Gallien. Da er aber fand, daß in Gallien ihm eigentlich Niemand gehorchen wollte, so schloß er einen Tractat mit den Normannen und kehrte nach Deutschland zurück 886. Es stand 886
aber der Kaiser bei den Menschen in der größten Verachtung. Es kam hinzu, daß er vornehme Männer beleidigte, besonders Liutward, Bischoff von Vercelli und Kanzler des Reiches. Die Großen wollten seiner ledig werden. Als daher Arnulf, Herzog von Kärnthen, der ein unehelicher Sohn Karlomanns von Baiern war, gegen ihn mit den Waffen aufstand, fiel ihm Alles zu. Die Großen kamen zu Tribur zusammen, setzten Karl ab, weil er nichts tauge weder an Geist noch an Körper. Sie wählten Arnulf zum König am Ende des Jahres 887. Wenige Wochen darauf 888 starb Kaiser Karl 887
der Dicke, der sich unter diesen Vorgängen feig und erbärmlich er- 888
wiesen. Es gingen aber nicht Alle in Deutschland diesen Weg. Jenseits des Rheins, wo nachmals das Gebiet der schweizerischen Eidgenossen erwachsen, wählen sie sich einen andern König, einen Grafen Rudolph. Seit dieser Zeit ist das alte Reich der Karolinger, das Karl der Dicke so nur den Namen nach vereinigt gehabt, nicht wieder zusammengekommen in eine Hand. Es sind aber die Ereignisse, welche seit dem Tractate von Verdun verlaufen, nur die weitere Ausführung dessen, was durch diesen begonnen.

Unterdessen, wie wichtig auch das Reich der Franken und jede seiner Entwicklungen war, das Leben des Abendlandes war doch nicht allein von ihnen ausgefüllt worden. Zuerst fingen die Normannen, wie sie in dem Reiche der Franken genannt wurden, die Deutschen des hohen Nordens, an, in das Leben einzutreten. In ihre Heimath selbst war das neue Leben noch nicht eingedrungen. Die Versuche, welche von dem Frankenreiche aus gemacht wurden, sie für das Christenthum zu gewinnen, waren vergeblich geblieben. Sie fürchteten, daß zu ihnen, wie zu den Sachsen, das Christenthum zugleich mit der Frankenherrschaft kommen möge. Also standen dort die Götter des alten Germaniens noch und es dauerte dort auch noch

die alte germanische Urverfassung fort. Es gab Freie, Edle und Fürsten, wie bei allen Germanen. Aber vom achten Jahrhundert an bewegten sich diese Normannen aus ihrer Heimath heraus. Wie die alten Germanen auf die Römer stürzten sich die Normannen auf die Franken, auf alle Länder der fränkischen Welt, auf Gallien, Deutschland, Italien. Nicht minder auf die sächsischen Völker in Britannien, auf die Christen wie auf die Moslemen der pyrenäischen Halbinsel. In Irland und an den Küsten der Slaven erscheinen sie
860 ebenfalls. Sie kommen selbst nach dem fernen Island 860, ja sie kommen später bis nach Grönland. Niemand vermag zu bestimmen, warum sie so plötzlich erscheinen. Das aber ist gewiß, daß sie allenthalben wild und furchtbar erscheinen, daß Christen, Moslemen und Heiden gleichmäßig erschrecken vor diesen tapfern und furchtbaren Männern, die unter ihren Seekönigen, wie sie ihre Geleitsherrn und Feldhauptleute nennen, über sie gerathen, und erstarren vor diesen wilden, altgermanischen Sitten.

Dieses so furchtbare Auftreten der Normannen hatte indessen auch seinen Werth und seine Bedeutung. Die Versuche das Christenthum in der Heimath dieser Deutschen selbst anzubauen waren vergeblich geblieben. Selbst der heilige Ansgar war deshalb vergeblich in Jütland, ja in Schweden gewesen. Sie mußten herausgehen die Normannen aus ihrer Heimath um zu erfahren, daß jetzo nicht mehr mit dem Christenthume zugleich die Herrschaft der Franken komme. Schon in dem Reiche der Franken hatten viele Normannen die Taufe genommen. Die römische Katholicität war doch der Weg zur Erkenntniß des wahren Christenthums: es war jetzo der einzige Weg dazu. In größern Massen gingen Normannen indessen erst in England zum Christenthume über. Die sächsischen Völker in Britannien hatten, nachdem sie das römische Christenthum genommen, in geringer Berührung mit der übrigen Welt, in ihrer alten germanischen Weise, fortgelebt, zwar ohne die wahre Weihe des Christenthums zu empfangen, zwar in Möncherei und äußern Ceremonien versinkend, doch ohne eine solche Priestergewalt bei sich zu sehen, wie die Franken, obwohl die Bischöffe Theil nahmen an den Reichstagen. Die kleinen Reiche hatten vielfach unter einander gekämpft und gestritten, ohne daß die Vorgänge eine Wichtigkeit für sich in Anspruch nehmen können. In dem Laufe der Zeit huben sich drei von den sieben Reichen, Northumbria, Mercia, Wessex über die andern empor und die andern gingen allmählig in ihnen auf. Am
800 Anfange des neunten Jahrhunderts ward Egbert 800, der lange an

dem Hofe der Frankenkönige gelebt, König von Wessex. Der tapfere Mann machte sich Northumbria und Mercia unterwürfig. Diese Reiche verschwinden auch noch unter den Stürmen der nächsten Zeit. Unter Egbert scheint für das ganze von Deutschen bewohnte britische Land der Name England aufgekommen zu sein. Das Reich der Engelen ward es genannt. Egbert, der 836 starb, hatte schon harte 836
Kämpfe mit den Dänen zu bestehen. So wurden die Normannen genannt, die an Englands Küsten erschienen. Ostmannen wurden sie genannt in Irland, wohin sie im achten Jahrhundert gekommen und ein Reich zu Dublin gegründet hatten. Nach Egberts Tode kam eine trübe Zeit über England. Die Plagen, welche die wilden Heiden brachten, waren furchbar, ihre Grausamkeit entsetzlich und die Engelen scheinen nicht die nöthige Kraft entwickelt zu haben. So geht das Leben der Könige Athelwulf, Athelbald, Athelbert, Athelred dahin. Und als Alfred, der Große zugenannt 870, König 870
wird, scheint Alles verloren zu sein. Und in der That ging Alles verloren. Als selbst Alfreds Muth, Geschick und Tapferkeit nichts als Niederlagen durch die Dänen sah, verzagten die Engelen und verließen ihren König 878. Alfred sah sich genöthigt mit wenigen 878
Getreuen in Wälder und Moräste zu flüchten und dort sich zu bergen. Die Gegend wo er sich so verborgen, wird nachmals Aethelingey, die Insel der Edlen, genannt; in Sommersetshire ist sie gelegen. Doch erhob sich Alfred wieder aus diesem Versteck, die sächsischen Stämme, die nun alle Engelen genannt wurden, mit ihm. Alfred gewann einen großen Sieg 878. Darauf mußten die Dänen, welche 878
das Christenthum nicht annehmen und der Ordnung des Lebens nicht sich fügen wollten, unter den Fürsten Hastings das Land verlassen. Viele der Dänen aber, und unter ihnen der Fürst Guthrun, nahmen die Taufe, machten sich seßhaft in England und fügten sich der Ordnung des Lebens. Doch nicht alle Dänen ließen sofort von dem alten und wilden Sinn. Es verstand aber Alfred sein Leben hindurch, die Engelen vor den Dänen zu bewahren. Dadurch erwieß sich, daß es wohl eine Möglichkeit sei, Rettung vor denselben zu finden. Aber es hatte bis jetzo an einer verständigen Leitung gefehlt. Alfred der Große starb, als das alte Reich der Karolinger bereits ganz auseinandergegangen 901. 901

Alfred war einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Ja er stand über dieser Zeit, also daß sie ihn nicht zu folgen vermochte

---

Friedrich Leopold von Stollberg. Leben Alfred des Großen. 1815.

und seine Bestrebungen vergeblich blieben. Dennoch waren diese Bestrebungen keinesweges wider die Zeit: denn was Alfred wollte, konnte verwirklicht werden, wären nur Männer gekommen, die auf seinen Bahnen fortzugehen verstanden. Alfred konnte und mußte hoffen, daß sie kommen würden und es war seine Schuld nicht, daß sie nicht kamen. Es war in ihm ein klares Bewußtsein geworden, woran es der Welt mangele. Er wußte, daß die Ideen der Menschen zu arm, ihr Wissen zu dürftig, die Verbindung zwischen ihnen zu gering sei, als daß das Leben fröhlich gedeihen könnte. Er wollte abhelfen, und da er bei der entsetzlichen Roheit und Unwissenheit der Zeit Niemanden fand, der dazu die Mittel bieten konnte, so legte er selbst Hand an das Werk. Er meinte besonders, daß das Latein, an welchem die Kirche und die Gelehrten hingen, der Welt nicht helfe. Darum übersetzte er selbst eine große Menge von Schriften in die Sprache der Sachsen. So das Buch des Boethius von den Tröstungen der Philosophie, das er mit reichen und tiefen Betrachtungen erweiterte, das Buch des Pabstes Gregor des Großen von der Seelsorge, die Weltgeschichte des Orosius, die Kirchengeschichte des Beda, Auszüge aus den Betrachtungen des heiligen Augustin, Fabeln des Aesop, und, wie es scheint, auch Auszüge und Stücke aus der heiligen Schrift übersetzte er in die Sprache der Sachsen. Der Mann, der mit dem Schwerte zu arbeiten verstand, wußte nicht minder zu arbeiten mit der Feder und mit dem Kopfe. Die Schriften in die Muttersprache übersetzt sollten die Gedanken unter den Menschen wecken, ihre Ideen erweitern. Die Gedichte, die ihm frei aus der Brust strömten und deren Verlust bedauert wird, die frommen und weisen Sprüche, die er abfaßte, hatten denselben Zweck und sie waren bestimmt, edlere und reinere Gefühle unter den Menschen zu erzeugen. Auch die Verbindungen unter den Menschen suchte Alfred zu erweitern. Nicht nur mit Italien und Rom, wohin das verehrte Pabstthum leitete, auch mit den Küstenländern der Ostsee, wohin er einen Mann, Wulfstan genannt, auf Kundschaft sendete, mit Jerusalem und selbst mit Indien suchte er Verbindung zu gewinnen. Aber die Menschen, welche nach Alfred kommen, verstanden ihn nicht und seine Bestrebungen wurden nicht fortgesetzt. Die Engelen versanken nach Alfred in die größte Barbarei. Als die Normannen im elften Jahrhundert England eroberten, fanden sie rohe Barbaren selbst auf den bischöfflichen Stühlen.

Der Kreis der Geschichte des Abendlandes hat sich am Ausgange des karolingischen Reiches noch nicht bedeutend erweitert. Jen=

seits der Grenzen des Reiches der Karolinger, im Osten Europas wohnen die slavischen Völker, das zweite große Glied der Völkerfamilie des neuen Europas. Mehrere der slavischen Völker, die in ihrer Nachbarschaft, sind den Franken bekannt geworden. Die Obotriten, die Wilzen, die Sorben, die Tschechen (Böhmen), die Maranen oder Mähren. Was aber weiter von den Grenzen des Reiches lag, der tiefere Osten Europas und die Slaven dort, das blieb den Franken eine unbekannte Welt. Der größte Theil der Slaven lag am Ende des neunten Jahrhunderts noch in der Nacht des Heidenthumes, ihr Leben war noch roh und wild, ihre bürgerliche Ordnung schwankend und unbestimmt. Auch die Slaven waren wie die alten Germanen freie Völker unter der Vorsteherschaft jedoch von Fürsten, die unter mehreren Namen erscheinen. (Woiewod, Kniaz, Kral). Diese Vorsteherschaft scheint bei den Slaven zeitig eine Erbwürde geworden zu sein. Neben den Fürsten bemerkt man das Dasein großer grundherrlicher Geschlechter, aus denen sich der nachmalige Adel entwickelt hat. Von den Slaven, die den Franken benachbart, gewannen die Maranen am ersten eine größere geschichtliche Bedeutung. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts unter dem Fürsten Rastislas dehnten die Maranen ihre Macht über die Tschechen in Böhmen und die slavischen Stämme in Oberungarn aus. Es kam das Christenthum zu ihnen. Die Mönche Cyrill und Methodius predigten es, übersetzten die heilige Schrift und mußten dazu das cyrillische Alphabet erfinden, dessen sich noch ein großer Theil der slavischen Völker bedient. Zwischen Rastislas und den germanischen Karolingern waren heftige Kämpfe. Rastislas ward 870 ge- 870
fangen und ihm die Augen ausgerissen. Das Reich aber der Maranen dauerte und die Gewalt ging über auf Zwentebold, den Neffen des Königs Rastislas. Zwentebold starb 895 und seine Söhne 895
Moymir und Zentobloch, auf welche die Herrschaft kam, geriethen unter einander in blutigen Streit. Schon hatte das Reich der Maranen ein schweres Unwetter getroffen. Ueber die Karpathen, aus dem Nordosten Europas zunächst, kam das wilde Volk der Magyaren, gemeinlich Ungarn genannt 889. Niemand wußte, woher sie ka- 889
men. Die Magyaren scheinen türkischen Stammes zu sein. Der türkische Stamm nomadisirte ursprünglich im mittlern Asien. Die Magyaren müssen einst in der Nähe des persischen Reichs gewohnt,

---

Strahl. Geschichte des russischen Staates. 1832. Karamsin. Geschichte des russichsen Reichs. I. Uebersetzung von Hauenschild. 1820.

sie müssen mit den Persern Verbindung gehabt haben. Denn die Lehre der Magier war ihnen nicht unbekannt, wie sie nach Europa kamen. Die Magyaren bemeisterten sich der Länder, die nachmals Ungarn und Siebenbürgen geheißen worden, und unterwarfen sich die slavischen Ureinwohner. Bis an den Raabfluß drangen die Magyaren unter Arpad, dem Fürsten, der sie über die Karpathen geführt, vor. Das Reich der Maranen verschwindet. Die Fürsten der Tschechen bemeistern sich der Herrschaft über der Maranen ursprüngliches Land. Mit den Magyaren war auch das wilde Volk der Kumanen gekommen. Weit weg aber von den Grenzen des Reichs der Franken, war am Ende des Jahrhunderts ein Ereigniß vorgegangen, von dem die Franken eine Kunde nicht gewannen. In das Land, welches den Namen Rußland empfangen, waren auch kühne Normannen gekommen. Diese geführt von drei Fürsten Rurik, Sineus und Truwor hatten die Slaven im Norden, andere geführt von
864 den Fürsten Ascold und Dir hatten die Slaven im Süden 864 sich unterworfen. Es geschah, daß Oleg Ruriks Nachfolger das Fürstenthum
882 vernichtete, welches zu Kiew in Süden erstanden 882. Darauf schlug er den Sitz seines Reiches zu Kiew auf und ward der große Fürst (Weliki Kniaz). Die Normannen scheinen aber nicht viel über ein halbes Jahrhundert den germanischen Character behauptet zu haben. Sie schmolzen mit den Slaven zu einem Volke zusammen. Dieses war der erste Anfang des russischen Reiches.

Unterdessen hatte in dem oströmischen Reiche der Streit wider und für die heiligen Bilder den Ausgang genommen, der in dieser Zeit und unter diesen Menschen erwartet werden mußte. Die rohe und grobsinnliche Mehrzahl siegte endlich über die Minderzahl, die ihre bessere Sache mit den wildesten Mitteln führte. Irene, die Bilderfreundin, ließ in demselben Zimmer, in welchem sie ihn geboren,
797 ihrem Sohne Constantin V. die Augen ausreißen 797, damit sie die Regierung allein gewinne. Aus demselben Grunde hatte sie auch den Bilderdienst auf der Synode von 787 zur Orthodoxie stempeln lassen. Sie erfreute sich aber nicht lange der Alleinherrschaft.
802 Nicephoros, der Reichsschatzmeister, stürzte sie 802. Irene starb in Verbannung und Jammer. Unter Nicephorus ruhete der Streit: weder die Bilderfreunde noch die Bilderfeinde wurden verfolgt. Die Bulgaren und die Araber quälten das Reich und Nicephorus mußte
811 einen guten Theil der Kirchengüter einziehen. Nicephorus fiel 811 gegen die Bulgaren. Sein Sohn Staurakius ward zwar Kaiser,
811 aber schon nach zwei Monaten verdrängte ihn Michael Rangabe 811.

Dieser Michael I. war ein eben so eifriger Freund der Bilder als die Kaiser seit Leo dem Isaurier meist Feinde derselben gewesen. Die jetzt verfolgten Iconoclasten bewirkten daher eine Revolution. Michael I. ward gestürzt 813 und Leo der Armenier auf den Thron ge- 813
stellt. Leo ließ untersuchen, was die Alten über die Bilder gelehrt und da sich die Wahrheit leicht ergab, gebot der Kaiser die Bilder abermals hinwegzunehmen. Aber die Iconodulen machten eine neue Revolution. Leo der Armenier ward gestürzt und Michael der Stammelnde auf den Thron gestellt 820. Es hatte sich aber die Parthei 820
in dem Manne vergriffen. Michael II. war kein Freund der Bilder. Er hielt an den Verordnungen seiner iconoclastischen Vorgänger fest. Der römische Bischoff Paschalis I. sucht auch deshalb eine neue Revolution in Constantinopel zusammenzukochen. Michael II. schreibt deshalb an den Kaiser Ludwig den Frommen, daß er dem Pabste wehren und auch im Abendlande Maßregeln gegen die Bilder nehmen möge. Michael II. starb 829 und sein Sohn Theophilus setzte die Maßregeln gegen die Bilder in der alten Weise fort. Die Verehrung der Bilder ward 832 durch ein kaiserliches Edict abermals verboten. Aber Theophilus starb am Anfange der Jahres 842. Es übernahm für seinen unmündigen Sohn Michael III. 842
die Kaiserin Mutter Theodora die Regierung. Sie, eine eifrige Bilderfreundin, ließ sofort eine ordnungswidrige und tumultuarische Versammlung halten, die sich eine Synode nannte, welche für die Wiederaufstellung und Wiederanbetung der Bilder entschied und das Fest der Orthodoxie, 19. Februar 842, zu feiern gebot. In diesem Streite hatten sich die letzten gelehrten Kräfte der Griechen aufgezehrt. Seitdem trat die Ruhe und das Schweigen der Unwissenheit ein. Michael III. aber, als er heranwuchs, ward ein wüster und wildgrausamer Mensch, wie solche so oft auf diesem Throne und unter diesen tiefverdorbenen Menschen erscheinen. Sein Cäsar Basil der Macedonier stürzte ihn 867. Unter der neuen macedonischen Dynastie verlor sich der lateinische Character des Reiches.

Den Sieg aber in der Sache der heiligen Bilder hatte die ungeheure Rohheit der Zeit erfochten. Diese Rohheit und Kenntnißlosigkeit war bereits dem Morgenlande und dem Abendlande gemeinsam geworden. In deutlichen und klaren Begriffen vermochten sehr Wenige, und selbst diese nicht ganz, vollständig und allenthalben, das Wesen der christlichen Religion aufzufassen. Man sucht nun dieses Wesen anderswo, in dunkelen Gefühlen, in sinnlichen Handlungen.

Deshalb greift die Mönchcrei immer mehr um sich, deshalb sucht man durch Wallfahrten, Fasten und Geißelungen eine Beruhigung, die man nicht in der Erkenntniß und in dem nach der Erkenntniß geregelten Leben zu finden vermag. Deshalb wird die Phantasie durch den immer prachtvoller werdenden Cultus, durch Wundergeschichten, Offenbarungen und Erscheinungen immer stärker gereizt. Wenige nur sind, die wie einsame Sterne leuchten in dieser finsteren Nacht. Und unter ihnen ist ganz besonders zu nennen, Klaudius, der ehrwürdige Bischoff von Turin, der im Jahre 839 starb. Trümmer seiner Schriften sind übrig geblieben. Sie zeigen den Geist des reinen, des evangelischen Christenthumes. Aber Klaudius und die Wenigen, die den Saamen des Bessern in sich bewahrten, sie wurden am Ende der karolingischen Zeit schon Ketzer gescholten. Die verblendete Priesterschaft forderte auf, sie mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

Am Ende des neunten Jahrhunderts war zwischen der christlichen Welt und der islamitischen ein solches Verhältniß gekommen, daß für die erstere alle Gefahr von der letzteren überwältigt zu werden, aufgehört hatte. Zuerst konnten die Omajaden in Spanien nicht im mindesten für gefährlich erachtet werden. Der Glanz dieser Emire war zwar groß, das Land, das sie beherrschten, stand in einer wunderbaren Blüthe, aber ihr Reich war doch innerlich schwach. Zuerst, weil eine bittere Feindschaft unter den islamitischen Stämmen war, die sich in Spanien niedergelassen, zweitens weil die Moslemen mitten unter unterworfenen Christen, den Mozarabern, lebten. Endlich, weil das kleine Reich der Christen in Asturien, durch Pelagius entstanden, sich erhielt und sich, wenn auch langsam und schwer, doch auf Kosten der Moslemen ausbreitete. Unter Alonso III., der in diesem Jahrhundert über dies Reich zu walten
866 begann 866 und der in das folgende reichte, bis 910, erlangte das Reich schon eine Bedeutung. Es dehnte sich über den ganzen Norden Spaniens aus. Das Kaliphat der Abbassiden aber ward ebenfalls je länger je mehr um seine Furchtbarkeit gebracht. Edris hatte
788 in Mauritanien 788 auch ein unabhängiges Herrnthum gegründet. Dieses Beispiel ward nun bald auch von anderen nachgeahmt, welche weder eine Verwandtschaft mit der Familie des Propheten behaupten, noch ihre Ansprüche auf die Lehren einer Secte gründen konnten. Es waren die Statthalter der Kaliphen, welche das Beispiel nachahmten, die sich zu unabhängigen Herren, zu Sultanen und Königen wider die Kaliphen erhuben. Ibrahim ben Aglab, wel-

chen der Kaliph Harun al Raschid, der Zeitgenosse und Freund Karls des Großen, 786 bis 809, zum Statthalter von Nord-Afrika bestellt, gründete sich hier ein solches freies Herrnthum. Nach dem Tode Haruns griff dieses immer weiter um sich. Es entstanden und vergingen in Asien Dynastien, es entstanden im bunten Wechsel Reiche und sie vergingen wieder. So ging das Kaliphat der Abbassiden aus dem neunten in das zehnte Jahrhundert hinüber. Es ward immer ärmer an wirklicher Macht. Indem das alte Abbassiden-Reich sich so auflöst, bleibt indessen eine Anerkennung der obersten weltlichen Herrschaft des Kaliphen. Die neuen Herrn sehen es als eine Art von Nothwendigkeit an, sich von dem Kaliphen mit Fahne und Trommel belehnen und sich durch einen Abgeordneten desselben gleichsam in die Macht einsetzen zu lassen. Thatsächlich löste sich indessen das Kaliphen-Reich doch auf. Auch ward die islamitische Welt erschüttert durch das Auftreten freigeisterischer Secten, die von Masdek, dem Perser, ihren Glauben entlehnt zu haben scheinen. Man bemerkt das Dasein derselben vom Anfange des dritten Jahrhunderts der Hedschra, vom Anfange des achten christlichen Jahrhunderts an. Am gefährlichsten waren die Karmathier, die am Ende des neunten Jahrhunderts erscheinen. Sie erklärten die moralischen Gebote und Verbote des Korans hinweg und lehrten die Gleichgültigkeit aller Handlungen. Sie griffen zu den Waffen; denn sie lehrten auch daß das Kaliphat nicht den Abbassiden gebühre, sondern daß es auf einen Mann, Ismail genannt, zurückzuführen sei, weshalb sie selbst sich Ismaili nannten. Auch hierdurch war die Macht der Moslemen gebrochen. Sie waren für Europa im Ganzen und Großen genommen, nicht mehr gefährlich. Auf einzelnen Puncten waren sie es noch, und selbst in dieser letzten Zeit hatte die christliche Welt noch Verluste durch sie erlitten. Vom Anfange des neunten Jahrhunderts an setzten sich die Aglabiten auf der Insel Sicilien fest.
Die Eroberung von Syracus 888 bezeichnete das Ende der Chri- 888
sten-Freiheit auf Sicilien.

Zweites Buch.

Die Zeit vom Ende des neunten bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Zwei Dinge scheinen am Abend des neunten christlichen Jahrhunderts, wenn man die Vergangenheit und die Zukunft betrachtet, von einer besonderen Wichtigkeit zu sein. Zuerst der Fall des karolingischen Imperatoren-Reiches, weil dadurch der Weg, welchen die Bischöffe von Rom zur weltlichen Gewalt und zur obersten und alleinigen, mindestens im Herzen Europas alleinigen Gewalt, gehen wollten, zerstört und durchbrochen ward. Eine solche Gewalt wäre für die Welt das unermeßlichste Unglück gewesen. Nicht allein die Leiber würden sie gebunden haben, sondern auch die Geister. Sie würden das wahre Christenthum vollends ganz unterdrückt und überwältigt haben. Sie hätten ein anderes gebildet, wie sie es brauchten. Sie waren Meister in solchen Bildungen. Das wahre Christenthum wäre nicht allein ein Auflehnen gegen den Glauben, den sie und die römische Priesterschaft für den wahren und christlichen erklärten, sondern es wäre auch dasselbe ein Aufstand gegen das oberste weltliche Herrnthum gewesen. Nun läßt zwar der römische Stuhl nichts unversucht, um dieselbe günstige Aussicht, die er unter den Karolingern gehabt, wieder zu gewinnen. Er läßt nichts unversucht was die Meinung der Menschen, daß das Herrnthum eigentlich nach Rom gehöre, erhalten oder von neuem begründen könne. Es gelingt ihm auch hin und wieder etwas zu erreichen, was diesen Glauben fördern und befestigen, was die verloren gegangene Aussicht wieder um etwas näher zu rücken scheint. Im Ganzen und Großen genommen aber kehrt sie doch nicht wieder. Sie können in Rom mit eiserner Consequenz ihren Grundgedanken festhalten, sie können denselben hundertmal aussprechen bald in dieser und bald in jener Art, sie können auch die Welt erschüttern, Jammer und Noth, Thränen und Blut, Zerstörung und Verbrechen aufrufen als Bundesgenossen, etwa um ein mächtiges Fürstengeschlecht zu vernichten, das ihnen entgegentreten zu wollen scheint, oder um eine Thatsache zu begründen, die ihre Entwürfe zu fördern scheint. Aber mit allen diesen Dingen werden sie doch eine solche Aussicht, wie sie unter den Karolingen da gewesen, nicht wieder zusammenzubringen vermögen. Die Hierarchie wird streben, ringen und kämpfen, aber sie wird stets

ein unverwirklichter Gedanke bleiben, dem seine Aussicht bald näher, bald ferner steht.

Es war aber ferner der Fall des karolingischen Imperatorenthumes auch um anderer Gründe willen noch eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht in Europa und eine Förderung des Lebens. Das neue europäische Dasein war noch jung, noch in seiner Gestaltung begriffen. Die Einheit der imperatorischen Gewalt, die imperatorische Selbstherrschaft und Willkür, sie waren zwar so ganz und so durchaus wider die Natur und die Weise der Deutschen, daß das Imperatorenthum der Karolingen in ihrem Verhältniß nicht allein zu den Vassen sondern überhaupt zu Allen, die unter ihrem Throne standen, ein bloßer Name gewesen, der den Fürsten keine weitere Gewalt gab als die, welche sie auch als bloße Könige gehabt haben würden. Aber es waren der römischen Bestandtheile des Lebens noch viele da. Der Name hätte allmälig zu einer Wirklichkeit wohl werden können. Auch die Kirche war nicht wider ein solches Imperatorenthum an sich selbst. Nur konnte die Kirche dasselbe natürlich immer nur in einer solchen Form und Gestalt wollen, daß die Möglichkeit der dermaleinstigen Uebertragung auf den apostolischen Stuhl bliebe. Das Imperatorenthum des Römer-Reiches hatte die Geister der Menschen ertödtet und ihre Körper sieg gemacht. Das Leben des neuen Europas sollte That und Leben, Kraft und Regsamkeit werden. Es sollte aber auch nicht werden ein todtes Einerlei, wie das Reich der Römer, auf deren Bahnen die Karolinger durch die Imperatorenwürde geführt worden waren. Es sollten mehrere Staaten in dem Herzen Europas neben einander stehen, mehrere Eigenthümlichkeiten verschiedener Völker, mehrere Weisen des Lebens, des Staates, der Sprache sich frei gestalten, damit Reibung und Bewegung entstehe, durch welche die Geister frisch und lebendig gemacht würden. Im Gegensatze zu dem Imperatorenthume war das Vassenthum und die Vassen-Herrschaft schon ein Anfang dieser freien Bewegung, wie sie überhaupt als der Anfang der Freiheit zn betrachten sind. Aber die Güter der Erde werden nur gewonnen für schwere Preise. Dieser Anfang mußte bezahlt werden mit der Unfreiheit und mit der Knechtschaft Vieler. Der größere Theil der Menschen war indessen durch diese Unfreiheit nicht schlechter gestellt, als sie gestellt gewesen in dem Reiche der Römer.

Nach dem Untergange des Reiches der Karolinger gehen die Schicksale der Völker, die in demselben zusammengestellt gewesen,

auseinander. Sie sondern sich in zwei Massen, die Romanen und die Deutschen. Es wird von Einfluß, daß unter den Romanen Staaten sich bilden, auf welche die Hierarchie nur geringen Einfluß gewinnen kann. Die Feinheit der Bischöffe von Rom wird überfluthet von dem gewaltigen Gange der Ereignisse und von dem Aneinanderstoßen der rohen Zustände. Es stehet ihnen kein Mittel zu Gebote die rohen Kräfte nach ihrem Willen zu leiten und zu lenken, nachdem ihnen das künstliche Spiel mit dem Imperatorenthume mißlungen ist. Auf dem Boden, auf dem Frankreich werden wird, herrscht beim Untergange des karolingischen Reiches die wildeste Verwirrung. Es ist der Boden, wo das Lehnswesen am längsten gedauert, wo es die tiefsten Wurzeln geschlagen hat. Es dauert zwar der königliche Name in diesem Lande in dem ersten Jahrhundert nach jenem Falle fort. Es ist aber dieses Königthum ein bloßer Name, durch den nichts verordnet und bestimmt und nichts zusammengehalten wird. Alle Einheit, alle Ordnung verschwindet, wie es die Vassen gewollt und erstrebt. Im romanischen Gallien, wo sie so lange gearbeitet, ist auch ihr Ziel vollständig erreicht worden. In derselben Zeit aber, da Alles sich aufzulösen droht, bildet sich auch etwas Neues, ein neuer Staat, der zwar Vorstellungen aus dem fränkischen Lehnsstaate nimmt, der indessen doch ein anderer ist. Wie der karolingische Staat sich auflöst und jeder dasteht auf sein eigenes Schwert und auf die Schwerter seiner Aftervassen und Dienstmannen gestützt, begreifen die großen Frankengeschlechter doch, daß das Alleinstehen nicht gut sei in dieser wilden Zeit, daß das Leben wenigstens einiger Sicherheit bedürfe. Sicherheit und Schutz begehren sie. Ein Herrnthum aber wollen sie nicht wieder über sich sehen, selbst ein so schwaches nicht, wie die Karolinger es gehabt. In möglichster Freiheit wollen sie sich bewegen. Also tritt der minder Mächtige mit dem Mächtigern in ein Schutzverhältniß, welches sich in die Form des Lehnswesens kleidet. Es giebt in der Regel der minder Mächtige dem Mächtigern ein Stück Landes, und empfängt es von ihm als ein Lehn zurück. Dabei schwur der Belehnte mit entblößtem Haupte, daß er nun der Mann des Belehnenden geworden; er schwur ihm treu und gewärtig zu sein. Der Belehnende aber schwur, ihn zu schützen und zu wahren. So entstand ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß, ein Bund der einige Sicherheit geben sollte in dem Zustande der allgemeiner Verwirrung und Aufgelößtheit der Bande des Lebens. Dabei sollte aber auch der möglichste Grad der Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstständig-

keit, wie er seit langem von den Franken-Vassen erstrebt worden war, bleiben. In der Regel und am Anfange dieser Bildung ward eine weitere und besondere Verpflichtung nicht genommen. Der Belehnende war kein Herr. Wenn man das Lehn zurückgab, kehrte das alte Verhältniß der vollen Gleichheit wieder: man konnte wieder zu den Waffen gegen den Belehnenden greifen, wie gegen jeden andern. Es waren in dieser Weise drei Klassen des hohen Adels bei diesen Romanen entstanden. Die Grafen, von denen sich einige auch Herzöge nannten, die Vizgrafen und die Barone. Jeder Graf hatte den Bund geschlossen mit mehreren Vizgrafen, jeder Vizgraf mit mehreren Baronen. In diesen drei Klassen scheinen die Franken-Vassen aufgegangen zu sein, die unmittelbare königliche Lehn gehabt. Eine vierte Klasse wird gebildet von den Rittern, die meist aus den Aftervassen des Frankenreichs entstanden sein mögen. Auf den Waffen und den Verpflichtungen dieser Ritter beruhete die Kraft eines Grafen und eines Vizgrafen weit mehr, als auf den Baronen, die sich frei an ihn angeschlossen. Die Ritter waren zu einem wirklichen Kriegsdienst verpflichtet und leisteten daher den vollen Lehnseid (homagium ligium). Die Andern leisteten nur den einfachen, der im Allgemeinen, aber nicht im Besondern verpflichtete (homagium simplex, homagium planum). Im zwölften Jahrhundert, wo das Lehnswesen sich mehr befestiget, wird der erstere aber auch von den obern Adels-Ordnungen geleistet.

Etwa ein Jahrhundert scheint über der Bildung dieses neuen und seltsamen Staates, der mit einem Fuße auf dem Lehnswesen der Franken steht, verlaufen zu sein. Am Ende desselben ist der französische Adel gebildet, abgeschlossen und erblich. Sie nennen sich die Menschen vom edlen Stamme und sie sind meist von germanischem Geschlecht. Schon in der letzten Zeit der Karolinger haben sie alle Königsrechte und alles Königeigenthum an sich gerissen und betrachten es jetzo als ein freies und eigenes Erbe, obwohl der Gedanke, daß ursprünglich Alles von der Belehnung des Königs ausgeflossen, nicht verloren geht. Die Kette der unabhängigen Herrnthümer in dem Reiche, das die letzten Karolinger besaßen, ist ungemein groß. Die Grafen von Paris, Burgund, Vermandois und Flandern im Norden, Aquitanien, Gascogne und Toulouse im Süden sind die Mächtigsten. Die Menschen, die nicht Franken Vassen gewesen, oder denen es nicht gelang in dem Jahrhundert der Bildung in die neue Adelskette hineinzukommen, waren in einen untergeordneten, ja jammervollen Zustand herabgesunken. In den Städten, welche die Rö-

mer bewohnten, hatten die Waffen die römische Stadtverfassung vertilgt und ihre Herrschaft an deren Stelle gesetzt. Ihre Beamten regierten, ihr Wille war das Gesetz und schrieb die Steuern aus und beschwerte die Menschen mit schweren Lasten. Die Bewohner des Flachlandes wurden sogar als leibeigene Menschen betrachtet, die dem Willen des Herrn gänzlich und durchaus hingegeben waren. So hatten die Deutschen ihre Siege und ihre Kraft über das schlaffe Geschlecht der Römer benutzt. Also war im romanischen Gallien die Herrschaft und die Freiheit Mehrerer auf der Unfreiheit Vieler emporgestiegen. Aus dem ganzen neuen Staate aber war das wahre Königthum thatsächlich verschwunden in diesem Jahrhundert der Bildung. Doch blieb der Gedanke an das Königthum übrig. Der königliche Name blieb und mit ihm selbst in den Herren, welche die Königsrechte an sich gerissen hatten, das Gefühl, daß, was sie hatten, von einem gekommen, daß einer eigentlich über ihnen stehen solle. Und es ist ein Glück, daß dem so ist. Nur durch das Königthum kann der Mehrzahl der Menschen Freiheit und Recht wiedergebracht werden.

Als die Nachricht von dem schmachvollen Ausgange der Herrschaft Karls des Dicken in das romanische Gallien kommt, gedachte niemand des Karolingers, welcher hier noch vorhanden, Karls des Einfältigen, der ein Sohn Ludwig des Stammlers war, entsprossen indessen aus einer Ehe, welcher von dem Pabste der Segen geweigert worden. Otto aber oder Eudes, der Graf zu Paris war, und Rainulf, der Herzog oder Graf von Aquitanien, sie legten beide den
888 königlichen Titel an 888, und jeder von ihnen fand einige Herren, die diesen königlichen Titel anerkannten. Rainulf aber starb nicht lange darauf, und die ihm in den Besitz der Grafschaft Aquitanien, auch Poitires genannt, folgten, fanden es der Mühe nicht werth, diesen königlichen Titel fortzuführen, welcher keine Wahrheit zu enthalten schien. Otto von Paris führte ihn fort. Fulco aber, der Erzbischoff von Rheims, und Heribert, der Graf von Vermandois, nahmen den Knaben Karl den Einfältigen und sie krönten ihn zu
893 Rheims zum König 893. Und es fehlte wiederum nicht an Herren, welche diesen anerkannten, damit zwei Könige sich entgegenstehen und keiner daran denken könne mit seinem Namen irgend eine Art von Macht zu verbinden. Otto von Paris schlug unbedeutende Kämpfe
898 gegen diesen Karl und starb 898. Robert, sein Bruder, welcher ihm in dem Besitz der Grafschaft Paris folgte, fand den königlichen

---

Depping. Histoire des expeditions-maritimes de Normands. I. II. 1826.

Titel nicht der Mühe werth. Also hieß Karl der Einfältige eine geraume Zeit allein König in dem werdenden französischen Reiche. Der Staat, welcher bereits beschrieben worden, organisirte sich und niemand frug dabei nach dem armseligen König Karl. Die Normannen, die schon in den letzten Zeiten des großen Karolingen-Reiches Gallien furchtbar gequält und die Aufgelößtheit der Vassen-Welt trefflich benutzt hatten, hörten nicht auf, es zu quälen. Sie hörten indessen auf nur zu kommen, zu plündern und zu gehen. In dem Lande, welches von ihnen den Namen, die Normandie, empfangen, blieb ein starker Haufe von ihnen, angeführt von Rollo, ihrem Fürsten. Da die Normannen aber fortfuhren, von hier aus das übrige Gallien zu verheeren, so arbeiteten viele, und besonders Francon, der Erzbischoff von Rouen, sie zum Christenthum und zu milderer Sitte zu bringen. Und Rollo und seine Normannen, sie ließen sich endlich das Christenthum gefallen und sie nahmen die Taufe
911. Ja als er erfuhr, daß es eigentlich nichts sei und nichts be- 911
deute, ließ er sich von Karl dem Einfältigen mit dem Herzogthume belehnen, und leistete demselben den Vassenschwur. Dreißigtausend Normannen ließen sich nun in dem Lande nieder in derselben Weise, wie sie es allerwärts in Gallien sahen. Sie machten sich zu Herren der romanischen Menschen, die sie vorfanden. Der Herzog der Normandie ward das Haupt dieser neuen Adelsgenossenschaft. Grafen, Vicomten und andere Herren standen unter dem Herzog, so frei wie die Vassen jetzo allenthalben. Bald legten die Normannen germanische Sitte und Weise ab und wurden Franzosen. Indessen diente auch dieser Vorgang dazu, in dem werdenden Reiche den Gedanken zu erhalten, daß auch in dieser neuen Vassen- und Lehnswelt Alles von dem König ursprünglich ausfließe und komme.

Karl der Einfältige aber fuhr bald hier bald dorthin, um von der Königsmacht, wie die alten Karolinger sie gehabt, wieder etwas herzustellen. Aber alle sein Streben war vergebens. Der Auflösungsproceß des Staatszusammenhangs ging unaufhaltsam weiter. Kaum war ihm etwas anderes noch gewiß als die beiden Städte Rheims und Leon. Aber auch aus Rheims ward er noch getrieben und Robert, der Graf von Paris, ließ sich dort doch noch zum König
krönen 922. In einer Schlacht gegen Karl findet indessen dieser König 922
Robert den Tod 923. Hugo der Weiße, sein Sohn, der ihm in 923
den Besitz der Grafschaft Paris folgt, mag den königlichen Namen nicht. Die Herren, welche meinen, ein Karolinge könne doch wohl noch gefährlich werden, wählen Rudolf oder Raoul, den Grafen von

Burgund zum König. Den armen Karl aber setzen sie gefangen
923 923, und in dieser Gefangenschaft ist er gestorben 929. Die Ge-
929 mahlin aber Otgiva entflieht zu ihrem Bruder Athelstan, dem König
der Engelen. Raoul aber, der Herzog von Burgund, welcher sich
König nannte, ging vorüber, ohne für dieses Königthum das Min-
936 deste thun zu können. Er starb 936. Da wünschte Hugo von Paris
in den Besitz von Burgund zu kommen, und er meinte dieses am kür-
zesten zu erhalten, wenn er eine königliche Belehnung darüber em-
pfange. In dieser Zeit sogar, wo sie das Königthum zerstören, ist
doch unter den Herren selbst der Gedanke geblieben, daß, was be-
sessen werde, von der Verleihung des Königs ausgehen müsse. Ein
königlicher Brief ist etwas noch immer werth. Er ist noch etwas,
das zu der Gewalt des Schwertes treten mag, mit der man sich der
Dinge bemeistert. Also holt der Graf Hugo Otgiva und ihren jun-
gen Sohn, Ludwig genannt, aus England, stellt denselben als Kö-
936 nig Ludwig IV. auf 936, und läßt sich von ihm mit Burgund be-
lehnen. Auch bemeistert er sich in der That eines Theiles von Bur-
gund. Ludwig IV. aber sucht sich zu heben. Bald hier, bald dort
greift er die mächtigen Vassen an, um die königliche Macht wieder
herzustellen. Aber, was er auch unternimmt, gegen die Normannen,
gegen Toulouse, es bleibt vergebens. Die bitterste Noth aber macht ihm
Hugo, der Graf von Paris, gegen den selbst die Donner der Kirche
vergebens bleiben. Ludwig IV. stirbt in Jammer und Noth 954.
Hugo duldete, daß in Rheims dessen Knabe Lothar zum König ge-
krönt ward, weil er einen Brief über Aquitanien ausstellte. Gewon-
nen aber konnte Aquitanien von dem Grafen von Paris nicht wer-
956 den. Hugo starb 956. Burgund kam an Otto seinen ältesten
963 Sohn, von dem es 963 überging auf den dritten, Heinrich. Die
Grafschaft Paris aber hatte der zweitgeborene Hugo Kapet geerbt,
der beim Tode seines Vaters nur zehn Jahre zählte. Die Zeit ver-
lief. Der Auflösungsproceß ging seinem Ende zu. König Lothar be-
986 deutete nichts in Frankreich und starb 986. Sein Sohn Ludwig V.
nahm nach ihm den königlichen Namen. Aber es scheint, ein Ver-
brechen, welches vielleicht ausging von Hugo Kapet, räumte ihn aus
987 dem Wege. Ludwig V. stirbt 21. Mai 987, und Hugo Kapet ge-
winnt den Erzbischoff Adalberon von Rheims, daß er ihn zum Kö-
987 nig krönt 3. Juli 987. Hundert Jahre sind verlaufen seit dem
Untergange des großen Reiches der Karolinger.

Die Vassen haben das Reich der Karolinger nicht zerstört, um
ein neues Königthum über sich zu sehen. Sie dulden, daß die Gra-

sen von Paris sich Könige nennen, weil das im Anfange ein bloßer Name ist. Die ersten Kapetinger haben keine Gewalt über das Reich. Die Fürsten des nördlichen Frankreichs leisten ihnen höchstens einen Lehnseid, der sie zu keinerlei Verbindlichkeit pflichtet und durch den sie nicht im Mindesten sich hindern lassen, den Grafen von Paris zu befehden, so oft sie wollen. Die Fürsten im Süden, jenseits der Loire, sie leisten nicht einmal diesen Eid. Die Loire macht überhaupt eine Scheide unter diesen Romanen. Im Norden derselben bildet sich ein rauherer, im Süden ein weicherer Dialect (**roman wallon, roman provençal**). Im Norden ist die Sitte hart, im Süden weicher, dort germanischer, hier römischer. Es giebt nichts, worin das Reich wahrhaft als ein solches, als eine Einheit, erscheine. Jeder von den Mächtigen stehet da nur auf sich und sein Schwert, auf seine Mannen gestützt, die bei ihm ausharren müssen, weil sie ganz allein nicht bestehen können. In wilden Fehden liegt dieser Adel ewig unter einander. Das lockere Lehnsband kann keinen Halt und keine Ruhe bringen, und die Armen und Gemeinen müssen die wilde Waffenlust des Adels theuer bezahlen. Das Leben scheint unterzugehen in einem wilden Getreibe, und niemand als nur die Kirche sieht mit Besorgniß in dasselbe hinein. Der Kirche muß dieses Leben zu roh, zu zerstörend, zu ordnungslos erscheinen. Auch die Bischöffe und die Aebte wollen nicht, daß hier wieder eine Königsgewalt komme. Aber diesen ewigen Kämpfen wollen sie wehren. Deshalb verkünden sie, daß Gott, Briefe wären vom Himmel gefallen, einen steten Frieden erheische. Sie verkünden den Gottesfrieden
1035. Der Adel schwört denselben wohl, aber er hält ihn nicht. 1035
Die Bischöffe verkünden daher einen eingeschränkten Gottesfrieden,
den Gotteswaffenstillstand 1041. Der Adel schwört ihn wohl, aber 1041
er hält ihn nicht. Darum sucht die Kirche dieser wilden Fehdelust eine andere Richtung zu geben. Er weist den Adel auf den Kampf gegen die Feinde des Glaubens, wo nicht allein die Waffenlust zu büßen, auch die Vergebung der Sünden noch obenein zu gewinnen sei. Dem wilden Adel gefällt diese Lehre wohl und schon im eilften Jahrhundert ziehen sie gern und zahlreich über die Pyrenäen, dort gegen die Moslemen, die Feinde des Glaubens, zu streiten. Auch andere Gefühle und Gedanken sucht die Kirche zu wecken. Nicht für die Kirche und den Glauben allein, auch für die Frauen und für die Hülflosen, für die Verfolgten und für die Unschuld müsse der Krieger streiten, und das nur wären eines Edlen würdige Thaten. Durch die Verbreitung solcher Gedanken, denen wenigstens nicht aller Ein-

druck fehlt, hat die Kirche beigetragen zur Bildung eines anderen Lebens.

Indem aber unter wilden Fehden, unter Auflösung und Trennung, sich ein neues Dasein vorbereitet, wird von den ersten kapetingischen Königen nichts gethan, um auf die Gestaltung der Dinge einzuwirken. Hugo Kapet greift einmal Wilhelm Eisenarm, den Herzog und Grafen von Aquitanien an, um ihn zur Anerkennung seines königlichen Titels zu zwingen. Aber der Angriff bleibt vergeblich. Dem Grafen Adalbert von Perigord läßt er fragen, wer ihn zum Grafen gemacht, und es antwortet ihm dieser, wer denn ihn zum König gemacht. Solche Vorgänge mögen Hugo Kapet die Lust, sich um die anderen französischen Herren zu kümmern, genommen haben. Er lebt als Graf von Paris, wie jeder andere Herzog und Graf. Der Unterschied ist nur, daß er den königlichen Namen führt, der ihm über die Grafschaft Paris keine größere Gewalt giebt, als er sie als Graf besessen, und nach dem außerhalb derselben niemand fragt. Gegen Hugo Kapet ist einmal Karl, der Ohm des letzten Karolinger Ludwig V., aufgetreten und hat sich in Rheims zum König krönen lassen
988 988. Durch Verrätherei fällt er in Hugo Kapets Gewalt 991 und
991 stirbt bald darauf in dessen Haft. Der königliche Name geht bei
996 Hugo Kapets Tode 996 über auf seinen Sohn Robert I. Noch bei Lebzeiten lassen die Kapetinger zu Rheims ihre Söhne zu Königen wählen. Sie holen dazu die Zustimmung des Adels der Grafschaft Paris und etwa noch der nordfranzösischen Fürsten ein. Diese gaben die Zustimmung, eben weil dieses Königthum im Anfange so gar nichts ist. Aber als ein Jahrhundert an dieser Sitte festgehalten worden war, erschien das Königthum der Kapetinger als etwas, das ihnen wie ein Erbe, von Gott und Rechtswegen, gebühre. Und dieses war der erste und bedeutende Vortheil, welchen die Familie der Kapetinger gewann. Robert I. spielt dieselbe unbedeutende Rolle
1031 wie sein Vater Hugo. Und als nach dessen Tode 1031, Heinrich I. König wird, so bleiben die Verhältnisse auf demselben Stande. Es ist noch nichts von einem wahren Königthume hervorgetreten, als
1060 Heinrich I. 1060 stirbt und der königliche Name übergeht auf seinen jungen Sohn Philipp I.

Wenn man den werdenden französischen Staat betrachtet, so ist unmöglich zu verkennen, daß derselbe außerhalb des Gedanken und Ideenkreises steht, in den die Hierarchie die Menschen hat versetzen

---

Sismonde de Sismondi. Histoire des Français. Tom. III. IV. 1823.

wollen. Nicht auf dem priesterlichen Boden will dieser Staat entstehen, und seine Grundlagen ruhen ganz auf weltlichen Verträgen und Verpflichtungen. Es würde unermeßlich schwer sein dieser stolzen Adelswelt den Glauben beizubringen, daß alle Rechte, welche sie sich gewonnen, von dem römischen Stuhle, von der Kirche kämen, die sie ihnen auch wohl wieder nehmen könnte. Schon die Vielköpfigkeit des Herrnthums, welches hier besteht, läßt es beinahe als eine Unmöglichkeit erscheinen, hier Herr zu werden. Da war es anders, wie man noch den Kaiser hatte, der über dem ganzen karolingischen Reiche stand, wie man die Welt bei diesem Kaiserthume fassen zu können, erwarten und hoffen durfte. Und für die Zukunft scheinen die Aussichten nicht viel günstiger. Die Kapetinger lassen sich zwar durch die Erzbischöffe von Rheims krönen und salben. Aber es gehet ihr Königthum doch nicht von der Kirche aus, es wird nicht von der Kirche gegeben. Sie spricht nur ihren Segen darüber: es ist das Erbe und Eigen des kapetingischen Geschlechtes. Die Aussichten sind um so schwächer, als gerade in diesen Theilen des romanischen Galliens die Macht der Bischöffe niedriger steht, als in anderen Theilen des aufgelösten Staates der Karolinger. Das weltliche Vassenthum hat hier über das geistliche Vassenthum emporgeschlagen. Die Bischöffe sind zum großen Theil unter die Herzöge, Grafen und Vizgrafen gekommen, und haben die Unmittelbarkeit unter dem König nicht retten und eine freiere Stellung nicht gewinnen können. Und ein solcher Staat, der auf einem für die Kirche nicht günstigeren Boden stand, sollte nun auch aus Frankreich hinübergetragen werden nach England. Die kühnen und tapfern Normannen gingen hinüber und schufen ihn. Es ist aber dieser Staat von Wichtigkeit in mehr als einer Beziehung. Er ist in dieser neuen Zeit der erste, bei dessen Entstehen mehr die Berechnung als der Zufall gewaltet, da die früheren Staaten mehr der Zufall und der Strom der Ereignisse als die Berechnung gebildet hatte. Es ruhet daher dieser Staat auf festen und bestimmten Grundsätzen. Er bietet eine größere Ordnung da, als sie jetzt anderwärts vorhanden, wenn er auch eine Freiheit nicht darbieten kann, da er aus dem Lehnswesen und dem Vassenthume kommt. Dann aber traten durch diesen Staat die Romanen aus Frankreich auch als die kühnen Eroberer auf, als welche sie noch auf so vielen anderen Puncten der Welt erscheinen werden, französische Sitte und Weise und den Ruhm französischer Waffen weit über die Länder der Erde verbreitend.

Ueber das Reich der Engelen kam nach dem Tode des großen

Alfred, als vom Wittenagemot Edward dessen Sohn zum König ernannt worden, eine bittere und schwere Zeit. Die Dänen, welche in dem Lande seßhaft gemacht und zur Annahme des Christenthums gebracht worden, aufgeregt durch ihre heidnischen Brüder, die wieder, nachdem die Scheu vor dem großen Alfred verschwunden, aus der Heimath zu Raub und Plünderung kamen, beunruhigten das Leben und Edwards Dasein ward von Kämpfen und Mühen
924 dahingenommen. Athelstan, seit des Vaters Edwards Tode 924 König, hatte zu kämpfen mit derselben Noth. Zwar gewann Athel-
938 stan den großen Sieg bei Brunanburg über die Dänen, 938. Aber die Verhältnisse wurden damit nicht geändert. Die wilden und verwegenen Dänen kamen in neuen Schaaren immer wieder. Nach
940 Athelstans Tode 940 ward sein Bruder Edmund König. Ed-
947 mund ward 947 erschlagen und die Großen stellten seinen Bruder Edred auf den Thron. Die Kämpfe gegen die Dänen, die in dem Norden von England fest saßen, gingen trostlos fort. Edred starb
955 955 mitten in diesen Kämpfen, und Edwi, Edmunds Sohn, ward auf den Thron gestellt. Die Engelen wurden nicht allein von den Dänen gequält, sie hatten noch eine andere Qual in sich selbst. Den Römlingen war unwillkommen, daß nicht das ganze römische Kirchenwesen bei den Engelen bestand. Das Haupt dieser Römlinge, der Abt Dunstan, führte die Benedictinerregel in den englischen Klöstern ein. Edwi erwieß sich aber als einen Feind des Kloster und Mönchswesen. Deshalb stellten die Römlinge seinen 14jährigen
957 Bruder als Gegenkönig auf, der Edgar geheißen ward 957. Edwi,
959 wahrscheinlich ermordet, stirbt bald darauf 959. Seine Gemahlin Athelgiva, die den Römlingen ebenfalls zuwider gewesen, wird mit glühenden Eisen und andern Marterwerkzeugen verstümmelt und gequält, bis sie ebenfalls ab und todt. Jetzt wird der heilige Dunstan Erzbischoff von Canterbury, Primas des Reiches und der eigentliche Herr des Reiches, der die Römlinge allenthalben eindrängte und den alten freier gesinnten Klerus verjagte. Auch suchte man die Idee, daß das Königthum von der Kirche und nicht vom Erbe oder durch die Wahl der Großen komme, auch hier einzuschwärzen.
973 Dunstan krönte Edgar zum König 973, nachdem er doch schon lange König gewesen. Der heilige Dunstan machte auch viele Wunder, besonders solche, durch die seine Feinde den Untergang fanden. Ed-
975 gar starb 975 und sein Sohn Edward der Märtyrer folgte ihm auf dem Throne. Der heilige Dunstan setzte ihn ein. Das Wahlrecht, das Bestätigungsrecht der Großen ward schon in den Hintergrund

gedrängt. Edward der Märtyrer soll durch die Tücke seiner Stiefmutter den Untergang gefunden 978. Der zweite Sohn Edgar's 978
Ethelred wird König. Wiederum zehn Jahre darauf ist der heilige Dunstan gestorben 988. 988

Das einstens so rüstige Sachsenvolk war auf der Insel Britannien, seitdem die großen Kämpfe gegen die Römer und Britten aufgehört, in eine Schlaffheit versunken, welche sich kaum erklären läßt. Sie konnten der immer wiederkehrenden Männer des Nordens sich nicht erwehren. Der Umstand indessen, daß der Dänen so viele im Norden hatten aufgenommen werden müssen, macht es in etwas begreiflich, wie die Widerstandskraft der Engelen gebrochen werden konnte. Als Ethelred König war, kamen die Männer des Nordens mit erneuerter Wuth wieder. Sie kamen geführt von Olav Trygweson, dem König von Norwegen, und Suen-Otto dem König der Dänen, der noch zwischen dem Heidenthume und dem Christenthume schwankte, der Odin und Christus zusammen anrufen zu können meinte. Sie sengten und brennten, und die Engelen waren thöricht genug, die Normänner für den Abzug oftmals zu bezahlen. Sie nahmen das Geld und kehrten nichts desto weniger wieder. In solcher Noth gebot König Ethelbert den Engelen, über die Dänen, die im Lande seßhaft, herzufallen und sie zu würgen. Es ward ein grausames Mordfest gehalten und selbst Gunhilde nicht geschont, die Schwester Suen-Ottos 1002. Doch scheint die Maßregel 1002
nicht über die Dänen sich erstreckt zu haben, die seit längerer Zeit in dem Lande seßhaft. Die Sachsen wollten sich der Dänen entledigen, die, noch den alten wilden Sitten ergeben, in steter Verbindung mit ihren Brüdern aus der Heimath blieben. Aber das Mittel der Schwachheit half nicht, und die Dänen kamen nun unter Suen-Otto desto furchtbarer wieder. Inmitten dieses Streites starb Suen-Otto und die Gewalt über die Dänen kam an seinen Sohn Kanut den Großen 1014. Dieser war zwar eifriger Christ, aber der Kampf ge- 1014
gen die Engelen setzte er fort, nicht mehr zu Raub und Plünderung, sondern um sich des Landes zu bemeistern. Darüber war noch der Kampf, als Ethelred starb und Edward Eisenseite, sein Sohn, König der Engelen ward 1016. Die Thane wollten sich lieber den 1016
Dänen unterwerfen als streiten. Edmund mußte England mit Kanut theilen 1016 und als er sechs Monate nach seines Vaters Tode 1016
ermordet ward, meinten die Thane am billigsten auszukommen, wenn sie Kanut, den Dänen, zum König wählten 1017. Dänen und eine 1017
stehende Leibwache des Königs hielten die Engelen in Gehorsam. Viele

der vornehmen Thane wurden gewürgt und der Dänen noch mehrere in England angesiedelt. Kanuts Hand ist schwer von Mord, und er glaubt seine Sünden durch eine Pilgerfahrt nach Rom büßen zu müssen. Im Uebrigen behalten die Engelen ihre alte Weise und ihr altes Gesetz. Kanut versteht, die Ruhe und die Ordnung auf
1035 den Sturm folgen zu lassen. Bei Kanuts Tode 1035 sollte Hardikanut folgen, der Sohn Kanuts und Emmas, der Wittwe Ethelreds. Es war aber derselbe eben in Dänemark abwesend und Harold, ein Sohn Kanuts, ward von den englischen Dänen
1039 auf den Thron gestellt. Als aber Harold bald 1039 starb, gewann Hardikanut auch England. Und die Engelen hatten mindestens den Trost beherrscht zu werden von einem Manne, der von ihrer Königin geboren. Die Herrschaft der Dänen war aber noch immer hart und drückend. Frauen und Jungfrauen waren ihren
1042 Lüsten Preis gegeben. Da starb Hardikanut plötzlich 1042. Die Engelen ermannten sich, holten aus der Nordmandie Edward herbei, den Sohn Ethelreds, und machten ihn zum König. Es ward derselbe Edward der Bekenner geheißen. Die Verbindung mit Dänemark endete.

Edward der Bekenner ward für die Engelen wichtiger durch seinen Tod als durch sein Leben. Er hatte, von mönchischem Sinn geleitet, niemals seine Gattin berührt und verstarb also kinderlos
1066 5. Januar 1066. Die Thane wählten Harold, der ein Mächtiger aus ihrer Mitte war, zum König, obwohl noch ein Enkel des Edward Eisenseite Edgar Atheling geheißen, vorhanden war, für welchen Viele waren. Die Thane waren schon in sich selbst zerfallen. Nun trat zuerst Tosti gegen seinen Bruder Harold auf. Tosti fand aber vor demselben den Untergang. Doch zu derselben Zeit kam eine
1035 schwerere Gefahr über Harold. Wilhelm, der Bastard, seit 1035 Herzog der Normandie, war mit 60,000 Normannen und anderen Franzosen in England gelandet. Wilhelm behauptete, von Edward dem Bekenner zum Nachfolger ernannt worden zu sein. Harold eilte gegen ihn in die Schlacht und fand bei Hastings den Tod. 29. Sep-
1066 tember 1066. Die Thane meinten wieder am billigsten auszukommen, wenn sie Wilhelm zum König wählten und also geschah's. Wilhelm ward König von England; Niemand wußte ob durch das Schwert der Eroberung oder durch die Wahl. Nachdem die Engelen sich aber unterworfen, gewahrten sie, daß unter dem neuen König die Nationalunabhängigkeit auf dem Puncte stehe unterzugehen. Es brachen eine Reihe vereinzelter Aufstände los, die Wilhelm, eben weil sie ver-

einzelt waren, alle niederwarf, zum Theil mit der wildesten Grausamkeit: nur in der Landschaft Northumbria fanden bei hunderttausend Menschen den Untergang. Dieses, und die Forderung der Franzosen, welche die Eroberung gemacht und welche Lehn begehren, bewegt den König das französische Lehnswesen in England einzuführen. Er führt es aber mit Ueberlegung ein, also daß doch etwas Anderes entsteht als jetzo in Frankreich vorhanden ist. Das Land wird in etwa siebenhundert Baronien getheilt, die Wilhelm an die Angesehensten seiner Begleiter austheilt. In diesen sind aber sechzigtausend kleine Baronien enthalten. Die großen Barone erhalten diese mit der Verpflichtung sie an Andere zu verleihen als Afterlehn. Alle diese Lehen werden gleich von Anfange als ein Erbe betrachtet. Die Vertheilung des englischen Landes ist nicht mit einem Schlage geschehen, sondern wie in den Kämpfen die Thane allmählig untergingen und wie die abgefallenen Landschaften wieder unterworfen wurden, dehnte sich das Lehnswesen allmälig über England aus. Es entsteht eine zweifache Adelsclasse, die unmittelbaren Lehnsträger des Königs und die mittelbaren. Dieser Adel ist fast ausschließlich französischen Stammes. Diese Franzosen sind in den nächsten Jahrhunderten das herrschende Element des Lebens in England. Sie und der König, der auch Franzose ist, bilden den Staat. Alter englischer Adel mag nur in die zweite Klasse des neuen Adels aufgenommen worden sein. Der König wird zwar betrachtet als der oberste Grundeigenthümer des Landes, aber nachdem er dasselbe zum Theil als Lehn ausgetheilt hat, übt er keine selbstherrliche Gewalt. Wenn etwas berathen und beschlossen werden soll, so muß der König die unmittelbaren Lehnsträger der Krone berufen und sie entscheiden. So will es der Geist der Freiheit der alten Germannen, der zu den Franzosen hinübergegangen ist.

Der neue Staat, welcher also in England entstand, ruhete zwar auf denselben Gründen, auf welchen das Lehnswesen der Franken und das neue französische Lehnswesen. Er hatte auch äußerlich dasselbe Ansehen wie der letztere, es war aber doch ein anderer. Der Eroberer hatte manche Einrichtungen in denselben gebracht, die dem neuen Staate einen weit besseren Halt und Zusammenhang gaben, die Königsmacht und mit ihr die Ordnung des Lebens besser begründeten. Zuerst scheint Wilhelm den Eid der Treue nicht allein von den unmittelbaren Vassen der Krone sondern

Lappenberg. Geschichte von England. I. II. 1837. Turner. History of England. Tom. I. 1825. Lingard. History of England. Tom. II. 1823.

auch von den Aftervassen derselben begehrt zu haben. Er hatte sich auch eine große Domaine vorbehalten, von der er einen Theil wieder an kleine Barone austheilte, die nun ebenfalls als unmittelbare Kron-Vassen betrachtet wurden. Dadurch waren den großen Baronen die Hände gebunden, daß sie sich keineswegs frei gegen den König bewegen konnten. Ferner lag auf dem Lehn nicht allein die Waffenverpflichtung, sondern auch mehrere andere Rechte, welche die Vassen daran erinnern mußten, daß, was sie besaßen, immer Eigenthum des Königs sei. Der König hatte die Vormundschaft über unmündige Lehnsträger und jeder, der ein Lehn erbte, mußte eine Abgabe an den König zahlen. Auch suchte Wilhelm weiter einen Stamm gemeinfreier Menschen in England zu erhalten, die einen Gegensatz zu den Vassen bilden konnten. Gemeinfreie Engelen und Dänen blieben auf dem Flachlande, besonders aber in den Städten und Flecken, übrig. Wilhelm gebot, daß welcher Unfreie Jahr und Tag in einer Stadt, einem Flecken gewesen, ohne daß er von dem Herrn als Unfreier in Anspruch genommen worden, frei sei auf immerdar. Die große Masse der Engelen und Dänen war freilich in die Hörigkeit der Franzosen gefallen. Wilhelm bestimmte wenigstens, was von ihnen gefordert werden dürfe. Die Gemeinfreien behielten die Ehre der Waffen, und das Recht ward ihnen im Namen des Königs gesprochen. Der König behielt sich überhaupt die Handhabung der obersten Gerichtsbarkeit vor. Also stand das Königthum in England gleich beim Entstehen des neuen Staates ganz anders als das Königthum der Karolinger. Auch gegen die Kirchenfürsten behauptete der Eroberer eine feste Haltung. Heftig wieß er den Pabst Gregor VII. ab, als dieser ihn zu seinen Vassen machen wollte. Die Bischöffe mußten den Gesetzen des Staates Gehorsam schwören. Sie durften nur mit Erlaubniß des Königs Schlüsse auf den Synoden fassen. Anderwärts pflegten sie da Gesetze zu machen, wie sie ihnen eben behagten. Sie durften nicht mit dem römischen Stuhl verkehren ohne den König. Die romanischen Staaten lassen überhaupt einen geringen Einfluß der Kirche auf die Welt zu. Wil-
1087 helm starb 9. Septbr. 1087 und dem ältesten Sohn Robert bestimmte er das Herzogthum Normandie, dem zweitgebornen Wilhelm dem Rothen die Krone von England. Die Zeit dieses Wilhelm II. ging vorüber, ohne daß der Staat eine bedeutende Aenderung erfuhr. Die Grundsätze des Eroberers gegen die Kirche wurden festgehalten wie die Rechte über die Lehn. Die Barone waren damit wenig zufrieden und sie versuchten einmal, jedoch vergeblich,

den Grafen Stephan von Aumale auf den Thron zu stellen. Wilhelm II. fand 2. August 1100 einen unerwarteten Tod auf der 1100
Jagd. Der drittgeborene Sohn des Eroberers Heinrich I. bemeisterte sich des Throns von England. Dabei mußte er den Baronen einen Freibrief ausstellen. Der König verspricht bei einer neuen Belehnung nicht mehr so schweres Geld zu nehmen wie bisher und keine unrechtmäßigen Schatzungen auszuschreiben. Den Gemeinfreien von englischem Stamme werden ihre alten Gesetze und Ordnungen neu bestätigt. Die Normandie ward durch Heinrich I. wieder mit England vereinigt. Seinem ältesten Bruder Robert von der Normandie nahm er gefangen 1106 und bemeisterte sich 1106
dieses Landes. Robert starb 1134, König Heinrich I. 1. Decbr. 1135. Der Mannesstamm des Eroberers war erloschen. 1135

Das Entstehen des neuen Staates der Normannen in England kann kaum ohne Rückwirkung auf das Land bleiben, von dem sich die Kapetinger Könige nennen, zumal seit die Normandie wieder mit England verbunden. Die größere Ordnung und Sicherheit des Lebens in der Nachbarschaft gesehen, muß einen Reitz für die Menschen haben. Größere Ordnung und Sicherheit, die Freiheit der Armen und Kleinen, kann in Frankreich nur durch das Königthum kommen. Die Kirche und der Adel arbeitet an der Unfreiheit und nur darin sehen beide ihren Glanz. Bis in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts ist aber das Königthum der Kapetinger nicht geworden. Es ist nur vorbereitet. Daß die Herzöge der Normandie England gewonnen, hat die Stellung der andern französischen Fürsten verändert. Sie müssen fürchten von den Normannen überwältigt zu werden. Die Furcht wird in Zukunft eine Gefahr werden. Ist diese Gefahr wirklich hervorgetreten so wird den Fürsten nothwendig werden sich an einander zu schließen, einen vereinigenden Mittelpunkt zu suchen. Dieser wird und muß dann in dem Königthume der Kapetinger gefunden werden. Es kommt aber diese Entwickelung erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Jetzo ist noch kein französisches Reich da. Es erscheint noch keine Versammlung des hohen französischen Adels, wo gemeinsame Schlüsse gefaßt würden, wo der König als Haupt und Führer mindestens erschiene. Zuerst müssen die Kapetinger zeigen, daß sie zu einer solchen Führung auch geschickt sind. Philipp I. hat es noch nicht gezeigt. So wenig kennt er noch das Wesen des Königthums, daß er selbst die Kaufleute plündert, welche durch sein Gebiet ziehen.
Sein Sohn aber Ludwig VI. der 1108 auf den bedeutungslosen 1108

Vater folgt, ist der erste Kapetinger, der sich rüstig mit den Waffen zeigt. Er sucht die Macht der Normannen zu brechen, er sucht für Wilhelm Cliton, den Sohn des Herzogs Robert, die Normandie gegen König Heinrich I. zu gewinnen. Er sucht es vergebens. Aber er zeigt den Menschen, daß die Kapetinger zu fechten und zu leiten verstånden, dafern sich nur jemand von ihnen wollte leiten lassen. Zu derselben Zeit wird in Frankreich eine andere Erscheinung bemerkbar, welche das Königthum mächtig fördern muß. Im elften Jahrhundert ist im Allgemeinen, und besonders bei den Romanen, der Trieb, das Leben heiterer zu gestalten erwacht. Hierdurch beginnt Gewerbe und Verkehr in den Städten sich zu beleben. Wie anderwärts bei den Romanen, so auch in Gallien, wird den wohlhabender gewordenen Bewohnern der Städte das Joch lästig, unter dem sie der Adel hält. Theils durch offene Gewalt, theils durch Gold, theils durch verständige und wohlwollende Gesinnung mächtiger Herrn, gewinnen die Städte eine Reihe kostbarer Rechte. Die volle persönliche Freiheit der Insassen, eine bestimmte Steueranlage, eigene, von den Bürgern selbst erwählte Beamte für die Administration und für die Rechtspflege, von denen Bürger der Städte allein zur Verantwortung gezogen werden können. Eine mit solchen Freiheiten bevorzugte Stadt heißt dann eine Gemeine (commune). Sie wird in ihrer Gesammtheit als ein Vasall betrachtet und zum Heerbann entboten. Das Recht der Waffen haben die Gemeinfreien somit wieder gewonnen. Diese Entwickelung beginnt im elften Jahrhundert im gewerbthätigen Flandern und breitet sich dann über ganz Frankreich aus, ohne daß jedoch schon alle alte Römerstädte zu Gemeinen geworden. Ludwig VI. hat hieran noch weiter keinen Antheil, als daß auch er Städte seiner Grafschaft Paris, die ihm unmittelbar gehörten, zu Communen erhob und sich ihrer Waffen bediente. Doch scheint bereits unter ihm vorgekommen zu sein, daß auch andere Städte sich ihre von den Herrn gewonnenen Freiheiten von ihm bestätigen ließen. Nicht in dem Feudal-Adel, sondern in den Gemeinfreien war der Gedanke, daß das Königthum eine ordnende und leitende Macht sein müsse, die einen unermeßlichen Werth dadurch für die Menschen habe, wenn es das rechte Königthum sei, daß es weder seine eigene Laune noch den Vortheil Einiger, sondern den Vortheil
1137 Aller zum Gesetz mache. Ludwig VI. aber starb 1. Aug. 1137, nur zwei Jahre nach dem Ausgange des Mannsstammes Wilhelms des Eroberers, und sein Sohn Ludwig VII. sah das Königthum weiter gedeihen.

Zu einer andern romanischen Welt sind unterdessen jenseits der Pyrenäen die Grundlagen gewonnen worden. Diese reichen allerdings schon hinüber in die frühere Periode. Die Christen hatten sich wieder gesammelt in dem kleinen Reiche Asturien, das am Ende des neunten Jahrhunderts den Norden der Halbinsel bis zum Duero umfaßte; ja diese Linie war bereits von den Christen überschritten worden. Sie hatten im Süden des Duero eine Mark angelegt, die Kastilien genannt ward von den vielen Kastellen, durch welche das gewonnene Land gegen die Moslemen geschützt werden mußte. Am Anfange des zehnten Jahrhunderts verlegte Garcias, Alonsos III. Sohn, die Residenz nach Leon; daher der Name des Königreiches Leon fortan statt des Namens Asturien. Nun waren auch die Franken über die Pyrenäen gekommen und hatten Marken in Navarra und Katalonien gegründet. Als nun das Reich der Karolinger in Gallien zerfiel, da machten auch die Grafen von Barcelona sich erblich und unabhängig. Wifred der Behaarte, der 912 starb, ist der erste Erbgraf von Barcelona gewesen. In Navarra war die Herrschaft der Franken niemals fest und sicher gewesen. Bei der Verwirrung des Frankenreiches in Gallien hörte sie ganz auf und ein eingeborener Mann von Macht und Ansehen, Garcia Arista, bemeisterte sich der fürstlichen Gewalt um die Mitte des neunten Jahrhunderts. Ein
Nachkomme desselben, Sancho, nahm 905 den königlichen Titel an. 905
So gewannen die Christen mehrere Puncte, von denen aus sie die Moslemen bekämpften. Der Kampf war das Element des christlichen Lebens in Spanien. Man konnte nicht hoffen, zu bestehen, so lange es Moslemen jenseits der Meerenge gab. Die Moslemen aber verkannten ihre Stellung diesen Christen gegenüber und gegenüber den mozarabischen Christen, die als Unterworfene unter ihnen wohnten. Das Reich von Cordova ist am Anfange des zehnten Jahrhunderts unter Abdalrama III. ein glänzender Bau. Die Moslemen Spaniens sind das fleißigste, betriebsamste, gelehrteste Volk Europas. Spanien, soweit es islamitisch war, genoß einer Blüthe und einer Pracht wie niemals wieder. Der Emir Abdalrama III.
seit 912, nahm den Kaliphentitel an, und bemeisterte sich selbst eines 912
Theiles der Nordküste von Afrika. Unter seinem Nachfolger Alhácam II. seit 961 erreichte die innere Blüthe, Künste und Wissen-
schaften, den höchsten Grad. Aber es war dennoch ein unterködiger 961
Bau. Die christlichen Staaten konnten nicht vernichtet werden, ja

Aschbach. Geschichte der Omaijaden in Spanien. I. II. 1829.

sie dehnten sich je länger je weiter aus. Unter Alhacams II. Nach-
976 folger Hescham II., seit 976, fühlte der Hadschib Almanzor, der Minister, der Vezir des Kaliphen, daß die Moslemen auf der pyrenäischen Halbinsel nur bestehen könnten, wenn sie ganz von ihnen be-
984 sessen würde. Also that er eine große Anstrengung. Leon 984
985 und Barcelona 985 wurden mit stürmender Hand genommen. Die Christen standen auf dem Spiele, aber sie ermannten und vereinigten sich. Bei Calat Annosor, an den Quellen des Duero, gewannen
1002 sie einen entscheidenden Sieg. Almanzor fand den Tod 1002. Es war die letzte Anstrengung gewesen, die ganze Halbinsel zu gewinnen. Und gerade jetzo fielen die spanischen Moslemen in wilden Zwistigkeiten auseinander. Die Omajaden befehden sich unter einander selbst, die Statthalter der Provinzen (Walis) suchen sich unabhängig zu machen von dem Kaliphen. Es ist eine wilde Verwirrung, die drei Jahrzehnte dauert. Der letzte omajadische Kaliph Hescham III. sieht, daß niemand mehr gehorsamen will, selbst die Hauptstadt Cordova nicht. Darum giebt er Alles halbfreiwillig
1031 1031 auf, zieht sich auf ein Bergschloß zurück und stirbt dort im
1037 Jahre 1037. Nun entstehen im islamitischen Spanien eine ganze Reihe kleiner Fürsten, zu Sevilla, zu Saragossa, zu Badajoz, zu Granada, zu Toledo, zu Cordova, zu Sidonia, zu Malaga, zu Denia, zu Valencia, auf den Balearen. Diese, die Fürsten der Partheiungen geheißen, lagen in unaufhörlichen Fehden unter einander als wenn es keine Christen auf der Halbinsel gäbe.

Wenn nun die Christen auf der pyrenäischen Halbinsel eine einige Macht gewesen, unter einem Königthume, so möchte ihnen unschwer gewesen sein, die Moslemen in ihrer Zwietracht zu überwältigen. Aber es war dem nicht so und es ist, als hätte der Kampf lange dauern sollen, damit die Geister lebendig erhalten und nicht ein Herrnthum weniger großer Vassen entstehe. Die Reiche von Leon, Navarra und Barcelona, hatten gedauert und auf Kosten der Moslemen sich erweitert. Von Leon hatte sich die Mark Kastilien losgerissen am Anfange der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Ferdinand Gonçalez war der erste unabhängige Graf von Kastilien. Nun schien zu derselben Zeit, als das Reich von Cordova auseinanderbrach, eine Einheit bei den Christen sich zu bereiten. Denn Sancho
1000 der Große seit 1000 König von Navarra, bemeisterte sich 1028 der Grafschaft Kastilien, als Garcias, der letzte von den alten Grafen, ermordet worden. Und den letzten König von Leon Bermudis III. drängte er einen großen Theil seiner Länder ab. Sancho aber gab

bei seinem Tode 1034 dem ältesten Sohne Garcias das Reich von 1034
Navarra, dem zweiten Ferdinand Kastilien als ein Königreich und dem dritten Ramiro das Königreich Aragon, dessen Anfänge indessen nur aus einigen Pyrenäenthälern bestanden. Ferdinand, der erste König von Kastilien, beerbte auch als Gemahl einer Fürstentochter
von Leon Bermudis III., als dieser 1037 ohne männliche Leibeser- 1037
ben starb. Die drei Brüder bekämpften sich heftiger unter einander selbst als sie gegen die Moslemen stritten. Ferdinand nannte sich Kaiser und behauptete der Oberherr der ganzen pyrenäischen Halbin-
sel zu sein. Schon vor seinem Tode, der 1065 erfolgte, hatte er 1065
sein Reich unter seine drei Söhne getheilt. Kastilien kam an Sancho, Leon an Alonso, Galizien an Garcias. Aber der wilde Alonso VI. vernichtete seine Brüder und gewann das ganze Reich wieder. Unterdessen hatten die kleinen islamitischen Fürsten sich wild untereinander befehdet. Alonso VI., der erkannte, es sei eine entscheidende Zeit gekommen, hatte sich mit dem Herrn von Sevilla verbündet gegen den Herrn von Toledo, und als Bundsgenossen von Sevilla
bemeisterte er sich 1085 der Stadt Toledo. Die Christen waren 1085
vorgedrungen von dem Norden Spaniens bis in die Mitte, von dem Duero bis zum Tajo. Also erschraken die Fürsten der Partheiungen. Ihrer Schwäche sich bewußt, wendeten sie sich hinüber nach Afrika, auf dessen Nordküste eben damals ein neues Reich entstanden war. Zu den Stämmen jenseits des Atlas, im alten Getulien, hatte Abdalla ben Thesim den Islam gebracht. Sie ehrten ihn wie die ersten Gläubigen den Propheten als Iman und als Emir, und er nannte sie Almorabethun, d. h. die Leute Gottes. Abdalla wollte den Islam in seiner alten Strenge wieder herstellen. Die Stämme strömten in das alte Mauritanien, wo jetzt das Geschlecht der
Zeiriden herrschte. Sie eroberten es. Abdalla starb 1059 und er 1059
pflanzte die Gewalt fort auf Ebubekr ben Omar. Ebubekr baute Marroco, welches der Sitz des Reiches der Almorabethun ward. Ebu-
bekr starb 1062 und die Gewalt ging über auf Juseff ben Taschfin. 1062
Dieser dehnte seine Herrschaft über ganz Nord-Afrika bis in die Nähe Aegyptens aus, wo die Fatimiden herrschten. Von den Fürsten der Partheiungen gerufen zog Juseff nach Spanien mit großer Heeresmacht und Alonso VI. verlor gegen ihn die Schlacht von Za-
laca bei Badajoz 23. Octbr. 1086. Die Christen standen wieder 1086
auf dem Spiele: Juseff aber, statt sich mit Kraft gegen sie zu wenden, wendete sich gegen die Fürsten der Partheiungen und vernichtete
sie binnen wenigen Jahren 1092. Nur den Herrn von Saragossa ließ 1092

er stehen. Das islamitische Spanien ward sonst eine Provinz von Marroco. Die Christen aber hatten Zeit gewonnen, sich zu erholen von dem Schlage, den sie bei Zalaca empfangen.

Das alte Feuer der Begeisterung für den Glauben, wie es nach dem Propheten da gewesen, war doch in den Almorabethun nicht. Die afrikanische Herrschaft ward in islamitischen Spanien glühend gehaßt und der Herr von Marroco, der in Afrika und in Spanien ein ungesichertes Reich zu bewachen hatte, konnte, nachdem er einmal den günstigen Moment hätte vorübergehen lassen, nicht an die
1106 Vernichtung der Christen denken. Juseff starb 1106 und sein Sohn Ali ben Juseff vermochte wohl den großen Sieg von Ucles 29. Mai
1108 1108 über die Christen zu gewinnen, aber zu benutzen vermochte er diesen Sieg nicht. Denn bald darauf brachen Unruhen in dem Reiche der Almorabethun aus, welche dauerten bis dasselbe gestürzt war.
1120 Es trat ein Mann auf, Abdalla ben Tamurt, 1120, der behauptete, er sei der Mahadi, von welchem im Koran als von einem künftigen Wiederhersteller des Glaubens und der Sittlichkeit verheißen wird. Er nannte seine Anhänger die Almohaden, d. h. die Vereinigten. Sie griffen zu den Waffen, weil die Almorabethun tief entsittlicht wären. Der Mahadi ward Iman und Emir zugleich, und die Ge-
1130 walt ging bei seinem Tode 1130 durch die Wahl der vornehmen Gläubigen auf Abdelmumen über, der sich sogar den Kaliphentitel beilegte. Gegen diese mußte Ali ben Juseff kämpfen und er konnte der Christen in Spanien nicht weiter gedenken. Also gewannen die Christen freie Hand und es kamen neben Kastilien zwei andere Reiche empor. Zuerst das Reich von Aragon. Der dritte König von Ara-
1049 gon, Pedro I., eroberte 1094 Huesca, der vierte, Alonso I., die mäch-
1118 tige Saragossa 1118. Noch bedeutender ward das Reich als der fünfte Ramiro II. dem Gemahl seiner Tochter Pedronila Ramon Berenguer III. dem Grafen von Barcelona das Reich von Aragon über-
1137 gab 1137, und wieder in das Kloster ging, aus dem er gekommen. An dem anderen Ende der Halbinsel entstand ein anderes Reich, das Reich von Portugal. Portugal war eine Mark Kastiliens, die über den Ebro vorgeschoben worden, wie Kastilien eine Mark von Leon
1094 gewesen. Alonso VI. hatte die Grafschaft Porto 1094 einem französischen Grafen Heinrich von Burgund als ein Erbe gegeben, weil er

Aschbach. Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Almoraviden und Almohaden. I. 1833. Conde, Histoire de la domination des Arabes et des Maures en Espagne et en Portugal, traduite par De Marlès. I—III. 1825. Schäfer. Geschichte von Portugal. I. 1836.

der Gemahl seiner Tochter war. Und dessen Sohn Alonso Henriquez machte sich von Kastilien ganz unabhängig. Als er bei Ourique 1139 einen Sieg über die Moslemen gewonnen, ließ er sich von 1139
den Seinen zum König ausrufen. Die Cortes von Lamego 1143 1143
sprachen den Tod über jeden aus, der dieses Land wieder einer fremden Macht unterwerfen würde. Wie das Reich entstand, war Lissabon noch in der Gewalt der Moslemen. Erst 1147 ward die 1147
Stadt gewonnen. So standen vier christliche Reiche da, Navarra, Aragonien, Portugal und Kastilien. Kastilien war seit der Eroberung von Toledo nicht weiter rasch vorgeschritten. Alonso VI. hatte sich Kaiser genannt. Er starb 1109. Sein lange minderjähriger 1109
Sohn Alonso VII. hatte sich 1135 auch die kaiserliche Krone auf- 1135
gesetzt. Aber die andern Könige erkannten die Hoheit nicht an, die durch diesen Kaisertitel ausgedrückt werden sollte. Alonso VII. war der letzte der sich Kaiser nannte. Bei seinem Tode 1157 fiel das 1157
Reich Kastilien abermals in zwei Theile auseinander. Von den Söhnen empfing Sancho III. Kastilien und Ferdinand II. Leon. Das Reich der Almorabethun von Marocco hatte in währender Zeit den Untergang gefunden. Ali ben Juseff war 1143 gestorben. 1143
Sein Sohn Taschfin ben Ali fiel gegen die Almohaden 1145 und 1145
dessen Sohn Ibrahim fand 1146 den Tod, als Abdelmumen, der 1146
Almohade, Marroco mit Sturm eroberte.

Die romanischen Staaten der pyrenäischen Halbinsel waren insgesammt durch die Eroberung entstanden, die allmählig über die Moslemen gemacht ward. Deshalb hatte auch ihre Verfassung Aehnlichkeit mit der Verfassung des Reiches der Franken. Die Verhältnisse, unter denen die Eroberung geschah, waren ziemlich gleich und das Lehnswesen fand um so leichtere Nachahmung, als man im benachbarten Gallien dasselbe vor sich sah. Von den Bergen herunter stieg eine Schaar tapferer Männer. Sie eroberten das Land, welches Moslemen und mozarabische Christen bewohnten. Der König vertheilte das eroberte Land als Lehn, wie die Frankenkönige. Solche Lehn, die im elften Jahrhundert erblich geworden zu sein scheinen, wurden unter denselben Bedingungen gegeben, wie in dem Reiche der Franken. Die Bewohner des Flachlandes und der kleinern Städte, die auf dem zu Lehn gemachten Boden wohnten, wurden der Herrschaft der Belehnten untergeordnet. Freier war diese Herrschaft für die mozarabischen Christen, gebundener für die Mos-

Lindau. Darstellungen aus der Geschichte von Spanien. 1812.

lemen. Es entstand ein hoher Adel, **ricos hombres, altos omes,** reiche Männer, hohe Männer, genannt. Ein abgeschlossener Stand scheinen sie am Anfange des zwölften Jahrhunderts noch nicht gewesen zu sein. So lange die Eroberungen noch bedeutend weiter gingen, hub Glück und Gunst der Könige, Waffenrüstigkeit und Thatkraft, noch in denselben hinein. Die hohen Männer herrschten wie die Vassen in dem Reiche der Franken und in den Reichen, die auf den Fundamenten des Frankenreiches entstanden sind. Sie bilden die Cohorte, die Cortes, in denen die Staatsgewalt ruht. Im zwölften Jahrhundert haben die Erzbischöffe und Bischöffe ebenfalls das Recht der Theilnahme an den Cortes. Der hohe Adel war dem König nicht einmal zu einem unbedingten Kriegsdienst gepflichtet. Ueber das Meer brauchten sie gar nicht zu folgen. Sie genossen ungemessene persönliche Freiheiten, sie standen den Königen stolz und trotzig, am trotzigsten in Kastilien, entgegen. Oftmals standen sie gegen die Könige unter den Waffen. An den hohen Adel schloß sich eine zweite Adelsclasse an. Die Lehn wurden von den Königen stets oder doch meist nur mit der Bedingung gegeben, daß der Belehnte zu unmittelbarem Besitz nur einen Theil behalten durfte, das Uebrige wieder an Andern auszulehnen. Solche After-Vassen hießen Hidalgos, Infanzones, Cavalleros. Sie waren zwar auch dem König verpflichtet, doch zunächst ihrem unmittelbaren Herrn, der mit ihnen bei dem Heerbann des Königs erscheinen mußte. Die zweite Adelsclasse hatte eine Steuer an den unmittelbaren Herrn zu zahlen. Diese zweite Adelsclasse, mit den Großen näher als mit den König verbunden, macht es dem hohen Adel möglich, oftmals dem König mit den Waffen entgegenzutreten. Am häufigsten in Kastilien ist dadurch Staat und Leben verwirrt worden. Es ist in den pyrenäischen Reichen wie in denen, die aus dem Staate der Franken entstanden sind. Die Freiheit ist bei Wenigen, bei den großen Vassen. Vor dieser Freiheit ist das Königthum wenig: es ist nicht mehr als eine Vorsteherschaft und eine Feldhauptmannschaft. Diese Freiheit ist zugleich ein hohes Maaß von Unfreiheit der verachteten Bewohner des Flachlandes (Villani), über die auf einzelnen Puncten der Druck entsetzlich gewesen zu sein scheint. Das sind die Menschen von römischem Stamme, die von den Germanen allenthalben fast mit Füßen getreten werden. Doch nicht allein dieser Adel und die Unfreiheit füllt das Leben aus. Es geht auch niemals ganz eine gemeine Freiheit in den größeren Städten unter. In dem Reiche Aragon sind die Städte am frühesten bedeutend geworden. So wie

eine irgendwie bedeutende Stadt den Moslemen abgenommen wird, so ertheilen die Könige den angesehenen Bewohnern das Infanzonat und reihen sie dadurch in die untere Adelsclasse ein. Darum war auch die Aristocratie in Aragon so gewaltig in späterer Zeit, weil sie das Bürgerthum gewissermaßen in ihren Kreis hereingezogen hatte. Die Abgeordneten der Städte Aragoniens erschienen auch von allen zuerst, schon im zwölften Jahrhundert, mit auf den Cortes des Reiches; in Kastilien scheint es nicht vor dem zehnten Jahrhundert geschehen zu sein. Doch jetzo schon in allen christlichen Reichen der pyrenäischen Halbinsel bildete sich durch die Begünstigung der Könige ein freies Bürgerthum aus, das nicht unter der Gewalt des Adels und nur unter dem König stand.

Das Leben dieser Romanen hat sich auf einem mehr weltlichen, als geistlichen Boden entwickelt. Die Kirche stehet in allen diesen Landen zwar auch da angethan mit weltlicher Macht in den Bischöfsen. Aber die ganze Staatsgestaltung ist nicht von der Kirche ausgegangen, und es würde der Kirche, und besonders dem römischen Stuhle, unermeßlich schwer fallen, dieser weiten Vassen- und Herrenwelt zu demonstriren und ihnen glaubhaft zu machen, daß ihre Rechte auf einem höherem Rechte lägen, auf dem Rechte der Kirche und des apostolischen Stuhles. Es ist zwar der Versuch gemacht worden und der Pabst von Rom hat es ihnen gesagt, daß sie eigentlich alle seine Lehnsleute wären. Aber sie konnten es nicht fassen, wie das kommen sollte, und also ward's vergebens gesagt. Der letzte Theil aber des romanischen Lebens tritt in Italien auf. Italien, einst die Herrin einer halben Welt, war bei dem Falle des großen Reiches der Karolinger in einem seltsam aufgelösten Zustande gelassen worden. In das untere Italien waren die Franken nicht gekommen. Das untere Italien ging immer einen anderen Weg als das obere und das mittlere. Die Longobarden von Benevent und die Griechen walteten auf dem Festlande Unter-Italiens, auf Sicilien die Moslemen. Alle in Kampf, in Verwirrung unter einander. Diese Verwirrung war dadurch gemehrt worden, daß das Herzogthum der Longobarden von Benevent 839 in die drei Fürstenthümer von Benevent, Kapua und 839
Salerno auseinandergegangen war. In dieses bunte Gewirre hinein fuhren aus Frankreich tapfere Normannen. Sie nahmen den Griechen Apulien ab und errichteten hier in französischer Lehnsweise einen kleinen Staat. Als Vassen und Aster-Vassen nahmen sie das Land in Besitz, unterwarfen die Einwohner einer strengen Herrschaft und Wilhelm Eisenarm, den Sohn des Ritters Tancred von Haute-

1042 ville wählten sie zu ihren Grafen 1042. Er war ihr Haupt, nicht ihr Herr. Die Normannen griffen immer weiter und droheten, wie es allmählig auch geschah, Alles zusammenzubrechen. Pabst Nicolaus II. be-
1059 lehnte 1059 den Herzog oder Grafen Robert Guiscard mit Allem, was die Normannen im untern Italien noch erobern würden. Der römische Stuhl freuete sich, daß jemand ein Lehn von ihm nahm, die Normannen, daß sie auch einen Rechtstitel des Besitzes gewonnen. Roger ging
1061 1061 hinüber auf die Insel Sicilien. Dreißig Jahre etwa kämpften die Normannen hier, bis sie die Moslemen niedergeworfen und sich eingerichtet wie allenthalben. Es entstanden zwei Fürstenthümer der Normannen in Unter-Italien, eins auf dem Festlande, eins auf Si-
1127 cilien. Die Linie auf dem Festlande starb 1127 mit Wilhelm aus und Roger II. Graf von Sicilien, vereinigte die Gewalt über alle Normannen, die hier schnell die französische Natur ablegten, um die
1130 verwandte italische anzunehmen. Roger II. nahm 1130 den königlichen Titel an. Es war auch ein französischer Lehnsstaat, einer, der auf denselben Grunde ruhete, wie das alte Reich der Franken. Aber die großen Städte waren in das Lehnswesen hier nicht hereingezogen worden. Also erhielt sich zwischen Adel und Unterworfenen das freie Mittelglied.

Ober- und Mittel-Italien aber gingen, weil sie in dem Reiche der Franken gewesen, einen anderen Weg. Die Vassen und After-Vassen der Franken überdauerten hier wie anderwärts den Fall des Reiches der Karolinger. Aber das karolingische Reich hatte nicht lange auf Italien gelegen: darum war das Vassenthum noch nicht so stark geworden wie in Gallien. Die Gemeinfreien auf dem Flachlande hatten die Franken-Vassen am Ende des neunten Jahrhunderts wohl schon vollständig überwältigt. Die Gemeinfreien in den großen Römerstädten aber hatten sie noch nicht überwältigt. Als Grafen, als Beamtete des Königs, standen sie über diesen Städten, in denen die alte römische Stadtverfassung wohl ganz verschwunden war, ohne daß die Erinnerung an sie unter den Menschen ausgetilgt. Ueber den Vassen standen die Markgrafen von Ivrea, Mailand, Friuli, Spoleto, Toscana, welche die Stelle der missi dominici vertraten. Unter den Vassen standen die After-Vassen, (vavassori), deren Lehn in Italien noch nicht erblich waren. Das Jahrhundert nach dem Falle des großen Karolinger-Reiches, das im romanischen Gallien verläuft mit der Bildung eines neuen Wesen, welches das Königthum ganz aufhebt, mit der Bildung eines gegenseitigen Schutz- und Trutzbündnisses, verläuft in Italien auch in einem Kampfe der Vassen und in

einem Streben, das Königthum nicht aufkommen zu lassen. Aber die italischen Vassen müssen vor dem Königthume noch eine weit größere Achtung gehabt haben, als die gallischen, welche sich gar nicht um dasselbe kümmern. Es muß ihnen wegen der Gemeinfreien, wegen der Kirche, eine Unmöglichkeit gewesen sein, sich gar nicht um das Königthum zu kümmern. Sie wagen nie ohne König zu sein. Aber sie sorgen doch auch dafür, daß diese Könige keine weitere Macht gewinnen könnten als die letzten Karolinger. Es traten sogleich zwei Männer auf, Berengar von Friuli und Guido von Spoleto 888, 888
die sich den königlichen Namen gaben. Und jeder findet, wer ihn anerkenne. Dabei bleiben nun die italischen Vassen: immer zwei Könige mit einander kämpfend, damit keinem beikommen könne, etwas gegen sie zu sein. Also streiten Berengar und Guido gegen einander. Der römische Stuhl aber sieht mit Jammer, daß das Kaiserreich der Karolinger auseinandergegangen. Die Plane der Hierarchen sind eisern, sind wie ewig. Der Pabst krönt Guido 891 zum Kai- 891
ser. Dieses Kaiserthum war freilich nichts, aber die Idee, mit welcher das Kaiserthum zuerst von Rom gegeben worden, ward doch erhalten. Guido starb 894 und sein Sohn Lambrecht, der mit ihm das 894
Kaiserthum empfangen, stirbt 898 ebenfalls. Berengar I. heißt 898
nach ihrem Tode allein König. Es scheint den Vassen Italiens bald Angst geworden zu sein, daß sein Königthum endlich etwas werden könne. Also ruft ein Theil von ihnen Ludwig, den König von Provence, nach Italien 900. 900

In dem Reiche von der Provence sind im Ganzen genommen die Entwickelungen des Lebens ebenso gewesen wie in dem größeren französischen Reiche. Auch hier herrscht das Vassenthum in der neuen französischen Gestalt. Nur die alten Römerstädte, wenigstens die größern unter ihnen, Marseille, Toulon, Aix, Arles, sind von den Vassen nicht so weit überwältigt worden, daß den Bewohnern auch die persönliche Freiheit verloren gegangen. Der König hat in dem Reiche Provence eben so wenig zu bedeuten, als jetzo die Kapetinger in Frankreich. Die mächtigen weltlichen Herren der Grafschaften Hochburgund, Arles, Vienne, Savoyen, der Erzbischoff von Lyon, stehen an der Spitze des freien Adels. König Boso ist 887 887
gestorben, und die Bischöffe haben 890 zum König seinen Sohn die- 890
sen Ludwig gekrönt, damit er das Land gegen die Saracenen und Normannen vertheidige. Ludwig kämpft nun in Italien gegen Berengar I. Er wird von demselben gefangen, es werden ihm die Augen ausgerissen und so geht er in seine Heimath zurück 905. 905

Darauf scheinet alles Einwirken des Königs auf das Reich Provence
aufgehört zu haben. Hugo, Graf von Arles, eines der Fürsten-
thümer, aus denen das Königreich Provence besteht, bemächtigt
sich noch dessen, was der König besitzt. In Italien aber dauert die
alte Lage der Dinge fort. Berengar I. hat einige Jahre Ruhe nach
Ludwigs Verschwinden und es geschehen von ihm Versuche, ein
915 rer König zu sein. Er erlangt auch durch Pabst Johannes X. 915
die kaiserliche Krone. Der römische Stuhl sucht immer das Kaiser-
thum zu erhalten. Auch den Ludwig von der Provence hatte ein
901 früherer Pabst Benedict IV. 901 zum Kaiser gekrönt. Die itali-
schen Vassen aber werden besorgt, daß aus dem Königthume noch et-
was werden möge. Also rufen sie Rudolf II. herbei, den König von
Burgund. In diesem kleinen Reiche, darin die Elemente des Lebens
germanisch waren, bedeutete das Königthum auch vor einer Menge
911 von Grafen und Herren nichts. Rudolf I. war 911 gestorben und
921 dieser Rudolf II. auf ihn gefolgt, der 921 in Italien erschien. Be-
924 rengar I. ward 924 durch den Tod aus den Wirren erlöst, in die
ihn sein nichtiges Königthum gestürzt hatte. Rudolf gewann keine
Zeit, etwas zu thun. Kaum war er König geworden, als ein Theil
der italischen Vassen, Hugo, Grafen von Vienne aus der Provence,
925 ihm als Gegenkönig entgegenstellte 925. Hugo aber und Rudolf II.
verständigten sich. Der Graf Hugo hatte schon den armen König
923 Ludwig unter sich gehalten. Als derselbe 923 gestorben, hatte er
für dessen Sohn, Karl Constantin, die Verwesung des Reiches ge-
führt, so weit es hier etwas zu verwesen gab. Endlich aber hatte
930 er den königlichen Titel selbst angenommen. Nun schloß er 930 mit
Rudolph II. einen Tractat. Es sollte dieser Italien verlassen und
dafür Hugos Rechte auf das Reich Provence erhalten. Es entstand
nun dem Namen nach ein Reich, das sich vom Bodensee ausdehnte
bis zur Saone und Rhone, das seltsam aus germanischen und ro-
manischen Elementen gemischt war. Es hat nun das wilde Gewirr
in Italien ein halbes Jahrhundert gedauert. Die Vassen sind kräf-
tig genug gewesen, zu hindern, daß die königliche Gewalt nicht ge-
deihe. Sie sind aber nicht kräftig genug gewesen, um diese königliche
Gewalt, so weit die letzten Karolinger sie gelassen, ganz zu vernichten,
und auch nicht kräftig genug, um der gemeinen Freiheit in den Städ-
ten auch noch ein Ende zu machen, wie es in Frankreich im ersten
Jahrhundert nach dem Untergange des großen Reiches der Karolinger
geschehen war.

Hugo versuchte Meister der Vassen zu werden, wie es alle Kö-

nige Italiens vor ihm versucht hatten. Aber es blieb bei dem Versuche. Hugo nahm seinen Sohn Lothar 931 zum Mitkönig und 931
da er ein wirkliches italienisches Reich wollte, so gedachte er auch der
Herrschaft über die Stadt Rom und vermählte sich deshalb 932 mit 932
Marozia, einer vornehmen römischen Dame. Die Stadt Rom hatte unter den Karolingern in seltsamen und zweideutigen Verhältnissen gestanden. Man hatte nicht sagen können, daß Rom zum Reiche der Franken gehörte, und auch nicht sagen können, daß es dazu nicht gehörte. Das Lehnswesen war in die Nähe der Stadt gedrungen, hinein aber war es nicht gekommen. Die alte römische Verfassung aber bestand auch nicht mehr ganz. Die patrizischen Geschlechter der Stadt bildeten sich zu einem herrschenden Adel heran, der den Vassen der Franken gleich zu werden trachtete. Senat und Volksversammlung werden hin und wieder noch genannt. Die Stadt Rom, und dieses war die Hauptsache, gehörte doch niemandem als den Römern selbst: es stand keine fürstliche Gewalt über ihr. Der römische Stuhl war daher in seinem günstigen Verhältniß geblieben. Was den Glauben der Welt an diesen römischen Stuhl anlangte, so bestand er nach den karolingischen Zeiten fort, wie er in denselben gewesen. Die Priesterschaft des ganzen Abendlandes sorgte dafür, daß dieser Glaube blieb. Indem er dem römischen Stuhl alle Macht im Himmel und auf Erden bewilligte, erhöhete und sicherte er sich selbst. Wenn auf dem römischen Stuhl Frevel und sittliches Verderben herrschte, so schadete das dem Ansehen desselben im mindesten nicht. Es schadete auch bei keinem andern Priester etwas an seiner priesterlichen Macht. Sie machten sich die Lehren wie sie ihnen bequem waren und lehrten, daß die priesterliche Würde und Hoheit durch die Weihe zum Priesterthum komme, und von Lehre, Leben und Gesinnung ganz unabhängig sei. Wenn daher im zehnten Jahrhundert der apostolische Stuhl oft mit Männern erfüllt war, von denen das gewöhnliche Leben sich für geschändet würde erachtet haben, auf dem Stuhle trug es nichts aus. Da es Kaiser und Königsgewalt über Rom seit dem Ausgange des karolingischen Reiches nicht mehr gab, so hatte sich die Nobilität der Stadt und Umgegend die Besetzung des apostolischen Stuhles genommen. Drei Damen, Theodora und ihre Töchter Marozia und Theodora hatten geraume Zeit ihre Buhlbrüder oder ihre Söhne auf den Stuhl gebracht. Die Marozia scheint König Hugo mit der Hoffnung geehelicht zu haben, durch sie in den Besitz von Rom zu kommen. Aber die Römer bemerken es und Alberich, Sohn der Marozia aus einer früheren Ehe,

936 tritt an ihre Spitze und Hugo wird aus Rom getrieben 936. Alberich beherrschte seitdem Rom wie ein Fürst: er stand an der Spitze der Nobilität. König Hugo aber suchte sich wenigstens der gefährlichsten Großen Italiens zu erledigen. Aber er scheiterte an Berengar II., Markgrafen von Ivrea und Enkel des Kaisers Berengar.
945 Hugo gab Alles freiwillig auf, zog sich 945 in die Provence zurück
947 und starb 947. Die italischen Vassen aber bestimmten, daß für Hugos Sohn Lothar Berengar das Reich verwesen sollte. Sie wollten wie gewöhnlich zwei Könige haben, damit keiner etwas sei.
950 Lothar aber starb 950. Berengar gewann nun mit seinem Sohne Adalbert die Krone von Italien, ohne damit Achtung und Gehorsam zu gewinnen. Darauf wurden die Deutschen nach Italien gezogen.

Hierdurch wird der Blick auf das Reich der Deutschen gewendet, auf die letzte Schöpfung, die aus der Erbschaft der alten und ächten Karolinger hervorgegangen ist. Von den neuen Reichen, die sich aus dieser karolingischen Erbschaft gebildet haben, hat das Reich der Deutschen am treuesten den Charakter des karolingischen Staates bewahrt. Es ist nicht sofort ein so gewaltiger Umschlag eingetreten wie in Frankreich im ersten Jahrhundert nach dem Untergange des großen Karolinger-Reiches. Aber darum eben, weil das Wesen des karolingischen Staates fortdauert, ist auch die Bildung eines einigen deutschen Reiches nicht erfolgt. In Frankreich ward dieser karolingische Staat ganz zertrümmert und eine neue Schöpfung vermochte sich zu erheben. Es bleibt in Deutschland freilich ein Königthum, welches in Frankreich bis auf den Namen verschwunden ist. Aber aus diesem Königthume eben ist eine wahre Staatsgewalt nicht zu bilden und zu schaffen. Kein deutscher König hat sie zu bilden vermocht. Die Vassen in Deutschland haben freilich am Ende des neunten Jahrhunderts nicht die ungeheure Gewalt schon an sich gerissen, deren sich die Vassen in Frankreich alsbald bemeisterten. Aber, indem und weil das Wesen des karolingischen Staates fortdauert, ist ihnen doch noch die volle Zerstörung des Königthums gelungen, während die Vassen in Frankreich allmählig von einem neuen Königthume wieder überwältigt werden können. Es stehen in Deutschland beim Falle des Reiches der Karolinger eine große Zahl mächtiger Vassen-Geschlechter da, die wieder ihre After-Vassen haben, deren Lehn noch nicht erblich sind. Unter den Vassen sind die Erzbischöffe und Bischöffe die bedeutendsten. Die Vassen-Geschlechter haben auch die Grafschaften über die Gemeinfreien in ihren Händen, wie in dem Reiche der Karolinger. Aber die Grafschaften sind noch nicht erblich. Der

König vergiebt sie, an wen er will: doch scheinet die Grafschaft in der Regel auf Lebenszeit gegeben worden zu sein. Die Vassen sind der Reichstag, von welchem Alles ausgeht. Sie werden nichts aufkommen lassen, was wider ihr Interesse ist. Unter den letzten ächten Karolingern ist noch eine Einrichtung getroffen worden, welche dem Königthume mächtig entgegentreten wird. Die königlichen Sendboten sind zu einer stehenden Behörde geworden. Sie erscheinen als Herzöge in Baiern, Sachsen, Thüringen, Lothringen und Schwaben. Das Herzogthum ist auch ein Ehrenlehn wie die Grafschaft, und in jedem Lande besitzt es in der Regel einer der mächtigsten Vassen. Das Herzogthum ist eine Art von Statthalterschaft, eine Vorsteherschaft im Kleinen geworden, wie das Königthum eine Vorsteherschaft im Großen ist. Die Begriffe der Menschen sind über dieses Herzogthum eben so unklar als sie es über das Königthum sind. Aber die einzelnen germanischen Völker sind nur durch die Gewalt der Franken zusammengebracht worden. Es ist nicht allein das Gefühl der Nothwendigkeit einer solchen Einheit nicht in ihnen, sondern es ist sogar das Streben, etwas Besonderes zu sein in jedem deutschen Stamme. Die Deutschen meinen, daß die Einheit des Reiches die freie Thatkraft allzusehr hemmen werde. Es ist also für das Königthum Gefahr vorhanden, daß es dadurch zertrümmert werde, daß die Herzöge in den einzelnen Landen sich selbst zu Königen machen. Es würde dieses auch geschehen sein, wenn die Vassen nicht für besser erachtet, solche kleine Könige eben so wenig als die großen aufkommen zu lassen.

Das Leben der beiden unächten Karolinger, welche auf dem deutschen Throne saßen, ging matt und inhaltsleer vorüber. Arnulf hatte eben so wenig wie die letzten ächten Karolinger Gedanken über das Reich. Oder wenn er sie hatte, so vermochte er nicht an ihre Verwirklichung zu denken. Kämpfe gegen die Normannen, die Slaven, die Magyaren, füllten sein Leben aus. Er zog auch hinunter nach
Italien, und Pabst Formosus gab ihm 894 die kaiserliche Krone. 894
Es hatte das jedoch vor der Hand keinen weitern Einfluß auf die
deutschen Verhältnisse. Nach seinem Tode 899 kamen die Herren 899
zusammen auf einem Reichstage. Am liebsten hätten die Vassen gar keinen König gehabt. Sie wählen einen, welcher so gut ist als keiner, einen sechsjährigen Knaben, Ludwig das Kind, Arnulfs Sohn. Einen mannhaften Sohn Arnulfs, Zuentebald, den der Vater zum König von Lothringen gemacht, verwerfen sie, weil er unehelich geboren sei. An Arnulfs uneheliche Geburt hatten sie sich nicht gesto-

900 ßen. Zuentebald starb bald darauf 900. Nach Ludwig dem Kinde aber fragte niemand. Die Vassen setzten die Vergewaltigung der Gemeinfreien und die wilden Fehden unter einander fort. Ludwig
911 das Kind starb um die Mitte des Jahres 911. Mit ihm starben die deutschen Karolinger aus, und es schien mit ihm zugleich das Königthum gestorben zu sein. Die Vassen freueten sich, daß sie des Königthums ledig waren. Es kam offenbar nach dem Tode Ludwig des Kindes ein Reichstag nicht zusammen. Es möchte in Deutschland gegangen sein wie in Frankreich, wenn nicht die Franken gewesen. Die Franken betrachteten das Reich als ihre Ehre und ihre Sache. Als daher ein mächtiger Graf, Konrad genannt, unter ihnen aufstand und sich den königlichen Titel gab, was gleich nach Ludwigs Tode geschehen zu sein scheinet, erkannten sie denselben an. Dieser König Konrad I. spielte eine traurige Rolle. Die anderen deutschen Stämme sahen nicht, wie dieser Nicht-Karolinge dazu komme, König zu sein, und sie mochten nichts von ihm wissen. Die Lothringer erkannten lieber Karl den Einfältigen an, den König von Frankreich, sicher, in diesem gar keinen König zu besitzen. In Sachsen hatte Otto der Erlauchte, der Herzog, sich auch noch in den Besitz der herzoglichen Würde über Thüringen gesetzt und das Herzogthum
912 912 bei seinem Tode fortgepflanzt auf seinen Sohn, Heinrich genannt. Heinrich und die Sachsen konnten selbst mit den Waffen nicht bewogen werden, diesen Konrad anzuerkennen. Ja, Heinrich rief Karl den Einfältigen nach Sachsen, offenbar den Karolingen aufstellend, um dem Frankengrafen, der sich König nennt, eher die Anerkennung weigern zu können. Karl der Einfältige hat in Sachsen nur eine kurze Rolle gespielt und ist spurlos wieder verschwunden in sein romanisches Reich.* Nur im Herzogthum Schwaben gewinnt Konrad I. die Anerkennung als König. Er gewinnt sie nicht in Baiern, wo Arnulf, dessen Geschlecht sich schon geraume Zeit in dem Besitz dieses Amtes befindet, das Herzogthum besitzt. Konrad I. stirbt am
918 Ende des Jahres 918, ohne daß er etwas weiter bedeute als daß der Name des einigen Königthums durch ihn erhalten worden.

Es sollte aber das Königthum in Deutschland dauren. Lange soll dasselbe über dem deutschen Lande schwanken als eine glänzende Truggestalt, von welcher scheinet, daß es etwas werden solle, daß es die Nation vereinigen könne. Aber die Vassen lassen es nicht em-

---

* Waitz. Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause. Herausgegeben von Ranke I. 1837.

vorkommen und sie unterhöhlen den Boden, auf dem es gedeihen könnte. Sie unterhöhlen ihn langsam und allmählig während die Waffen in Frankreich ihn schnell zusammenschlugen. Nach dem Tode Konrad I. traten die Franken und die Sachsen zu Fritzlar zusammen
und wählen Heinrich, den Herzog von Sachsen, zum König 919. 919
Dieses ist geschehen auf Konrads Rath, und es scheint ferner geschehen zu sein unter Mitwirkung der Kirche. Die Kirche muß mit Besorgniß sehen, wie im benachbarten Frankreich die Bischöffe unter die großen weltlichen Vassen fallen. Die Kirche, die in Deutschland so reich und mächtig ist, muß wünschen, daß sie unter dem Könige bleibe, und darum muß sie für die Fortdauer des Königthums arbeiten. Von dem König sind der Schenkungen und der Freiheiten noch mehrere zu erwarten: die kleinern Herren aber sind voll Neid und Eifersucht auf die Macht der Kirche. Heinrich I. nöthigte nun Schwaben, Baiern, Lothringen, seinen königlichen Namen anzuerkennen, und stellt dadurch die äußere Einheit des Reiches her. Mit dem Namen verband sich alsbald die Macht, welche die letzten Karolinger noch in diesem Reiche gehabt, das Recht der Einsetzung der Bischöffe und der königlichen Aebte, der Herzöge und der Grafen, des Genusses der Kronländereien und der Regalien. Heinrich I. scheinet indessen in den anderen deutschen Herzogthümern, außer in Sachsen und Thüringen, nicht alle diese Rechte und nicht immer auch ausgeübt zu haben. Es kümmern ihn besonders nur seine eigenen Herzogthümer Sachsen und Thüringen. Diese sucht er zu befestigen und zu erweitern. Er befestiget sie durch einen Sieg über
die wilden Magyaren, die er 933, vielleicht in der Nähe von Merse- 933
burg, besiegte. Er erweitert sie durch die Eroberung der Mark Schleswig, und indem er wieder über die Saale und über die Elbe dringt und die Slaven jenseits zu besiegen beginnt. Das Königthum hat in Deutschland seit dem Ausgange der ächten Karolinger eine Erschütterung erfahren und Heinrich I. stellt es etwa so wieder her, wie es unter diesen letzten Karolingern gewesen ist. Es erscheinen doch wieder häufiger die Versammlungen der Großen, die Reichstage, durch welche das Reich noch mehr als durch den König als eine Einheit erscheint. Heinrich I. hat vor seinem Tode den erstgeborenen Sohn seiner zweiten Ehe, Otto, als künftigen König
anerkennen lassen. Und als er 2. Juli 936 starb, folgte dieser Otto ohne 936
Widerstreit. Otto I. hält das Reich in derselben Weise wie sein Vater zusammen. Doch ist sein Ansehen größer und seine Wirksamkeit auf die einzelnen Theile des Reiches bedeutender. Es hatte auch

Otto I. Gedanken über das Reich und seine Organisation. Er meinte, es müsse anders mit demselben werden als es unter den letzten Karolingern geworden. Er hielt die Gewalt der Herzöge für die am meisten gefährliche, und er glaubte die Herzogthümer darum zuerst an sein Haus bringen zu müssen. Er brachte auch Schwaben an seinen Sohn Ludolf, Baiern an seinen Bruder Heinrich und Lothringen an seiner Tochtermann Konrad von Worms. Doch erwies sich dieser Gedanke als unfruchtbar: denn Ludolf und Konrad selbst
953 erregten 953 eine gefährliche Empörung gegen Otto I., die von die-
954 sem nur mit schwerer Mühe niedergekämpft werden konnte 954.

Darauf beschränkte sich die Regierungs- und Organisationsweisheit Otto I. Die Zeit war zu roh als daß höhere Pläne hätten gefaßt werden können. Das andere Leben Otto's gehet in äußern Thaten auf, die wohl die äußere, aber nicht die innere Gestalt des Reiches, verändern können. Der Kampf gegen die Slaven an der Elbe wird fortgesetzt, und der Herzog Boleslas von Böhmen genöthiget, die Hoheit des Reiches anzuerkennen, Zins zu zahlen und
950 den Heerbann zu geloben 950. Ueber die Magyaren wird auf dem
955 Lechfelde bei Augsburg 955 ein großer Sieg erfochten, der ihnen lehrt, nach Deutschland nicht wieder zu kommen. Das Wichtigste aber ist, daß Otto sich in die Verhältnisse Italiens hereinziehen läßt, daß er dem römischen Stuhle ein größeres Kaiserthum wieder herzustellen gestattet. Adelheid, des Königs Lothars Gemahlin, soll von Berengar II. genöthiget werden, seinem Sohne Adalbert die Hand
951 zu reichen. Otto zog nach Italien 951, nicht allein um Adelheid zu befreien und sie, wie geschah, zu seiner Gemahlin zu machen, sondern auch, weil seine Seele nach einem trügerischen Glanze strebte. Er wollte die Herrschaft über Italien, welches gegen das noch rauhe Deutschland Pracht und Herrlichkeit war. Diese erste Heerfahrt nöthigte den König Berengar II. anzuerkennen, daß er ein Vasse des Reiches der Deutschen sei. Das sollte die Vorbereitung sein. Es verliefen darauf mehrere Jahre, in denen Otto I., vielfach anderwärts beschäftigt, Italiens nicht gedenken konnte. Berengar II. suchte unterdessen sich bei seinen Vassen Gehorsam zu verschaffen und regte
954 sie dadurch gegen sich auf. In Rom aber starb Alberich 954, und sein Sohn Octavian, der den weltlichen Einfluß seines Vaters auf
956 die Stadt erbte, setzte sich 956 als Pabst Johannes XII. auch auf den apostolischen Stuhl. Rom aber und Johannes XII. sie wurden von Berengar II. bedrängt. Der Pabst wendete sich um Hülfe an
961 Otto I. Derselbe zog nun abermals nach Italien 961 und leicht

bewog er die Waffen Italiens, die der Könige so viele zu machen gewohnt, ihn zu einen solchen König zu wählen. Berengar II. ward nachmals gefangen und wanderte gefangen nach Deutschland. Otto kam nach Rom und gestattete gern, daß der Pabst ihm die Kaiserkrone aufsetzte 962. Otto wußte so wenig wie die Karolinger, was 962
der Pabst damit sagen wollte. Der Pabst aber freute sich, daß das karolingische Kaiserthum doch zur Hälfte, über Deutschland und über Italien, hergestellt sei. Es waren die alten Gedanken des römischen Stuhles. Sie sind noch nicht abgestorben, sie werden noch lange nicht absterben. Der kaiserliche Name giebt Otto nicht die mindeste weitere Gewalt. Aber es scheinet, er hielt ihn für etwas Großes. Der Imperator und der Augustus Roms, davon ist den Menschen eine dunkele Vorstellung geblieben, ist je etwas ganz Anderes gewesen, als die Könige, wie sie jetzt sind, die kaum Herren der Waffen. Ist auch der Name jetzo erst gewonnen, die Sache selbst wird später kommen. Es scheinet nun Otto I. das Andere für minder wichtig gehalten zu haben. Er giebt nun 966 das Herzogthum Sachsen an Her- 966
mann Billung. Thüringen scheint er ihm nicht mitgegeben zu haben. Dagegen holt er, damit das Kaiserthum ganz sicher bleibe, seinem Sohne Otto eine kaiserliche Gemahlin, die Prinzessin Theophania aus Constantinopel, und ließ denselben in Rom 967 durch Pabst 967
Johannes XIII. ebenfalls zum Kaiser krönen.

Also ward von zwei Seiten an den Gewinn derselben imperatorischen Gewalt gedacht, unter der das Geschlecht der römischen Menschen einst vertrocknet war. Aber es sollte dahin nicht kommen, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Das römische Imperatorenthum taugte nicht für die germanische und romanische Welt. Es sollte eine andere und bessere Art der Ordnung und des Rechtes kommen: doch nach den längsten Mühen und Kämpfen erst. Kaiser Otto I. aber starb 6. Mai 973, und das Reich ging über 973
auf den Erstgeborenen seiner zweiten Ehe, den Kaiser Otto II., der schon 951 zum Nachfolger von den deutschen Großen erkohren wor- 951
den. Ludolf, der Sohn der ersten Ehe, war 957 in Italien gestor- 957
ben. Das Kaiserthum hatte den Mitgliedern des Hauses Sachsen den Sinn verwirrt. Sie jagten einer unerreichbaren Truggestalt nach, und ob derselben kümmerten sie sich um Deutschland nicht. Otto II. meinte, da er Imperator sei, müsse er ganz Italien gewinnen. Er griff das untere Italien an, ward aber bei Basanatello von Saracenen, die sich von Sicilien aus auch einiger Puncte Unteritaliens bemeistert, geschlagen 982. Der Kaiser dachte an eine neue 982

983 Heerfahrt, als er starb 7. December 983. Sein dreijähriger Sohn Otto III. war schon zu Vaters Lebzeiten von den deutschen Heeren als König anerkannt. Die Frauen Adelheid und Theophania walteten für ihn, wie sie konnten, und erzogen ihn in undeutscher Weise.
996 So wie er herangewachsen, zog er nach Italien 996 und nahm die Kaiserkrone aus den Händen Gregors V. Er wollte vielleicht den Sitz des Reiches nach Rom verlegen. Dorthin gehörten ja die rechten Imperatoren und die rechten Auguste. Es strebte wenigstens Otto III. zum Römer zu werden und die alte römische Weise emporzubringen.
1002 Aber es riß ihn der Tod 23. Februar 1002 mitten aus seinen Bestrebungen heraus. Er starb vielleicht an italienischen Gift. Mit ihm war der Stamm des Hauses Sachsen, der von Heinrich I. kam, ausgegangen. Aber es war ein Seitenzweig desselben übrig, von dem Bruder Ottos I., Heinrich, dem Herzog von Baiern. Es hatte sich das Herzogthum Baiern in dieser Familie erhalten. Heinrich I.
955 hatte das Herzogthum gehabt bis zu seinem Tode 955, und sein
995 Sohn Heinrich II. 995 es fortgepflanzt auf Heinrich III., der es noch besaß, als die Hauptlinie des Hauses Sachsen ausstarb. Mit großer Mühe gelang es diesem Heinrich als König von den Großen des Reiches anerkannt zu werden. Es bedeutete aber dieser Heinrich II. auf dem Throne nichts. Es gehen zuerst keine Thaten von Bedeutung von ihm aus. Das Einzige, was etwa Erwähnung verdient, ist die Verbindung, die durch ihn zwischen Deutschland und dem Reiche Burgund angeknüpft wird. In dem Reiche Burgund, wo das Königthum um so unbedeutender wird, je länger die Zeit
937 verläuft, ist auf Rudolf II. 937 sein Sohn Konrad gefolgt und von
993 diesem 993 der königliche Name übergegangen auf Rudolf III. Dieser, vielleicht meinend, Heinrich II., sein Neffe, könne ihm etwas helfen gegen seine trotzige Vassen, erkannte sich als dessen Vassen an
1016 1016 und setzte ihn zum Erben ein. Auch die Verbindung mit
1004 Italien setzte Heinrich II. fort. Er ward König von Italien 1004,
1014 er ward Kaiser 1014. Die alte Gesinnung der italischen Vassen
1002 war noch immer wach. Ein Theil von ihnen setzte 1002 den Markgrafen Arduin von Ivrea dem Heinrich als König entgegen, ein anderer hatte sich an Heinrich II. gewendet. Arduin ward indessen bald
1014 dieses nichtigen Königthumes müde und ging ins Kloster 1014. Gedanken an das Reich und über das Reich hat dieser Heinrich II. gar nicht. Seine Freude ist, die heilige Kirche zu beschenken und ein Mönch zu sein in seinem Leben. Darum lebt er auch mit seiner

Gemahlin in jungfräulicher Ehe, und es stirbt mit ihm 13. Juli 1024 das Haus Sachsen im Mannesstamme aus. 1024

In der langen Zeit, welche von dem Untergange des großen Reiches der Karolinger bis jetzt verlaufen, war das Königthum um keinen Schritt weiter gekommen. Weder ein neuer Grundsatz ist aufgestellt worden, noch ist es den Königen gelungen, irgend eine That durchzuführen, durch welche die königliche Macht sich aus dem tiefen Stande erheben könne, in den sie unter den Karolingern gefallen. Dagegen hat die bloße Fortdauer des Lehnswesens und der Vassen und aller Vorstellungen und Begriffe, auf denen der Frankenstaat gestanden, die königliche Macht noch unbedeutender gemacht als sie unter den letzten Karolingern gewesen. Der Gang aber der Verhältnisse war in Italien, seitdem es an die Deutschen gekommen, ein etwas verschiedener als in Deutschland selbst gewesen. Die Deutschen fanden im obern und mittleren Italien eine Vassenwelt, welche versäumt hatte, ein solches Schutz- und Trutzbündniß unter sich zu schließen, wie es von den Vassen in Frankreich geschah. Sie hatte daher eine geringere Festigkeit und einen geringeren Zusammenhang unter sich. Die Deutschen fanden ferner die großen Römerstädte, in denen mit dem Laufe der Zeit auch Menschen vom germanischen Stamme sich niedergelassen. Die großen weltlichen Vassen standen als Grafen über den Gemeinfreien der Städte. Es hatten sich in denselben After-Vassen, ritterbürtige Männer, niedergelassen in nicht geringer Zahl. Um so weniger war den großen Vassen gelungen mehr als königliche Beamte über die Städte zu werden, die sie durch Unterbeamte verwalten ließen. Die Könige aus dem Hause Sachsen suchten nun in Italien, die Macht der großen Vassen besonders dadurch zu brechen, daß sie ihnen die Städte entzogen. Sie übertrugen dieselben den Bischöffen. Es war von Wichtigkeit, daß die Städte den großen weltlichen Vassen entzogen wurden, daß sie unter die Bischöffe kamen: dadurch ist im folgenden Jahrhundert die Freiheit der Städte des obern Italiens, wo die Könige aus dem Hause Sachsen besonders, wie beschrieben, verfahren, möglich geworden. Der Bischoff verwaltet die Stadt ebenfalls durch seine Unterbeamten. Bei der Handhabung des Rechtes stehen denselben nach altgermanischer Sitte die Schöffen zur Seite, welche das Urtheil finden, das durch den Beamten vollzogen wird. Auch in die Römerstädte haben die Deutschen allmählig deutsche Weise eingeführt. Diese Schöffen, die aus der Gemeine selbst hervorgehen, haben sich nachmals der Administration und der Rechtspflege in der

Stadt selbst bemeistert. Schon fangen die italienischen Städte an durch Handel, Gewerbe und Verkehr wieder zu blühen. Neben Venedig stehet Pisa und Genua am höchsten. Ein Reich der Mosle-
1000 men auf Sardinien, das Musat um das Jahr 1000 gegründet, indem er Sardinien von der Herrschaft der Fatimiden in Aegypten los-
1022 riß, ward von den Pisanern gestürzt 1022. Vier mächtige Stadtgeschlechter belehnte Pisa mit der Insel.

Das deutsche Reich aber, obwohl noch immer auf der Unterlage stehend, auf welcher das Reich der Karolinger geruhet, hatte sich doch reicher und mannichfaltiger ausgebildet. Diese Weiterbildung war indessen nicht zum Vortheil des Königthumes gewesen. Der König war nicht mehr als er im Karolinger-Reiche gewesen. Er konnte Bischöffe, Herzöge und Grafen einsetzen. Das Amt aber ward betrachtet als ein Lehn und das Lehn konnte der König nicht zurücknehmen aus freier Macht. Er konnte es nur dem Belehnden wieder nehmen nach dem Spruche seiner Standesgleichen. Es mußte über den Fürsten das Fürstengericht gehalten worden sein. Die Begriffe der Menschen sind so arm: es ist einmal in dem Reiche der Franken so gewesen, daß das Amt gegeben wird als Lehn. Es kommt niemand auf einen anderen Gedanken. Aber, hätten die Könige auch andere Gedanken gehabt, hätten sie wechselnde Beamte anstellen wollen, so ist eine Frage, ob die Fürsten es würden geduldet haben. Sie hielten ungemein fest an dem alten Herkommen, sie maßen ihm Gesetzkraft bei: es war ihnen so förderlich. Der König hatte das Recht auszuführen, was auf dem Tage des Reiches beschlossen worden: auch dieses war nur ein armseliges Recht. Es ward fast nichts beschlossen als Heerfahrten. Der König erschien durch die Ausführung solcher Schlüsse nur als der oberste Feldhauptmann. Dagegen war die Welt der Vassen üppig emporgestiegen. Sie fing auch in Deutschland an, sich etwas anders zu gestalten als in dem Reiche der Franken. Dieses geschah theils ohne, theils aber auch mit Schuld der Könige aus dem Hause Sachsen. Die Grafen fingen an die Grafschaft als ein erbliches Lehn zu betrachten. Das Lehn, welches auf Grund und Boden ruhete, war ja so lange erblich, warum sollte das Ehrenlehn nicht auch erblich sein. An den äußersten Puncten Deutschlands, in Lothringen, sind schon im zehnten Jahrhundert erbliche Grafengeschlechter. Schon die letzten Karolinger hatten Grafschaften als Eigenthum vergabt. Die Ottone verbanden die Grafschaft oftmals mit Bisthümern. Da wurden die Grafschaften ja gewissermaßen erblich. Der Kirche, bei welcher sich

einmal etwas befand, ward in der Regel nichts wieder genommen. Es war ja das Eigenthum Gottes. Dadurch mußte in allen Grafen der Gedanke aufwachen, sich erblich zu machen. Wenn durch die erbliche Grafschaft die Handhabung der Gerichtsbarkeit an einem weltlichen oder geistlichen Großen übergegangen war wie ein erbliches Gut, so konnte daran, zumal da die Grafschaft ein so weiter Begriff war, ein volles Hoheitsrecht über die Insassen derselben geknüpft werden, und es ist allmählig geschehen. Es ist um so mehr geschehen als die Ottone, besonders an die Kirche, freigebig mit Schenkungen von Zöllen, Regalien und Domänen gewesen. In den folgenden wirren Zeiten griffen die weltlichen Vassen auch gewaltsam zu, bemeisterten sich der Königsrechte und der Königseinkünfte. Selten konnte ein König wagen, dem Reiche etwas wiederzunehmen, was demselben gewaltsam entrissen worden. Alle bedeutende Vassen-Geschlechter führten jetzt den Grafennamen. Es fehlte an Büchern und Schrift: oftmals war unentschieden, was von ihren Besitzungen Alode, wirkliches Eigenthum, und was Lehn sei. Vor den Grafen konnten die Herzöge nicht aufkommen. Von zwei Seiten ward gegen die Herzöge gearbeitet. Die Könige suchten die Macht derselben zu brechen. Schon Heinrich I. hatte Pfalzgrafen neben die Herzöge gestellt. Die Pfalzgrafen sollten den König vertreten in der Beobsichtigung der Handhabung des Rechtes. Die Grafen, die unmittelbares Lehn vom König besaßen, waren Fürsten wie die Herzöge. Sie erkannten die Herzöge nur als Häupter und Führer an. Sie ließen wiederum dem König nicht uneingeschränkt das Recht, den Herzog zu bestellen. Sie behaupteten, daß auch aus ihrer Wahl das Herzogthum hervorgehe, wie das Königthum zweifelsohne aus eben derselben komme. Ober- und Niederlothringen, Baiern, Kärnthen, Schwaben, Sachsen waren jetzt die Herzogthümer. Franken hatte in der Regel keinen Herzog. Neu erobert waren von den Deutschen worden die sogenannten Markgrafschaften, Meißen, Nordsachsen und Ostsachsen.

Nicht alle Grafengeschlechter vermochten sich in dem Stande der Reichsunmittelbarkeit zu erhalten. Besonders in dem folgenden Jahrhundert, da fast alle Ordnung in Deutschland aufhörte, geschah häufig, daß solche minder mächtige Grafengeschlechter in ein Vassen-Verhältniß zu mächtigern Grafen, zu Bischöffen oder zu Herzögen treten mußten. Der Ursprung des alten Frankenlehns war in den Hintergrund getreten. Man behandelte es als Alode und es wurden künstlich neue Lehn daraus gebildet. Solche After-Vassen wur-

den nicht mehr zu den Fürsten gezählt. Die eigentlichen After-Vassen des Reiches der Franken aber standen noch da, jeder in dem alten Verhältniß zu seinem unmittelbaren Lehnsherren. Der Herr war gepflichtet mit ihnen bei dem Heerbann zu erscheinen, wenn der König dazu entbot. Der ganze germanische Adel, auf der Vassen-Welt der Franken fußend, war noch nicht vollständig abgeschlossen. Er ward es erst im zwölften Jahrhundert. Diese After-Vassen bildeten nicht allein die Kraft ihrer Lehnsherren. Fast alle mächtige Große Deutschlands hatten sich noch mit Dienstmannen umgeben, die für den Genuß eines Gutes zu Hof und Waffendiensten gepflichtet waren. Solche Dienstmannen wurden oft als unfreie Menschen betrachtet, die dem Herrn auch mit ihrem Leibe gehörten. Dennoch ist ein guter Theil des niedern deutschen Adels von ihnen entsprossen. Das Verhältniß der persönlichen Unfreiheit hat mit dem Laufe der Zeit aufgehört. Die deutsche Vassen-Welt ist nicht wie die französische, welche das Königthum ganz von sich schüttelte, es wenigstens auf mehrere Jahrhunderte in die Vergessenheit stellte, ohne jedoch die Erinnerung daran ganz zu verlieren, in ein neues Verhältniß unter sich getreten, in dem das Königthum Anfangs gar keine Stelle fand. Sie ist eine langsam arbeitende, welche dafür aber auch zu einem länger daurenden Bau gelangt. Erst im dreizehnten Jahrhundert gelangt der fürstliche Adel zu voller Herrschaft. Schon unter den letzten Karolingern scheint der Heerbann der Vassen fast nur aus Reuterei bestanden zu haben. Gegen die Slaven, die Magyaren und zu den Zügen nach Italien kann Reuterei am besten gebraucht werden. Der Heerbann der Gemeinfreien hat zwar nicht ganz und durchaus, aber doch fast aufgehört. Die Gemeinfreien des Flachlandes, dadurch wehr und waffenlos geworden, sind um so leichter unter die Gewalt des Adels gefallen. Eine große Menge von Umständen und Verhältnissen hatten seit langer Zeit gegen die Gemeinfreien des Flachlandes gearbeitet. Der bei weitem größte Theil von ihnen wurde aus der unmittelbaren Verbindung mit König und Reich genommen. Ein Theil von ihnen fiel in Hörigkeit und Knechtschaft, ein anderer mußte wenigstens Zinspflichtigkeit und Dienste auf sich nehmen. In den Landen, welche den Slaven wieder abgenommen und von den Deutschen wieder erobert wurden, fiel das Schicksal der Bewohner des Flachlandes am härtesten. Sie kamen in eine vollständige Leibeigenschaft. Dagegen fingen auch in Deutschland die Städte an sich zu heben. Es gab eine doppelte Classe solcher Städte. Zuerst die alten Rhein und Donaustädte von rö-

mischer Erbauung. Zweitens die Städte, welche von Herren auf ihrem Gebiet, das von ihnen wie ein volles Eigenthum betrachtet ward oder es auch wirklich war, angelegt wurden. Heinrich I. legte auf seinem Gebiete mehrere solche große Orte an, die nachmals zu Städten geworden sind. Die Städte wurden die Zuflucht der Gemeinfreien, die sich auf dem flachen Lande von den Adel überwältigt sahen. Jetzo noch in ihrer ersten Bildung begriffen, wurden sie das wohlthätige Mittelglied zwischen dem dienenden und dem herrschenden Stande.

Indessen hub nach dem Aussterben des Hauses Sachsen eine Zeit an, welche nicht allein für Deutschland und Italien, sondern für die ganze abendländische Welt überhaupt von einer hohen Wichtigkeit war, obwohl sie zunächst diese Wichtigkeit nur für Deutschland und Italien hatte. Das Aussterben des Hauses Sachsen hatte die deutschen Fürsten daran erinnert, daß das Königthum durch ihre Wahl vergeben werde. Unter den Karolingern hatte das Königthum halb auf dem Erbrecht und halb auf der Wahl der Vassen gestanden. Es gab auch jetzt noch keine Satzung, daß es allein auf der Wahl der Großen stände. Es gab solche feste, bestimmte, geschriebene Satzungen des Reiches überhaupt nicht. Thatsächlich aber stand das Königthum auf der Wahl. Die Fürsten kamen zusammen und wählten Konrad, den Franken, zum König. Konrad ward der Salier zugenannt, wahrscheinlich weil er von jenseits des Rheines stammte. Er war Graf und Vasse des Reichs, aber von großer Macht war er nicht. König Konrad II. setzte die Verbindung mit Italien fort. Es war inhaltsschwer, daß sie fortgesetzt ward. Er
nahm 1026 die Krone Lombardiens und 1027 das Kaiserthum aus 1027
den Händen des Pabstes Johannes XIX. In Italien gab Konrad II. 1026
ein Gesetz, daß die Güter der After-Vassen, die hier vavassori genannt wurden, erblich sein sollten. In Deutschland, ohne daß ein Gesetz deshalb gegeben wurde, wird im eilften Jahrhundert die Erblichkeit der Afterlehn ebenfalls Sitte. Konrad II. gewinnt ferner das
Reich Burgund für Deutschland, nachdem Rudolf III. 1032 gestor- 1032
ben. Das Reich besteht nun aus drei Theilen, Deutschland, Italien, Burgund. Besonders die romanischen Theile Burgunds sind den Königen Deutschlands nie weiter als dem Namen nach unterworfen gewesen. Dagegen gab Konrad II. die Mark Schleswig an
die Dänen zurück 1027. Auch sann Konrad II. darauf, wie er dem 1027

Stenzel. Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern I. II. 1827.

Königthume eine größere Macht gewinne. Er glaubte bei den Herzogthümern beginnen zu müssen. Er brachte Baiern 1027, Schwaben 1038 und Kärnthen 1039 an seinen Sohn Heinrich, den er noch bei seinem Lebzeiten als künftigen König von Deutschland und Burgund anerkennen ließ. Eingezogene Reichs-Lehn, so behaupteten die Großen, in deren Hände das Reich lag, dürften von dem König nicht behalten, sondern müßten von ihm wieder ausgelehnt werden. Diesen dem Königthume so gefährlichen Grundsatz wollte Konrad II. dadurch unschädlich machen, daß er ihn umging, indem er das Herzogthum in Baiern, Schwaben, Kärnthen dem aufträgt, der nach ihm König sein sollte. Er hoft derselbe werde jenen Grundsatz in Vergessenheit bringen können. Auch scheint Konrad II. Haus gehalten zu haben. Was von den königlichen Einkünften noch übrig ist, das lehnt er nicht aus, wie die Ottone gethan: es soll bei dem
1039 Königthume bleiben. Nach dem Tode Konrad II. 4. Juny 1039 folgte ohne Streit jener Sohn Heinrich III. Die Fürsten sind offenbar bedenklich geworden über die Gesinnung, welche in dem Hause Franken zu sein scheint. Heinrich III. wird genöthigt, die Herzogthümer Baiern, Schwaben und Kärnthen wieder auszulehnen. Die Fürsten sind wachsam auf jede Regung des Königthumes. Was er aber nicht wegzugeben brauchte, was des Königs noch war und was niemals Lehn gewesen, das behielt Heinrich III. und den Fürsten war's zuwider, daß damit auch die Möglichkeit da war, das Königthum könne sich dereinst zu einer Gewalt machen. Züge nach Italien, Kriege gegen die Polen und Ungarn füllten das Leben Heinrich III. aus und er vermochte nichts zu thun, was der Herrschaft der Fürsten eine Gefahr gedroht. Dennoch scheint er ihnen zuwider gewesen zu sein. Heinrich III. starb am 5. Octbr. 1056 und vielleicht war dieser Tod beschleunigt worden. Das Herzogthum Baiern hatte er kurz vor seinem Tode doch wieder an sein Haus gebracht. Damit hängt am Ende sein Tod zusammen.

Wenn unter Heinrich III. die Angelegenheiten des Reiches als wenig bedeutend erscheinen, so waren dagegen die Angelegenheiten der Kirche von einer großen Bedeutung geworden. Von Ferne her bereitete sich ein heftiger Kampf zwischen dem Staate und der Kirche vor. Er ward dadurch herbeigeführt, daß die Letztere den Ersteren ganz aufzulösen gedachte. Der römische Stuhl ist es, welcher die Kirche zu sein behauptet, welcher dieser Kirche alle Gewalt auf Erden gewinnen will. Es sind die Gedanken, die schon unter den Karolinger vorhanden gewesen. Aber sie treten in einer an-

dern Art und Weise hervor. Der römische Stuhl hat in der langen Zeit seit dem Untergange des großen Karolinger-Reiches keine Gelegenheit gewonnen, bedeutend auf dem Schauplatze der weltlichen Ereignisse zu erscheinen. Es sind wohl Kaiser gemacht und die Vorstellung, daß eigentlich alle Gewalt der Erde nach Rom, auf den apostolischen Stuhl, gehöre, ist festgehalten worden. Aber es hat nichts geschehen können, wodurch dieser Gedanke, diese Vorstellung, einen festen Grund und Boden empfinge. Es hat nichts gewonnen werden können, wodurch die Gewalt des römischen Stuhles über die Länder der Welt factisch begründet oder nur angefangen werde. Nun war zur Zeit Heinrich III. die Welt in Bewegung wegen der sogenannten Simonie, die von eifrigen Dienern der Kirche für das schwerste Verbrechen gehalten wurde. Simonie ward es genannt, wenn jemand durch heimlichen oder offenen Kauf ein kirchliches Amt erlangte, wenn jemand ein solches Amt offen verkaufte oder sich dafür unter der Form eines Geschenkes bezahlen ließ. Die Simonie hatte sich fast mit Nothwendigkeit aus dem verkehrten Stande entwickelt, in den die Kirche durch den Eintrit in das Lehnswesen und durch die allgemeine Gier der Priester, der Güter und Rechte so viele als möglich an die Kirche zu bringen, gerathen war. Das Bisthum, welches zugleich ein mächtiges Lehn war und ein Antheil an der Staatsgewalt, hatte gerade für die unkirchlichsten Menschen den stärksten Reitz. Es war Genuß und Gewalt. Sie boten also denen, welche die Bisthümer und ähnlichen Stellen zu vergeben hatten, gern Kaufpreis und Geschenk, um das Ersehnte zu erlangen. Die Könige, Fürsten und Herren aber, von denen das Bisthum selbst und das mit dem Bisthum verbundene Lehn vergeben ward, nahmen das Geld wohl. Die Habgier der Kirche hatten ihre Einkünfte wie ihre Macht so geschmälert, daß ihnen willkommen sein mußte, wenn die Kirchenlehn auf einer andern Seite wieder etwas einbrachten. Die Simonie herrschte allgemein. Eifrige, und besonders Mönche, behaupteten, daß durch die Simonie nur falsche Priester entständen und die Kirche durch sie zu Grunde gehe. Heinrich III. hatte sich frei gehalten von der Simonie und er wünschte, sie abgestellt zu sehen allenthalben. Als er zum erstenmalen 1046 nach 1046
Italien zog und eben drei Päbste in Rom um das Pontificat stritten, ließ er durch die Kirchenversammlung von Sutri zwei von denselben, Benedict IX. und Silvester III., absetzen. Der dritte, Gregor VI., den die Kirchenversammlung für den rechten Pabst hielt, den sie nicht richten dürfe, erklärte sich des apostolischen Stuhles

selbst für unwürdig. Schon die Ottone hatten versucht die Besetzung des apostolischen Stuhles an den Kaiser zu bringen. Sichtbar geschah dieses, weil sie fühlten, das Pabstthum sei ihnen gefährlich. Sie wollten es eben dadurch unschädlich machen, daß sie es mit Männern ihrer Wahl besetzten. Heinrich III. wollte wieder auf diesen Weg kommen. Er setzte erst Clemens II. ein und als dieser schon
1047 1047 starb, Damasus II. und nachdem auch dieser schon 1048 ge-
1048 storben Leo IX. Diese Päbste und besonders Leo IX. eifern heftig gegen die Simonie. Sie halten, und zum Theil auf Betrieb Heinreich III., der 1046 die Kaiserkrone in Rom empfangen, Synoden gegen die simonistischen Bischöffe, Aebte und Kirchenleute überhaupt. Es scheint aber gleich nicht als sei der Eifer des Pabstes wegen der Simonie an sich selbst sehr groß. Denn wenn die Simonisten nur ihre Sünden bekennen, so spricht sie der Pabst los. Sie behalten die einmal gekaufte Stelle.

Sichtbar ist in Rom alsbald ein neuer Gedanke entstanden. Es ist wahrscheinlich, daß dieser neue Gedanke sich in der Seele eines Mönches, Hildebrand genannt, entwickelt hat. Es erscheint dieser Mann zuerst bei Gregor VI., dann bei Leo IX. in großem Einfluß. Der Gedanke ist, dem Worte, dem Verbrechen der Simonie eine erweiterte Bedeutung zu geben, um dadurch etwas Ungeheures zu erreichen, wodurch die Pabstgewalt eine sichere Unterlage gewinnen kann. Nicht allein das Kaufen und Verkaufen der Kirchengüter soll Simonie genannt werden, sondern es soll schon Simonie sein, wenn jemand ein Kirchenamt aus den Händen eines Laien nimmt. Mit dem Kirchenamte ist aber auch Lehn, ist weltliche Macht, verbunden. Die Bischöffe und Aebte sind als Lehnsleute den Königen und den Fürsten zu Treue und Gehorsam verpflichtet. Hildebrand will, daß dieses Band zerrissen werde. Die Bischöffe, die Aebte, mit aller der Macht, den Aftervassen, den Dienstmannen, den Einkünften, Rechten, Besitzungen, die entweder als Lehn oder als Schenkung an die Kirche gekommen sind, sie sollen aus dem Verbande mit den Königen, mit den Reichen der Welt, gerissen und in ein anderes Band, in das Band mit dem römischen Stuhl, gebracht werden. Dann gewinnt der römische Stuhl, mit einem Schlage ein Doppeltes. Zuerst eine unmittelbare Gewalt. Die Bischöffe sollen zu Vassen des römischen Stuhles gemacht werden. Der Pabst stellt die Kirche in dem letzten und engsten Sinne dar. Was der Kirche gehört, gehört eigentlich dem römischen Stuhle. Was ein anderer daher besitzt, kann er in dem Sinne der Zeit nur als ein

Lehn des apostolischen Stuhles besitzen. Der Pabst wird dann seine mächtigen Waffen allenthalben haben. Bischöffe und Aebte verstehen jetzt trefflich das Schwert zu führen. Zweitens aber erreicht der römische Stuhl, wenn diese Sache ausgeführt werden kann, zugleich auch, daß die weltlichen Reiche, indem die Kirchenlehne und die Kirchengüter aus der Verbindung mit ihnen, aus dem Gehorsam zu ihnen, gerissen werden, halb aufgelöst und zertrümmert werden müssen. Um so leichter können sie durch spätere Angriffe vollends zertrümmert werden. So hat der Gedanke gewiß vor der Seele Hildebrands gestanden. Er hat sich wohl gehütet, diesen Gedanken ganz auszusprechen. Er müßte ein Thor gewesen sein, wenn er ihn ausgesprochen. Er hat sich indessen auch keine große Mühe gegeben, denselben zu verbergen. Es ist ein ungeheurer, ein riesenmäßiger Gedanken, der zwar nicht hat hinausgeführt werden können, der aber keinesweges ohne Aussicht auf Verwirklichung war. Es ist der Gedanke so groß, daß die rechte Zeit erwartet werden muß, um mit ihm hervorzutreten. Man trit nicht hervor, so lange Heinrich III. lebt. Nur läßt sich Leo IX. in Rom von den Römern in
der rechten canonischen Weise noch einmal zum Pabst wählen 1049. 1049
Es geschah auf Hildebrands Rath. Es war vor Allem nothwendig, das Pabstthum wieder von dem Kaiserthume unabhängig zu machen. Die Handlung sollte sagen, daß der Kaiser nicht das Recht habe,
den Pabst zu ernennen. Leo IX. starb vor Heinrich III. 1054. 1054
Man hatte noch mit einem Manne zu thun. Hildebrand ließ sich von den Römern nach Deutschland senden, um den Kaiser um einen Pabst zu bitten. Der Kaiser gab Victor II., der sich auch noch einmal in Rom wählen ließ.

Bald darauf stirbt Heinrich III. und die Hierarchen in Rom athmen freier. Sie warten auf den günstigen Moment um hervorzutreten. Sie gewahren, daß derselbe nicht lange ausbleiben werde. Mit scharfen Augen folgen sie der Lage der Dinge in Deutschland. Dort herrscht beim Tode Heinrich III. eine scharfe Spannung. Heinrich IV. sein Sohn, schon im voraus zum König gewählt, ist ein fünfjähriger Knabe. Die Mutter Agnes übernimmt die Verwaltung. Die Fürsten sind bedenklich geworden über die ganze Weise dieses Hauses Franken. Am bedenklichsten aber die Fürsten in Sachsen. In Sachsen hat sich das Geschlecht der Billungen erhalten: Magnus ist jetzt Herzog. Die Bedeutung der Billungen ist aber sehr gering. Die Fürsten gestatten dem Herzog fast gar keinen Einfluß. Die Sachsen sind bedenklicher geworden als die andern, weil

Heinrich III. Burgen auf den Bergen Thüringens hat bauen lassen. Sie meinen, sie sollten mit diesen Burgen gezwungen werden. Sie
1057 wollen schon 1057 einen andern König wählen. Aber es kommt nichts zu Stande. Die Kaiserin Agnes wird genöthigt, das Herzogthum Baiern wieder auszulehnen an Otto von Nordheim, der von Geburt ein Sachse. Die Fürsten aber meinen, sie müssen sich sichern gegen das Haus Franken. Darum entführen sie den jungen Hein-
1062 rich zu Pfingsten 1062 seiner Mutter. Erzbischöffe des Reiches spielen bei diesem Vorgange die Hauptrolle. Die Kaiserin Agnes verliert nun die Reichsverwesung. Die Bischöffe bestimmen, in wessen Diöcös der junge König sich aufhalte, in dessen Händen sollte auch die Reichsverwesung sein. Alsbald erhebt sich eine wilde Verwirrung in dem Reiche, so wild, daß das Volk meinte, die Ankunft des jüngsten Gerichts werde dadurch bezeichnet. Die Fürsten und Herren, so weltliche wie geistliche, raubten königliche Einkünfte, Güter und Rechte, sie beraubten sich unter einander selbst, sie drückten und quälten das Volk, sie machten ihre Schwerter und ihre Wildheit zum Gesetz. In diesem tollen und wilden Treiben wuchs Heinrich IV. auf. Wie er heranwuchs und sich freier und selbstständiger zu bewegen begann, so gedachten sie sich seiner durch Mord zu erledigen. Otto von Baiern miethete einem Mörder gegen den König. Der Gedungene aber verrieth's. Die Sache war so klar, daß ein Fürstengericht Otto schuldig fand. Er verlor das Herzogthum und
1070 Baiern kam an den Grafen Welf 1070. Weil der König sich wieder freier und selbstständiger zu bewegen begann, so fürchteten die Fürsten die Wiederkehr der verhaßten Politik des Hauses Franken. Sie fürchteten, daß er an die königliche Gewalt denken möchte. Es war auch unmöglich, daß Heinrich IV. nicht daran hätte denken sollen. Was er aber gedacht und wie er's zu vollenden gedacht, das läßt sich nicht sagen. Während in den anderen Theilen des Reiches kein oder wenig Gehorsam ist, scheint der König eine besondere Absicht mit Sachsen gehabt zu haben. Er läßt die Burgen auf den Bergen Thüringens mehren, darin sich unmittelbare königliche Dienstmannen befinden. Vielleicht dachte er auf einen Gewaltschlag gegen die sächsischen Fürsten. Er schloß ein Bündniß mit den Dänen. Aber die sächsischen Fürsten waren wachsam. Sie kamen dem König zuvor.
1073 Plötzlich im Sommer 1073 sah Heinrich sie unter den Waffen mit starker Macht. Der König entwich an den Rhein. Alle seine Entwürfe waren zerstört. Der König konnte die Sachsen nicht züchtigen. Die Fürsten und Herrn des mittlern und südlichen Deutschlands

betrachteten die Sache der Sachsen als ihre eigene. Heinrich IV. fand keinen Gehorsam und keine Treue. Sie redeten sogar klar davon, daß sie einen andern König wählen würden. Der König mußte am Anfange des Jahres 1074 eine Art Frieden, zu Gerstun- 1074
gen, mit den Sachsen schließen. Die königlichen Burgen in Sachsen uud Thüringen sollten zerstört werden. Doch bald schlagen die Verhältnisse um. Heinrich gewinnt zwar nicht Treue, aber doch augenblicklichen Gehorsam, hier durch Versprechungen, dort durch andern Verhältnisse, da die Fürsten auch unter einander vielfach sich entgegenstehen. Er kann ein Heer zusammenbringen. Er erklärt, daß die Sachsen den Frieden gebrochen. Er faßt und überwindet sie in einer großen Schlacht an der Unstrut am 9. Juny 1075. 1075

Nach diesem Siege scheint die Macht des Königs hoch zu stehen. Die sächsischen Fürsten fallen in Folge desselben in seine Hand. Er vertheilt sie unter die andern Fürsten, damit sie von denselben aufbewahrt würden. Das Glück aber des Königs ist nur ein anscheinendes. Die, mit deren Waffen er diesen Sieg gewonnen, müssen höchst bedenklich über denselben werden. Sie müssen sich fragen, wie wird Heinrich den Sieg benutzen. Wird er etwa der Gewalt der Fürsten zuerst in Sachsen ein Ende machen. Und wenn ihm dieses gelungen, wird er denn nicht weiter greifen wollen auch in die andern Theile Deutschlands. Die Fürsten sind entschlossen, es nicht dazu kommen zu lassen, daß der König in Sachsen die Fürstenmacht zerschlage. Sie sehen sich nach einer Veranlassung um, gegen den König aufzutreten, damit die Plane und Entwürfe, die er wohl hat, gestört und zerstört werden könnten. Schon vor der Schlacht an der Unstrut ist eine große Spannung in Deutschland unter den Fürsten vorhanden. Nach derselben steigert sie sich auf den äußersten Grad. Auf diesen Zustand der Dinge nun ist in Rom gezählt worden mit schlauer Berechnung. In diesem Zustande wagt Rom mit seinen riesenmäßigen Entwürfen hervorzutreten. Die Ereignisse in Rom sind in der letzten Zeit in folgender Weise verlaufen. Pabst Victor II. war 1057 gestorben, und Stephan IX. war kurze Zeit 1057
nach ihm Pabst gewesen bis 1058. Als der römische Adel sich 1058
wieder der Besetzung des apostolischen Stuhles bemeisterte und Benedict X. aufstellte, wirkte Hildebrand selbst ein, daß die Kaiserin Agnes einen Pabst ernannte, Nicolaus II. Vor demselben mußte Benedict weichen. Da nun in Deutschland die Regentschaft war und die Dinge sich zu verwirren begannen, so faßten sie in Rom Muth. Zuerst stellten sie 1059 auf einer Synode ein Gesetz über 1059

die Pabstwahl auf. Die Päbste sollten künftig von einer kleinen Anzahl auserwählten Priester ernannt werden, damit man sicher sei, daß stets Männer gewählt würden, die nach dem streng priesterlichen Geiste handelten. Die Kardinal-Bischöffe, (die Bischöffe der Diöcös von Rom,) und die Kardinal-Diaconen sollten den Pabst allein wählen. Der Kaiser sollte nur das Recht haben, einen solchen Pabst zu bestätigen, wenn er persönlich des Recht dieser Bestätigung vom apostolischen Stuhl empfangen habe. Dieses lief natürlich auf gar nichts hinaus. Nun belehnte Nicolaus II. Robert Guiscard, den Herzog der Normannen in Unter-Italien, mit Allem, was sie dort
1059 noch erobern würden 1059. Die Normannen verpflichteten sich dagegen, das neue Wahldecret mit den Waffen zu vertheidigen. Die Kaiserin Agnes versäumte gegen dieses Gesetz, daß sich die Hierarchen selbst machten, zu protestiren, es gleich zu cassiren. Als nun
1061 Nicolaus II. 1061 starb, ward mit Hülfe normannischer Waffen, in der nun zum Gesetz gemachten Weise Pabst Alexander II. aufgestellt. Adel und Volk in Rom hatte sich zum Theil seinem bisherigen Einfluß auf die Pabstwahl auch nicht wollen nehmen lassen. Die Kaiserin Agnes cassirte nun erst das Wahlgesetz, und somit auch die Wahl Alexanders II. Sie ließ einen andern Pabst Honorius II.
1062 wählen. Derselbe ward nun zwar wirklich nach Rom geführt 1062. Es brach aber gleich darauf in Deutschland die Verschwörung aus, durch welche Agnes die Regentschaft verlor und diese an die Bischöffe überging. Die meisten Bischöffe sahen es auch gern, wenn das Pabstthum nicht von der Einsetzung des Kaisers kam, wenn es ganz unabhängig ward. Also blieb Honorius II. von Deutschland verlassen, während Alexander II. fortwährend von den Normannen
1065 unterstützt ward. Honorius II. mußte bald aus Rom 1065 weichen. Alexander II. ward fast allenthalben anerkannt. Also setzten die Hierarchen zuerst diese Sache durch. Als nun aber Alexander II.
1071 starb 1071, ließ sich Hildebrand, der unterdessen Kardinal geworden, selbst wählen und nannte sich Gregor VII. Heinrich IV. bestätigte ihn, als er um diese Bestätigung ersucht ward.

Das ist nun der Mann welcher kräftig an der Verwirklichung des Gedankens arbeitete, der schon bei den Päbsten der karolingi-

---

Voigt. Hildebrand als Pabst Gregor der Siebente und sein Zeitalter. 1815. Spittler. Vorlesungen über die Geschichte des Pabstthums. Spittlers sämmtliche Werke. 9. Band. 1836. Mannert. Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken. 2. Theil. 1832. Luden. Geschichte des deutschen Volkes. 8. u. 9ter Theil. 1833—34.

schen Zeit vorhanden gewesen. Es soll die imperatorische Gewalt nach Rom gebracht werden. Die Mittel und Wege, durch welche das zu erreichen ist, sind dem Pabste vollkommen gleichgültig. Es mag immer Jammer und Noth, Blut und Greul kosten. Er sieht, daß es ohne sie nicht abgehen wird, er weiß, daß Jahrhunderte vielleicht voll wilder Kämpfe darum werden geschlagen werden müssen. Es ist ihm das Alles vollkommen gleichgültig. Nun soll und muß aber die Imperatorenmacht unter der Decke des päbstlichen Mantels wieder nach Rom gebracht werden. Darum muß eine Lehre vorhanden sein, auf der sie stehen wird. Gregor stellt in Worten und Schriften eine solche Lehre auf, die auf bereits vorhandenen Ansichten fußet. Diese Lehre ist hin und wieder betrachtet worden wie eine tiefe Weisheit. Die Weisheit Gregors aber lag nur darin, daß er bereits vorhandene Ansichten zu benutzen und ihnen die neue Wendung zu geben verstand, die er haben mußte. Er geht von dem Grunde aus, von dessen Wahrheit die Welt schon überzeugt ist, daß das Christenthum vollkommen gleich sei mit der äußerlich erscheinenden Kirche. Diese Kirche aber ist wieder er selbst, der Pabst. Hier erlaubt sich Gregor einen Schritt weiter zu gehen als die frühere Zeit. So absolut wären Pabst und Kirche noch nicht für gleich erklärt worden. Das Christenthum muß die Welt beherrschen, wer zweifelt daran? Also muß die Welt beherrscht werden von der Kirche, und also auch von ihm selbst, von dem Papste. Das ist nun eine Folgerung die sonnenklar ist, deren Richtigkeit mit Händen gegriffen werden kann, so wie nur die Vordersätze geglaubt werden. Der Pabst ist daher der oberste Herr der Welt, der für Alles zu sorgen, der Alles zu richten, Alles zu lenken hat. Der Pabst hat indessen noch Könige unter sich, die, selbst unter dem Pabst stehend, die Welt leiten und lenken. Solche Könige haben indessen ihn zu ehren als ihren Herrn und Richter. Die Gewalt derselben verhält sich zur Gewalt des Pabstes wie das Licht des Mondes zu dem Lichte der Sonne. In viele gewundene und geschraubte Redensarten, die fromm und christlich lauten sollen, sind diese Lehren eingekleidet. Mit Klarheit sieht der Pabst Gregor VII. aber noch zwei Dinge. Zuerst, daß es nicht genug sei, diese Lehren in die Welt zu senden, daß es selbst nicht genug sei, wenn die Welt an sie glaube, sondern daß noch andere Schritte geschehen müßten, damit das Pabstthum eine wirkliche Macht erhalte und sich nicht etwa mit einer oberrichterlicher Gewalt begnügen müsse. Zweitens fühlt er, daß damit die wirkliche und imperatorische Gewalt dereinst nach Rom gebracht werden könne, auf

die allmälige Verdränguug der Könige und die Vernichtung der weltlichen Reiche arbeitet werden müße. Dazu schlägt er zweierlei Wege ein. Zuerst, ausgehend von dem Gedanken, daß das Pabstthum Gottes Stelle auf Erden vertrete und doch Alles Gottes Eigenthum sei, behauptet er, daß alle Reiche Lehn des apostolischen Stuhles wären. Er demonstrirt es einer ganzen Menge von Fürsten, daß sie nur Lehn des apostolischen Stuhles besäßen und folglich nur Lehnsträger des apostolischen Stuhles wären. Er wundert sich, daß sie dieses nicht wußten. Er beruft sich auf Vorgänge aus der Vergangenheit, die zum Theil erlogen sind. Andere sucht er durch Unterhandlungen dahin zu bringen, daß sie sich doch diesem Lehnsverhältniß bequemen möchten. England, Ungarn, Rußland, Dalmatien, Spanien, Provence, Baiern sucht er zu gewinnen bald auf diese, bald auf jene Weise. Gregor VII. will nun offenbar, seine Nachfolger sollen an diesen Gedanken festhalten, ihn so lange wiederholen bis er geglaubt wird. Sie sollen von diesem Lehnsverhältniß immer sprechen und sprechen lassen: sie sollen es beweisen, documentiren, actenmäßig machen lassen. Er weiß sehr wohl, daß es von den Fürsten nicht sofort anerkannt werden wird, er weiß, daß es ohne Zwang von ihnen niemals anerkannt werden wird. Er will aber durch sein zweites Mittel seine Nachfolger in den Stand setzen, sie zu zwingen, dieses Vassen-Verhältniß zum apostolischen Stuhle anzuerkennen. Ist das Vassen- und Lehns-Verhältniß zum apostolischen Stuhle dereinst anerkannt, und haben die Päbste dazu eine andere unmittelbare Macht gewonnen, durch den sie Zwang ausüben können, wo derselbe von Nöthen sein wird, so lassen sich ja die Vassen-Könige einstmal entfernen. Das Pabstthum übernimmt das Lehn selbst wieder. Jedes Lehn kann ja unter gewissen Verhältnissen zum Herrn zurückkehren. Die Herrschaft kehrt dann nur zu dem Statthalter Gottes auf Erden zurück, von dem sie ausgegangen ist. Darum sucht Gregor VII. sich und das Pontificat in das Lehnswesen einzudrängen, sich an der Spitze desselben zu bringen.

Diese Möglichkeit aber, den Zwang dereinst gegen die Könige und Herren zu üben, wollte Gregor VII. dem Pabstthume schaffen, indem er den Begriff der Simonie weiter, in der bereits beschriebenen Weise, ausdehnte. Er hatte die Augen besonders auf das Reich der Deutschen gerichtet. Es war von Wichtigkeit, daß die Sache, auf welche der Pabst sann, zuerst in Deutschland durchgesetzt ward. In Deutschland waren die geistlichen Vassen gerade die mächtigsten. Es lag auch das Kaiserthum auf Deutschland, es ward angesehen

als das größte aller Reiche. War die Sache in Deutschland durchgesetzt, so konnte es nicht fehlen, sie mußte auch allmälig durchgehen in den andern Reichen der Welt. Gregor VII. hielt eine Synode in Rom 1074. Dort schärfte er zuerst das Cölibat des clericali- 1074
schen Standes ein. Schon in den letzten Jahren war dasselbe oftmals eingeschärft worden. Es war nothwendig um unter dem Volke die Heiligkeit des priesterlichen Standes aufrecht zu erhalten, weil das Volk das Cölibat als etwas Heiliges hielt. Ganz besonders war dieses Cölibat aber jetzt nothwendig, wo der Pabst die Kirchenlehn unter den apostolischen Stuhl bringen wollte. Die Vassen des apostolischen Stuhles sollten unverheirathet bleiben, damit diese Lehn niemals erblich werden könnten. Der Pabst behielt dann über die Kirchenlehn eine weit größern Gewalt als die Fürsten über ihre Vassen. Darauf ließ der Pabst das Investiturdecret erscheinen auf einer Synode zu Rom im Februar 1075. Kein kirchliches Amt 1075
soll fürderhin von einem Kleriker aus den Händen eines Laien genommen werden, kein weltlicher Fürst sich fürderhin unterfangen, ein solches Kirchenamt zu vergeben und mit demselben die Belehnung (Investitura) zu geben, was in der Regel mit Ring und Stab zu geschehen pflegte, den Zeichen des bischöfflichen Amtes. Gregor VII. giebt sich dabei das Ansehen, als wisse er gar nicht, daß weltliche Lehn mit den großen Kirchenämtern verbunden sind. Er redet auch gar nicht ausdrücklich davon, daß er das Lehnsverhältniß zwischen dem Kirchenlehn und den weltlichen Fürsten zerreißen will. Es versteht sich indessen von selbst und jedermann kann es verstehen. Noch weniger redet er davon, daß er die Kirchenlehn unter den apostolischen Stuhl zu bringen gedenkt. Die Nachfolger haben sich unzweideutig ausgedrückt und es gesagt, daß es das Lehnsverhältniß, die Lehnstreue der Kirchen-Vassen gegen die Fürsten der Welt sei, was aufgelöst werden müsse. Gregor VII. will aber Eines gewinnen nach dem Andern und mit Recht hält er es für eine Thorheit der Welt seine Gedanken zu offenbaren. Nichts desto weniger ist die apostolische Politik mit Händen zu fassen. Gregor VII. läßt das Investiturdecret, wie diese Schlüsse Roms gewöhnlich genannt werden, in aller Welt bekannt machen. Er hat aber sein Auge besonders auf Deutschland gerichtet. Das Decret ist in dem Augenblicke gegeben, wo die Dinge in Deutschland sich zu verwirren beginnen. Nach der Schlacht an der Unstrut erwägt Gregor den Stand der Dinge in Deutschland. Er sieht, daß die Fürsten nur auf eine Veranlassung warten, um gegen Heinrich IV. loszubrechen. Diese

Veranlassung will ihnen der Pabst geben. Er will Heinrich IV. nicht stürzen. Aber er will ihn auf einen Augenblick in schwere Verhältnisse bringen, damit er das Investiturdecret als ein Gesetz des Reiches anerkenne. Es hat Heinrich IV. sich um das Decret eben so wenig gekümmert als die andern Herren der Welt. Da thut Gregor einen Schritt, von dem er weiß, daß er Heinrich auf das heftigste reitzen und ihn zu einer schnellen Handlung hinreißen wird. Mit ungeheurer Frechheit lud er am Ende des Jahres 1075 den
1076 König auf dem 22. Febr. 1076 nach Rom, daß er sich verantworten solle, weil er Simonie treibe, daß heißt, weil Heinrich die alte Königsrechte ausübte und Bischöffe und Aebte einsetzte, und nichts frug nach dem neuen Gesetz, das der römische Stuhl zu eigenem Nutzen und Frommen und zur Zertrümmerung der weltlichen Reiche sich selbst gemacht.

Heinrich dem König scheint der Schritt des Pabstes nicht ganz unerwartet gekommen zu sein. Er versammelt sofort eine deutsche
1076 Synode zu Worms Januar 1076. Auf derselben wird Gregor, weil er den apostolichen Stuhl erschlichen und weil er Unfrieden und Empörung in die Welt bringe, für abgesetzt erklärt. Diesen Schritt thut der König gewiß nicht allein, weil er durch die Frechheit des Pabstes persönlich beleidiget ist, sondern auch weil er eine Ahnung von dem hat, was der Pabst mit dem Investiturdecret will. Heinrich IV. kann auf die Unterstützung eines Theiles der Kirchenfürsten zählen. Nicht allen ist, was Gregor VII. erstrebt, willkommen. Sie wollen lieber Vassen der weltlichen Reiche bleiben als Vassen des apostolischen Stuhles werden. Eine italienische Synode zu Pavia spricht ebenfalls den Bann gegen Gregor aus. Dieser aber, auf die Nachricht von der Wormser Synode, hat in Rom die Excommunication
1076 gegen Heinrich ausgesprochen Februar 1076, ihn für abgesetzt erklärt von aller seiner weltlichen Macht und alle Christen von der Treue gegen ihn entbunden, weil er sich mit ungeheurem Stolze gegen die heilige Kirche erhoben, daß heißt, weil er sich und das Reich von dem Pabste nicht will ruhig und widerstandslos niederschlagen lassen. Die Reden und Sprüche der römischen Päbste bedürfen stets einer Uebersetzung aus dem, was sie sagen, in das, was sie meinen. Der Pabst aber wußte wohl, was er gethan. Er tritt sofort mit den deutschen Fürsten und Herren in Verbindung. Er fordert sie auf gegen den König aufzustehen. Er soll sie selbst aufgefordert haben, einen andern König zu wählen. Das scheint indessen seine ernstliche Absicht nicht gewesen zu sein, daß in der That ein anderer Kö-

nig gewählt werden sollte. Er wollte den König Heinrich nur ängstigen und ihn drängen. Auch erhoben sich sofort fast alle Fürsten und Herren gegen Heinrich IV. und die gefangenen Sachsen wurden freigelassen. Heinrich IV. sieht sich plötzlich gestört in allen seinen Entwürfen, er sieht sich selbst von den größten und bittersten Gefahren umgeben. Die Fürsten und Herren geben sich zwar nun das Ansehen, als ständen sie gegen Heinrich auf, weil er von dem Pabste gebannt worden, in der That sind sie aber gegen ihn aufgestanden, um seine Plane zu durchbrechen. Sie sind aufgestanden, weil das Haus Franken ihnen zuwider ist, weil sie wieder eine Verwirrung in dem Reiche wollen, darin sie um sich greifen könnten. Das, was der Pabst erstrebt, können die Fürsten eben so wenig wollen als der König. Die Fürsten haben einen eigenmächtigen Reichstag zu Teibur gehalten im Herbste 1076. Sie wollen dort erst einen andern 1076
König wählen, können aber nicht unter sich selbst eins werden. Sie beschließen daher, daß der König binnen Jahr und Tag von dem Pabste die Lossprechung vom Banne erhalten müsse, sonst gehe er aller seiner Rechte auf das Reich verloren. Die Fürsten haben sogleich viel gewonnen. Alle Plane des Königs auf Sachsen sind zertrümmert und zerstört. Heinrich, der nur bei Wenigen, besonders aber bei den Rheinstädten, Treue gefunden, hatte sich diesen schmachvollen Bedingnissen fügen müssen. Er glaubte, sich mit dem Pabst vertragen zu müssen, um nicht das Königthum und mit demselben alle Aussicht für die Zukunft zu verlieren. Er eilte nach Italien, wo er den Pabst auf dem Schlosse Canossa bei der Markgräfin Mathilde von Toscana fand. Diese war eine eifrige Freundin des Pabstes und der Priesterherrschaft. Heinrich that drei Tage lang Buße, und gegen das Versprechen, die Kirchengesetze, das heißt besonders das Investiturdecret, welches dabei indessen nicht ausdrücklich genannt worden zu sein scheint, zu halten, hebt der Pabst die Excommunication auf. Januar 1077. Die Absetzung aber nimmt 1077
er noch nicht zurück. Er will erst sehen, ob Heinrich das Investiturdecret auch wohl halten wird. Der Pabst will die Absetzung erst zurückzunehmen, wenn er nach Deutschland gekommen und den Streit zwischen dem König und den Fürsten geschlichtet habe. Was hätte hier aber für einen rechten Diener der Kirche es wohl weiter zu schlichten gegeben: Der Pabst brauchte nur den Herren Gehorsam unter dem König zu gebieten. Das hätte der Diener des Geistes gethan, der Diener der Welt arbeitete für die Empörung.

Kaum ist die Sonne von Canossa vorüber, als Heinrich VI.

sich besinnt und sich ermannt. Er sieht daß, was der Pabst von ihm begehrt, ihm eine Unmöglichkeit ist, so lange er König bleiben, so lange es ein Reich der Deutschen geben soll. Er betrug sich wieder als König, er hielt das Investiturdecret nicht, er that nichts für die Einführung desselben. Also glaubte Gregor einen Schritt weiter gehen zu müssen. Er munterte die deutschen Fürsten und Herren auf, einen andern König zu wählen. Diese ließen sich auch nicht lange
1077 bitten. Sie wählten im März 1077 zu Forchheim Rudolf von Rheinfelden, den Herzog von Schwaben, zum König. Die Legaten des Pabstes hatten ein bedeutenden Antheil daran, daß sogleich der Schluß gefaßt ward: niemals solle die deutsche Königskrone ein Erbe sein und werden, immer solle sie in den Händen und in der Wahl der Fürsten liegen. Der Pabst muß ein Wahlkönigthum, ein schwaches Königthum, haben. Auch scheint Rudolpf versprochen zu haben, die Kirchengesetze zu halten. Nun erhebt sich zwischen den Anhängern der beiden Könige, zwischen den Anhängern der Kirche und den Anhängern des Reiches, in Deutschland und Italien ein furchtbarer Kampf. Bischöffe stehen wider Bischöffe; ein Theil thut den andern in den Bann und der Jammer der Welt ist unermeßlich. Die Großen treten bald auf diese, bald auf jene Seite. Sie freuen sich der unermeßlichen Verwirrung, die allen weitern Gedanken an den Aufbau der königlichen Macht ein Ende gemacht hat, und die ihnen erlaubt zuzugreifen rechts und links. Das gemeine Volk aber und die Städte sind fast allenthalben für den König Heinrich. Sie beweisen ihm eine ehrenwerthe, eine deutsche Treue. Gregor VII. aber benimmt sich in diesem Kampfe mit Schlauheit und Tücke. Nachdem er die Deutschen erst aufgefordert, einen andern König zu wählen, weigert er sich, Rudolf ausdrücklich anzuerkennen. Er will Schiedsrichter zwischen beiden sein. Er nennt sie beide Könige. Er hat diesen Gegenkönig nur aufstellen lassen, um Heinrich IV. zu nöthigen, das Investiturdecret doch noch anzuerkennen. Die Sachsen warfen in einem Schreiben dem Pabste
1078 auch seine Zweizüngigkeit vor 1078. Endlich da Gregor erkannt zu haben glaubte, daß Heinrich IV. ein Mann sei, der das Reich nicht preisgeben würde, erneuerte er den Bann gegen ihn. März
1080 1080. Dabei machte er auch eine Prophezeiung. Wenn der König sich bis zum 29. Juny dieses Jahres nicht unterwürfe, so würde er todt sein; geschähe es nicht, so solle man ihm, dem Pabste, keinen Glauben weiter schenken. Heinrich IV. ließ dagegen auf zwei Synoden, zu Mainz und Brixen, Gregor VII. absetzen und auf der

letztern Wibert, den Erzbischoff von Ravenna, zum Pabst wählen 1080, der sich Clemens III. nannte. Indessen konnten nicht Worte ent- 1080
scheiden, sondern die Entscheidung mußte durch das Schwert kommen. Sie schien aber für Heinrich IV. zu kommen. In einer Schlacht an der Elster ward der Gegenkönig Rudolf verwundet. An der Wunde starb er Tags darauf 16. Octbr. 1080. Nun dauerte zwar nach 1080
dem Falle des Gegenkönigs der Kampf in Deutschland fort. Er ward aber immer geringer, je länger er dauerte. Es traten viele Fürsten zu Heinrich zurück. Dieser zog deshalb nach Italien, 1081, wo der 1081
Krieg nicht minder als in Deutschland getobt hatte. Pabst Clemens III. zu Ravenna und Pabst Gregor VII. in Rom lagen in offenem Kriege gegen einander. In Italien hatte Heinrich besonders Mathilde von Toscana und die Normannen zu bekämpfen. Erst in März 1084 1084
gewann er die Stadt Rom, wo Clemens III. ihn zu Kaiser krönnte. Gregor VII. hatte sich in die Engelsburg gerettet. Die Normannen holten ihn heraus, Mai 1080. Er begab sich mit seinen Treuen zuerst in das Kloster Montecassino. Zu Salerno starb er am 25. Mai 1085. Sterbend erneuerte er den Fluch über Heinrich und verschied 1085
mit den Worten, daß er immer die Gerechtigkeit geliebt habe. Das sind Worte, die wie Alles, was er gethan und gesprochen, einer Uebersetzung bedürfen. Niemand kann wirklich glauben, daß es diesem Mann um etwas Anderes als um Herrschaft und Gewalt zu thun gewesen.

Eine kleine Zahl verwegener und entschlossener Hierarchen war um Gregor VII. geblieben. Die wählten alsbald Desiderius, den Abt von Montecassino, zum Pabst, der sich Victor III. nannte. Als derselbe schon 1087 starb, ernannten sie Otto, Bischoff von Ostia, 1087
der sich Urban II. nannte. Heinrich war nicht in das untere Italien gegangen, um auch diese kleine Faction der Hierarchen noch zu vernichten. Er hätte es thun sollen, selbst um den äußersten Preis. Da sie nicht überwältigt wurden, geschah, daß diese Päbste von allen Anhängern der Hierarchie, auch in allen andern Reichen, überhaupt nur von den strengen Anhängern Heinrich IV. nicht, als die rechtmäßigen römischen Bischöffe angesehen wurden. Die andere Reichen hatten bei dem Investiturstreit nicht dasselbe Interesse wie Deutschland. Auch wollten sie nicht, daß das Pabstthum abhängig werde von dem deutschen Könige. Diese Päbste konnten nun noch geraume Zeit an die Vollendung der Plane Gregor VII. denken und mit diesen die Welt verwirren. Ein Theil der Fürsten in Deutschland wollte die Fortsetzung des Kampfes, der Verwirrung, damit

das Königthum nicht gedeihen möge. Diese hatten Hermann von
1082 Salm, Grafen von Luxenburg, 1082 zum König gewählt. Dieser
1087 legte das nichtige Königthum zwar 1087 nieder. Aber der Kampf vieler Fürsten gegen Heinrich IV. dauerte nichts desto weniger fort. Niemals indessen stritten sie für die Sache des Pabstes. Sie stritten immer nur für sich. Den Hierarchen ward Angst um die Erfüllung ihrer Entwürfe. Sie mußten einen König haben, der das Investiturdecret anerkannte. Sie wendeten sich an den jungen Konrad, den Sohn Heinrich IV., der 1087 zum Mitregenten genommen
1093 men worden. In Italien trat 1093 Konrad als Empörer gegen seinen Vater auf. In Mailand krönten sie ihn zum König und er schwur dabei das Investiturdecret zu halten. Urban II. bemeisterte sich dabei auch der Stadt Rom, Clemens III., der gegen den Priesterehrgeiz und die Empörungswuth und für den Gehorsam unter dem König eiferte, mußte entweichen. Urban II. wiederholte nun das Investiturdecret stärker, bestimmter. Sie hofften, die Hierarchen, Konrad würde auch in Deutschland Anerkennung finden und die Sache damit gemacht sein. Sie irrten sich, denn sie verstanden die deutschen Fürsten nicht. Armselig und unbedeutend stirbt dieser
1101 Konrad in Italien 1101. Schon vor ihm ist Pabst Clemens III.
1100 1100 gestorben und Heinrich IV. hat keinen neuen Pabst aus der milder gesinnten Parthei der Priester wählen lassen. Gern will er mit den Nachfolgern Gregors sich aussöhnen, wenn sie nur von dem
1099 Investiturdecret lassen. Urban II. ist schon 1099 gestorben und Paschalis II. ebenfalls aus der Schule Gregors, ist ihm auf dem Stuhle der Apostel gefolgt. Wenn Heinrich IV. von Frieden und Versöhnung redet, so antwortet dieser Pabst mit Flüchen und mit dem Investiturdecret. Indessen erlahmte besonders in Deutschland der Kampf je länger, je mehr. Der Kaiser kann wieder anfangen auf Ordnung und Ruhe zu sehen. Da er indessen noch immer unter dem Banne der Kirche steht, kann er gegen Macht und Herrschaft der Fürsten doch nichts unternehmen. Indessen scheinet vielen die Wiederkehr einiger Ruhe schon verhaßt gewesen zu sein, da sie doch für das Königthum wieder ferne Aussichten eröffnete. Paschalis II. faßt eine abermalige Hoffnung. Heinrichs IV. Sohn,
1099 Heinrich, der 1099 zum künftigen König gewählt worden ist, fällt
1104 1104, jedes Falles von den Hierarchen aufgereizt, von dem Vater ab. Fast alle Fürsten fallen dem jungen Heinrich zu. Sie wollen eine neue Verwirrung und Heinrich V. will den Tod des alten Vaters nicht abwarten. Er will durch die Kirche König werden. Pabst

Paschalis II. giebt dem Empörer sofort seinen Segen, begehrt aber vor allen Dingen, daß das Investiturdecret gehalten werde. Heinrich IV. wird von dem Sohne tückisch gefangen am Ende des Jahres 1105. Vor einem Reichstage zu Mainz, Januar 1106, setzen 1105
sie nun den alten Kaiser ab. Aus der Haft, in der er gehalten 1106
wird, entrinnt jedoch Heinrich IV. Er kann mit seinen Treuen, unter denen sich wie immer die Städte auszeichnen, zu den Waffen greifen. Aber der Ausbruch des Kampfes wird durch des alten Kaisers plötzlichen Tod gehindert 7. August 1106. In ungeweihter 1106
Erde mußte der Leib dieses Königs lange ruhen. Wer es wagte der Priestermacht zu widerstehen und den Priestergesetzen, die sie sich selbst machten nach ihrer Bequemlichkeit, den ließen sie als auch vom Himmel verworfen erscheinen. Heinrich IV. aber, obwohl sein Leben sittlich nicht rein genannt werden kann, in diesem Streite hatte er sich doch erwiesen als ein Mann und zumal als ein rechter König. Daher war, nur in Sachsen nicht, wo besondere Verhältnisse waren, das geringere Volk allenthalben für ihn und nicht für die Revolutions-Könige der heiligen Kirche.

Paschalis II. triumphirte und die eingefleischten Hierarchen mit ihm. Sie meinten, nun endlich hätten sie ein König, der das Investiturdecret anerkennen und halten werde. Der Pabst erneuerte das Decret sogleich auf der Synode zu Guastala 1106. Sie irrten 1106
sich sehr. Weder der König, noch die Fürsten, noch auch alle Bischöffe und Aebte, wollten einen solchen Priester-Lehns-Staat, wie Gregor VII. ihn gedacht. Heinrich V. hatte nur durch des Vaters Sturz schneller zum Besitz des Königsthums kommen wollen. Darum ließ er den Pabst alsbald wissen: die Kirchenstellen sollten durch die Wahl der Geistlichen besetzt werden und die Simonie im früheren Sinne des Wortes aufhören. In dem Lehnsverhältnissen mit dem Reiche aber müßten die kirchlichen Lehnsträger bleiben. Paschalis II. antwortete in der gewöhnlichen apostolischen Sprache, die Kirche müsse frei werden. Indessen kam Heinrich V. nach Italien. Paschalis konnte nicht läugnen, daß in dem Bisthum zwei ganz verschiedene Dinge vereinigt worden, das kirchliche Amt und die weltliche Macht, welche letztere doch nicht mit zur Kirche gerechnet werden könne. Der Pabst mußte Heinrich V. das Recht der weltlichen Belehnung förmlich zugestehen, 11. April 1111. Heinrich V. ward 1111
zum Kaiser gekrönt und verließ Italien wieder. Paschalis II. aber war zu jenem Abkommen nicht durch Ueberzeugung, sondern beinahe durch Gewalt gebracht. Kaum sind die Deutschen fort, als der

Pabst Alles zurücknimmt. Noch einmal meinen die Hierarchen, sie
würden ihre Sachen hinausführen können. Heinrich V. will in
Deutschland nicht nur die königliche Gewalt in Erinnerung brin-
gen, sondern sie auch ausdehnen und erweitern. Da erhoben sich
1114 1114 gegen den Kaiser wieder eine große Menge von Bischöffen und
Fürsten mit den Waffen, besonders die sächsischen. Indessen war
dieser Aufstand nur ein schwacher Nachhall der früheren Vorgänge.
1116 Heinrich V. konnte 1116 nach Italien kommen. Pabst Paschalis II.
1117 starb Januar 1117 und sein Nachfolger Gelasius II. entfloh nach Un-
1118 ter-Italien. Heinrich V. ließ in Rom, März 1118, Mauritius Erz-
bischoff von Braga, zum Pabst wählen, der sich Gregor VIII. nannte.
Heinrich V. konnte indessen wegen des Aufstandes der Fürsten nicht in
Italien bleiben. Gelasius II. war nach Frankreich gegangen und dort
1119 gestorben, Januar 1119. Die Kardinäle wählen Calixt II. Dieser
erneuete freilich auf einer Synode zu Rheims 1119 das Investitur-
decret, aber die Hoffnung, die Sache jetzo und in dieser Weise durch-
zusetzen ward immer matter. Die Hierarchen begriffen, daß wenn
die deutschen Fürsten während eines Investiturstreites gegen den Kö-
nig aufständen, das nicht geschehe, um denselben zu Annahme
1121 desselben zu bringen. Calixt setzte sich 1121 in dem Besitz von
Rom. Das aber nichts zu erreichen sei, da der Aufstand der
deutschen Fürsten verklungen, begriff er. Also schloß die Kirche
1122 mit dem Staate 1122 das Concordat von Worms. Die Bischöffe
und Kirchenleute sollen frei gewählt werden durch den Klerus, und
der Kaiser verliert also das Recht der unmittelbaren Einsetzung und
Wahl der Bischöffe und Aebte. Der Gewählte soll dann die weltliche
Belehnung empfangen. Diese soll der Kaiser nicht mehr wie bis-
her mit den symbolischen Zeichen Ring und Stab, sondern mit dem
Scepter geben. Ob sie mit diesem oder mit jenen geschähe, das
war Gregor VII. völlig gleichgültig. Das Lehnsband hatte er gemeint
und dieses blieb, auch nachdem der Kaiser mit dem Scepter be-
lehnte. Die Hierarchen begehrten diese Aenderung, damit es nicht
scheine als hätten sie ganz vergeblich gestritten. Der Belehnte soll
nun erst die kirchliche Weihe erhalten. Der Klerus wird also nie-
mand leicht wählen, von dem man nicht weiß, daß ihm der König auch
die weltliche Belehnung geben wird. Der König hat also nur die
unmittelbare Wahl und keinesweges auch den Einfluß auf die Wahl
verloren. Bei den anderen europäischen Reichen war die Sache in
währender Zeit auch versucht worden. Es konnte aber nichts weiter
gewonnen werden als was in Deutschland gewonnen ward. Im

Uebrigen ward kein anderes Reich von dem Investiturstreit mächtig erschüttert.

Dem Kaiser Heinrich V. aber war das Ziel des Lebens bald nach dem Ausgange des Investiturstreites gegeben. Dieser hatte seiner Kräfte hinweggenommen und während desselben hatte im Ganzen genommen nichts für das Reich geschehen können. Der Kaiser soll den Gedanke gehabt haben, eine allgemeine Reichssteuer einzuführen. Damit hätte Unermeßliches gewonnen werden können. Das Königthum hätte die Mittel erlangt, eine Söldnerheer aufzustellen, und mit Gewalt hätte sich dann schon Gehorsam und Ordnung lehren lassen. Aber welche Entwürfe der Kaiser immer hatte, sie endeten mit seinem Tode. 23. Mai 1125. Das Haus Franken starb mit ihm 1125
aus wie die Sachsen ausgestorben waren. Die Großen des Reiches wurden abermals daran erinnert, daß das Wahlrecht in ihren Händen ruhe. Es kam nun eine Zeit über Deutschland, in der eine vergleichsweise Ruhe herrschte, die aber doch auch nicht genug Ruhe hatte, daß ein König noch an das Versäumte denken oder es nachholen konnte. Das Königthum war eine alte Gewohnheit geworden und die Fürsten dachten nicht mehr daran, es fallen zu lassen. Die Fürsten kamen zusammen zu einer Wahl. Es schien, daß eines von drei mächtigen Geschlechtern den königlichen Namen gewinnen müsse. Diese waren zuerst die Familie Staufen oder Hohenstaufen. Sie hatten von den Königen aus dem Hause Franken die Herzogthümer Schwaben und Franken empfangen und die reiche Alode dieses königlichen Stammes geerbt. Es waren zwei Brüder, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken. Das zweite Geschlecht war die Welfen. Sie hatten sich seit 1070 in dem Besitz des Herzog- 1070
thums Baierns behauptet und jetzo besaß dasselbe Heinrich der Schwarze. Drittens war das Haus Supplinburg. Die Billungen von Sachsen waren 1106 mit dem Herzog Magnus ausgestorben, 1106
und das Herzogthum war an dem Grafen Lothar von Supplinburg gekommen. Die Wahl fiel auf den Herzog Lothar. Denn es hatte sich mit demselben der mächtigen Baiernherzog verständigt und dieser sein Gewicht in die Wagschale gelegt. Sie hatten sich dahin verständigt. Lothar sollte seine Tochter Gertrud verehelichen mit Heinrich, dem Stolzen, dem Sohne des schwarzen Heinrichs, und demselben auch mit dem Herzogthum Sachsen belehnen. Also geschah's auch von dem König Lothar. Heinrich der Stolze ward Herzog von Sachsen 1127. Bei dem Tode seines Vaters 1126 war er auch schon 1126
Herzog von Baiern geworden. Die Welfen meinten, daß zwei solche 1127

Herzogthümer besser wären als das Königthum. Sie hofften, daß die herzogliche Gewalt sich werde in ein Herrnthum verwandeln lassen. Die Staufen aber erhuben sich auch. Konrad der Staufe
1128 legte den königlichen Titel an 1128. Sie kämpften aber vergebens,
1135 und Konrad legte den königlichen Titel wieder nieder 1135. Lothar aber war ein unbedeutender König. Er war einigemal in Italien und empfing dort die kaiserliche Krone als müßte diese Erinne-
1137 rung fortgesetzt werden. Kaiser Lothar starb den 3. December 1137. Heinrich der Stolze meinte nun, daß ihm der königliche Name nicht entgehen würde. Aber niemand wollte einen so mächtigen Fürsten. Sie wählten also Konrad den Hohenstaufen, den Herzog von Fran-
1138 ken, den König Konrad III. 22. Febr. 1138. Und es war für das Königthum eine neue schwere Beschäftigung vorhanden. Denn, wenn noch etwas gegründet und geschaffen werden sollte, so schien vor allen Dingen, daß die Welfen um ihre große Macht gebracht werden müßten. Wenn das Eine vorüber ist, so kommt immer das Andere, was die Könige der Deutschen mächtig beschäftigt. Darüber verläuft eine Zeit nach der andern, und sie kommen zur Bildung einer wirklichen Königsgewalt nicht.

Nicht sowohl unter der Hand des Königthumes, welches wenig lenkete und leitete, als vielmehr durch die Gewalt der Umstände und durch die Menschen, bei denen das Können und Mögen war, hatte sich in der Zeit der Könige aus dem Hause Franken der innere Zustand in Italien und in Deutschland wiederum mehrfach umgebildet. Darin lag eine Art von Freiheit in dieser Zeit, daß viele vermochten, sich in einen neuen Zustand zu setzen. Es trat nicht ein völlig abgerundetes und geschlossenes Staatsganzes entgegen, durch welches die Bildung neuer Zustände verhindert oder sehr erschwert worden. Die Ottone hatten die Ausübung der Hoheitsrechte über die Lombardenstädte den Bischöffen übertragen, um damit die Macht des großen Adels zu brechen. Unter den Franken brachten die Städte die Ausübung der Hoheitsrechte an sich selbst. Während des Investiturstreites, da jede Parthei, der Kaiser und die Kirche, seinen besondern Bischoff aufstellte und die Stellung dieser Bischöffe schwankend und unbestimmt war, weil ihnen Gegner dastanden, verpfändeten, verkauften die Bischöffe ihre Rechte an die Stadt, um den guten Willen der Bewohner zu gewinnen. Nicht selten aber nahm sich

---

Sismonde de Sismondi. Histoire des republiques italiennes I. II. 1818. Leo. Geschichte von Italien. I. II. 1829. Hüllmann. Städtewesen des Mittelalters. I. — IV. 1826.

die Stadt die Ausübung dieser Hoheitsrechte auch gewaltsam. Es geschah dieses um so eher, als die Städte reich und trotzig geworden. Reich waren sie geworden durch den steigenden Handel und Verkehr, stolz und trotzig, indem vom Lande herein viel Adel in die Städte gezogen war, bald gelockt durch den Reichthum des Lebens in den Städten, bald durch die Unsicherheit des Lebens genöthiget. Andere vom Adel waren wenigstens in Verhältnisse mit den Städten getreten und hatten das Bürgerrecht genommen. Also konnten die Städte einen Heerbann aufstellen zu Roß und zu Fuß, stark nicht allein an Zahl, sondern auch an Waffenerfahrung, da so viele Vassen in die Bürgerschaft eingetreten. Es waren in den Städten mehrere in Achtung und in Rechten verschiedene Klassen der Bewohner entstanden, die adeligen, rittermäßigen Geschlechter, und der eigentliche Bürgerstand. Jene waren's zuerst, welche sich die Ausübung der Hoheitsrechte nahmen. Die Geschlechter wählten aus sich den kleinen Rath (credentia, die oberste Verwaltungsbehörde), den großen Rath, in dem die Souveränität des kleinen Staates lag, und die Consuln, die Vorsteher des ganzen gemeinen Wesens, die obersten Richter und Feldhauptleute. Der eigentliche Bürgerstand konnte nur selten zu einigen Antheil an der Staatsgewalt kommen. Ueber den Lombardenstädten schwebte nur noch leise der Name des lombardischen Reiches, welches in Deutschland, nicht in Italien, als nothwendig mit dem Reiche der Deutschen verbunden gedacht ward. Die Rechte, welche die Stadt jetzt übte, kamen von dem Reiche her, aber jetzo waren sie der Stadt wie ein Erb und Eigen. In der wilden Zeit des Investiturstreites lernten die Lombardenstädte wie ganz unabhängig von einem Reiche und einem Könige sich betragen. War doch in dieser Zeit ein König und ein Reich gar nicht vorhanden, so wie jemand es nur sich bequem fand, beides als nicht vorhanden zu betrachten. Man hatte dazu nur nöthig, es mit der Kirche zu halten und den Bann des Pabstes anzuerkennen. Also behielten die Städte ihre Einkünfte und Zölle für sich, führten Fehden unter einander und machten Eroberungen. Die kleinern Städte wurden allmählig von den größeren unterworfen und von diesen wie Unterthanen behandelt. So hatte Mailand sich Como unterworfen 1127 und das ungehor- 1127
same Lodi 1111 nach zehnjährigen Kampfe zerstört. In dem obern 1111
Italien besonders befand sich das Vassenwesen der Franken auf dem Puncte von den Städten überflügelt, ja verschlungen zu werden. Der Markgraf von Montferrat war von diesen noch der Einzige von Bedeutung.

Was aber Deutschland anlangt, so war das bereits inhaltsschwer gewesen, daß die Könige durch den Investiturstreit eine längere Zeit verloren hatten, in der von ihnen für das Königthum nichts hatte geschehen können. Es waren Gewaltschläge gegen die Großen nothwendig, wenn dasselbe noch emporkommen sollte. Weder zu diesen noch zu Auffassung und Ausbildung war Zeit neuer Gedanken für die Organisation des Reiches und des Königthums während der Gefahren, in welche das Haus Franken durch den Investiturstreit gerieth. Die Großen haben sich in dieser Zeit wiederum einer Zahl königlicher Güter, Einkommen und Rechte bemeistert, oder sie haben ihnen gegeben werden müssen, um ihre Treue zu bezahlen oder sie hinwegzubringen von der Untreue. Die Herrschaft ist bei den mächtigen Geschlechtern geblieben, die von den großen fränkischen Vassen abstammen, oder die seitdem wichtige Lehn oder Schenkungen vom Reiche empfingen. Sie herrschen auf den Reichstagen, von denen weder bestimmt ist, wenn sie zusammenkommen, noch von denen man genau weiß, wer eigentlich auf ihnen zu erscheinen das Recht habe. Die Reichstage beschließen Heerfahrten und gebieten zuweilen einen Landfrieden, um den sich niemand kümmert. Eine in das Besondere einschreitende Kraft sind die Reichstage nicht. Die mächtigen Geschlechter haben ein Interesse daran, daß von dem Reichstage nichts geordnet werde. Das Leben wird eine Regelung verlangen, aber sie wollen, daß es frei geregelt werde von ihnen selbst. Die Lehnsträger und die, welche vom König und vom Reich beschenkt worden sind mit Gütern, Rechten und Einkünften, sie leisten dem König wenig dafür, den Heerdienst und weiter nichts. Nur von der Kirche kann der König noch etwas mehr erlangen, z. B. Ernährung des königlichen Hofes, wenn derselbe wo erscheint. Diese Herren sind auch sonst ganz frei vom König. Selbst ihr Richter ist nicht eigentlich er. Er vollziehet nur den Spruch, der von ihren Standesgleichen über sie gefällt worden.

Das Königthum, weil es über die Grundsätze, die in dem Franken-Reiche gegolten, nicht hinauskam, und weil es je länger, je mehr Boden, Rechte und Einkünfte als Lehn oder als Schenkung dahin gegeben, hatte sich um seine Kraft gebracht. Die Herren zerfielen in sich selbst in mehrere Ordnungen. Oben an die Herzöge,
1130 Lotharingen, Schwaben, Franken, Sachsen, zu denen 1130 mit dem Titel der Landgrafschaft wieder Thüringen getreten. Dazu die Markgrafschaften Kärnthen, Krain, Oestreich, Brandenburg, Meissen, Lausitz, von denen ersteres auch den Namen des Herzogs-

thums hatte. Die Herzöge hatten nicht emporkommen können. Auch die Bildung des Königthums im Kleinen war mißlungen. Die Herzöge waren nur die Vorsteher der Grafen und Herren ihres Herzogthums und der Bischöffe in demselben, die eben so gut unmittelbar unter dem Königthume standen. Dadurch standen die Markgrafen in den von den Slaven eroberten Landen besser, daß sie sich Grafen nicht zur Seite stehen hatten. Die Herzöge und Markgrafen bildeten die erste Abtheilung eines hohen, fürstlichen Adels. Die Grafen bildeten die zweite. Die Grafschaften waren nun erblich geworden. Die alte Bedeutung der Grafschaft war nun untergegangen, die Gaue hätten sich aufgelößt. Hin und wieder in den Gebirgen, in Friesland, in Westphalen, waren die Trümmer solcher Gaue noch übrig. Das war der größte Nachtheil, welchen das Königthum erfuhr, daß die Grafschaften erblich wurden im zwölften Jahrhundert. So lange der König noch die Grafen einsetzte und diese nur als Beamte des Königs erschienen, ward in den Gemeinfreien der Gedanke des Königthums erhalten. Als aber die Grafschaft erblich geworden und die Grafen, wo noch Gemeinfreie übrig blieben, das Recht sprechen ließen durch ihre Beamten, mußte der Gedanke an das Königthum verschwinden. An die Gerichtsbarkeit verstanden die Grafen nachmals andere Hoheitsrechte zu knüpfen. Nicht alle Grafen, und diesen Titel führten schon längst alle fränkische Vassengeschlechter, hatten sich in dem Verhältniß der Reichsstandschaft und Reichsunmittelbarkeit, welcher das Kennzeichen des hohen, des fürstlichen Adels, ward behaupten können. Viele hatten sich bequemen müssen in Vassen-Verhältnisse zu Erzbischöffen und Bischöffen, Herzögen und anderen Mächtigen zu treten. Es hatte dieses nur geschehen können in der wilden Unordnung des Reiches, in der das Lehnswesen der Franken und seine Grundsätze zwar äußerlich noch immer fortbestanden, innerlich dasselbe aber zusammenstürzte. Diese nun bildeten den Kern des mittlern Adels. Der untere ward gebildet von den After-Vassen und von den Dienstmannen der Mächtigen. Die Gemeinfreien des Flachlandes hatten fast allenthalben die Reichsunmittelbarkeit verloren, die Stellung unter dem Königthume selbst. Seitdem, und es war dieses schon unter den letzten Karolingern, der Heerbannsdienst nur zu Roß geleistet ward, war nur der Heerbann der Vassen geblieben, und der Heerbann der Gemeinfreien allmälig in Abgang gekommen. Dadurch hatten die Gemeinfreien die letzte Kraft verloren. Sie waren hier in Hörigkeit, dort in Zinspflichtigkeit der verschiedenen Ordnungen des Adels ge-

fallen. Indessen hatte sich die gemeine Freiheit in die Städte geflüchtet. Die Rhein- und Donaustädte der Römer waren nicht mehr die einzigen in Deutschland. Heinrich I. hatte angefangen, auf seinem eigenen, dem herzoglichen Territorio, neue Städte zu bauen. Alle Fürsten fingen an es nachzuahmen. Besonders im zwölften Jahrhundert gründeten viele Fürsten solche neue Städte auf dem Territorio, das als ihr eigen betrachtet ward. So entstehet auch ein Unterschied zwischen Königsstädten und Fürstenstädten. Beide Arten haben indessen im Ganzen genommen ein und dieselbe Weise. Die Administration, die Polizei, die Civilgerichtsbarkeit liegt in den Händen von Beamten, die aus der Bewohnerschaft selbst hervorgegangen sind. Die Criminalgerichtsbarkeit in den Händen des Beamteten des Herrn, welcher bei der Königsstadt der König ist, der indessen mit der Handhabung dieser Criminalgerichtsbarkeit oft wieder andere, und besonders Bischöffe, belehnt, (Bischöffsstädte). Die persönliche Freiheit wohnt in diesem Städten. Die Fürstenstadt steht zwar in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit dem König. Aber die Freiheit hat sie auch. Es ist eine neue Freiheit, die sich unter dem Fürstenthume bildet. Die Städte haben schon im eilften Jahrhundert durch Handel, Verkehr und Reichthum eine bedeutende Stellung gewonnen. Die Franken rufen während des Investiturstreites die Königsstädte wieder zu den Waffen. Es bildet sich ein neuer Heerbann der Gemeinfreien.

Unterdessen hatte sich der Kreis der christlichen Völker und Staaten bedeutend erweitert. Viele waren nun in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts eingetreten in diesen Kreis, von denen in früherer Zeit nur vereinzelte Laute hineingefallen waren, die wie aus einer fremden Welt kamen. Dahin gehörten zuerst die Nachbarn der Deutschen, die Magyaren oder die Ungarn. Diese hatten ein weites Gebiet erobert, das über Ungarn, Siebenbürgen und einem Theil Oestreichs lief, der von den Deutschen wieder zurückerkämpft worden. Unter Menschen slavischen Stammes hatten die Magyaren sich niedergelassen und sich diese Slaven unterworfen. Es waren hundertundacht magyarische Stämme, welche sich in dem Lande seßhaft machten. Auch in diesem Reiche entstand ein herrschender und dienender Stand. Im Ganzen genommen waren die Herrschenden die Sieger und die dienenden die Besiegten. Auch hier ward ein

---

Feßler. Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen. I. II. 1815. Maileth. Geschichte der Magyaren. I. 1828.

hartes und drückendes Eroberungsrecht geltend gemacht und ein unseliger Stand der Dinge geschaffen. Die Magyaren, als Heiden nach Europa gekommen, waren lange den Nachbarländern als Räuber furchtbar. Aber die Siege der Deutschen, Heinrichs I. und Otto's I., lehrten sie, nicht wieder kommen und sich in der Heimath halten. Auch nahmen die Magyaren das Christenthum und sie wurden durch dasselbe an mildere Sitte gewöhnt. Geisa, der oberste Chan oder Führer des Volkes, nahm 977 die christliche Taufe. Er 977
bekannte das Christenthum in der Form, in der es im Abendlande bestand, obwohl ein Theil der Magyaren das Christenthum schon in der morgenländischen Form angenommen hatte. Da aber der Chan zu der abendländischen Form ging, gewann diese eine weitere Ausdehnung und das Ansehn der Staatskirche. Als Geise starb 997, 997
ward sein Sohn Stephan das Haupt des Volkes. Er legte den königlichen Titel an im Jahre 1000 und gab dem ganzen Reiche 1000
ein christliches Ansehn. Darum ward er der Heilige genannt. Weil nun in Deutschland und in Italien das Lehnswesen in der Nachbarschaft war und weil die Verhältnisse in Ungarn denen ähnlich waren, aus welchen sich das Lehnswesen gebildet, so war das ungarische Reich wie eine Nachahmung des fränkischen Lehnsstaates. Die Besitzungen der Magyaren wurden wie Lehn des Königs betrachtet. Solche Lehn waren indessen nicht allein erblich, sondern auch veräußerlich, und sie wurden an Seitenverwandte vererbt. Die Besitzer solcher Lehn bildeten die Großen Ungarns, den eigentlichen Adel. Unter denselben gehörten auch die Erzbischöffe und Bischöffe, die alsbald für die Kirche dergleichen Güter zu gewinnen verstanden. Der Adel hatte dem König nur mit den Waffen zu dienen, nicht mit Abgaben. Dieser Adel bildete auch den Reichstag, in dem die oberste Gewalt lag. Er führte den Namen die königliche Ritterschaft (servientes regii). Unter der Gewalt derselben lebten die Menschen vom slavischen Stamme in strengerer oder in wilderer Leibeigenschaft: doch durch Verbrechen, besonders durch Abfall vom Christenthum, konnten auch Magyaren in die Leibeigenschaft gerathen, und geriethen hinein. Es scheinet indessen ein Stamm freier Menschen übrig geblieben zu sein. Unter dem eigentlichen Adel steht noch eine Klasse untergeordneter Lehnsträger mit zeitlichen oder erblichen Lehn, die Jobagyen genannt, die indessen auch in den Rang der servientes regii erhoben werden können. Die Gerichtsbarkeit wird von königlichen Beamten gehandhabt und das Reich ist deshalb in 72 Gespannschaften eingetheilt. Wer von Adel ist, der kann

nur von dem Gerichte geurtheilt werden, das an dem Hofe des Königs ist. Stephan der Heilige schon sucht nach Möglichkeit Alles auf deutschen Fuß in Ungarn zu organisiren. Er errichtet indessen auch aus den Großbeamten des Reiches und aus angesehenen Männern einen Senat, und es scheint als wenn dieser Senat oftmals die Stelle der Versammlung des gesammten Adels vertreten habe. Da der Staat nur eine Nachahmung des Lehnswesens und die Gedanken, aus denen dasselbe bei den Germanen entstanden, bei den Magyaren nicht so fest und bestimmt vorhanden, so waren auch die Verhältnisse schwankender. Bald wagt der König nur mit der Versammlung des Adels zu gebieten und bald gebietet er allein von seinem Pallaste aus.

Das Reich der Magyaren oder der Ungarn war auf der einen Seite ein unseliger Bau, wenn man auf die Verhältnisse der Unterworfenen oder der Leibeigenen siehet, obwohl denselben der Weg persönlich frei zu werden, nicht abgeschnitten war. Es war auf der anderen Seite ein lockerer Bau, wenn man auf das Königthum und auf den Adel sieht. Das Königthum hatte zu wenig Mittel, um einen wohlthätigen Zwang auszuüben. Der Adel aber hatte der Macht und der Freiheit zu viel, um nicht nach gänzlicher Ungebundenheit zu streben. Dazu trieb ihn sein wilder Sinn. Also hat das Reich von Ungarn weder zur Ruhe kommen können, noch konnte etwas Großes und Allgemeines für die armen Unterworfenen geschehen, so lange das selbstständige Reich Ungarn dauerte. Der herrschende Adel würde es nicht geduldet haben, daß seine Eroberungsrechte gekürzt würden. Das Reich bietet im Uebrigen nachdem es in der damaligen Weise christlich geworden ist, wobei aber in demselben die ungeheuerste Rohheit fortbesteht, der bemerkenswerthen Erscheinungen nur wenige dar. Stephan der Heilige schon hat hin und wieder nur mit Gewalt dem Christenthume eine äußere Aner-
1038 kennung verschaffen können. Als Stephan 1038 ohne Söhne gestorben, und Peter aus dem Stamme der Arpaden, Neffe des heiligen Stephan, König geworden, erhuben sich bald die Heiden, und es ging das Geschrei durch das Land, daß die Bischöffe erwürgt und zu den Bräuchen der Väter zurückgekehrt werden möchte. Andreas der Arpade, trat an die Spitze der Heiden, und Peter fand
1046 1046 vor ihm den Untergang. Andreas aber, nachdem er König geworden, warf die Maske des Heidenthums ab und ordnete, daß der Tod den treffen solle, wer das Heidenthume nicht verlasse. Die Christen doch auch eine starke Parthei geworden, zwangen die Hei-

den des Königs Gebot zu erfüllen. Andreas aber ward 1061 von 1061
seinem Bruder Bela gestürzt. Unter Bela I. erhuben sich die Heiden noch einmal und sie wurden blutig niedergeschlagen. Bela I.
starb schon 1063 und Salomon, der Sohn des Andreas, kam auf 1063
den Thron. Aber zwischen dem König und den Söhnen Bela's I. Geisa und Ladislas, entwickelte sich eine heftige Feindschaft. Die Söhne Belas strebten nach Macht, welche der König nicht dulden konnte, oder sie strebten nach dem Königthume selbst. Solche Partheiung in dem Geschlecht der Arpaden war dem Adel in Ungarn eben so willkommen, wie die Kämpfe der Gegenkönige den Großen in Deutschland. Als Salomo, um in dem Streite mit den Vettern einen Stützpunct zu haben, sich den Deutschen in die Arme warf, die immer thöricht nach einer Herrschaft über Ungarn strebten,
setzten die Magyaren ihn ab 1074, und machten Geisa II. zum König. 1074
Geisa II. starb bald 1077 und Ladislas I. sein Bruder folgte. Salomo 1077
fand seinen Tod auf einer Irrfahrt in Griechenland 1087. Ladis- 1087
las der Heilige vernichtete die letzten Reste des Heidenthums in Ungarn und machte die Kirche noch reicher und mächtiger als sie es so
bereits war. König Colomann, Geisas Sohn, der 1095 auf ihn 1095
folgte, eroberte Dalmatien und Croatien. Stephan II., sein Sohn,
seit 1114, ging spurlos vorüber. Er starb 1131. Oftmals, wenn 1114
die Könige Ordnung und Gehorsam haben wollen in dem Reiche, 1131
selbst nicht wissend, wie diese zu gewinnen wären und doch gewahrend, daß des Adels Wildheit gegen die Ordnung des Lebens das erste Hinderniß sei, suchen sie sich zu helfen durch Mord und Grausamkeit. Das ganze Reich bietet noch weiter nichts als eine Masse wild aneinander schlagender Kräfte dar. Unterdessen war ein neues Element des Lebens in Ungarn aufgetreten. Schon seit Geisa I. waren Fremde und besonders Deutsche zahlreich in das Land gezogen, gern von den meisten Königen gesehen. Da entstanden allmälig durch sie die königlichen Freistädte, eximirt von der Gerichtsbarkeit der Gespanngrafen, unter ihren eigenen Gerichten, nur unter den Königen stehend. Die Ansiedelung der Deutschen war, je länger, je weiter gegangen. Doch wurde sie nicht bedeutend genug, um dem König eine Macht zu geben, daß er sich über den Adel stellen konnte. Wohl aber ward die Mischung der Lebenselemente in Ungarn noch bunter und seltsamer als sie schon durch das Verhältniß der Eroberung geworden war.

Wenn man nun den Blick auf die allgemeinen Zustände Europas richtet, wie sie am Anfange des zwölften Jahrhunderts waren,

so begegnet man zwar noch allenthalben der Vorherrschaft der Rohheit, der Wildheit und der Unfreiheit des Geistes. Es ist aber ebenfalls unverkennbar, daß die Vorboten einer anderen und besseren Zeit bereits in die Welt eingetreten sind. Eben so unverkennbar ist es, daß diese Vorboten zuerst zu den romanischen Völkern Europas kommen. Erst später sind die Romanen von den Germanen überflügelt worden. So ist bereits bemerkbar gemacht worden, wie es bei den Romanen zuerst ist, daß ein Staat mit Plan und Bewußtsein organisirt wird. Aber auch in anderen Dingen ist das Leben von den Romanen gefördert worden. Dahin gehört das Ritterthum, welches, man möge im Uebrigen über dasselbe urtheilen wie man wolle, nicht als ein Fortschritt der Rohheit angesehen werden kann. In dem eilften Jahrhundert war überhaupt unter den Menschen der Trieb, das Leben heiterer und anmuthiger zu gestalten, vorhanden. Dieser Trieb zeigt sich allerwärts und durch viele Erscheinungen. In Frankreich, und besonders im Süden von Frankreich, zeigt sich dieser Trieb am lebendigsten bei dem Adel, der auf seinen häufigen Zügen nach Spanien, bei den Moslemen dort, ein heiteres Leben hat kennen lernen. Das Product dieses Triebes ist zuerst das Ritterthum, welches eine weitere und eine engere Bedeutung hat. Zu dem Wesen eines Ritters ward zuerst gerechnet, wenn man das Ritterthum in einem weiteren Sinne faßte, daß er eine besondere Erziehung genossen haben mußte. Die Edlen thaten sich gegenseitig ihre Söhne einander auf die Schlösser, sie übergaben sie sich einer dem andern zur Erziehung. In dem Umgange, in der Umgebung, in dem Dienste fremder Damen sollte der Knabe ein feines und höfliches Betragen (courtoisie) lernen, der Jüngling den Dienst der Waffen mit diesem Dienst der Frauen verbinden. Es war nicht absolut nothwendig, in dieser Weise auferzogen zu sein. Es war dieses das Ritterthum, wenn man es in einem weiteren Sinne nahm. Die Hauptsache war, daß der Edle nicht grob, roh und ungeschlachtet sei, sondern fein und voll Anstand, wie er auch immer dazu gelangt. Die Waffenrüstigkeit sollte durch diese Feinheit nicht gemindert, sondern sie sollte gesteigert sein. Sie sollte aber eine edlere Anwendung finden als in den rohen und wilden Fehden der Vorzeit. Es ist bereits bemerkt worden, wie zeitig bei den Romanen der Klerus dem wilden Fehdegeiste, der das Leben zu zerstö-

---

Mills. History of Chivalry. Tom. I. II. 1826. De Sainte Palaye. Das Ritterwesen des Mittelalters. Uebersetzt von Klüber 1788. Diez. Die Poesie der Troubadours. 1826.

ren droht, eine andere Wendung gegen die Feinde des Glaubens zu geben sucht. Die mildere Gesinnung, welche unabhängig von der Kirche unter dem französischen Adel aufgekommen ist, läßt ihr selbst das rohe Werk der Waffen, das Streiten nur um zu streiten, als etwas Unwürdiges erscheinen. Das Streiten selbst aber kann nicht aufgegeben werden, es liegt zu tief in diesen Naturen. Also soll fortan gestritten werden für edlere Zwecke. Es ist eine alte germanische Waffenweihe vorhanden, die zu der romanischen Ritterschaft sich fortgepflanzt hat. Diese Waffenweihe hat im eilften Jahrhundert, gewiß mit durch die Hand des Klerus, eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Sie geht unter lauter kirchlich-religiösen Ceremonien vor sich. Die Waffen werden geweiht und eingesegnet, die Messe wird gelesen. Unter eben solchen Ceremonien werden die Waffen angelegt, und der, welcher sie genommen, leistet nun einen Schwur, diese Waffen nur anzuwenden für die Kirche, für das Recht, für die Unschuld, für die Frauen, für die Wahrheit. Dabei wird ein Schlag mit dem Schwerte gegeben und der junge Mann ist nun Ritter. Nun ist freilich nicht zu sagen, daß dieser Schwur immer und allenthalben gehalten worden, es ist aber auch nicht zu sagen, daß er von Niemandem gehalten worden. Unverkennbar hat das Ritterthum geraume Zeit auf die romanische Adelsschaft einen wohlthätigen Einfluß gehabt. Das Ritterthum findet in Spanien, Italien, Deutschland Nachahmung. Seine Hauptstätte hat es aber immer bei den Franzosen gehabt. Das Ritterthum verändert den Stand nicht: jeder bleibt, wenn er den Ritterschlag empfangen und den Ritterschwur geleistet, was er früher gewesen. Aber er genießt eine höhere Achtung bei den Menschen, wenn er Ritter geworden. Es ist aber für keinen Edlen eine Nothwendigkeit es zu werden. Das Ritterthum der Romanen stehet nun noch mit einer anderen Erscheinung in naher Verbindung. Die romanischen Dialecte, welche aus dem in der Barbarei der ersten Jahrhunderte des Mittelalters verdorbenen Latein, sich bildeten, hatten lange in Rohheit gelegen. Der Klerus, die Gelehrten, sie kümmerten sich um diese Dialecte nicht. Sie schrieben nur lateinisch. Die südfranzösische, die provencalische, Ritterschaft, lernte bei den spanischen Arabern Musik und Gesang kennen. Auch ihr Leben wollten sie durch Lied und Gesang erheitern. Es ward mit wie zu dem Wesen eines rechten und vollendeten Ritters gehalten, daß er dieses können müsse, daß er ein Troubadour sein müsse. Die Ritterschaft fing an zu dichten und zu singen. Aber lateinisch konnte es nicht sein; die Damen

hätten es nicht verstanden. Also ward gedichtet in dem Dialecte, der im südlichen Frankreich besonders gesprochen ward, in dem Provencalischen. Die Provencalpoesie blühete vom Ende des eilften bis an das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Ihre Liebe und ihre kühnen Thaten besangen sie am liebsten. Aber auch die Natur besangen sie, und nicht minder sangen sie über die Dinge, die sie umgaben, besonders über den Klerus, den sie oftmals hart geißelten. Oder sie sangen von Regeln über das Leben, die rechte Gesinnung des Menschen und die rechte That. Von den Süd-Franzosen verbreitete sich Liebe für Gesang und Gedicht, wie der Gedanke, daß es einem rechten Ritter wohl anstehe, ein Lied zu dichten und die Menschen zu erfreuen, nach Nord-Frankreich, nach Italien, nach Spanien, nach Deutschland. Die Provencalpoesie hat eine mindere Wichtigkeit an sich selbst. Eine größere hat sie dadurch, daß sie zeigte, wie es möglich sei, Gedanken und Gefühle in den werdenden neuen Sprachen auszudrücken. Wenn eine durchgreifende Bildung der Menschen möglich werden sollte, so mußte das Latein aus der Herrschaft gebracht werden, zu der es durch den Klerus gebracht worden.

Was aber die Kirche anlangt, so sind diese Vorboten einer anderen und besseren Zeit ebenfalls gekommen und wiederum bei den Romanen zuerst. In dem herrschenden Kirchenthume sind sie allerdings nicht. Die Priesterschaft desselben ist stumm geworden und sie lehret nicht in dem Geiste des beseligenden Wortes, wenn sie überhaupt noch lehrt. Sie lehret in der Richtung, welche als ihre Beherrscherin beschrieben worden. Sie lehret, daß die Kirche frei sein müsse, damit über sie, über die Priesterschaft, welche die Kirche ist, Niemand eine Gewalt habe. Sie lehret, daß die Kirche herrschen müsse, besonders der römische Stuhl. Es ist, meint Ivo von Chartres im eilften Jahrhundert, Christus nur Priester gewesen, doch war er König der Welt, wer sollte daran zu zweifeln wagen? Der Pabst ist aber nicht ein bloßer Priester, sondern der Nachfolger des ersten der Apostel, also noch mehr als Christus. Wer siehet nun nicht, es ist ja sonnenklar, daß der Pabst der König der Erde ist? Sie lehret ferner, daß der Kirche gegeben werden müsse, wer sich leicht den Weg zum Himmel eröffnen wolle. Es ist anzuerkennen, daß diese Dinge nicht allein gelehrt wurden. Sie wurden aber von den Meisten und am meisten gelehrt. Es fehlte daneben nicht, daß einzelne kostbare Körner aus dem Reiche des Evangelii ausgestreut wurden. Aber sie fielen auf dürres Land. Denn der lange gehegte und ausgebaute Gedanke, daß in der Abtödtung der sinnlichen Na-

tur auch ein Weg zur christlichen Vollkommenheit liege, daß durch das Sinnliche zu dem Uebersinnlichen zu gelangen sei, waltete vor. Deshalb wurden die Anstalten zu Peinigung und Selbstqual gemehrt. Die alte Mönchsstrenge genügte nicht mehr. Eine Menge von neuen Mönchsorden entstehen, die Camalduenser 1022, die Karthäuser 1086, die Cistercienser 1098 u. a. m. Sie streben in ihre Regeln neue und künstlichere Qualen und Peinigungen zu bringen. Wer aber in die Mönchs- und Nonnenklöster nicht eintreten konnte oder wollte, der unterwarf sich wenigstens von Zeit zu Zeit irgend einer Qual.* Besonders kamen die Geißelungen vom eilften Jahrhundert an in großes Ansehn. Alles, vom Kaiser bis zum Bettler herab zerhieb sich von Zeit zu Zeit den Leib mit Geißelhieben. Wer's hier nicht that, der ward dafür nach dem Glauben der Zeit, desto heftiger von den Teufeln gegeißelt. Das heidnische Morgenland hat dieselbe Ansicht und dieselbe Weise bis auf den heutigen Tag. Die Welt bietet ein seltsames Schauspiel dar. Sie sehnet sich nach der inneren Beruhigung, welche das christliche Leben und Denken allein giebt. Sie kann aber diese nicht gewinnen, weil ihr die Wahrheit des Christenthums unbekannt. Die Priesterschaft hat sie unter den Scheffel gestellt. Sie sucht nun, in dem Gefühl, daß das Leben, das geführt wird, kein christliches sei, diese Befriedigung in der Selbstpein nach der Weise des heidnischen Morgenlandes. Da diese Selbstpein jene Befriedigung nicht geben kann, wird sie immer höher und höher, endlich bis zum Wahnsinn hinaufgetrieben. Jenes Gefühl aber kommt von der leisen Ahnung des Christenthums, die immer durch die europäische Welt, selbst in den finstersten Jahrhunderten des Mittelalters, gegangen ist.

1022 1086 1098

Wie die Romanen die ersten sind, bei denen der Staat in größerer Ordnung erscheinet und der Geist thätig wird in der Staatenbildung, so sind sie auch die ersten gewesen, die den Geist der religiös-kirchlichen Freiheit auferzogen. Während die größere Mehrzahl der Romanen in dem Glauben, der Sitte und Weise der römisch-fränkischen Katholicität bleibt, fängt eine kleine Minderzahl von ihnen an, das reine Christenthum kennen zu lernen und es darzustellen in Kirche und Leben. Ganz und allenthalben war das reine Christenthum so niemals untergegangen. Wenn die römisch-fränkische Katholicität sich bildet und erweitert, so hatte es auch am Gegensatz nicht gefehlt, welcher ihrer Ausbildung Schritt für Schritt

———

* Flathe. Geschichte der Vorläufer der Reformation. I. 1835.

folgte. Sehr bedeutend mit diesem Gegensatz, mit dieser Opposition, mit dieser Protestation, war im neunten Jahrhundert Klaudius, der Bischoff von Turin, erschienen. Am Anfange des eilften Jahrhunderts erscheinen in Frankreich Christen, die einen anderen Glauben haben als die römische Katholicität. Die Bischöffe und Priester Roms nennen sie alsbald Ketzer und Manichäer, nicht weil sie solche wirklich gewesen, sondern damit die Gesetze der oströmischen Imperatoren gegen diese der Priesterherrschaft gefährlichen Christen angewendet werden möchten. Unter heftigen Verfolgungen breiten sich aber diese sogenannten Ketzer immer weiter aus. Sie werden im zwölften Jahrhundert Waldenser genannt, d. h. Bewohner der Thäler. In den Thälern zwischen Frankreich und Italien haben sie ihren Hauptsitz. Die Waldenser sind streng rechtgläubige Christen. Aber sie verwerfen das Pabstthum, die weltliche Macht der Priester, die Heiligenverehrung, die Bilderanbetung und die ganze Ansicht von dem Verdienste der Werke, der Peinigung, der Qual und Alles, was damit in Verbindung steht. Sie lehren, daß das Christenthum im Glauben an den Inhalt des neuen Testaments liege, in der Erfüllung seiner Gebote, im christlichen Leben und Denken. Die Waldenser haben eine höchst eigenthümliche Organisation. Sie müssen sich vor den Verfolgungen der Römischen bergen, und doch wollen sie, vom heiligen Eifer getrieben, ihren Glauben weiter unter den Menschen verbreiten. Daher theilen sie sich in zwei Classen. Die unterste wird gebildet von den Gläubigen (credentes). Die Gläubigen können äußerlich in dem Schooße der römischen Kirche bleiben. Wenn sie befragt werden, können sie selbst schwören, daß sie einer andern Kirche nicht angehörten. Dadurch können die Gläubigen den Verfolgungen entgehen und das Leben retten. Durch sie kann eine allmählige, ungestörte Verbreitung des Glaubens gehofft werden. Die zweite Klasse ist gebildet von den Vollkommenen (perfecti). Die sind die Prediger, die Bischöffe, die Glaubensboten. Diese verläugnen den Glauben nicht und sie müssen sich den Gefahren unterziehen, die mit der Ausbreitung desselben verbunden sind. Sie sind zum Märtyrerthume geweiht, getröstet, weshalb sie auch die Getrösteten (consolati) heißen. Jeder Gläubige hält's für Pflicht wenigstens kurz vor seinem Tode noch in die Klasse der Vollkommenen zu treten. Es geschieht dieses durch die feierliche Handauflegung eines, der schon getröstet ist. (consolamentum).

Während so das Leben der Völker Europas, besonders der Romanen und der Germanen, einer neuen freien und geordneten Ge-

staltung entgegenarbeitet, haben die armseligen Reste der einen Hälfte
des römischen Reiches ihr mattes Leben fortgeführt, ohne für die sie
umgebende Welt eine Wichtigkeit zu gewinnen. In dem Umfange,
den das Reich äußerlich noch beschreibt, schwindet das Leben des
Alterthums je länger, je mehr. Die eingedrungnen Slaven stehen
nur in einem lockern Verhältniß zu dem Reiche. Basil, der Mace-
donier, der 867 Michael III. gestürzt, muß schon ihre eigenen Volks- 867
häupter ihnen lassen, und sich mit der Anerkennung der Hoheit des
Reiches und einen Tribut begnügen. Bis in den Peloponnes hinein
sind die Slaven gedrungen, wo sie unter Michael III. seßhaft wer-
den. Von allen Seiten ist das Reich von den Völkern der jungen
Zeit gedrängt und geängstigt. Die Menschen aber in dem Reiche
werden durch die ewige Qual nicht bewogen, ihren Sinn zu ändern
und ihr Handeln. Sie starben langsam dahin, noch im Absterben
den alten römischen Lüsten fröhnend. Es scheinet Niemanden in
den Sinn gekommen zu sein, die Grundlagen des Staates zu ändern
oder sonst etwas Durchgreifendes zu thun, wodurch das Leben wie-
der angefrischt werden könnte. Basil der Macedonier führt das
Reich fort in gewohnter Weise, und pflanzt es 886 bei seinem Tode 886
fort auf seine beiden Söhne, Leo den Weisen und Alexander, die er
zeitig zu Mitkaisern genommen hat. Die Geschichte des Reiches
geht immer in der Geschichte der Kaiser auf, und diese ist noch immer
so, wie sie unter den letzten der alten Imperatoren Roms gewesen.
Kein Kaiser kann auf dem Throne ruhig schlafen. Immer steht ein
Empörer nahe, und in den Kämpfen, die darum entstehen, scheinen
die letzten Kräfte des Reiches aufgelöst werden zu sollen. Das bil-
det ein todtes und uninteressantes, ewiges Einerlei. Von Alexan-
der, der in Lüsten versunken, ist keine Rede, Leo waltet allein. Der
lateinische Character des Reiches verliert sich. Die alten römischen
Gesetze sind unter Leo in's Griechische übertragen worden (*βιβλια
των βασιλικων διαταξεων*). Es kann nicht mehr das Reich von
Ostrom genannt werden. Leo starb 912. Alexander folgte ihm 912
schon 913 in den Tod, also daß Leo's Sohn, Constantin VII. Por- 913
phyrogeneta allein Kaiser blieb. Constantin war ein Knabe und
er mußte dulden, daß Romanus sich 919 neben ihn auf den Thron 919
stellte. Als Constantin herangewachsen, ward Romanus I. genöthigt
944 sich in das Kloster zurückzuziehen. Constantin VII. benutzte 944
sein Sein auf dem Throne, um Bücher zu schreiben. Er starb an
dem Gifte, welches sein Sohn Romanus II. ihm hatte reichen lassen
959. Die Theilung, in welche die Macht der Moslemen gefallen, 959

half dem Reiche von Constantinopel zu einigen Vortheilen. Die
961 Insel Creta konnte 961 wieder gewonnen werden. Bei dem Tode
963 des Kaisers Romanus II. 963 waren seine Söhne, Basil und Konstantin VIII. schwache Knaben. Der tapfere Feldherr Nicephorus ließ sich zum Kaiser ausrufen. Die Kaiserin Mutter Theophano reichte ihm ihre Hand. Nicephorus drang tief in Syrien ein. Cilicien
966 und Antiochien wurden wieder erobert 966. Die Kaiserin Theophano hatte sich aber bald anderweitig verliebt in den Feldherrn Zimisces. Das Leben des Gatten und den kaiserlichen Pallast
969 überlieferte ihm Theophano 969. Zimisces aber, nachdem er sich in den Besitz des Thrones gesetzt, täuscht die Hoffnungen Theophanos. Er nahm sie nicht zur Gemahlin.

Auch Zimisces drang in Syrien ein. Er sah die Küsten von Phönicien wieder. Aber die Griechen waren zu geschwächt, um große und dauernde Eroberungen machen zu können. Erst nach
976 dem Tode des Zimisces 976 wurden die Söhne Romanus II., Ba-
981 sil II. und Constantin VIII. Kaiser. Basil begann 981 einen furcht-
862 baren Krieg gegen den Bulgaren. Die Bulgaren hatten sich 862 zum Christenthume gewendet, aber das Verhältniß zwischen ihnen und dem Reiche war dadurch um nichts milder geworden. Die Kriege mit den wilden Bulgaren waren unaufhörlich. Schon von Zimisces niedergeworfen, standen sie wieder auf. Basil II. setzte
1018 den Kampf fort, bis er Bulgarien in eine Provinz verwandelt 1018.
1025 Nicht lange darauf starb er 1025 und ihm folgte bald Constantin
1028 VIII. 1028. Constantin hatte vor seinem Tode die Tochter Zoe mit Romanus III. Argyros verbunden und beiden das Reich gelassen.
1033 Die Griechen eroberten die mächtige Stadt Edessa 1033. Es war ein letzter matter Schein des Glückes. Zoe aber ließ den Romanus
1034 III. vergiften 1034. Die Reste des römischen Reiches waren an ein altes verbuhltes Weib gefallen. Zoe machte zum Gemahl und Kaiser den jungen Paphlagonier Michael IV. Die Serven, bei denen Könige schon früher erwähnt worden, die in den letzten Zeiten dem Reiche bald unterworfen, bald nicht, rissen unter der Führung Stephans, eines Abkömmlings ihres königlichen Stammes, sich
1041 1041 für immer von Constantinopel los. Michael IV. starb 1041. Zoe hatte Michael Kalaphates adoptirt. Michael V. trieb Zoen aus dem
1042 Kaiserpallast. Aber gleich darauf 1042 ward er von Zoen gestürzt. Sie wählte nun einen alten Lüstling Constantin IX. Monomachos
1052 zum Gemahl. Von ihr aber befreiete der Tod bald die Welt 1052.

Unter der Herrschaft dieses Constantin trat aber nun ein Er-

eigniß hervor inhaltsschwer für die Zukunft. Zwischen der abendländischen, von Rom aus in Sachen der Kirche und des Glaubens beherrschten Christenheit, und der Christenheit, welche unter der Obhut des Patriarchen von Constantinopel stand, und überhaupt zwischen jener abendländischen und der morgenländischen Christenheit, hatte sich in dem Laufe der Zeit so manche verschiedene Ansicht, so mancher verschiedene kirchliche Brauch gebildet. Die Patriarchen von Constantinopel und die Päbste von Rom hatten immer in heftigen Zwistigkeiten unter einander gelegen, stolz, hoffährtig und rechthaberisch, wie diese ganze Priesterschaft war. Die römischen Päbste mußten wünschen, daß es zu einer absoluten Spaltung zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche komme. In dem Morgenlande war nicht eine solche Hierarchie, wie in dem Abendlande, solche Bischöffe wie die abendländischen gab's dort nicht. Die Gewalt des Pabstes weder über die Kirche, noch, und weit weniger, über die Welt war in dem Morgenlande anerkannt. Kamen nun abendländische Christen in's Morgenland und sie sahen wie hier so Vieles anders sei, als bei ihnen im Abendland, so mußten sie sich verwundern, wie diese doch dabei rechte Christen auch wären. Die Verwunderung konnte zu Zweifeln an der Wahrheit der Kirche des Abendlandes, besonders was die Hierarchie anlangte, führen. Das konnte nur verhindert werden, wenn die morgenländische Kirche für eine falsche, eine schismatische, eine ketzerische Kirche erklärt ward. Denn nun hatte jeder Abendländer, der mit dem Morgenlande zusammentraf, die Erklärung, warum hier so Vieles anders sei. Nun mögen die Patriarchen in Konstantinopel sich längst geärgert haben über die hohe Stellung, welche die Patriarchen in Rom gewonnen hatten. Der Patriarch Michael Cerularius machte seinem Aerger dadurch Luft, daß er der Kirche des Abendlandes und dem Pabst vorwarf, daß sie ungesäuertes Brod im Abendmal nähmen, daß sie den heiligen Geist auch von dem Sohne ausgehen ließen, daß sie das Fleisch erstickter Thiere äßen, in den großen Fasten nicht das Halleluja sängen u. s. w. Pabst Leo IX. ergriff mit großer Freude die Veranlassung, die ihm der Patriarch gab, und excommunicirte denselben 1054. Michael Ceru- 1054
larius antwortete aber sogleich auch mit dem Bannstrahle, und die Priesterschaft des Morgenlands schloß sich an ihn an. Von dieser Zeit erweiterte sich die Spaltung je länger, je mehr. Die beiden Theile der Christenheit betrachteten sich gegenseitig als schismatisch und ketzerisch. Bald entbrannte zwischen ihnen ein glühender Haß.

Für das Reich von Constantinopel wurden diese Vorgänge verhältnißschwer.

Unterdessen hatten in dem Reiche der abbassidischen Kaliphen, welches am Ende des neunten Jahrhunderts als bereits in Auflösung begriffen geschildert worden, die Elemente der Zerstörung immer weiter um sich gegriffen, also daß die Kaliphen und die islamitische Welt nicht allein ganz ungefährlich für Europa geworden, sondern daß sogar für die Christen eine Möglichkeit ward, mit Angriff gegen die Moslemen aufzutreten. Von diesen zerstörenden Elementen lag das erste in den Ansichten der Schii über das Kaliphat, die in der Secte der Karmathier oder der Ismaili sich mit der alten persischen Freigeisterei gepaart. Nun wurden zwar die Karmathier von den Kaliphen in Asien vom Anfange des zehnten Jahrhunderts mit ungeheuren Anstrengungen niedergekämpft. Sie hatten sich aber nach Afrika geflüchtet und dort stellten sie aus ihrer Mitte einen, Obeidollah Mehdi geheißen, der von Fatime, der Tochter des Propheten abstammen und der rechte Iman sein sollte, am Anfange des zehnten Jahrhunderts als Kaliphen auf. Vor dem-
907 selben gingen die Aglabiden zu Grunde 907. Die Edrisiden wurden ihm zinspflichtig gemacht. Fast ganz Nord-Afrika ward von ihm beherrscht. Den Abbassiden von Bagdad wars verloren. In der neu erbauten Stadt Almahadia hatte er seinen Sitz. Zwischen den Fatimiden und den Abbassiden war Feindschaft bis auf den Tod. Die Fatimiden griffen weiter. Der Kaliph Moez Ledin
969 Illah bemeisterte sich Aegyptens 969 und schlug seinen Sitz zu Kahira auf, wo die Fatimiden geblieben bis zu ihrem Untergange. Auch eines Theiles der Küste von Syrien bemeisterten sie sich und der heiligen Christenstadt Jerusalem. Afrika aber vermochten sie nicht zu behaupten. In dem Reiche der Fatimiden blieb die alte freigeisterische Lehre der Ismaili, daß der Mensch nichts zu glauben habe und daß Alles zu thun erlaubt sei. Es gab in Kahira geraume
1004 Zeit, von 1004 bis 1123, eine gelehrte Academie, darin diese Phi-
1123 losophie gelehrt ward. Sie ward aber nicht Allen vorgetragen und für das Volk blieb der Koran, noch ward sie vorgetragen auf einmal, sondern im neunten Grade erst erfuhr der Jünger diese letzte angebliche Weisheit, die im Ganzen genommen die höheren Stände für sich behalten zu haben scheinen. Ein Zweig dieser Ismaili waren die sogenannten Assassinen, die sich am Ende des eilften Jahr-

Hammer. Die Geschichte der Assassinen. 1818.

hunderts 1090 auf dem persischen und dem syrischen Gebirge niederließen, wo sie unter der Herrschaft eines Meisters standen, den die Christen den Alten vom Berge nannten. Die in die Lehre der Freigeisterei nicht Eingeweihten waren es, die der Alte vom Berge aussendete zu Mord. Diesen waren für unbedenkliche Vollziehung der Gebote des Meisters die Wonnen des islamitischen Paradieses verheißen. Diese Assassinen bildeten auch eins der Elemente, welche das Morgenland auflösten.

Nicht minder hatte sich in dem Reiche der Kaliphen auch eine andere Zerstörung aufgethan und das Kaliphat ganz um seine alte Pracht betrogen. Der Abfall der Statthalter in Asien hatte, nachdem im neunten Jahrhundert einmal das Beispiel dazu gegeben worden, so gewaltig um sich gegriffen, daß bereits in der ersten Hälfte des zehnten die unmittelbare Macht des Kaliphen beschränkt war auf Bagdad, die Residenz, und einen nicht bedeutenden Landstrich um die Stadt herum. Die Statthalter, die sich zu Herren gemacht, hingen mit dem Kaliphen von Bagdad nur durch ein lockeres Lehnsband zusammen. Im bunten Wechsel entstanden und vergingen in Asien Reiche und Dynastien. Trotz der Spaltung, die in die islamitische Welt also gekommen war, war der Islam noch furchtbar, ward er noch ausgebreitet: nur nicht gegen Völker der europäischen Kraft. An den Grenzen von Indien war Reich und
Dynastie der Gasnaviden 977 entstanden. Der zweite Herr dieses 977
Hauses Mahmud I., seit 996, gelobte, jedes Jahr eine Heerfahrt ge- 996
gen die Götzendiener zu thun. Und er wendete sich nach Indien, wohin schon vor ihm oft die Moslemen mit wilden Verheerungen eingebrochen waren. Aber noch nie war's in dem ungeheuren Maßstabe geschehen, als von Mahmud, dem Sultan von Gasna. Sein Vater Sobokthegin, der Stifter des Hauses, war ihm mit dem Beispiel dieses blutigen Glaubenskampfes schon vorausgegangen und hatte die indischen Grenzländer wild verheert. Mahmud, der jedes Jahr einen heiligen Krieg, einen Ghazi, gegen die Indier unternahm, ging zuerst von allen Moslemen über den Indus. Bis zu dem Ganges drang er vor und kaum waren Züge so blutig wie diese. Die Moslemen hielten es für Glaubenspflicht, die Tempel der Hindu zu zerstören und die Priester zu schlachten. Der Reichthum aber des indischen Lebens reizte sie zu Brand und Mord. In Nordindien setzten sich die Gasnaviden fest und die gewaltsame Verbreitung des Islams begann, dem die Hindu indessen einen verzweifelten Widerstand entgegensetzten. Die Gasnaviden wurden 1186 1186

von den Ghoriden gestürtzt, die immer weiter und weiter, am Ganges und am Yamuna ihre Gewalt ausdehnten. Aber die Moslemen vermochten wohl die Hindu niederzuwerfen und sie zu besiegen, aber ihren Glauben zu vernichten, das vermochten sie nicht.

An diesem Glanze hatten die Kaliphen von Bagdad keinen Theil. Selbst über Bagdad und das kleine Reich von Bagdad hatten sie die Gewalt verloren. In dem eigentlichen Persien, in Bagdads Nachbarschaft, hatte sich das Geschlecht der Buiden im zehnten Jahrhundert des Herrnthums bemeistert, und die Kaliphen hatten auch diese Sultane anerkennen müssen. Der Sultan Moez
945 ed Daula nöthigte nun aber auch 945 den Kaliphen Mostacsi ihm die Handhabung der weltlichen Macht über Bagdad aufzutragen und ihm den Titel eines Fürsten der Fürsten, eines Emirs al Omra, aufzutragen. Seitdem waren die Kaliphen zu bloßen Schattenbildern herabgesunken. Am kaspischen Meere aber wohnte das Volk der Türken und ein Stamm derselben unter dem Fürsten Seldschuk war im Süden Asiens aufgetreten. Im Anfange hatten sie in dem Dienste der Sultane von Gasna gestanden, nachmals aber waren sie feindlich gegen dieselben aufgetreten und hatten sich eines Theiles ihres Reiches bemeistert. Allen Fürsten und Herren in Süd-Asien machten sich die Seldschuken furchtbar. Der Kaliph Cajem Beamrillah rief Togrulbeg, den Fürsten der Seldschuken, zu Hülfe gegen Malik Rahim, dem Emir al Omra. Die Seldschuken kamen,
1055 das Reich der Buiden fiel 1055. Der Kaliph aber mußte nun dem Togrulbeg das Emirat al Omra auftragen. Die Sultane der Seldschuken führten nun das weltliche Herrnthum in Bagdad. Die Seldschuken stürtzten im ganzen westlichen Süd-Asien die
1062 Reiche, welche sie fanden. Togrulbeg aber starb 1062 und sein Neffe Alp Arslan folgte ihm im Sultanat. Die Seldschuken, welche auf einen Augenblick in dem vordern Süd-Asien wieder ein einiges Reich herstellten, fielen auch auf das Reich von Constanti-
1054 nopel. Da war 1054 Constantin IX. gestorben und in rascher Folge hatten mehrere Kaiser hinter einander auf dem Throne gesessen,
1057 Michael VI., den 1057 Isaac Comnenos stürtzte, wie es schien,
1059 nur um das Reich 1059 wieder niederzulegen und es Constantin X.
1067 zu übergeben. Derselbe starb schon 1067 und seine Gemahlin Eudoxia stellte Romanus Diogenes neben sich auf den Thron Die Seldschuken brachen, wie schon einigemal, in Klein-Asien ein. Romanus Diogenes stellte sich gegen sie und ward in der Schlacht bei
1071 Manzikert gefangen 1071. Dem Kaiser ward von dem Sultan

der Seldschuken seine Gefangenschaft bald wieder erlassen. Aber Klein-Asien, mit Ausnahme besonders der West- und Nord-Küste, wo die großen griechischen Städte lagen, fiel in die Macht der Seldschuken. Es war wieder die eine Hälfte von diesen Trümmern des römischen Reiches zusammengebrochen. Das Reich mußte fürchten durch die Seldschuken noch ganz unterzugehen. Während der Gefangenschaft des Kaisers Romanus hatte sich Michael VII., Sohn Constantin X. des Thrones bemeistert. Mitten in den Gefahren hören die alten Empörungen nicht auf. Michael VII. wird von Nicephoros Botoniates gestürzt 1077 und dieser wieder 1081 1077
von Alexius Comnenos. Die Gefahr vor den Seldschuken ward 1081
immer größer. Antiochien und Nicäa fielen in ihre Hände. Sie standen im Angesicht von Constantinopel. Darum wendete sich Alexius Comnenos mit einem Hülferuf an das Abendland, an Pabst Urban II. Dadurch gab er auch mit eine Veranlassung zu den sogenannten Kreuzzügen, doch nur eine mindere. Das Reich der Seldschuken aber dauerte als eine Einheit nicht. Alp Arslan starb 1072 1072
und sein Sohn Melikschah folgte. Dieser gab Syrien an seinen Bruder Thutusch und Klein-Asien an Soliman, seinen Vetter. Diese nun gaben Städte und Districte wieder an andere Seldschuken zur Verwaltung. So ward die Stadt Jerusalem 1086 an die Familie 1086
der Orthoboken gegeben. Besonders aber in Syrien machten sich diese Emire bald unabhängig, zumal nachdem Thutusch 1095 1095
gestorben. Gerade in Syrien, wo die Christen auftreten werden, war die Spaltung unter den Moslemen am größten. Die Fatimiden droheten von Aegypten her, die Assassinen und der Alte vom Berge, Anhänger der Fatimiden, zerrütteten die seldschuckische Macht durch Mord bald gegen die Sultane und Emire, bald gegen andre bedeutende Männer gerichtet. Sie scheinen auf eine allgemeine Zerstörung hinzuarbeiten. Nur ist der feige Mord zu unkräftig, um diese zu bewirken. Ueberhaupt besonders seit dem Tode des Sultans Melikschah 1092, da sein Sohn Borkiaruk Sultan zu Bag- 1092
dad geworden, ist das ganze Reich der Seldschuken wieder ein aufgelöster und zerrissener Bau. Weder der Kaliph noch der Sultan von Bagdad findet Gehorsam bei den vielen kleinen Emirn.

Also waren die Verhältnisse, welche die Festsetzung der Chri-

---

Spalding. Geschichte des Königsreichs Jerusalem. I. II. 1803. Funk. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. I—IV. 1821—24. Wilken. Geschichte der Kreuzzüge. I—VII. 1807—32. Michaud. Histoire des croisades. Tom. I—VII. 1819—22.

sten in Syrien erleichterten, die in den sogenannten Kreuzzügen geschehen ist. Zweihundert Jahre lang haben diese Kreuzzüge das Morgenland und das Abendland mit einander in Verbindung gesetzt. Diese Verbindung schon allein, das stille und unmerkliche Wirken des Einflusses der Betrachtung einer andern Welt, hat den Fortgang des Lebens der Völker des Abendlandes mächtig gefördert. Es ruhet aber die erste Veranlassung zu dieser langen Kette von Ereignissen in den Vorstellungen, welche die Welt seit langem über christliches Leben und christliche Vollkommenheit hatte. Sie meinten dieselbe zu gewinnen durch äußere That, besonders wenn es eine peinliche, eine mühvolle That, war wie sie ebendieselbe zu gewinnen meinten durch das Versetzen in einen peinlichen Zustand, von dem sie hofften, daß er die Sinnlichkeit ertödten werde. Daher fasteten sie, daher geißelten sie sich und wallfahrteten. Von den Wallfahrten aber ward die Wallfahrt nach Jerusalem schon im vierten Jahrhundert für die beste erachtet. Die Stätten, auf denen der Erlöser gelebt, gewandelt, gelitten, waren eine heilige Reliquie. Die Reliquie schützt auch vor dem Bösen und bringt dem Heiligen näher. Es gehört auch dieses mit in den Kreis der Vorstellungen hinein, die das Christenthum dem Menschen leicht und bequem gemacht hatten. Denn das christliche Handeln und Denken ist sonder Zweifeln schwerer als das Wallfahren, das Peinigen und die Erlangung von heiligen Reliquien. Von den Römern hatten die Germanen und Romanen das Wallfahrten gelernt, und es als einen heidnischen Brauch ganz in der Ordnung gefunden und vielfach ihn geübt. Es war aber bei ihnen bald etwas Anderes hinzugetreten, was bei den schlaffen und kraftlosen Römern nicht hatte sein können: der Gedanke, daß es noch verdienstlicher sein müsse, mit den Waffen in der Hand zu pilgern, kämpfen und streitend zu pilgern. Das Werk der Waffen hatte am höchsten gestanden bei den alten Deutschen, und es stand wieder am höchsten bei der romanischen Ritterschaft. Sie mußten ein größeres Verdienst bei Gott gewinnen, wenn sie nicht allein pilgerten, sondern wenn sie zugleich stritten und kämpften. Denn sie thaten ja damit ein Doppeltes und sie wuschen sich dann um so sicherer rein von ihren Sünden. Je roher die Welt war und je weniger, bei einer leisen Ahnung von dem wahren Geiste des Christenthums, die immer durch die Welt ging, eine innere Befriedigung gewonnen werden konnte durch solche äußere Thaten, durch solche äußere Umstände, um desto höher trieb man diese stets hinauf. Daher wie bereits bemerkt, das stete Mehren der Strenge der Ordens-

regeln, daher die endlich bis zum Wahnsinn gesteigerten Geißelungen. Der Kampf aber der bewaffneten Wallfahrt konnte natürlich gegen Niemand anders gerichtet sein, als gegen den Feind der Kirche und des Glaubens. Und als solcher mußte zuerst der Islam und das Heidenthum erscheinen. Schon im elften Jahrhundert zog die französische Ritterschaft zahlreich über die Pyrenäen um dort gegen die Moslemen zu streiten. Schon Pabst Silvester II., am Anfange des elften Jahrhunderts, hatte die Christenheit zur Befreiung der heiligen Stadt aufgefordert und nicht minder hatte Pabst Gregor VII. an einen allgemeinen Kampf gegen die Feinde des Glaubens, gegen die Moslemen, gemahnt. Die Christen suchten, wo sie wallfahren und kämpfen könnten zugleich, und es kann beinahe Wunder nehmen, daß sie nicht früher, als es geschehen, auf den Gedanken gekommen sind, in dem gelobten Lande zu kämpfen, wo durch Kampf und Sieg noch die größte und heiligste Reliquie zu gewinnen.

Auch bedurfte es dazu kaum mehr als einer Mahnung. Peter, ein Franzos, der Eremit geworden, war in dem heiligen Land gewesen und hatte den Jammer gesehen, den die Christen durch die Seldschuken erduldeten. Nun war zwar das Erdulden von Jammer und Noth gerade das, was den Pilgerfahrten nach Jerusalem einen so hohen Werth verlieh. Es war aber auf der anderen Seite wider den kräftigen Geist der Germanen und der Romanen, zumal wider den Geist der Ritterlichkeit, diese Dinge schweigend und mit dem Hohne und dem Spotte der Ungläubigen zu dulden. Es ward von diesem Geiste begehrt, die Noth anders zu dulden, mit dem Schwerte in der Hand. Also sah Peter, der selbst ein Ritter gewesen, in einer Verzückung den Herrn und Heiland, der ihn gebot, nach dem Abendlande zu gehen, damit die Christenheit die Waffen nähme zur Befreiung des heiligen Landes. Und Peter ging und er kam 1095 zu dem Pabste Urban II. Der Pabst ward er- 1095
griffen von denselben Gedanken. Im Anfange sind die Päbste gewiß dem allgemeinen Zuge der Zeit gefolgt. Erst als die erste Begeisterung vorüber war, haben sie die Sache für die Erweiterung der apostolischen Macht zu benutzen gedacht. Urban II. predigt selbst auf mehreren Synoden, besonders zu Piacenza in Italien und zu Clermont in Frankreich 1095, das Kreuz. Wenn jemand die Pil- 1095
gerfahrt nach Jerusalem gelobt, so heftet er sich ein Kreuz auf die Schultern. Nach gelöstem Gelübde trägt man's am Halse oder auf dem Rücken. Das Wort des Pabstes fiel auf einen bereiteten Boden. Die ganze romanische Welt kam in Bewegung. Wer's

nur vermochte, Ritter, Bürger, Bauer, Priester, Alles nahm das Kreuz. Der Pabst hatte kaum nöthig durch die Priester, welche er aussendete, noch den Ablaß verkünden zu lassen, das heißt, als Gottes Statthalter auf Erden, jedem die Vergebung seiner Sünden zu versprechen als Entgelt Gottes für diese Fahrt. Der Pabst versäumte nicht hinzuzusetzen, daß dabei auch eine innerliche Besserung erfolgen müßte. Die Welt aber legte auf diesen Zusatz um so weniger Gewicht, als schwer zu fassen war, warum, wenn die innere Besserung etwas Vollständiges und Gnügendes sei, Gott noch die mühselige Fahrt nach dem gelobten Lande begehre. Nun strömten hunderttausende von Menschen fort nach diesem Lande in wilder Unordnung. Sie fanden den Untergang in Ungarn, in dem Reiche der Byzantiner, in Klein-Asien. Es hatten aber auch eine Anzahl romanische Fürsten sich zusammengethan und das Kreuz genommen. Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, und seine Brüder, Balduin und Eustach, Robert, Herzog von der Normandie, Sohn Wilhelms des Eroberers, Robert, der Graf von Flandern, Raimond IV., der Graf von Toulouse, und Hugo, Bruder Philipp's I. von Frankreich. Dann die Italiener, Boemund, Fürst von Tarent, Bruder Robert Guiscards, und sein Neffe Tancred. Sie zogen auf
1096 verschiedenen Wegen gen Constantinopel 1096. Wie sie dort zusammen waren, so zählten sie sechsmalhunderttausend Streitbare. Es waren zum bei weitem größten Theile Romanen.

Und eine so ungeheure Macht erreichte am Ende sehr wenig. Davon lag der Hauptgrund zuerst darin, daß die Abendländer eine regelmäßige Kriegführung gar nicht verstanden. Sie stürmten in den Feind hinein in wilder Verwirrung. Kaum daß eine Art von Oberbefehl und von Einheit dem Namen nach bestand. Am liebsten kämpfte jeder Edle auf seine eigene Faust und nach seinem eigenen Willen. Ferner war für die Unterhaltung einer so großen Menge von Menschen und Rossen nicht gesorgt. Theils verstanden die Abendländer ebenfalls nicht, wie man für solche Dinge vorzubereiten habe, und theils meinten sie, daß die Engel Gottes schon sorgen würden. Weit mehr durch Mangel und durch Verwirrung als durch das Schwert der Ungläubigen in offener Schlacht oder in ehrlichem Kampf sind die größten Kreuzheere bis auf armselige Trümmer verschwunden. Der Kaiser Alexius aber kommt in Verlegenheit, als die Kreuzfahrer bei Constantinopel erscheinen. Er hat auf Hülfe aus dem Abendlande gezählt, aber nicht auf so unermeßliche Heere, die dem Reiche von Constantinopel ein Ende machen konnten, wenn sie es

wollten. Und der Kaiser wußte nicht, ob sie es wollten. Das Reich war schon 1081 von den italienischen Normannen angegriffen 1081
und mit Mühe gerettet worden. Der Haß zwischen den abendländischen und den morgenländischen Christen war schon auf den höchsten Grad gestiegen. Die Besorgniß des Kaisers war aber unbegründet. Das aber sah Alexius, was auch war, daß die Abendländer Klein-Asien und Syrien nicht wieder erobern würden für ihn. Die Fürsten waren aus dem Abendlande gezogen, nicht allein um des Kreuzes und um ihrer Sünden willen, sondern auch, um sich weite Reiche zu erobern. Der Kaiser aber mußte wünschen doch einen Einfluß auf Asien zu behalten. Also ward bestimmt, daß die Fürsten alle Eroberungen besitzen sollten als Lehn des Reiches. Und die Fürsten schwuren im Voraus den Vasseneid. Nur der stolze Raimond von Toulouse schwur ihn nicht. Der Kaiser sollte dagegen auch den Kampf unterstützen. Nun gingen sie hinüber und belagerten Nicäa in dem Reiche der Seldschuken von Rum, wo seit 1097 1097
Kilidsch Arslan, d. h. der Löwe waltete. Die Kreuzfahrer eroberten die Stadt 1097. Alexius aber verstand, sie in seine Gewalt 1097
zu bekommen. Er behielt sie und die Abendländer hielten sich nun des Vertrages mit ihm für quitt und ledig. Sie strömten nun wild und ordnungslos durch Klein-Asien hindurch und mit jedem Tage wurden die Kräfte geringer. Die Bewohner von Edessa riefen aber Balduin, den Bruder Gottfrieds von Bouillon, herbei. Er gewann fürstliche Gewalt über Stadt und Umgegend. Da wachte in den andern auch die Lust auf nach solchen reichen Städten und solchen Fürstenthümern. Also lagerten sie sich vor der mächtigen Stadt Antiochien und eroberten sie mit ungeheuren Anstrengungen 1098. 1098
Antiochien kam als Fürstenthum an Boemund von Tarent, weil sein Banner zuerst auf der Mauer gesehen worden. Indessen war auch das islamitische Morgenland in Bewegung durch das Erscheinen der Christen gebracht worden. Borkiaruk, der Sultan, hatte die Sultane umd Emirs entboten gegen die Christen. Sie kamen geführt von Kerbogha, dem Sultan von Mosul, nachdem Antiochien schon in die Gewalt der Christen gefallen. Die Christen aber, ob auch abgemattet und ermüdet, erfochten einen großen und glänzenden Sieg. Unterdessen hatte auch Mostaali, der Fatimide, Krieg gegen die Seldschuken begonnen. Jerusalem und die Küste von Palästina und Phönizien war in seine Hände gefallen. Als nun die Christen gegen diese Küste sich wendeten, da mochten die Seldschuken meinen, daß die Sache sie weniger angehe. Die Christen aber kamen vor Jeru-

salem. Es waren ihrer noch zwanzigtausend Streiter. Mit ungeheuren Anstrengungen, ja mit übermenschlichen, stürmten sie die Stadt 9. Juli 1099 nnd badeten sich in dem Blute der Feinde des Glaubens.

Die Christen wollten das heilige Grab und die heilige Stadt behalten. Also wählten die Fürsten Gottfried von Bouillon zum König, der sich indessen nur Beschützer des heiligen Grabes nannte. Als das Reich entstand, bestand es nur aus Jerusalem, Joppe, Nazareth, Ramla und Cäsarea. Aber etwa in dem Laufe eines halben Jahrhunderts eroberten die Christen die ganze Küste von Antiochien bis Ascalon, bis an die Grenzen Aegyptens, mit den reichen Städten Accon oder Ptolemais, Tripolis, Tyrus, Sidon, Berytus. Diese Küste ist durch einen Gebirgszug von dem Innern Syriens geschieden und die Christen bedeckten denselben mit Burgen in der Weise des Abendlandes. Das Reich Jerusalem, zu dem Antiochien und Edessa bald in Lehnsverhältnisse traten, war von den Romanen eingerichtet worden in der Lehnsweise. Das Flachland, von Moslemen und morgenländischen Christen bewohnt, ward in Lehn getheilt und in Afterlehn. Dadurch entstand der Adel, die Barone des Reiches Jerusalem. Es gab dreierlei Arten der Vassen in Jerusalem. Unmittelbare Lehnsträger des Königs, solche, die wieder von diesen zu Lehn gingen und solche, die wiedernm von diesen After-Vassen Lehn genommen. Die Städte waren theils auch an die Barone gekommen, theils unter der unmittelbaren Macht des Königs geblieben. Alle Vassen und After-Vassen waren dem König zu Gehorsam verpflichtet. Die großen Barone herrschten aber auf dem Reichstage. Der König ist auch hier das Haupt und nicht der Herr. Die sämmtliche Ritterschaft des Königreichs Jerusalem war nicht bedeutend. Einige hundert Köpfe können es höchstens gewesen sein zur Zeit der höchsten Blüthe des Staates. Sie können mit ihren Mannen und Knechten nur einige tausend Streitbare gewesen sein. Sie sind dem König für ihre Lehn auch nur zu einem eingeschränkten Kriegsdienst verpflichtet. Das Reich von Jerusalem, unaufhörlich von den Moslemen angegriffen, würde nicht haben dauern können, hätte es nicht andere Stützpunkte noch gehabt. Alljährlich strömten zahlreiche Pilger aus Europa nach dem heiligen Lande. Sie beteten dort und sie kämpften einige Zeit mit gegen die Feinde des Glaubens. Besonders zu Ostern waren die Pilger zahlreich anwesend. Da geschah in der Auferstehungskirche ein un-

---

Münter. Statutenbuch des Ordens der Tempelherren. 1794. Wilke. Geschichte des Tempelherrenordens. I—III. 1826—35.

geheures Wunder. Die ausgelöschten Lampen wurden durch himmlisches Feuer wieder entzündet. Dann eilte jeder von dem heiligen Feuer einen Brand mit in sein Haus zu bringen. Das war auch eine heilige Reliquie. Besonders aber stand das Reich Jerusalem auf den Orden der Templer und der Johanniter. Diese beiden Orden, der erste entstanden 1118, der zweite etwa 1130, drückten den 1118
Character der Zeit mit großer Bestimmtheit aus. Sie waren eine Ver- 1130
bindung des Mönchsthums mit dem Ritterthume. Man legte in ihnen nicht allein die drei Mönchsgelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams, sondern auch das Gelübde des Kampfes gegen die Feinde des Glaubens ab. Wer in sie eintrat, gewann nach den Vorstellungen der Zeit nicht allein das Verdienst der Ueberwindung seiner sinnlichen Natur, sondern auch das Verdienst des Kampfes. In diese Orden strömte fortan der romanische Adel ein. Die Großmeister, die zu Jerusalem wohnten, konnten über eine starke streitbare Kraft gebieten, die wiederum dem König von Jerusalem gegen die Moslemen zu Gebote stand. Die eigentlichen Ritter mußten von Adel sein; doch war den gemeinfreien Menschen der Zugang auch nicht verschlossen. Sie konnten als Waffenbrüder auch in den Orden treten. Wer nicht hineintreten konnte, der schenkte wenigstens Hab und Gut dem Orden bei seinem Tode. Alonso I. von Aragonien wollte, daß sein ganzes kleines Reich an die Orden fiele. Die Orden gewannen unermeßliche Besitzungen in ganz Europa, die in Provinzen eingetheilt. Es ward durch die Einkünfte den Orden möglich noch bedeutende Söldnerschaaren zu erhalten, die dem Reiche Jerusalem ebenfalls dienten.

Also hatte das kleine Reich Jerusalem allerdings eine gewisse Kraft, welche begreiflich macht, wie es bestehen konnte, so lange die Verhältnisse des Morgenlandes waren, wie sie beschrieben worden sind. Diese Kraft gab dem Reiche den Umfang, welcher geschildert worden ist, und wehrte die Angriffe bald der Fatimiden, bald der Fürsten der Seldschucken lange ab. Das Leben des Reiches Jerusalem war ein ewiger Kampf. In der Regel griffen die Moslemen, denen Jerusalem auch eine heilige Stadt war, an: nicht selten aber werden die Moslemen auch von den Christen, die ihre Herrschaft über das Küstengebiet ausdehnen wollen, heimgesucht mit den Waffen. Sie kamen aber über das Küstengebiet nicht hinaus. In diesem

---

Heeren. Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa. In dessen historischen Werken. II. 1821. Choiseul-Daillecourt. De l'influence des croisades sur l'état des peuples de l'Europe. 1809.

15 *

Streite sind die Christen immer furchtbar, immer heroisch. Wenn das Banner von Jerusalem weht, in dem sich ein Stück des heiligen Kreuzes befindet, wenn der Priester das Sacrament des Abendmahls ausgetheilt hat, so eilen die Christen in den Streit, ohne nach der Menge der Feinde zu fragen. Und oftmals sind herrliche Siege von Hunderten über Tausende unter dem Banner von Jerusalem erfochten worden. An der Spitze der kühnen Thaten stehen die ritterlichen Könige von Jerusalem. Erst der fromme Gottfried von Bouillon
1100 bis 1100, dann sein Bruder Balduin I. bis 1118, und darauf
1118 sein Neffe Balduin II. bis 1131, mit dem das Haus Lothringen
1131 ausstirbt. Die Barone wählen den Grafen Fulco von Anjou zum König. Als eine äußere Erscheinung indessen aufgefaßt, wäre das Reich Jerusalem wenig bedeutend. Eine höhere Wichtigkeit dieses Reiches und der Kreuzzüge liegt darin, daß sie eine zweihundertjährige Verbindung zwischen dem Morgenlande und dem Abendlande erhalten. Es ist schon von einer großen Bedeutung, daß der Gesichtskreis der Abendländer sich erweitert, daß man mit anderen Völkern zusammenstößt, mit anderen Sprachen, Sitten, Weisen und Ideen; es ist schon von Wichtigkeit, daß die Erde und ihre Gestalt den Europäern anfängt bekannter zu werden. Es ist aber von einer noch größeren, daß das Lehnswesen durch die Kreuzzüge einen Stoß empfängt. Die Blüthe des Lehnsadels, besonders der romanischen Lande, dessen wilder, trotziger und unbändiger Sinn dem ordnenden Königthum und der Freiheit der Gemeinen zuwider war, fand in dem Morgenlande den Untergang. Eine große Anzahl von Knechten gewann für Geld, das die Herren zu ihren Rüstungen brauchten, die Freiheit, oder sie fanden diese Freiheit, indem sie sich selbst mit dem Kreuze bezeichneten. Die Städte, deren regeres Leben schon vom Anfange des eilften Jahrhunderts begonnen, erlangten durch die Verbindung mit dem Morgenlande ein neues Wachsthum. Es lernten in den Städten des Morgenlandes die Abendländer nicht allein einen großartigern und bessern Manufacturbetrieb, den sie nachahmten, sondern es eröffnete sich ihnen auch eine fast neue Quelle des Handels mit dem Morgenlande, der vor den Kreuzzügen wenig bedeutend war und nicht direct von den Abendländern geführt ward. Nun aber kamen Abendländer selbst in den Besitz reicher Handels- und Küstenstädte des Morgenlandes an dem Meere von Syrien. Besonders die Italiener von Venedig, Genua, Pisa setzten sich in diesen Städten fest. Sie hatten den Königen von Jerusalem immer bei der Eroberung dieser Städte hülfreiche Hand gelei-

stet, sich dafür aber auch große Handelsvortheile ausbedungen. Die europäischen Kaufleute, nicht allein aus den italienischen, auch aus den französischen und spanischen Seestädten, werden nun in allen westlichen Theilen Asiens thätig. Factoreien, Comtoreien, Consulate entstehen auf vielen Puncten. Die reichen Waaren des Morgenlandes strömen nach Europa; ihr Genuß verfeinert das Leben, ihr Vertrieb bereichert die Städte, und der Reichthum der Städte wird ein mächtiger Gegensatz gegen die alte Waffenwelt. Unverkennbar gewinnt das Leben Europas von dem zwölften Jahrhundert an eine andere Gestalt. Es wird freier, ideenreicher, bewegter. Die Elemente der Rohheit werden geringer, die Elemente der Bildung weitern sich. Es ist ein stilles Rückwirken des Morgenlandes auf das Abendland da, das schwer und weitläuftig in seinen einzelnen Fäden zu verfolgen ist. In alle den Künsten zumal, welche das materielle Dasein erhöhen, steht das Morgenland über dem Abendland. Die Freiheit des Geistes muß das Abendland mehr aus sich selbst schaffen. Jenes Rückwirken kann aber nur ein langsames und allmäliges sein. Darum müssen zwei Jahrhunderte verlaufen, in denen es gegeben wird.

Das Dasein des Reiches Jerusalem erhielt diese Verbindung. Die Wallfahrt hörte nicht auf: der eine wallfahrte, um zu beten, der andere um zu beten und zu streiten. Andere aber gingen in das Morgenland, um zu kaufen und zu verkaufen. Das mittelländische Meer fing an sich zu bedecken mit den Schiffen der Europäer, und bald erschienen mächtige Flotten auf demselben. Andere höhere Gedanken, das Christenthum wieder herzustellen in seiner alten Herrschaft, die es vor dem Auftreten des Islams in Asien gehabt, hatten die Christen wieder aufgegeben. Wie die Nachricht von der Eroberung der heiligen Stadt nach Europa gekommen, da hatten wieder
hunderttausende zu den Waffen gegriffen 1100, und waren in der- 1100
selben Weise wie die Kreuzfahrer, die Jerusalem nahmen, nach Klein-Asien hineingestürmt, Welf von Baiern, Wilhelm IX. von Aquitanien, mehrere kleinere Herren an der Spitze. Sie wollten nach Bagdad, um den Erzpriester des falschen Propheten zu vernichten. Aber diese Heere waren untergegangen durch die Waffen der Seld-
schucken, durch die Verwirrung, durch Hunger und Noth 1101. 1101
Seitdem war in Europa der Gedanke an so große Dinge aufgegeben worden: man hatte sich genügen lassen mit dem Reiche Jerusalem. Die Moslemen aber betrachteten das Dasein der Christen an den Küsten von Syrien keinesweges mit Ruhe. Auch ihnen war

Jerusalem eine heilige Stadt. Selbst gefährlich mußte ihnen das Reich Jerusalem erscheinen. Es war ein fester Punct, von da die ganze islamitische Welt durch die Christen bedroht war. Die Fatimiden von Aegypten vermochten gegen die Christen nichts, und nichts die vielen kleinen Sultane und Emire in Syrien und Mesopotamien. Da erkannte von den Fürsten der Ungläubigen Emadeddin Zenki, der Herr von Mosul, daß die Christen nur wieder vertrieben werden könnten, wenn in dem vordern Asien ein größerer Staat, eine größere Gesammtkraft, entstünde. Also beschloß er, für sich selbst ein solches Reich im vordern Süd-Asien aus Mesopotamien und Syrien zu begründen. Aber die Sultane und Emire, die verdrängt werden mußten, setzten einen langen und harten Widerstand entgegen. Der Fürst von Mosul verfolgte indessen sein Ziel mit Standhaftigkeit und mit Schlauheit. Er vermied es, mit den Christen zusammenzutreffen, ehe er sich ein gewaltiges Reich gebildet, er vermied es, seine Kräfte zu zersplittern. Die Christen aber hinderten ihn in seinem Werke nicht, wie denn überhaupt die politische Klugheit nicht eben auf ihrer Seite war. Als aber Zenki Mesopotamien und Syrien sich nach langen Kämpfen wirklich gewonnen und nur zu Damascus noch ein kleines Reich übrig war, fiel er plötzlich auf die Stadt
1144 Edessa und eroberte sie 1144. Stadt und Fürstenthum Edessa am Euphrat ward für die Vormauer der Christen im Morgenlande angesehen. Der Fall von Edessa erregte großes Schrecken bei den Christen. Er lehrte ihnen die Macht des Emadeddin Zenki, auf deren allmälige Bildung sie nicht geachtet. Emadeddin Zenki aber
1146 starb bald nach dem Falle von Edessa 1146 und das Reich ging über auf seinen Sohn Nureddin. Fulco, der König von Jerusalem,
1143 war auch 1143 verstorben, und das Reich stand auf dem Namen seines Sohnes Balduins III.

Nach dem Falle von Edessa entstand in Europa eine Bewegung, der ähnlich, welche bei der ersten Kreuzpredigt gewesen. Indessen ist sie weder so allgemein, noch so feurig. Anfangs waren Tausende und abermals Tausende ausgezogen nach dem Morgenlande, kaum etwas Anderes erwartend und etwas Anderes suchend als den Tod, durch den die Sünden abgewaschen würden. Es war eine Zeit gewesen, in der im höchstmöglichsten Maße der Gedanke geherrscht hatte, daß der Himmel für das unchristliche Leben, welches man zu führen sich bewußt war, so versöhnt werden könne. Eine solche Stimmung konnte keine anhaltende und allgemeine bleiben, denn es wäre mit ihr das Leben selbst vergangen. Also wird sie je

länger, je matter. Doch sind die Gemüther wieder erschüttert durch den Fall von Edessa, und als Pabst Eugen III., besonders durch Bernhard, den Abt von Clairvaux, das Kreuz predigen läßt, da finden sich noch immer der Menschen genug, die es freudig ergreifen. Bernhard, einer der eifrigsten Streiter für die Hierarchie, ein Mann, den die Zeit als einen großen Wunderthäter ehrt, setzt zuerst die französische Welt in Bewegung 1145. König Ludwig VII. selbst von 1145
Frankreich, die französische Ritterschaft, sie nehmen abermals das Kreuz. Es kommt ein Heer zusammen, das bei neunzigtausend Geharnischte zählt. Bernhard erscheinet auch in Deutschland. An dem ganzen Rheinstrome predigt er das Kreuz 1146. Zwar redet 1146
Bernhard romanisch und wenige, sehr wenige, verstehen ihn. Aber die Bewegung ist nichts desto weniger groß. Nicht Bernhards Worte und nicht seiner Wunder bedurfte es zu dieser Bewegung. Sie ging aus den Gesinnungen der Menschen selbst hervor. Es kam auch in Deutschland ein Heer zusammen bei neunzigtausend Streiter stark. König Conrad III. der Hohenstaufe, war ebenfalls, jedoch nicht ohne Mühe, bewogen worden, das Kreuz zu nehmen. Zuerst brachen die Deutschen, dann die Franzosen auf, jedes Heer geführt von seinem König, durch Ungarn gen Constantinopel 1147. 1147
Damals waren die Verhältnisse zwischen den morgenländischen und den abendländischen Christen immer bitterer und bitterer geworden. Sie waren um so bitterer geworden, je weniger der Streit zwischen den beiden Kirchen mit dem Christenthume selbst zusammenhing. In dem Abendlande hatte der Pabst und alle Anhänger der Hierarchie ein großes Interesse daran, ihren Gläubigen die morgenländischen Christen als falsche und ketzerische zu schildern, damit sie sich nicht wundern möchten, warum doch bei diesen das Pabstthum und die Hierarchie, welche in dem Abendlande war, nicht gelte. Schon Pabst Paschalis II. hatte das Kreuz predigen lassen gegen den Kaiser Alexius Comnenos 1106. Der Fürst Boemund von Tarent 1106
und Antiochien hatte auch das Reich der Griechen an der Spitze eines bedeutenden Kreuzheeres angegriffen 1108. Alexius hatte das 1108
Reich gerettet nicht durch Waffen, sondern durch Gold. Er hatte die angesehnsten von den Kreuzrittern bezahlt für den Abzug. Boemunds Angriff und der Gedanke des Pabstes, einen Theil der morgenländischen Kirche also der Hoheit des römischen Stuhles zu unterwerfen, war gescheitert 1109. Ob der Feindschaft der Abend- 1109
länder gegen das Reich, wegen der Schwäche desselben im Allgemeinen, hatte Alexius Comnenos gegen die Seldschucken von Rum

nichts zu erreichen vermocht. Das Reich war nach seinem Tode
1118 1118 übergegangen auf seinen Sohn Johannes. Der kämpfte
auch gegen die Seldschucken von Rum und vermochte ebenfalls nichts
zu erreichen. Er nöthigte den Fürsten von Antiochien einmal, sich
zum Vassen des griechischen Reiches zu machen. Als aber der Lehns-
herr in Antiochien erschien, trieben die Abendländer ihn aus. Jo-
1143 hannes Comnenos starb 1143. Mit vielen Mühen und Ringen
hatte er nichts erreicht für das Reich. Manuel, sein jüngerer Sohn,
war Kaiser, als das neue Kreuzheer in das Reich kam. Die Ver-
hältnisse desselben waren schwer. Zwischen zwei bittern Feinden,
den Seldschucken und den römischen Katholiken, stand es in der
Mitte. Manuel war sehr besorgt über das Kreuzheer der Abend-
länder. Er wußte nicht, ob sie nicht bei Gelegenheit auch sein
Reich mit würden zerstören wollen. Er fürchtete dieses um so mehr,
als zu gleicher Zeit Roger, der König der Normannen in Unter-Ita-
lien, das Reich mit einem Angriff bedrohete. Manuel meinte, die
Normannen und die Kreuzfahrer möchten in Einverständniß sein.
Es war indessen nicht so. Der Kaiser glaubte sich aber sichern zu
müssen. Er schloß Friede mit den Seldschucken von Rum, ja er
verständigte sich wohl im Stillen mit denselben. Er wollte nicht,
daß die Kreuzfahrer Klein-Asien und Syrien erobern sollten, weil
dann das Reich von Byzanz auf dem Untergange stand. Viel aber
zu diesem Untergange wirken, das vermochte Manuel Comnenos ge-
wiß nicht. Die Deutschen aber, welche zuerst nach Asien gingen,
die Franzosen, welche ihnen folgten, sie fanden dort den Untergang,
durch die Seldschucken, durch Hunger und Kummer, durch ihre eigene
Unordnung und ihre eigene Kenntnißlosigkeit aller Dinge, welche
hier zu wissen und zu verstehen Noth war. Traurige Trümmer
eines unermeßlichen Heeres bringen die beiden Könige in das Reich
1148 Jerusalem 1148. Sie belagern damit Damascus, und als der An-
1149 griff mißlingt, kehren sie bald mißmuthig nach Europa zurück 1149.

An diesem Kreuzzuge hatten nun auch die Deutschen in einem
größeren Maße Antheil genommen. Aber sie nahmen im Allge-
meinen einen weit geringeren als die Romanen, mit Ausnahme de-
rer auf der pyrenäischen Halbinsel, welche die Feinde des Glaubens
schon auf ihrem eigenen Boden zu bekämpfen haben. Der Ausgang
dieses Kreuzzuges, dabei wiederum Hunderttausend den Untergang
gefunden haben, scheint das Abendland in eine gewisse Verlegen-
heit zu versetzen. Mit der größten Bestimmtheit hat der heilige
Bernhard von Clairvaux Wunder über Wunder verheißen, welche

das Werk schon fördern würden. Sie sind ausgeblieben. Bernhard und seine Freunde suchen sich zu helfen, theils indem sie die Schuld des Mißlingens auf die Sünden der Kreuzfahrer schieben, theils indem sie sogar behaupten, die Fahrt habe ja ihren Zweck erreicht, da eine große Menge Sünder dabei den Tod gefunden, den sie zur Vergebung ihrer Sünden gebraucht. Aber die Welt fängt an, diese Lehre etwas zu starr zu finden. Es tritt insofern eine längere Ruhe ein als sich lange kein großes Kreuzheer, sondern nur der gewöhnliche Pilgerzug in Bewegung setzt. Das Reich Jerusalem blieb auf seine gewöhnlichen Kräfte gestellt. Nureddin aber, der Sultan, eroberte, nachdem die beiden Könige abgezogen, auch Damascus noch. Große Angriffe aber auf das Reich Jerusalem unternahm er nicht. Er wollte schrittweise und sicher siegen; auch waren seine Augen nach einer andern Seite hin gewendet. Aegypten, blühend und reich durch den indo-arabischen Handel, der durch das Land ging, trug in seinem Schoße ein feiges und entartetes, zu den Waffen nicht taugliches Volk. Die Kaliphen, und es war
seit 1160 Adel Ledin Illah Kaliph, hatten sich in die Lüste ihrer Palläste 1160
zurückgezogen, und überließen den Vesiren das weltliche Gouvernement. Nun stritten zwei mächtige Männer, Dargam und Schaver um das Vesirat. Schaver hatte flüchtig werden müssen und war zum Sultan Nureddin gegangen. Er gelobte, Aegypten dem Sultan tributpflichtig zu machen, wenn er ihm zum Vesirat verhälfe. Nureddin sendete ein Heer nach Aegypten, und Schaver ward in den Besitz der Macht gebracht. Aber das syrische Heer wollte nicht wieder weichen. Schaver ward bedenklich und wendete sich an die
Christen von Jerusalem. Dort war Balduin III. 1162 gestorben 1162
und sein Bruder Amalrich ihm auf dem Throne gefolgt. Schaver versprach den Christen, was er früher dem Sultan versprochen, wenn sie die Syrier vertrieben. Die Christen von Jerusalem kamen und
trieben die Syrier aus nach hartem Kampfe 1163. Aber der König 1163
und die Barone von Jerusalem gedachten in Aegypten Lehn zu gründen. Sie gingen nicht wieder, und ließen dem Kaliphen und seinem Vesir den Untergang ganz in der Nähe sehen. Sie standen schon vor Kahira. Da hatte der Kaliph und der Vesir sich wieder dem Sultan von Syrien in die Arme geworfen. Vor dessen Heer mußten die Christen aus Aegypten weichen und die Beute fahren lassen
1168. Das Heer von Syrien aber blieb nun in Aegypten, und 1168
dem Fatimiden waren die Tage gezählt. Schaver ward hingerichtet und der Kaliph mußte Schircuh, den Befehlshaber des syrischen

Heeres zu seinem Vesir ernennen. Bei dessen baldigem Tode ging
1169 das Vesirat 1169 über auf seinen Neffen Salaheddin oder Sala-
1171 din. Adel, der Kaliph, starb 1171, und mit ihm verschwand das Geschlecht der Fatimiden. Das Kanzelgebet ward auch in Aegypten auf die abbasidischen Kaliphen gestellt. Saladin nannte sich Sultan, und nahm in Aegypten eine freie und unabhängige Stellung gegen Nureddin, seinen Herrn, an. Es wollte der Kampf
1171 zwischen beiden ausbrechen, als Nureddin starb 1171. König
1173 Amalrich folgte ihm bald 1173, und das Reich Jerusalem ward auf den Namen seines Sohnes Balduin IV., eines kranken Knabens gestellt. Saladin aber kam durch Nureddins Tod in eine sehr günstige Lage. Denn Nureddin hatte nur den schwachen Knaben Ismael hinterlassen. Saladin verdrängte denselben binnen wenigen Jahren, und bemeisterte sich der Herrschaft über Syrien und Mesopotamien.

Es war fast um dieselbe Zeit, da in dem Reiche Jerusalem Kö-
1185 nig Balduin IV. 1185 starb. Die Krone ging wiederum über auf einen Knaben, seinen Neffen Balduin V. Aber mit diesem starb
1186 schon 1186 das Haus Anjou aus. Sibilla, die Schwester Balduins IV. hub ihren Gemahl, Veit von Lusignan, auf den Thron des Reiches Jerusalem. Ein Theil der Barone des Reiches sah die Erhebung des Fremden mit bitterem Unwillen. Denn die abendländischen Christen, welche in dem Morgenlande seßhaft worden, betrachteten sich schon als ein eigenes Volk. Sie hatten auch der morgenländischen Sitten und Bräuche viele angenommen. Sie waren verweichlicht wie die Menschen des Morgenlandes. Die Abendländer verachteten sie und bedienten sich gegen sie des Schimpfnamens, die Poullains. Ueberhaupt stand das Reich Jerusalem schlimm. Ein Lehnsstaat hielt es nur locker zusammen. Die Baronenschaft kannte keinen Gehorsam und wollte ihn nicht kennen. In wilden Fehden lagen sie untereinander. Die Pfaffheit, beseelt von demselben stolzen und herrischen Sinne, mit dem sie in Europa das Staatsleben zerrüttete, zerrüttete es auch hier. Die Kaufherren zankten und stritten sich untereinander. Auf dem Boden der heiligen Reliquie war die Begeisterung für dieselbe abgestorben und hatte dem gewöhnlichen Zuge des Lebens Platz gemacht. Sittenlosigkeit, Ruchlosigkeit und Partheiung herrschte allenthalben. Unterdessen sammelte und ordnete Saladin seine Kräfte. Er hatte das große Reich, welches er hatte, sich gewonnen, nicht allein bewegt von der Lust der Gewalt und des Glanzes, sondern auch getrieben von Glau-

denseifer für den Islam, damit ihm die Macht werde, die Christen aus der heiligen Stadt zu drängen. Der heilige Krieg gegen die Christen war durch ganz Asien gepredigt worden: also hatte es der Kaliph geboten. Und plötzlich fiel Saladin auf die Christen mit großer Heergewalt. Am Berge von Hittin bei der Stadt Tiberias hatten die Moslemen die Christen eingeschlossen, die unter dem Kö-
nig Veit sich gesammelt. Es war am 5. Juli 1187 eine furcht- 1187
bare Schlacht. Die Blüthe und die Kraft der Barone des Reiches, der Templer und der Johanniter, sank unter den Schwertern der Ungläubigen nieder. Und wer gefangen ward von den Templern und Johannitern, den ließ Saladin niederhauen, weil sie des Islams geschworene Feinde. Auch König Veit ward in dieser Schlacht gefangen. Nun strömten die Ungläubigen über das heilige Land, und fast alle Städte und alle Burgen fielen. Auch die heilige Stadt Jerusalem mußte sich dem Sieger in die Hände geben. Am
3. Octbr. 1187 hielt Saladin seinen Einzug. Ein hartes Loos 1187
fiel den abendländischen Christen in dieser Stadt. Sie mußten ausziehen und den Bluttribut für ihre Leiber zahlen. Wer ihn nicht zahlen konnte, wanderte in die Knechtschaft. Einsam ragten die Städte Antiochien, Tripolis und Tyrus, von tapfern Männern geschützt, aus der allgemeinen Zerstörung hervor. Palästina war eine weite Stätte von Jammer und von Thränen geworden. Ein Jahrhundert fast war nun verlaufen, seitdem die Bewegungen begonnen, die unter dem Namen der Kreuzzüge zusammengefaßt werden. Der Wille, welcher die Welt lenkt, war, daß die Bewegungen noch ein Jahrhundert dauern sollten, damit die Abendländer Zeit gewönnen, Alles zu lernen und Alles zu sehen, was sie Fruchtbringendes in dem Morgenlande lernen und sehen konnten.

Als das Reich von Jerusalem durch die Waffen Saladins zu zerbrechen drohete, da stand auch das Reich der Griechen so hohl und morsch da, daß sein Fall nicht mehr fern zu sein schien. Das menschliche Geschlecht in diesem Reiche war so innerlich zusammengefault und vertrocknet, daß das Reich auch ohne eine fremde und feindliche Gewalt demnächst in sich zusammensinken zu müssen schien. Feigheit, Ueppigkeit und moralische Nichtigkeit zeigen fast Alle, die in diesem Reiche auf den Höhen des Lebens erscheinen. Die drei ersten Comnenen zeigen unter diesen elenden Menschen noch eine ge-

---

Wilken. Rerum a Comnenis gestarum lib. quat. 1811. Fallmerayer. Geschichte des Kaiserthumes von Trapezunt. 1827.

1190 selbst die Stadt Rum oder Iconium mit stürmender Hand. 1190. Es war überhaupt noch nie ein Kreuzheer mit solcher Ordnung eingezogen. Als aber der Kaiser in den Wellen des Flusses Calycadnos in Cilicien einen plötzlichen Tod gefunden 10. Juni 1190,
1190 kehrten die Deutschen meist heim. Darin erwieß sich der kältere Sinn derselben und das Absterben der Gesinnung überhaupt, welche die Kreuzzüge hervorgerufen. Eine Anzahl Deutscher zog jedoch noch nach dem heiligen Lande. Sie halfen mit Accon belagern und unter den Mauern der Stadt ward zu Ehren der Jungfrau Maria der Orden der deutschen Herren gestiftet. Er war für deutsche Ritter mit demselben Zwecke und im Ganzen genommen mit denselben Einrichtungen wie die Orden der Templer und der Johan-
1191 niter für die Romanen. 1191. Die Kreuzfahrt des Kaisers der Deutschen war die letzte große, welche zu Land unternommen ward. Das mittelländische Meer war voll von den Schiffen der Abendländer geworden. Es mußte leichter erscheinen über das Meer nach Syrien zu fahren, als zu Land sich mühsam durch die Griechen und durch die Seldschuken hindurchzuschlagen. Also fuhren die Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von
1191 England über das Meer nach Syriens Küste 1191. Denn Heinrich II. war durch den Tod gehindert worden, sein Kreuzgelübde zu erfüllen. Sein Sohn und Nachfolger Richard Löwenherz erfüllte es an seiner Stelle. Die Romanen, abermals ein unermeßlicher Schwarm, gewannen indessen weiter nichts, als daß die Stadt Ac-
1191 con am 12. Juli 1191 durch Capitulation den Christen übergeben ward. Sie ward vor der Hand die Hauptstadt des Reiches Jerusalem. Philipp August kehrte alsbald in das Abendland zurück. Richard Löwenherz blieb mit vielen Bekreuzeten in dem gelobten Lande. Er kämpfte gegen Saladin bald hier und bald dort, aber er vermochte nichts Bedeutendes zu gewinnen. Theils waren die Umstände den Christen zuwider, theils war Richard Löwenherz nicht der Mann, der große Dinge zu leiten verstanden. Endlich schloß er einen dreijährigen Waffenstillstand mit Saladin, durch den die Christen einige Landstriche und die freie und unentgeltliche Pilgerung
1192 nach Jerusalem gewannen. 2. Septbr. 1192. Darauf kehrte auch Richard Löwenherz bald nach dem Abendlande zurück. Saladin aber, tapfer im Streite, nach dem Streite, so weit es der Geist des Islams gestattete, gerecht und mild, starb auch nicht lange darauf
1193 3. März 1193. Der Sultan hatte keine Bestimmung getroffen über das Herrnthum nach seinem Tode. Also geschah, daß sein

Reich, welches über Mesopotamien, Syrien, Aegypten ging, auseinander fiel. Malek al Adel, der Bruder, bemeisterte sich Mesopotamiens, Alazig, der Sohn, ließ sich zu Kahira in Aegypten, Affal, ein anderer Sohn, zu Damascus in Syrien zum Sultan ausrufen, und andere Ejubiten, also ward die Familie Saladins geheißen, bemeisterten sich kleinerer Theile des Reiches. Steter Kampf herrschte unter den verschiedenen Sultanen aus Saladins Geschlecht.

Blieben nun diese Kreuzfahrten auch in so weit vergeblich als die Verluste, welche die Christen durch die Waffen Saladins erlitten, nur zum kleinen Theil vergütet wurden, so waren sie doch von einem andern Ereigniß begleitet gewesen, welches nicht unwichtig war und welches die Verbindung des Morgenlandes mit dem Abendlande zu erhalten diente. Der Kaiser Isaac Comnenos von Cypern war ein heftiger Feind der abendländischen Christen. Er pflegte die Schiffe plündern zu lassen, welche etwa an die Küsten von Cypern geriethen. Es geschah, als die englische Flotte über das Meer nach Syrien fuhr, daß englische Schiffe Unbill in Cypern erlitten. Richard erfuhr es und alsbald fiel er über den armseligen Kaiser her und über das armselige Reich. Erst nöthigte Richard den ersteren sich als einen Vassen der englischen Krone anzuerkennen und den Schwur der Treue zu leisten Als nun Isaac diese Schmach wieder von sich werfen wollte, fiel Richard zum zweitenmale über ihn her und nahm ihn gefangen. In Gefangenschaft ist der arme Kaiser gestorben. Binnen ganz kurzer Zeit hatte die Ritterschaft von England die ganze Insel unterworfen. 1191. Richard aber wußte nicht, was 1191
er mit dieser Eroberung machen sollte. Also verkaufte er sie zuerst an den Orden der Templer. Es geschah nun aber weiter, daß die Barone des Reiches Jerusalem den Veit von Lusignan zu ihren König nicht mehr mochten. Sie wählten den Grafen Heinrich von Champagne zum König. Veit aber mußte für seine Ansprüche auf das Reich Jerusalem abgefunden werden. Es ward ein Abkommen getroffen. Die Templer entsagten ihren Ansprüchen auf Cypern, Veit zahlte dem König Richard die Kriegskosten und empfing dafür Cypern als ein Königreich. 1192. Also kam das Haus Lusignan 1192
nach Cypern, und es hat die Insel bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beherrscht. Cypern war der zweite Staat, welcher durch die Kreuzzüge entstand. Abendländer, und besonders Romanen, ließen sich in großer Anzahl auf Cypern nieder: es wurden Lehn gebildet für die romanische Ritterschaft und derselben die Bewohner des offenen Landes, die schon zur Griechenzeit in einem

schweren und drückenden Verhältniß gestanden, unterworfen. Es war das Reich Cypern ein Lehnsstaat, der auf derselben Weise und Verfassung stand wie das Königreich Jerusalem. Das Reich aber, in dem die heiligen Grabstätten des Erlösers sind, fängt an in den Hintergrund zu treten. Die Christen kämpfen zwar noch fort gegen die Moslemen, aber sie kämpfen lieber auf anderen Puncten. Obwohl eine wilde Verwirrung in dem Reiche Saladins herrscht, und das heilige Grab wieder zu gewinnen sein möchte, wenn hierfür eine größere Anstrengung geschähe, so geschiehet sie doch nicht mehr. Allerdings ist der Glaube an das Verdienst des Kampfes noch vorhanden und es wird fortgekämpft. Aber man streitet lieber da, wo ein großer weltlicher Vortheil zu erwarten steht, und das heilige Grab blieb lange vergessen. Und dadurch erweist sich, daß die ganze Stimmung, aus welcher diese Fahrten hervorgegangen, im Absterben begriffen ist.

Also erwiesen sich Geist und Gesinnung der Menschen, als dem Pabste Innocenz III., welcher nachmals in der Geschichte des Abendlandes als eine der bedeutendern Erscheinungen auf dem römischen Stuhle wird genannt werden, gelungen, durch den Kreuzprediger Fulco von Neuilly wiederum eine Anzahl romanischer Herren zur Annahme des Kreuzes zu bewegen. Die Angesehensten waren Thibaut von Champagne, Simon von Montfort, Balduin von Flandern,
1199 Bonifacius Markgraf von Montferrat. 1199. Um diese schaarten sich wie gewöhnlich eine große Anzahl niederer Herren und Ritter. Da das Heer aber weder zahlreich genug ward, um den Landweg zu nehmen, noch die Herren Schiffe besaßen, so besendeten sie die Republik Venedig, um von derselben Schiffe zu miethen. Venedig, reich durch Handel, mächtig durch Flotten, war indessen damals nur eine Stadt: es war noch kein herrschender Staat. Nur unbedeutende Besitzungen hatte Venedig schon an den Küsten von Dalma-
1201 tien. Es ward ein Vertrag geschlossen 1201 zwischen Venedig und den Herren. Venedig versprach die Schiffe zu stellen, daß etwa 40,000 Streiter hinübergeführt werden könnten nach Syrien. Die Herren gelobten die Schiffe zu bezahlen vor der Abfahrt. Nun ka-
1202 men die Kreuzfahrer nach Venedig 1202. Es fand sich aber, daß ihrer viel weniger waren als gezählt worden. Der eine war, wie Graf Thibaut, gestorben, der andere hatte das Kreuzgelübde vergessen, und der dritte hatte seinen Weg nach Syrien allein gemacht. Also konnte auch das Geld nicht geschafft werden und es trat eine Verzögerung ein. Die schlauen Venetianer scheinen sofort gewillet

worden zu sein, die Verlegenheit der Kreuzritter, die wiederum zum größten Theil aus Romanen bestehen, zu benutzen und den Waffen derselben eine Richtung zu geben, welche zum Vortheil Venedigs laufe. Denn der Herzog oder Doge Heinrich Dandolo nimmt nun auch das Kreuz und viele Venetianer mit ihm. Die Bewohner der italienischen Seestädte sind längst gewohnt, die Kreuzzüge zu betrachten als eine mercantilische Sache. Die romanischen Herren mußten nun zuerst den Venetianern die Stadt Zara in Dalmatien, die von Venedig abgefallen, unterwerfen, gleichsam als ein Bußgeld, weil die Venetianer ihre Verbindlichkeiten treu erfüllt und die Schiffe richtig da standen, welche die Kreuzritter nicht richtig bezahlen konnten. Sie unterwarfen die Stadt Zara trotz dem daß Pabst Innocenz III. mit dem Banne drohte, wenn sie gegen Christen Waffen wenden würden, die durch das Kreuz gegen die Feinde des Glaubens geheiliget. 1202. Aber auch nach der Eroberung von Zara wird die 1202
Meerfahrt nach Syrien nicht angetreten. Die Venetianer sind schon beschäftiget mit einem andern Gedanken. Sie wollen den Handel in Constantinopel, wo Pisa ihnen den Rang abgelaufen hat, in ihre Hände bringen. Der Sultan von Damascus hat die Venetianer auch gebeten, doch die Kreuzfahrt nach Syrien zu nichte zu machen. Und sie brauchen die Freundschaft dieses Sultans ob des reichen Handels in Syrien. Die Hoffnungen aber der Venetianer auf Konstantinopel beruhen auf diesen Verhältnissen. Das Reich der Griechen hat unter dem elenden und feigen Isaac Angelos fortgelebt in seiner alten Weise. Eine Empörung jagt die andere und zerreibt die geringen Kräfte des Reiches in sich selbst. Die Provinzen wurden durch die Höhe der Abgaben ausgesogen und die Bulgaren vermochten den Druck nicht länger zu tragen. Geführt von Peter und Asan, zwei Männern, die aus dem alten königlichen Stamme, stellten den Bulgaren ihre Freiheit wieder her 1186. Die 1186
Griechen vermochten nichts gegen sie. Also entstand wieder ein freies Bulgarien, dessen erster König dieser Peter war. Nicht lange nach diesem Ereigniß ward Isaac Angelos gestürtzt von seinem eigenen Bruder Alexius 1195. Der Bruder ließ dem Bruder die Au- 1195
gen ausstechen und hielt ihn gefangen in einem Thurme. Der Sohn aber des Geblendeten, ebenfalls Alexius geheißen, war seinem Ohm entronnen und in das Abendland entwichen. Mit diesem Alexius nun standen die Venetianer in Verbindung. Sie wollten seinem Vater wieder auf den Thron von Constantinopel helfen. Der sollte ihnen dafür große Handelsvortheile geben und die Kreuzritter

sollten Alles mit ihren Schwertern hinausführen. Weiter mögen im Anfange ihre Gedanken nicht gegangen sein. Pabst Innocenz III. hatte wegen der Verzögerung der Kreuzfahrt bereits den Bann über die Kreuzfahrer ausgesprochen. Aber die Venetianer ließen sich nicht irren.

Sie bewogen die Kreuzritter vor der Hand gen Constantino-
1203 pel zu ziehen statt nach Syrien. 1203. Zu große Dinge versprach Alexius, der Kaisersohn, im Namen seines Vaters. Er wollte das griechische Reich dem apostolischen Stuhle unterwerfen, er wollte den Rittern eine ungeheure Summe zahlen, er wollte ihren Kampf gegen die Moslemen unterstützen, dafern sie nur seinen Vater wieder auf den Thron gebracht. Die Venetianer aber mögen sich im Stillen noch andere Dinge haben versprechen lassen wegen ihres Handels. Also fuhren die Kreuzritter mit den Venetianern nach Constantinopel. Die Griechen disputirten eben mit großem Eifer, ob der Leib des Herrn im Sacrament des Abendmals der Verwesung unterworfen sei oder nicht. Für die Vertheidigung waren sie schlecht gerüstet. Doch vermochten die Kreuzritter nicht die mächtige Stadt mit
1203 stürmender Hand zu nehmen, obwohl sie es im Juli 1203 zu mehreren Malen versuchten. Der feige Alexius aber entrann, und dadurch ward durch das Volk von Constantinopel selbst Isaac Angelos wieder Kai-
1203 ser 18. Juli 1203. Die Kreuzfahrer hatten aber doch mittelbar die Wiederherstellung des Kaisers erwirkt, der seinen Sohn Alexius als Mitkaiser krönen ließ. Sie begehrten daher die Erfüllung aller Verbindlichkeiten. Isaac und Alexius gelobten sie und die Kreuzfahrer blieben zu Pera. Der Kaiser war aber in der Unmöglichkeit besonders den Punct wegen der Unterwerfung unter den apostolischen Stuhl zu erfüllen. Als er erkannt, daß es einmal eine Unmöglichkeit sei, weil das Volk es nicht dulden würde, hörte er auch mit den Geldzahlungen und Leistungen an die Kreuzfahrer auf. Diese aber scheinen nur auf eine Veranlassung gewartet zu haben, um mit den
1203 Griechen zu brechen. Noch am Ende des Jahres 1203 bricht der Krieg zwischen den Kreuzfahrern und den Griechen wieder aus. In Constantinopel aber brach eine neue Revolution aus. Alexius Ducas, zugenannt Murzuflos, stürzte die Angelen und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Isaac starb, Alexius ward vergiftet. Es waren sechs Monate verflossen, seit der Revolution, welche Alexis Angelos ge-
1204 stürzt hatte. Januar 1204. Nun setzten aber die Kreuzritter und Venetianer alle weiteren Rücksichten aus den Augen. Sie beschlossen die Stadt zu stürmen. Sie setzten einen Tractat auf, wie die Beute

und wie das Reich getheilt werden sollte. Es soll ein Kaiser gewählt werden, der die Hauptstadt und ein Viertheil des Reichs empfange. Die drei andern Viertheile sollen gleich vertheilt werden zwischen die Ritter und zwischen Venedig, die es besitzen sollen als Lehn. Außerdem bedingt sich Venedig große Handelsvortheile aus. Und die unermeßliche Stadt ward wirklich am 12. April
1204 von etwa zwanzigtausend tapfern Männern mit Sturm genom- 1204
men. Und die Abendländer begingen in der Stadt namenlose Greul. Sie wütheten mit Mord und Brand und mit Schändung der Kirchen. Sie verbrannten und zerstörten kostbare Werke und schlugen die Werke der alten Kunst zusammen, die noch in Constantinopel aufbehalten waren. Darauf ward Graf Balduin von Flandern
zum Kaiser gewählt und gekrönt 16. Mai 1204. Außer dem 1204
Viertheil, welches nun der Kaiser empfing zu unmittelbarer Herrschaft, ward das Andere insgesammt als Lehn ausgetheilt. Bonifacius, der Markgraf von Montferrat, empfing das größte dieser Lehn, das Königreich Thessalonich. Es entstand eine große Kette von Herzogthümern, Fürstenthümern und Grafschaften. Die klugen Venetianer aber nahmen ihren Antheil besonders in den Inseln des Reiches und in den Küstenstädten, welche leicht zu vertheidigen und für den Handel wichtig waren. Venedig ward plötzlich ein Staat, der mehrere Millionen Einwohner zählte. Die Republik vermochte nicht Alles selbst einzunehmen und zu behaupten. Also erlaubte sie
1207 allen Venetianern, die es vermöchten, die noch nicht gewonne- 1207
nen Puncte zu nehmen, und sie unter der Hoheit des Staates zu besitzen. Es entstand daraus wieder eine Reihe von venetianischen Herrnthümern. Also sprang, in so weit es in die Hände der Abendländer fiel, das Reich der Griechen in eine große Menge einzelner Theile auseinander. Der neue Staat war ein Lehnsstaat, der im Ganzen genommen auf den Grundsätzen und Gesetzen stand, welche im Reiche Jerusalem galten. Die Gewalt des Kaisers war gering und es fehlte an einer einigenden und ordnenden Staatskraft. Auch waren die Kreuzfahrer nicht im Stande, sich in den Besitz aller Theile des Reiches der Griechen zu setzen oder sie alle zu behaupten. In Nicäa in Klein-Asien erhub sich Theodor Lascaris, der während des Sturmes in Constantinopel zum Kaiser ausgerufen worden, in Trapezunt errichtete Alexius Comnenos einen unabhängigen Kaiserthron und unterwarf sich die benachbarten Städte an der Nordküste von Klein-Asien und die griechischen Städte am Pontus Euxinus. Auch in Epirus behaupteten sich die Griechen unter Michael dem

Despoten frei von den Abendländern. Die Griechen, von den Lateinern als Knechte behandelt, flohen so wie sie es vermochten, dahin, wo ein Rest des freien Griechenthums fortdauerte.

Das Reich Jerusalem aber, wo nichts weiter zu gewinnen war als das heilige Grab, trat je länger je mehr in den Hintergrund. Die Begeisterung, welche früher in den Männern gewesen, stieg herunter zu den Kindern. Es entstand im Jahre 1212 in Frankreich und in einem Theile Deutschlands, besonders am Rheinstrome, eine große Bewegung unter der Jugend, so männlichen als weiblichen Geschlechtes. Sie wollten das heilige Kreuz jenseits des Meeres suchen. Dieser Bewegung konnte die Gewalt der Fürsten und verständiger Eltern nicht ganz Herr werden. Einige Haufen von ihnen erzwangen doch in Italien die Einschiffung, um den Tod in den Wellen zu finden, oder durch Sklavenhändler in die Hände der afrikanischen Moslemen zu fallen. Solche Vorgänge mußten wohl dazu dienen, die Menschen abzuwenden von diesen Fahrten. Der römische Stuhl aber fuhr fort, das Kreuz mit Eifer predigen zu lassen. Besonders geschah dieses von Pabst Innocenz III. In der Offenbarung Johannis meinte er gefunden zu haben, daß die Herrschaft des Islams auf der Grube stehe. Also sei die rechte Zeit für die Christen im Morgenlande zu erscheinen, es sei die Zeit des Sieges. Die römischen Päbste dachten das Christenthum wieder herzustellen in den Landen, deren Herrschaft es durch den Koran verloren hatte. Zugleich aber wollten sie, daß nicht die morgenländische, sondern daß die römische Kirche dort triumphire. Die Predigten des Pabstes veranlaßten nun wohl mehrere Fürsten und Herren das Kreuzgelübde auf sich zu nehmen; aber Niemanden, es auch zu vollziehen. Pabst Innocenz III. starb 1216, ohne daß er es wieder zu einem großen Kreuzzuge gebracht. Pabst Honorius III. folgte ihm, mit gleichem Eifer erfüllt. Nun zog zwar endlich König Andreas II. von Ungarn nach dem gelobten Lande 1217. Aber es war dort weder lange seines Bleibens, noch waren seine Thaten bedeutend. Wer in einem Momente der Begeisterung das Kreuz noch genommen, der suchte sobald als möglich sich seines Gelübdes wieder für quitt und ledig erklären zu können. Wenigstens bei den größeren Fürsten und Herren war diese Stimmung. Also geschah, daß das Reich Jerusalem in dem dürftigen Zustande blieb, in den es durch Saladin gekommen, daß die Könige von Jerusalem — öfters dieselben, welche in Cypern geboten, und die Ritterschaft von Jerusalem keinen Vortheil zu ziehen vermochten aus den vielen Zwistigkeiten, in welche

das Geschlecht Saladins gefallen war. Auf den Sultanen aus Saladins Geschlecht lag der Geist des Stifters dieser Herrschaft nicht. Sie lagen in unaufhörlichen Fehden unter einander. Unter denselben hatte indessen Malek al Adel Aegypten und Syrien bald wieder vereinigt. Doch gab es in Syrien immer noch einige kleine Herrschaften anderer Ejubiten. Pabst Honorius III. selbst erwieß, daß nicht gerade das heilige Grab für ihn die größte Wichtigkeit habe. Er hatte ein großes Kreuzheer zusammengebracht, welches sein Cardinal-Legat Pelagius leitete. Es sollte unter dem Kreuze eine glänzende Eroberung unmittelbar für den römischen Stuhl selbst gemacht
werden. Das Kreuzheer griff Aegypten an 1218. Es starb eben 1218
Malek al Adel 31. Aug. 1218. Die Herrschaft über Damascus 1218
und Syrien ging über auf seinen Sohn Malek al Moaddham. Die Herrschaft über Aegypten auf Kamel. Die Christen eroberten mit ungeheuren Anstrengungen Damiette, den Schlüssel zu Aegyp-
ten. 5. Novbr. 1219. Sie wollten nun weiter gen Kahira. Aber 1219
die Christen verstanden nichts. Sie drangen durch das Delta vor,
wie eben der Nil im Steigen, im Monat August 1221. Hiedurch 1221
und durch den tapfern Widerstand Kamels und der Moslemen kamen sie in große Noth. Es mußte eine Capitulation mit dem Sultan geschlossen werden. Damiette und ganz Aegypten ward von
den Christen wieder geräumt. Septbr. 1221. 1221

Indessen kam die heilige Stadt Jerusalem noch einmal in die Hände der Christen. Es war aber der Wiedergewinn und die Kreuzfahrt, welche damit in Verbindung steht, nicht das Werk einer gläubigen Begeisterung dessen, der an der Spitze des Unternehmens stand. Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, der, wie die Geschichte des Abendlandes nachmals zu berichten hat, einen harten Strauß mit dem römischen Pontificat zu bestehen hatte, in dem er endlich sammt seinem Geschlecht den Untergang fand, hatte in seiner Jugend unüberlegt ein Kreuzgelübde auf sich genommen. Dem römischen Stuhle waren die Plane zuwider, welche dieser Mann in Italien verfolgte. Darum sollte er fort aus Europa. Gregor IX. nöthigte den Kaiser das Gelübde endlich zu erfüllen. Der Pabst hoffte, daß Friedrich in dem Morgenlande eine lange Beschäftigung finden werde. Friedrich durch den Bann des apostolischen Vaters genöthigt, eilte nach dem Morgenlande mit dem Gedanken, so bald als möglich wiederzukommen. Sultan Kamel hatte auch keine Lust zum Streite.
Durch friedlichen Tractat 18. Febr. 1229 gab er dem Kaiser die 1229
Stadt Jerusalem heraus, welche indessen von den Christen nicht wie-

der befestigt werden durfte. Kamel und Friedrich II. schlossen auch einen zehnjährigen Waffenstillstand. Friedrich, der Kaiser, konnte nun zum größten Verdruß des Pabstes behaupten, daß er sein Kreuzgelübde gelöst und nach Europa zurückkehren. Auch blieb Jerusalem nur wenig über zwei Jahrzehnte in den Händen der Christen. In einem ungeheuren Sturme, der über ganz Asien braußte, ging die heilige Stadt abermals verloren. Dieser Sturm zerbrach die Blüthe von Süd-Asien, zerrüttete, zerstörte die Bildung, welche früher in den islamitischen Staaten gewesen. Darum war gut, daß die Gesinnung der Menschen in Europa allmälig eine andere geworden. Die Fortsetzung der Verbindung mit dem Morgenlande konnte nicht mehr im gleichen Maße mit der Unermeßlichkeit der Opfer, welche um sie zu erhalten, hätte gebracht werden müssen, frommen. Es waren in den jüngst verwichenen Jahrzehnten und seitdem die Abendländer sich in dem Morgenlande gezeigt und bewegt, in demselben große Veränderungen vorgegangen, auf welche der Christenheit kein Einfluß möglich war.

Zuerst war das Reich der persischen Seldschuken untergegangen und hatte einer anderen Bildung Platz gemacht. Syrien und Mesopotamien waren von dem Reiche der persischen Seldschuken eigentlich schon getrennt, als die Abendländer in das Morgenland kamen, und in sich selbst wieder in eine Menge von kleineren und größeren Fürstenthümern zerfallen gewesen. In dem Innern von Süd-Asien waren die Verhältnisse kaum besser gewesen. Schon Sultan Bor-
1092 kiaruk, seit 1092, unter dem die Kreuzfahrer nach Syrien kamen, hatte mit seinen Brüdern theilen müssen. Die verschiedenen Zweige der Sultansfamilie lagen in stetem Kampfe unter einander und sie zerstörten dadurch ihre Kraft und die Möglichkeit einer Einwirkung auf die sie umgebende Welt. Die Geschichte der persischen Seldschuken ist ein eintöniges Gemälde von inneren Kriegen und Kämpfen um den Thron, um die Erweiterung der Macht der verschiedenen Zweige der Sultansfamilie. Dem äußern Umfange nach umfaßte das Reich aber nicht allein die mittleren Theile von Süd-Asien, sondern es hatte sich auch weit hineinverzweigt in das mittlere Asien. An der Ostküste des caspischen Meeres lief es hinauf und umfaßte die Lande im Norden desselben und rings um den Aralsee. Das Gebiet zwischen dem caspischen Meere und dem Aralsee, von Türken bewohnt, aus denen die Seldschuken hervorgegangen, führte den Na-

Mirchonds. Geschichte der Seldschuken. Uebersetzt von Vullers. 1837.

men Khorazm. Darüber hatte schon Sultan Melikschah seinen Slaven Noutschthekin als Statthalter gesetzt. Slaven arbeiten sich im Morgenlande leicht zu den höchsten Würden empor. Die Nachkommen dieses Slaven behaupteten sich in dem Besitz der erblichen Statthalterschaft. Und schon der Sohn jenes Slaven, Couthuddin Mohammed, mußte als Fürst und Herr von den persischen Seldschuken anerkannt und mit dem Titel eines Schahs geehrt werden.
1097. Die Schahs von Khorazm dehnten nun ihr Reich auf Ko- 1097
sten der persischen Seldschuken immer weiter aus. Schon waren
die Seiten-Linien der Sultansfamilie überwältigt, als 1194 gegen 1194
Tacasch, den Khorazm-Schah, der letzte Seldschukensultan von Persien, Togrul II. den Tod fand. Nun gewannen sich die Khorazm-
Schahs ein unermeßliches Reich, von 1200 unter Alaiuddin Mo- 1200
hammed bis 1220, und unter seinem Sohne Dschelaleddin Mank- 1220
berni. Im Norden begann dieses Reich über dem caspischen Meer und dem Aralsee und umfaßte den ganzen mittlern Theil von Süd-Asien bis in die Nähe des persischen Meerbusens und des Tigris, ohne jedoch den einen und den andern selbst zu erreichen. Hier hatten sich aus den Trümmern des Reiches der persischen Seldschuken mehrere kleinere Staaten gebildet. Am persischen Meerbusen das Reich Fars, im Westen des caspischen Meeres das Reich Azerbaidjan.
An dem untern Euphrat und Tigris hatte Nasir, seit 1180 Kaliph 1180
zu Bagdad, wieder ein kleines unmittelbares Reich gewonnen durch den Fall der persischen Seldschuken. Die letzten abbassidischen Kaliphen bedeuteten deshalb wieder etwas mehr in der islamitischen Welt. Vorherrschend in derselben aber waren die Khorazm-Schahs.

Hinter dem Reiche von Khorazm lag südlich die weite indische Welt, in welche seit dem Anfange des elften Jahrhunderts die Moslemen eingedrungen waren. Die Ghoriden, von welchen die Gaznaviden gestürzt worden, hatten ihre Macht bis an den Ganges ausgebreitet. Das alte Sultansgeschlecht vermochte aber die Herrschaft über die neuen Eroberungen in Indien nicht zu behaupten. Der Feldherr des Sultans Mohammed Ghori, Kutbedin Eibuk, der Af-
gane, der 1193 Delhi erobert, machte sich unabhängig und bald fan- 1193
den die alten Sultane von Ghori vor diesem neuen Herrscherstamme den Untergang. Es entstand zu Delhi ein mächtiges Reich, das mit blutigen Verheerungen und wilden Verletzungen der eingebornen Hindu sich immer weiter über Bengalen ausdehnte. Es hatte

D'Ohsson. Histoire des Mongols. I—IV. 1834—35.

aber dieses Reich das Schicksal aller islamitischen Staaten. Die Herrscher verstehen die Kunst des Zusammenhaltens ihrer weiten Reiche nicht. Die Statthalter machen sich unabhängig. So war's um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch dem unermeßlichen Reiche von Delhi ergangen. Die Macht des Herrn zu Delhi, des Padischahs, war oftmals sehr beschränkt. Die indische Welt lag in einer furchtbaren Auflösung und Zerstörung. Oberhalb der indischen Welt lag Sina, welches damals in zwei Reiche auseinandergefallen. Die Dynastie Song herrschte im Süden und die Dynastie Kin in Norden. Die Dynastie Kin behauptete im zwölften Jahrhundert eine weite Herrschaft über die nomadisirenden Horden des mittlern Asiens. Drei Hauptvölker walteten in den innern Theilen des mittlern Asiens, die Tungusen, die Türken, die Mongolen. Die Türken hatten schon mehrere ihrer Zweige über die übrige Welt ausgesendet. Die Mongolen waren noch nicht genannt worden. Von den Sinesen, den Moslemen und den Abendländern wurden die Mongolen gewöhnlich Tartaren genannt. Die eigentlichen Mongolen wohnten um den Baikalsee und am Strome Irtisch. Am Ende des elften Jahrhunderts erhub sich bei diesen Mongolen ein Fürst oder Chan Temoutchin empor. Eine große Menge von Stämmen, die den Mongolen nahe verwandt in Sprache, Sitte und Weise, Stämme der Türken und Stämme der Tungusen unterwarf er seiner
1204 Macht. Er konnte 1204 den Titel des starken Chans, Tschingischan, annehmen. Nun strömten die vereinigten Horden, von denen, die so furchtbar von ihnen getroffen wurden, unter dem Namen der Tartaren zusammengefaßt, aus dem mittlern Asien heraus auf die cultivirte Welt. Furchtbar und entsetzlich ist das Auftreten dieser rohen Barbaren. Kein menschliches Gefühl wohnt in ihrer Brust, die Grausamkeit ist ihre Lust und ihre Freude, der Mord und der Brand ihr Vergnügen. Die blühenden Städte sinken zusammen und die lachenden Fluren decken sich mit Trümmern und Leichenhaufen unter ihrer Wuth, bis den Menschen das Herz gebrochen und sie dem großen Chane sich unterworfen haben. Den Christen, den Moslemen, den Hindu, den Sinesen sind sie gleich furchtbar. Die Christen meinen, daß das Auftreten der Mongolen das Ende der Welt und die Ankunft des Antichrists verkünde. Eines nur verstehen die wilden und fühllosen Barbaren trefflich, den Krieg und die Eroberung. Die Mongolen sind eine furchtbare Geißel der Welt, deren blutige Hand zumeist auf die blühende islamitische Welt fällt.

Die Welt wurde noch unter Tschingischan mit der vernichtenden

und verheerenden Kraft der Mongolen bekannt. Nach allen Seiten brachen sie ein, in Sina, wo sie zuerst das Reich Kin angriffen, in Indien, in Rußland waren sie zu finden, allenthalben mit derselben Wildheit und Barbarei. Auch das Reich des Khorazm-Schah war vor ihnen zusammengebrochen. Dschelaleddin Mankberni mußte nach einer unglücklichen Schlacht nach Indien entweichen 1221. 1221
Die Mongolen wählten nach ihres ersten Führers Tschingischan Tode 1227 Ogotai zum obersten Chan. Es traten dann die Mitglieder 1227
der Familie des obersten Chans und die Führer des Heeres zusammen und wählten, doch immer aus dem Geschechte Tschingischans. Die ungeheuren Raubzüge gingen fort. Hier stürzte Dschelaleddin Mankberni, aus Indien zurückgekehrt, vor den Mongolen 1231 nie- 1231
der sammt seinem Reiche. Dort ging die Dynastie und das Reich der Kins unter 1234, dort ging das Sengen und Brennen in In- 1234
dien fort und dort drangen die Mongolen bis an die Wolga und unterwarfen und vereinigten mit sich die barbarischen Völker zwischen dem caspischen und dem schwarzen Meere und an der Wolga. Und als sie dieselben unterworfen, da braußten sie weiter wie eine verheerende Waldfluth nach Europa herein. Ueber die Russen fielen sie und über die Polen. Sie kamen bis an die Grenze der germanischen Welt, Schlacht bei Liegnitz 9. April 1241. Aber sie bra- 1241
chen nicht tiefer in sie ein, sondern wendeten sich südlich nach Ungarn. Die Ungarn brachen vor den Mongolen in der Schlacht am Sajo zusammen. Furchtbar und schonungslos verheerten sie Ungarn. Aber der Sturm braußte durch Bulgarien nach Asien zurück. Entsetzlich standen die Mongolen da, als Ogotai, der Chan gestorben 1241 und die Gewalt, nachdem die Mutter Tourakina 1241
sie geraume Zeit geführt, überging auf seinen Sohn Cujouc 1246. 1246
Doch furchtbarer war sie in Asien als in Europa, wo im Reiche Kin und in Süd-Asiens Mitte die Mongolen eine dauernde Macht gründeten, welche den Menschen das Mark aus den Knochen saugte. Nur Rußland fiel auch unter eine solche dauernde Gewalt der Mongolen. Es zitterte zu Bagdad der Kaliph auf seinem Throne. Er war schon in der Nähe bedroht. Es zitterte zu Rom der Pabst und bald forderte der apostolische Stuhl die Christenheit auf, gemeinsam die Waffen gegen diese Barbaren zu nehmen, bald sendete er Glaubensboten zu ihnen, um sie für das Christenthum zu gewinnen. Und das Eine blieb so vergeblich wie das Andere.

Immer näher kam den Christen in dem kleinen Reiche Jerusalem dieser Sturm, den sie um so weniger entgegenzutreten vermoch-

ten als das Abendland sie je länger je mehr vergaß. Denn wenn
1239 1239 Thibaut, König von Navarra, und 1242 Richard, der Graf
1242 von Cornwallis, der Bruder König Heinrich III. von England, noch
mit einem kleinen Kreuzheere in dem Reiche waren, so konnte dadurch eine Umänderung in den Verhältnissen nicht gewonnen werden. Schon waren Mesopotamien, Syrien und Klein-Asien nicht unberührt von den Mongolen geblieben. Kai-Kosru, der Sultan
1243 der Seldschuken, hatte sich ihnen 1243 tributpflichtig machen müssen. Alle Verhältnisse auch des vordern Asien verwirrten sich durch den Sturm, der im Innern entstanden war. Es stand Alles auf dem Untergange durch rohe Barbarengewalt, und die Christen hatten hier nichts mehr zu suchen. Auch die Ejubiten gingen zu dem
1237 Grabe. Malek al Moaddham, der Sultan von Syrien war 1237,
1238 Kamel, der Sultan von Aegypten, 1238 gestorben. Ejub, des letzteren Sohn, bemeisterte sich Aegyptens über der Leiche Adels, seines ältern Bruders, und eines Theiles von Syrien. Hier standen ihm mehrere kleine Fürsten entgegen, die von ihm bedroht, sich selbst mit den Christen von Jerusalem bündeten. In diesem Streite ging die
1243 Stadt Jerusalem 1243 den Christen abermals verloren. Von wildem, heimathlosen Volke, das von den Mongolen aus Khorazm vertrieben, und das von Ejub als Bundesgenosse aufgerufen worden, ward die heilige Stadt genommen und durchplündert. Und diese Nachricht ließ Europa jetzo kalt, und von den großen Fürsten griff
1245 nur König Ludwig IX. von Frankreich zum Kreuze 1245, der mit Mühe die französische Ritterschaft zur Annahme des Kreuzes bewog.
1248 Und als die Fahrt endlich angetreten ward 1248, so richtete sie Ludwig doch nicht nach dem heiligen Grabe, sondern nach dem reichen Aegypten. Dort war der Preis des Kampfes gegen die Moslemen, aber auch ein reiches und schönes Land zu gewinnen. Die Franzosen landeten und im raschen Anlauf nahmen sie wieder Damiette,
1249 den Schlüssel Aegyptens 6. Juny 1249. Die Christen versuchten zum zweitenmale, im Herbste diesesmal, nach Kahira vorzubringen.
1249 Ejub, der Sultan, starb 21. Novbr. 1249, und sein Sohn Turanschah eilte aus Syrien herbei, das Land gegen die Christen zu vertheidigen. Abermals kamen die Christen im Delta in schwere Pein und Noth. Dreißigtausend Streiter waren gefallen. König Ludwig beschloß, umzukehren nach Damiette. Aber auf dem Rückzuge ward die Noth größer. Ludwig und die Blüthe seiner Ritterschaft
1250 mußte sich gefangen geben 6. April 1250. Es ward eine Kapitulation mit Turanschah geschlossen. Die Franzosen sollten Aegypten

räumen, der König und die Ritterschaft Lösegeld bezahlen. Das gefangene gemeine Volk hatte Turanschah niederhauen lassen. Da ging unter den Augen der gefangenen Franzosen eine Revolution vor sich. Schon Saladin hatte den besten Theil seines Heeres aus sogenannten Mamluchen gebildet. Dieses arabische Wort bedeutet einen, der sich in der Gewalt eines Herrn befindet. Es wurden rüstige Knaben gekauft und diese nur für den Krieg auferzogen, auf der Insel Rudah im Nil, den die Araber Bahr, das Meer, nannten. Daher hießen die Mamluchen auch die Bahariz, die Männer des Meeres. Die Mamluchen, unzufrieden mit dem Sultan hieben ihn nieder, 2. Mai 1250, und beschlossen die Herrschaft der Söhne Turan- 1250
schahs nicht mehr in Aegypten zu dulden. Die Kapitulation aber, welche Turanschah mit dem König Ludwig geschlossen, hielten die Mameluchen. Die Franzosen räumten Damiette und ganz Aegypten 1250. 1250

Also entstand in Aegypten der seltsame Mamluchenstaat. Die Anführer der Mamluchen wählten einen aus ihrer Mitte, Assedin Eibeg, zum Sultan. Die Miliz der Mamluchen dauerte in Aegypten bis auf die neuesten Zeiten fort. Sie recrutirten sich fortwährend durch Kaufslaven, sie beherrschten das ägyptische Volk, ihre Anführer wählten die Sultane. Es war ein roher und wüster Staat, zügellosen Barbaren Preis gegeben, Slaven, aus allerlei Volk zusammengerafft, unter denen jedoch Türken immer die Hauptrolle spielten. In Syrien blieben noch Ejubiten über. Nasir Saladin Juseff, Sohn des Sultans Aziz, der nach dem Untergange Turanschahs sich in den Besitz von Syrien setzte, spielte die Hauptrolle unter ihnen. Aber der Sturm, der über Asien tobte, riß auch die letzten Aeste des Baumes der Ejubiten nieder. Dieser, die wilden und blutigen Mongolen, tobte fort. Ogotai war 1248 gestorben, 1248
und der mongolische Reichstag, Couriltai genannt, hatte Mangu zum obersten Chane ernannt. Die Mongolen bekämpften das andere sinesische Reich, das Reich der Song, um auch dieses niederzubrechen. Hulagu aber ward von Mangu nach dem südlichen Asien gesendet, das zu vollenden und den Mongolen zu unterwerfen, was noch nicht unterworfen war. Jetzo brachen die Mongolen die Schlösser der Ismailiten. Welche Ismaili in ihre Hände fielen, die nahmen alle den Tod 1257. Die Mongolen brausten aber weiter. Sie ka- 1257
men in das kleine Reich von Bagdad, welches die Abbassiden wieder selbst beherrschten. Mostassim Billah war jetzo Kaliph, seit 1242 und seit dem Tode seines Vaters Mostansir. Der Kaliph 1242

ward aufgefordet, sich der Hoheit des großen Chans zu unterwerfen. Als er die Waffen nahm, ward sein Heer unter den Mauern von
1258 Bagdad geschlagen 17. Januar 1258. Wenige Tage darauf, am 1. Februar, drangen die Mongolen in die Stadt. Vergebens wollte nun der Kaliph und Bagdad durch feige Unterwerwerfung Gnade erkaufen. Die wilden Mongolen handelten in ihrer Weise. Bagdad ward eine Stätte des Blutes und des Jammers. Die Barbaren vernichteten die Menschen und die Schätze der arabischen Kunst und Wissenschaft, die hier zusammengehäuft. Den Kaliphen aber schlugen sie mit Keulen todt. Also endet das Kaliphat der Abbassiden von Bagdad. Die Mamluchen in Aegypten haben noch Abbassiden als Kaliphen aufgestellt. Aber sie bedeuten nichts mehr in der islamitischen Welt. Nun brachen die Barbaren auch in Syrien ein. Schon waren Alepo und Damascus von ihnen genommen. Da traten die Mamluchen ihnen bei Damascus entgegen
1260 und gewannen einen großen Sieg 3. Septbr. 1260 unter ihrem Sultan Cutuz. Die syrischen Ejubiten verschwanden unter diesen Stürmen auch. Die Mamluchen bemeisterten sich Syriens bis an den Euphrat. Oefters noch wiederholten die Mongolen ihre Versuche, sich Syriens zu bemeistern, immer wiesen die Mamluchen Aegyptens sie zurück.

Es war für die Christen nicht mehr in dem Maße wie im eilften und zwölften Jahrhundert leicht, Heerfahrten nach Syrien zu unternehmen. Die Reiche im Morgenlande, die jetzo bestanden, waren größer und gewaltiger. Es konnte auch die Fortsetzung der unmittelbaren Verbindung mit dem Morgenlande das europäische Leben nicht mehr fördern. Die Blüthe desselben war zerstört durch die wilden Mongolen und Mamluchen. Also war gut, daß die Stimme des römischen Stuhles, der immer nach dem Kreuze rief, wirkungslos verhallte. Ludwig IX. war der einzige von den großen
1267 Fürsten Europas, der sich 1267 noch einmal mit dem Kreuze bezeichnete. Aber wiederum nicht nach dem heiligen Lande, sondern an die Nordküste von Afrika richtete er seine Fahrt. Dort in Afrika
1270 starb der König, 24. Aug. 1270, und die mit ihm das Kreuz genommen, kehrten alsbald heim. Die Mamluchen von Aegypten aber konnten die Christen auf der Küste von Syrien nicht dulden. Sie konnten sich nicht zwischen zwei Feinde, die Mongolen auf der einen Seite, die Christen auf der andern stellen. Damit die Christen keine Anhaltepuncte zu fernern Fahrten fänden, mußten sie die syrischen Städte derselben zu gewinnen suchen. Also ließ Sultan

Bendocdar 20. Mai 1268 Antiochien mit stürmender Hand neh- 1268
men, Kelavun nahm Tripolis 27. April 1289 und Malek al aschraf 1289
nahm Ptolemais 19. Mai 1291 nach einem furchtbaren Gemetzel. 1291
Damit verschwand das Königreich Jerusalem. Und sein Verschwin-
den erregte bei den Christen zwar Schmerz, aber keine Anstrengung.
Als es verschwand war schon vor drei Jahrzehnten auch das Reich
untergegangen, welches die Franzosen unter den Griechen aufgerich-
tet. Nur schwach durch das Lehnsband verbunden, in die Mitte feind-
licher Völker, gegenüber dem Hasse der Griechen gestellt, von dem
Abendlande verlassen, wie das Reich Jerusalem von demselben
verlassen blieb in dieser Zeit, hatten die Franzosen sich nicht zu be-
haupten vermocht. Schon Balduin I. ward von Johann, dem Kö-
nig der Bulgaren, gefangen und starb in dieser Gefangenschaft 1205. 1205
Sein Bruder Heinrich I., den die Franzosen nach Balduins I. Tode
zum Kaiser wählten, hatte schwere Kämpfe mit den Verhältnissen zu
bestehen. Und diese mehrte Pabst Innocenz III. durch das Gebot,
den Griechen die Kirchen zu schließen und sie mit Gewalt unter den
römischen Stuhl zu zwingen, worin ihm indessen der verständige Kai-
ser widerstand. Heinrich I. starb 1216 und die Barone wählten 1216
Robert von Auxerre zum Kaiser, welchen auf dem Wege nach Con-
stantinopel der griechische Fürst von Epirus gefangen nahm. In
dieser Gefangenschaft starb er und sein Sohn Robert übernahm 1221. 1221
das elende Kaiserthum. Das Elend der Zeit hatte unter den Grie-
chen wieder einige Kraft aufgeregt. Dieses verstand Theodor Las-
caris, der Kaiser von Nicäa, wohl zu benutzen. Und noch mehr
verstand es sein Tochtermann Johann Ducas Vatazes, der ihm 1222 1222
auf dem Throne folgte. Ein Stück des Reiches in Europa nach
dem andern, ward den Franzosen entrissen. Kaiser Robert starb
1228 in Jammer und Noth. Für seinen jungen Sohn Balduin II. 1228
trat Johann von Brienne, König von Jerusalem, als Regent und
Mitkaiser auf. Aber er vermochte nichts zu halten und die Grie-
chen drangen immer weiter. Als Balduin II. selbst die Krone 1239 1339
gewonnen, war das Kaiserthum armselig und bettelhaft geworden.
Balduin II. bettelte in Europa um Hülfe und um Geld und erhielt
nichts. Er verkaufte seine Stammgüter und die Reliquien der
griechischen Kirche, um das arme Leben zu fristen. Die Griechen
von Nicäa rasteten freilich nach dem Tode des Vatazes 1255, unter 1255
der Herrschaft seines schwachen Sohnes Theodor Lascaris II. kurze
Zeit. Als aber dieser 1258 gestorben und die Verwesung des Reiches 1258
für den jungen Johann Lascaris dem rüstigen Michael Paleologos

übergeben worden, der alsbald das Mitkaiserthum zu gewinnen verstand, da kam das Ende des Reiches. Sonder Kampf nahm das
1261 Heer von Nicäa die Stadt Constantinopel wieder 24. Juli 1261, und der Kaiser Balduin II. entwich feig und ohne Kampf. Die Paleologen aber stellten nicht das Reich wieder so her, wie es noch unter den Angelen gewesen. Trapezunt blieb gesondert, die Inseln in Venedigs, mehrere kleinern Puncte in abendländischer Fürsten Gewalt.

Also blieb von allen größern Gründungen, welche durch die Kreuzzüge entstanden, nur allein das Reich der Abendländer auf der Insel Cypern stehen. Asien aber hatte nun eine durchaus veränderte Gestalt empfangen. Die wilden Mongolen legten sich endlich auch zur Ruhe und die Weltstürmerei endete allmälig. Mangou
1259 war 1259 und Coubilai oberster Chan geworden. Lange war schon das Reich Song von den Mongolen erschüttert worden. Endlich
1279 brach es zusammen 1279. Coubilai aber nahm seinen Sitz in Sina, und adoptirte den Glauben, den er hier fand. Der Buddismus und die Lehre des Confutse gingen auf die Mongolen über, die sich mit dem Chan in Sina niedergelassen. Nun trat eine gewisse Trennung unter den Mongolen ein. Frühzeitig waren den Prinzen aus dem Hause Tschingischans größere bald und bald kleinere Statthalterschaften gegeben worden. Diese Statthalter wurden allmählig zu Herren, welche von dem obersten Chane in Sina so gut wie unabhängig waren. Es entstand ein Reich der Mongolen in Persien, ein anderes in der Bucharei und wieder ein anderes an der Wolga. Die Mongolen in Persien und an der Wolga wendeten sich zum Islam um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Hierdurch ward die Spaltung unter den Mongolen erweitert. In Asien war das Leben durch sie roh und wild geworden. Roh und wild blieb es, wo sie herrschten. Es hat Asien seine Bedeutung für die Welt verloren seitdem es unter die Hand der Barbaren gefallen.

Auch durch einen Theil Europas waren die Mongolen gebraus't zur Zeit ihrer größten Furchtbarkeit. Aber sie waren vorübergezogen und der Fleiß der Menschen hatte bald wieder ihre blutigen Spuren ausgetilgt. Nur ein europäisches Land, das in der Nachbarschaft der Mongolen gelegen war, blieb dauernd ihrer wilden Herrschaft unterworfen. Es war das Reich von Rußland, das eben in seiner Bildung und Entwickelung von den Barbaren ergriffen und von ihnen gehemmt ward. Es hatte unter den Russen das Reich gedauert, welches zu Kiew entstanden, und Wladimir, der Großfürst,

hatte 988 die Taufe genommen. Wenn man die Zukunft erwägt, 988
so war es von einer großen Wichtigkeit, daß der Großfürst das
Christenthum aus dem Morgenlande empfing und nicht aus
Rom. Ein anderes slavisches Volk, die Polen, hat es aus Rom genommen und es ist dadurch die Spaltung, welche zwischen dem morgenländischen und dem abendländischen Christenthum war, auch unter die beiden slavischen Brüdervölker gekommen. Wladimir nahm in der Taufe den Namen Wassily an. Das Christenthum breitete sich allmälig unter den Russen aus. Doch gab es noch im zwölften Jahrhundert Heiden bei ihnen. Indessen legte Wassily, der Christ, den ersten Grund zu dem Unglücke Rußlands. Er wieß seinen Söhnen besondere Districte zum Aufenthalte an. Diese Maßregel ward im Anfange wohl nur ergriffen, damit die locker verbundenen Völker besser beobsichtigt und zusammengehalten und die Einführung des Christenthums beschleunigt werden sollte. Nach dem
Tode Wassily's aber 1015 bringt diese Einrichtung das russische 1015
Reich in schwere Verhältnisse, da sie von folgenden Großfürsten, na-
mentlich von Jaroslas, der 1054 stirbt, festgehalten und thöricht da- 1054
hin erweitert wird, daß die nachgeborenen Söhne förmliche Fürstenthümer empfangen. Die Fürstenthümer mehren sich je länger je mehr. Der Gehorsam der Fürsten, der nach dem Willen des Jaroslas unter dem Großfürsten von Kiew sein sollte, verschwand bald. Das Leben ward zerrüttet und in seinem Gange durch eine unübersehbare Kette von Fehden gestört. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatte das Großfürstenthum von Kiew allen Einfluß auf die
übrigen Fürstenthümer verloren. Und im Jahre 1169 ward dem 1169
Großfürstenthum ganz ein Ende gemacht von den andern Fürsten, die sich gegen Kiew erhoben. Seitdem betrachteten sich die Fürsten von Wladimir, im Norden, als Großfürsten von Rußland. Aber sie waren eben so wenig wie die von Kiew im Stande, Halt und Zusammenhang in das Ganze zu bringen. In dieser Zerstückelung wurden die Russen von den Mongolen, Schlacht an der Kalka 31.
Mai 1224, Schlacht bei Kolomna Januar 1238, überfallen und 1224
besiegt. Die Mongolen hielten die Russen fest, und machten sie sich 1238
tributpflichtig. Das Volk ward gezählt und jedermann, nur der Klerus nicht, mußte Tribut an den Chan der Wolgamongolen zahlen; denn diese waren es, an welche die Herrschaft über Rußland kam. Die Mongolen trieben im Anfange den Tribut selbst ein mit der Knute in der Hand. Und wehe, wenn nicht pünctlich gezahlt ward, wenn etwa ein Fürst sich entgegensetzte. Die Barbaren räch-

ten sich mit Mord und Brand. Mehrere Fürsten, in die goldene Horde geladen, ließen dort ihr Leben. Die Vielköpfigkeit des Herrnthumes bei den Russen diente den Mongolen zum Stützpuncte der Herrschaft. Es war keine Vereinigung, es war immer Zwietracht unter ihnen. Rußland, unter diesen Barbaren stehend, war auf Jahrhunderte hinaus wie ausgestrichen von der Liste der Völker Europas.

Die Geschichte des Abendlandes hat in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts abgebrochen werden müssen, damit die ganze Verbindung, die zwischen dem Morgenlande und dem Abendlande zwei Jahrhunderte lang durch die Kreuzzüge erhalten ward, und diese selbst in einem Zuge geschildert werden konnten. Es sind nun, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, bei hundert und fünfzig Jahre verlaufen, für welche von diesem Abendlande noch nicht gesprochen worden. Die Zeit ist inhaltsschwer gewesen. Im Ganzen genommen ist das romanische und das germanische Europa zu größerer Ordnung und Freiheit gekommen. Die wilde Freiheit Weniger geht auf der Grube, wenn auch nicht im gleichen Maße allenthalben. Die Romanen stehen noch immer vorauf. Am zeitigsten bei ihnen beginnt der regelmäßige Staat, der europäische Staat, welcher weder das Vassallenthum noch die Priesterherrschaft verträgt. Zuerst aber, was die Romanen der pyrenäischen Halbinsel anlangt, so ist die Freiheit bei ihnen noch am wildesten. Ihr Leben liegt noch in den Geburtswehen. Der Kampf gegen die Moslemen nimmt erst im dreizehnten Jahrhundert eine entschieden günstige Wendung für die Christen. Es hätte das wohl zeitiger gewonnen werden können, wenn nicht die Macht der Verhältnisse es gefügt, daß der christlichen Staaten auf der Halbinsel mehrere entstanden, und wenn die Christen an nichts Anderes gedacht als wie der Kampf gegen die Feinde des Glaubens am schnellsten zu beendigen sei. Aber es war dieses nicht, sondern auch die anderen Leidenschaften oder Wünsche der Menschen behaupteten ihr Recht. Als Alonso VII. von Kasti-
1157 lien, der sich Kaiser nannte, starb 1157, theilte er Kastilien unter seine Söhne. Sancho III. empfing Kastilien und Ferdinand II. Leon. Also gab es fünf kleine christliche Reiche auf der pyrenäischen Halbinsel. Kastilien und Leon zuerst, dann Aragon, wo
1162 Ramon Berenguer noch herrschte, bis ihm 1162 sein Sohn Alonso II.
1185 folgte, dann Portugal, welches bis 1185 geleitet ward von Alonso I., welcher das Königreich geschaffen, dem Sancho I. folgte. Endlich daß Reich Navarra, von allen das unbedeutendste seit es durch Kastilien und Aragon von dem Lande der Moslemen getrennt sich nicht

weiter vergrößern konnte. Die kleinen Reiche zerrieben den besten Theil ihrer Kraft in Feindschaft und Fehden unter einander selbst: ja nicht selten riefen sie gegen einander die Moslemen auf. Die Theilung machte es aber den Königen auch unmöglich zu einer Macht über die Vassen zu kommen. Am wildesten und unbändigsten war der Adel in Kastilien. Er nahm sich das Recht, den König selbst zu fehden. Nur mußte dabei das Lehn zurückgegeben worden sein. Das Faust- und Fehderecht tobte von einem Ende der Halbinsel zur anderen. Die Erzbischöffe und Bischöffe säumten nicht, die Verwirrung noch wirrer zu machen. Stolz und trotzig stehen sie den Königen entgegen. Sie haben nicht allein weltliche, sondern auch geistliche Mittel, die Könige zu nöthigen, ihnen zu Willen zu sein. Indessen blieb von dem christlichen Geiste genug übrig, daß der Kampf gegen die Feinde des Glaubens doch als die erste Pflicht des Daseins, wenn auch nicht von allen und immer und allenthalben, angesehen ward. Auch widmete sich ein Theil des Adels diesem Kampfe allein. Es entstand in Kastilien, nach dem Vorbilde der Templer, der Orden, der nachmals sich von dem Orte Alcantara nannte, im Jahre 1156. Der Orden von Calatrava 1158. 1156
Der Orden des heiligen Jacob 1161 und in Portugal der Kriegs- 1158
orden, der nachmals von Avis genannt war, im Jahre 1161. Doch 1161
hatten die Christen aus dem Falle des Reiches der Almorabethun 1161
von Marroco und der Verwirrung, die dadurch in das islamitische Spanien kam, nicht die Vortheile ziehen können, die ihnen Einheit und Eintracht leicht würden gemacht haben. Schon der Kaliph Abdelmumen, der Almohade, kam 1160 nach Spanien herüber und 1160
sein Sohn, seit 1163, Juseff Abu Jacub vollendete die Vereinigung 1163
des islamitischen Spaniens mit dem Reiche von Marroco. Die Christen, obwohl von den Almohaden oftmals geschreckt und angegriffen, waren indessen voll kühner Hoffnungen. Im Jahre 1179 1179
beredeten Alonso III. von Kastilien, der 1158 auf Sancho III. ge- 1158
folgt und Alonso II. von Aragon, wie der islamitische Süden zwischen sie getheilt werden sollte. Als aber Jacub ben Juseff, seit 1184 Herr von Marroco, mit einem großen Heer herüber kam aus 1184
Afrika, um die Christen zu bekämpfen, blieb Alonso III. von Kastilien von den andern Reichen verlassen und die Christen verloren die große Schlacht bei Alarcos 19. Juli 1195. Der Kaliph kehrte 1195
nach Afrika zurück, um eine neue Anstrengung zur Unterwerfung der Christen zu thun. Glücklicherweise starb er im Januar 1199 und 1199
sein Sohn Mohammed ben Jacub verstand nicht, die Zeit zu be-

nutzen. Denn die christlichen Könige waren eben auf das wildeste auseinandergefallen. Sancho VII., der König von Navarra, ging selbst an den Hof von Marroco, um den Bund mit den Ungläubigen zu werben, damit er sich durch ihre Hülfe über die anderen Könige der Halbinsel erhöhen könnte.

Indessen kam doch unter die Christen die Besinnung, als sie hörten, daß Mohammed Annasir mit einer halben Million Streiter komme. Alonso III. von Kastilien, Alonso IX. von Leon, Pedro II.
1196 seit 1196 König von Aragon, Alonso II. seit 1211 König von
1211 Portugall, sie traten, zahlreich unterstützt von anderer romanischer Ritterschaft, die über die Pyrenäen geströmt, um diesen Kampf mit zu bestehen, den Ungläubigen bei Navas de Tolosa entgegen und er-
1212 fochten am 14. Juli 1212 einen herrlichen Sieg. Die Schlacht war eine Freude für die christliche und ein Jammer für die islamitische Welt. Voll Schrecken floh der Kaliph nach Marroco zurück. König Alonso III. oder der Edle von Kastilien starb bald nach die-
1214 sem Siege 6. Octbr. 1214. Ihm folgte sein Sohn Heinrich I.
1217 Heinrich folgte seinem Vater bald 6. Juni 1217. Da ward die Wiedervereinigung von Kastilien und Leon vorbereitet: denn die Königin Berengaria, die die geschiedene Gemahlin Alonsos IX., des Königs von Leon, war, brachte den Sohn, den sie mit diesem gezeugt, Ferdinand III. auf den Thron von Kastilien. Und als nun Alonso
1230 IX. 23. Septbr. 1230 starb, folgte ihm Ferdinand III. auch in dem Reiche Leon. Die Reiche Kastilien und Leon wurden seit dieser Zeit nicht wieder getrent. Ueberhaupt nahmen seit der Schlacht von Navas de Tolosa alle Dinge eine für die Christen günstige Gestaltung. Das islamitische Spanien erhub sich um dieselbe Zeit, da Leon und Kastilien vereinigt wurden, gegen den Druck der Almohaden. Es entstanden abermals bei den Moslemen eine Anzahl kleiner Fürstenthümer, welche die Kraft spalteten, die den Christen gegenüber einig erhalten werden mußte, wenn das Dasein gerettet werden sollte. Wiederum um dieselbe Zeit gerieth das Reich der Almohaden in Afrika in die ärgsten Verwirrungen. Die Kaliphen-Familie zerstörte sich in sich selbst. Ein Thronbewerber stand gegen den andern auf. Also vermochten die letzten almohadischen Kaliphen sich wenig um den Gang der Dinge in Spanien zu kümmern. Auch
1269 wurden diese almohadischen Kaliphen 1269 durch das Geschlecht der Merinen ganz gestürzt, welches nun seine Herrschaft über einen großen Theil des nördlichen Afrikas ausdehnte. Diesesmal hatten die Christen wohl verstanden, die Verwirrung zu benutzen, welche

über die Moslemen gekommen war. Drei rüstige Könige waren es, welche die Macht der Ungläubigen zusammenschlugen, daß nur ein geringer Rest von derselben übrig blieb. Alonso III. zuerst, seit 1245 und Sanchos II. Tode, König von Portugal. Er vollendete 1245
das kleine Reich Portugal und seine Eroberungen über die Moslemen gaben ihm die Gestalt, die es seitdem behalten. So hinterließ es Alonso III. bei seinem Tode 1279. Der zweite von diesen 1279
Fürsten war Jacob I., auch der Eroberer zugenannt, der 1213 auf 1213
seinen Vater Pedro II. gefolgt. Jacob eroberte 1229 und 1235 1229
die balearischen Inseln und 1236 die Stadt Valencia. Bald darauf 1235 1236
das Land, welches den Namen des Königreichs Valencia erhalten hat. Allenthalben wurde neue Lehn gebildet und fast von allenthalben, wo die Christen wieder die Herrschaft gewinnen, müssen die Moslemen weichen. Traurig ziehen sie immer weiter nach Süden und schon gehen viele hinüber nach Afrika. Das Königreich Aragonien besteht jetzt aus drei Theilen, dem eigentlichen Aragonien, Katalonien und Valencia, von denen jeder seine besondern Cortes hat. Also verläßt das Reich Jacob der Eroberer bei seinem Tode
1276. Endlich aber und zuletzt dehnte sich durch den schon genannten 1276
Ferdinand III. das Reich Kastilien mächtig in dem Süden aus. Das glänzende Cordova, die alte Kaliphenstadt, fiel 1236 sammt 1236
einer weiten Umgebung. Das Land Murcia ward 1243 gewonnen, 1243
das mächtige Sevilla 1246. Die Kastilianer kamen an die Küste 1246
des mittelländischen Meeres. Schon kann der König Ferdinand III. daran denken, die christlichen Waffen nach Afrika zu tragen. Doch reißt ihn 1252 der Tod aus seinen Bestrebungen heraus. Die Krone 1252
Kastiliens geht auf Alonso X. über. Die Moslemen behaupten noch einen Theil des Südstriches von Spanien. Sie haben sich in der Noth und Bedrängniß zusammengethan unter der Herrschaft eines Fürsten, des Mohammed ben Alamar, der sich 1238 in den Besitz 1238
von Granada gesetzt. Schon hat der Fürst von Granada nicht gemeint, sein kleines Herrnthum anders retten zu können, als wenn er Vasall Kastiliens 1245 würde, Zinspflichtigkeit und Heerbannspflich- 1245
tigkeit auf sich nähme. Also erst in dem dreizehnten Jahrhundert wird das Uebergewicht der Christen auf der pyrenäischen Halbinsel entscheidend. Unter den Kämpfen und unter den Gefahren haben die Könige die wilde Vassenwelt noch nicht überwältigen können, obwohl bereits einige Versuche dazu geschehen sind. Die Vorbereitungen sind indessen getroffen. Fast alle Könige sind eifrig durch Ertheilung von Privilegien und Gemeinheitsrechten die Städte ne-

ben den Adel zu stellen. Auch auf den kastilianischen, auch auf den catalonischen Cortes erscheinen in diesem Jahrhundert die Städte. Auf den ersteren aber in einer verhältnißmäßig nur geringen Zahl. Die Gewalt des Adels steht in Kastilien immer noch am höchsten.

Als die Romanen der pyrenäischen Halbinsel noch im Besitz der wilden Freiheit waren, welche das Lehnswesen gab, hatten ihre Nachbaren, die Romanen in Frankreich, einen Theil derselben bereits verloren. Die stolze Vassenwelt daselbst sah das Königthum der Kapetinger über sich emporsteigen und etwas Anderes werden als das matte und unkräftige Königthum der Karolinger gewesen war. Eine lange Kette seltsam verworrener Ereignisse und Zustände war nothwendig, um aus dem im neunten und zehnten Jahrhundert entstandenen Chaos eine Ordnung zu schaffen. Damals selbst, als der karolingische Staat sich in Frankreich auflöste, war nicht der Gedanke verschwunden, daß ein oberstes Recht sei, welches in dem Königthume läge, von dem die anderen Rechte alle und jeder andere Besitz ausgeflossen. Der Gedanke war auch in Deutschland vorhanden. Aber er schaffte da nichts; er ward nicht ausgebaut mit dem Fortgange der Zeit. In Frankreich bildete er den ersten Faden, aus dem das neue Königthum zusammengewoben ward, weil die Könige nicht der Truggestalt des römischen Imperatorenthumes nachjagend, an den gegenwärtigen Stand der Dinge sich hielten und aus den vorhandenen Elementen zu bilden verstanden. Als Ludwig VII.
1137 König ward 1137, da war freilich noch sehr wenig gewonnen. Aber ein Grund war doch vorhanden und die Verhältnisse entwickelten sich weiter zu Gunsten des Königthums. Und man verstand zu Paris jegliche Gunst des Schicksals zu benutzen. In England war der Mannsstamm Wilhelms des Eroberers mit Heinrich I. ausge-
1135 storben 1135. Stephan, Graf von Blois, ein Großer Frankreichs, der Sohn Adelas, der Tochter Wilhelms des Eroberes, hatte sich des Thrones von England bemeistert wider die Bestimmungen Heinrichs I., welcher die Krone seiner Tochter Mathilde und dem Gemahl derselben, Gottfried, dem Grafen von Anjou, zu lassen geboten. Die Häuser Blois und Anjou hatten viel um den englischen Thron gestritten, Stephan endlich den Thron von England, Gottfried von Anjou aber das Herzogthum der Normandie behauptet. Es geschah nun, daß Ludwig VII., nachdem er von der unglücklichen Kreuzfahrt, bei der er bereits erschienen, wieder heimgekehrt, sich scheiden ließ von seiner Gemahlin, die ihm das Fürstenthum von Aquitanien, welches ein Stützpunkt für die Kapetinger werden zu

müssen schien, zugebracht. Eleonora, die ihr Fürstenthum bei der Scheidung zurückerhalten 1152, ehelichte alsbald Heinrich, den 1152
Sohn Gottfrieds von Anjou. Dieser Heinrich zwang den König Stephan von England sein Erbrecht auf den englischen Thron anzuerkennen 1153. Er ward König Heinrich II. von England 1153
als Stephan starb 25. Octbr. 1154. Er vereinigte mit England die 1154
Herrschaft über die Normandie, Maine und Anjou, seinem alten Erbbesitz. Nun war die Macht dieses Heinrich II. groß und er wollte sie größer machen. Sein Wahlspruch war, daß die ganze Welt zu klein sei für einen mächtigen Mann. Seine Augen waren auf Frankreich gewendet: er brachte auch das Herzogthum Bretagne an sein Haus. Conan, der letzte von den alten Fürsten der Bretagne, mußte ihm 1164 das Land übergeben. Er bedrohte Toulouse und Flan- 1164
dern, er bedrohte alle Fürsten in Frankreich. Er gewann aber außer der Bretagne nichts weiter. Andere Dinge hinderten ihn an der Ausführung seiner Entwürfe. Zuerst war er in einen langen Streit gekommen mit der heiligen Kirche. Der König hatte die Prälaten seines Reichs dahin gebracht, die Constitution von Klarendon 1164 1164
zu unterschreiben. Der Klerus sollte wieder unter die weltlichen Gerichte kommen, die Bischöffe sollten den König ehren als ihren Herrn, sie sollten nicht verhandeln mit Rom ohne den König. Diese Bestimmungen hatten den Zweck der Ordnung des Staates. Die Kirche wollte frei sein. Thomas Becket, Erzbischoff von Canterbury seit 1162, früher Kanzler des Königs, gehörte zu denen, welche 1162
meinten, daß Pabst und Priester berufen wären zur Herrschaft über diese Welt. Daher war die Constitution von Klarendon ihm auf das Aeußerste zuwider. Er suchte und fand Streit mit dem König, verwirrte und beunruhigte das Reich, wie er immer konnte. Es geschah, das der Erzbischoff von Rittern Heinrichs II. erschlagen ward 1170, nicht auf des Königs Gebot, aber unter Umständen, welche 1170
das Ansehen gaben, als sei es doch nicht ohne Wissen und nicht ohne Billigung des Königs geschehen. Der Bann des Pabstes schwebte über dem Haupte des Königs und Heinrichs II. mußte die Grundsätze der Constitution von Klarendon fallen lassen, um den Zorn des römischen Stuhles zu besänftigen. Viele Jahre lang war Heinrich II. damit beschäftiget gewesen und er hatte seine Entwürfe auf Frankreich nicht so verfolgen können, wie er es sonst wohl gethan.

Als König Heinrich II. Ruhe vor der Kirche empfing, so ward er in dem letzten Theile seines Lebens vielfach gestört in seinen Plänen durch die Empörungen seiner drei ältesten Söhne Heinrich, Ri-

chard, Gottfried. Allenthalben aber war er gestört worden durch Ludwig VII., den König von Frankreich. Der Kapetinge war durch die Ereignisse in eine gefährliche Lage gebracht worden. Der Herzog der Normandie, der ihm, dem König von Frankreich, durch einen allgemeinen Vassen-Eid, der ihn im Besondern zu nichts verpflichtete, verbunden, war König von England geworden. Als solcher besaß er eine von Frankreich ganz unabhängige und große Macht. Diese Macht bedrohte das Dasein des Kapetingers. Ludwig VII. hatte daher gemeint, dem König Heinrich II. allenthalben entgegentreten zu müssen. Darum ist er für Toulouse, für Thomas Becket, für den Pabst, für die Söhne, für Alle, die Heinrich II. entgegentraten. Die Macht der Verhältnisse nöthigte die Kapetinger zu handeln und überhaupt auf dem Schauplatze des Lebens zu erscheinen. Der Kapetinge hatte freilich keine glänzenden Erfolge gewonnen gegen Heinrich II., aber er hatte doch beigetragen, daß derselbe gehemmt und gestört ward. Es war aber nicht der Kapetinge allein von der Macht Englands bedroht, sondern die Fürsten und Herren in Frankreich waren alle bedroht; besonders im Norden. Die Bedroheten mußten an ein engeres Zusammenschließen denken. Nun waren die Begriffe der Menschen über das Königthum wieder gestiegen seit der Drang nach allgemeiner Ordnung und nach allgemeinem Recht aufgewacht. Die Fürsten und Herren wurden von der Zeit überwältiget, ohne es zu wollen und zu wünschen. Jenes Zusammenschließen erfolgte unter der Vorstandschaft des kapetingischen Königshauses. Es erscheinen von der Regierung Ludwig VII. an die Parlamente,
1154 zuerst im Jahre 1154. Dort erscheinen die Fürsten des nördlichen Frankreichs. Das Parlament wird gebildet zuerst von den Pairs des Königs, d. h. von denen, die ursprünglich dem König an Stande gleich; dann aber auch von denen, welche Vassen der Grafschaft Paris sind, den Bischöffen, den Vicomten, Baronen, die mit dem König, in soweit er Graf von Paris ist, in unmittelbarem Lehnszusammenhange stehen. Die letzteren sind abhängiger von dem König als die ersteren und werden es je länger je mehr. Die Composition des Parlamentes ist also ungemein günstig für das Königthum. Auf dem Parlamente werden Streitigkeiten unter den Vassen entschieden, dauernde Ordnungen und Gesetze gefaßt und Beschlüsse gefaßt für Angelegenheiten, die ihrer Natur nach nur vorübergehend waren. Der König erscheinet dabei wieder in dem Lichte eines Hauptes des Reiches. Die Vassen entscheiden zwar noch selbst. Sie selbst fällen das Urtheil. Ihre Meinung und ihr Wille stellt die

Satzung für das Leben auf. Es kommt aber doch der Gedanke wieder auf, daß es der König sei, welcher allenthalben für die Handhabung des Rechtes zu sorgen habe wie für die Ordnung des Lebens im Allgemeinen. Die Ausführung der gefaßten Beschlüsse mußte oftmals in die Hände des Königs fallen. Es war damit noch wenig gewonnen und es kam auf die Möglichkeit des weiteren Baues an. Das Parlament war doch so zusammengesetzt, daß es den Königen leicht dienen konnte. Die Vassen der Grafschaft Paris waren ja hier den Fürsten gleich, die mit dem König nur in einem lockeren Lehnszusammenhange standen und die ein anderes Interesse hatten als er. Das so zusammengesetzte Parlament konnte also wohl Schlüsse fassen, die wider das Interesse der Fürsten waren. Die Fürsten hatten die Zukunft nicht berechnet. Die Kapetinger aber scheinen vortrefflich gerechnet zu haben. Ludwig VII. hat den Vassen der Grafschaft Paris Gehorsam gelehrt. Das ganze französische Vassenthum erlangte überhaupt im zwölften Jahrhundert eine größere Festigkeit. Die mächtigern Fürsten und Herren begehrten und empfingen die Anerkennung einer bestimmten Verpflichtung für den Kriegsdienst von ihren Vasallen.

Wenn das Königthum in Frankreich gedeihen und wenn ein wahres Reich gebildet werden sollte, so mußten die Fürsten, die Herzöge und die Grafen, verschwinden, und verschwinden mußten ebenfalls eine große Anzahl der Vicomten und Barone. Der König mußte in Städten und in gemeiner Ritterschaft eine größere unmittelbare Kraft gewinnen, mit welcher der Rest des hohen Adels sich nöthigen ließ, die Grundsätze anzuerkennen, welche die Könige aufstellen würden zur Begründung ihrer Gewalt, zur Ordnung des Lebens, zur allgemeinen Freiheit. Ludwig VII. starb 18. Septbr. 1180 und 1180
der Name des Königthums ging über auf seinen Sohn Philipp II., welchem schon die Zeitgenossen den Namen Augustus gaben. Die kleinen Kämpfe mit Heinrich II. dauerten fort. Philipp August und Heinrich II. nahmen das Kreuz, als die Nachricht kam, daß Jerusalem von Saladin genommen. Heinrich II. aber starb 6. Juli 1189, 1189
ehe die Meerfahrt angetreten werden konnte. Von seinen Söhnen ward Richard Löwenherz, der zweitgeborene, König von England, da der erstgeborne Heinrich vor dem Vater verstorben 1183. Richard 1183
Löwenherz scheint die Plane seines Vaters auf Frankreich nicht gehabt zu haben. Er und Philipp August, sie ziehen nach dem gelobten Lande. So wie aber Ptolemais in die Hände der Christen gefallen, kehrt Philipp August schnell in sein Reich zurück 1191. Er thats um die eng- 1191

lische Macht zu brechen. Richard hatte seinen Neffen, Arthur, den
1186 Herzog von Bretagne, den Sohn des im Jahre 1186 verstorbenen Gottfried, des drittgeborenen Sohn Heinrichs II., zu seinem Nachfolger im Reiche von England bestimmt, wenn er etwa den Tod in Syrien finden sollte. Philipp munterte nun Johann, den viertgeborenen Sohn Heinrichs II., auf, doch nach der Krone zu greifen und gelobte ihm dazu seine Hülfe. Auch griff er auf eigene Faust die Besitzungen des Königs von England in Frankreich an, und suchte von Richards Abwesenheit so vielen Vortheil als möglich zu ziehen.
1193 Richards Wiederkehr 1193 aus dem heiligen Lande überraschte Philipp August und Johann. Letzterer söhnte sich mit seinem Bruder aus und Richards Zorn fiel auf Philipp August mit um so größerer Heftigkeit. Es gingen aus dieser Stimmung eine Reihe von unbedeutenden Kämpfen und Zwistigkeiten hervor, in deren Mitte Richard
1199 Löwenherz unerwartet von dem Tode überrascht ward 6. April 1199. Er fand ihn in einer unbedeutenden Fehde. Richard Löwenherz war ein Ritter wie kein anderer. Er verstand den Gesang und das Schwert zu handhaben wie kein anderer. Die Moslemen hatten es schwer empfunden. Aber ein König, der irgend einen weiteren Gedanken gehabt als eben das Bestehende bestehen zu lassen, war er nicht. Nun bemeisterte sich Johann des Thrones von England, der seinem Neffen, dem Knaben Arthur von der Bretagne, gebührte. Johann behauptete aber, Richard habe ihm bei seinen Lebzeiten noch den Thron von England bestimmt. War dies, so konnte doch Richard Löwenherz Arthurs Rechte nicht vernichten. Diese Rechte wurden von anderen nicht vergessen und Arthur gedachte derselben selbst, als er herangewachsen. König Johann, eine feige und tückische Natur, glaubte sich Arthurs entledigen müssen. Er wußte ihn in seine Gewalt zu bekommen. Arthur fand, vielleicht von des Ohmes
1203 eigener Hand, den Tod 1203. So feige Unthat erregte großen Unwillen gegen Johann bei der gesammten romanischen Ritterschaft. Philipp August aber, der schon mit Arthur in Verbindung gestanden, und angeblich wenigstens für diesen die Waffen gegen Johann erhoben, zog aus dieser Missethat und aus den Verhältnissen großen Gewinn. Er lud Johann vor den Hof von Paris, vor das Parlament, zu Recht zu stehen ob dieser That. Es war aber der Sitte nicht, daß das oberste Lehngericht, dem der König vorsaß, über solche Handlungen urtheilte, die dem Gebiete der Moral angehörten. Johann erschien nicht, als ihm für den Fall seiner Verdammung die freie Rückkehr geweigert ward. Das Gericht der Pairs aber ent-

chied, daß Johann wegen dieses Verbrechens aller seiner Lehn in Frankreich verlustig gehe 1205. Die Herren, welche diesen Schluß 1205
faßten, sie mögen geleitet worden sein theils durch den Unwillen über die feige That, theils von dem Verlangen die englische Macht in Frankreich zu brechen, von welcher sie sich alle und lange bedroht gefühlt.

Philipp August bemeisterte sich theils vor, theils nach diesem Spruche fast aller Lande, welche Johann in Frankreich besaß. In dem Reiche der Deutschen bestand ein Grundsatz, vor dem das Königthum nicht aufkommen konnte, daß eingegangene Lehn von dem König nicht behalten, sondern wieder an andere Große des Reiches vergabt werden müßten. Philipp August läßt diesen Grundsatz nicht aufkommen. Die von England gewonnenen Lehn behält er dem Königthume. Die gewonnene Lande haben bis jetzo dagestanden in Frankreich wie ein freies und unabhängiges Fürstenthum. Einen Lehnseid nur, der nichts besagt und zu nichts verbindet, haben die Könige von England davon an die Kapetinger geleistet. Philipp August tritt nun an die Stelle der Könige von England in so weit sie Herzöge der Normandie u. s. w. gewesen. Eine Menge von Grafen, Vicomten und Baronen traten nun zu ihm in ein nahes Verhältniß. Sie sind seine unmittelbaren Vassen geworden. Und außerdem hat der König eine Menge von reichen und großen Städten gewonnen zu unmittelbarem Besitz. Die Macht des Königs von Frankreich steigert sich durch den Besitz dieser Städte, durch den Gewinn des Rechts der Besetzung vieler Bisthümer, noch mehr als dadurch daß er jetzo der nächste Lehnsherr einer Menge von Vassen ward, mit denen er zeither außer aller Verbindung gestanden. Nun griff Johann zwar zu den Waffen gegen Philipp. Aber er vermochte nicht von das eimal Verlorene wieder zu gewinnen. All' seine Aufmerksamkeit ward bald nach einer andern Seite gezogen. Es brach ein Streit aus zwischen König Johann und dem apostolischen Stuhle, den damals Innocenz III. besaß. Der Pabst hatte in Rom einen neuen Erzbischoff von Canterbury wählen lassen, Stephan Langton 1207. Johann hatte den erledigten Stuhl schon an- 1207
derwärts besetzt und weigerte sich den in Rom Gewählten oder vielmehr von dem Pabst Ernannten anzunehmen. Innocenz aber bestand darauf. Es kam ihm darauf an, es einzuleiten, daß die Besetzung der bischöfflichen Stellen von Rom aus erfolge. Johann aber wollte keine Römlinge in dem Reiche, von denen er wußte, worauf sie arbeiteten. Dem römischen Stuhl aber war nie eine Verwirrung und ein Jammer der Welt zu groß, wenn es galt einen

Willen, ein Gesetz, das er sich selbst gemacht, durchzusetzen. Also that der Pabst den König in den Bann und ließ das Interdict
1208 über England aussprechen 1208. Johann aber fügte sich nicht. Er verhängte die wildesten Maßregeln über den Klerus, welcher das Interdict befolgen wollte. Der Pabst aber kannte die Lage der Dinge in England. Er wußte, daß Johann auf einem schwankenden Thron saß und daß die Barone höchst unzufrieden mit ihm waren. Also erklärte er den König für seines Reiches entsetzt ob sei-
1212 ner Feindschaft gegen die heilige Kirche 1212. Philipp August aber ward aufgefordert, den apostolischen Spruch zu vollziehen und England in Besitz zu nehmen. Der König von Frankreich war auch sogleich bereit und rüstete. Des Pabstes Absicht aber war es nicht, daß England an ihn fallen sollte. Er hatte nur den König Johann in schwere Verlegenheit setzen wollen, um ihn zu noch etwas Anderem zu zwingen als zur Aufnahme des Stephan Langton. Er sendete den Legaten Pandolfo zu König Johann. Det mußte ihm sagen, wie er an dem Rande des Unterganges stehe, durch die Franzosen, durch seine eigenen Barone, und wie es nur eine Rettung gebe, wenn er das Reich von England zu einen Lehn des apostolischen Stuhles mache und Gunst und Schutz des Nachfolgers der Apostel damit gewinne. Das Pabstthum hatte den alten Gedanken, an die Spitze des Lehnswesens zu kommen, den Gedanken Gregors VII., noch immer nicht vergessen. Jede Gelegenheit dazu ward benutzt und bot sich die Gelegenheit nicht, so ward sie, so wie hier, künstlich geschaffen.

König Johann hatte offenbar ganz zu unrechter Zeit in einen Streit mit dem Pontificat sich eingelassen, und eben so zu unrechter Zeit hatte er seine Barone und seine Bischöffe mit der größten Härte behandelt. Er sah plötzlich den Abgrund, an den er gestellt. Philipp August war bereit den Spruch der heiligen Kirche zu vollziehen, und die englischen Bischöffe und Barone schienen ebenfalls bereit zu Philipp August überzutreten. Der apostolische Legat eröffnete noch eine Rettung. Johann ergriff sie. Er unterschrieb, daß er aus freiem Willen sein Reich von England dem apostolischen Stuhle zu Vergebung seiner Sünden schenke, um dasselbe als ein Lehnsträger wieder zu erhalten. Zum Zeichen dieser Vassenschaft sollten jährlich tausend
1213 Mark an den Stuhl gezahlt werden 1213. Außerdem mußte Johann auch in allen Dingen der heiligen Kirche nachgeben und namentlich den Stephan Langton noch aufnehmen als Erzbischoff von Canterbury. Dem römischen Stuhle aber war im Laufe des Streites die Lehnsherrlichkeit über England die Hauptsache geworden. Pan-

dolfo, der Legat, ging nun hinüber nach Frankreich, dem Philipp August nunmehr den Angriff auf England zu verbieten, weil es des heiligen Stuhls Eigenthum geworden. Thöricht hatte Philipp August, geblendet von dem augenblicklichen Vortheil, der ihm hingehalten worden, um den er sich doch aber nun getäuscht sah, der apostolischen Politik zur Unterwerfung der weltlichen Macht die Hand geboten. Der apostolische Stuhl benutzt immer die Leidenschaften der Menschen mit großer Schlauheit. Indessen hatte der König von Frankreich von diesen Vorgängen immer großen Vortheil gezogen. Johann war durch den langen Streit mit dem römischen Stuhl gehindert worden, kräftig in Frankreich aufzutreten. Philipp wollte sich für die verlorengegangene Hoffnung anderwärts entschädigen. Er fiel auf den Grafen Ferdinand von Flandern. Er wollte Flandern gewinnen wie Normandie und Aquitanien gewonnen worden. Aber der Graf von Flandern erhielt mächtige Bundesgenossen. Johann von England, die Grafen von Brabant, Namur, Luxenburg, Limburg, die durch die französische Macht sich schon bedroht glaubten. Es gehörten diese Fürsten und Herren zwar zum Reiche der Deutschen, aber sie waren halb romanisch. An diesen Bund schlossen sich viele vom französischen Adel an. Sie sahen, daß das Königthum ihnen plötzlich über den Kopf gestiegen sei. Sie wollten ein anderes Reich machen wie in Deutschland, ein solches, wo die Könige gewählt wurden von den Großen. Sie wollten wieder neue große Lehn bilden auf Kosten des Königs und der Bischöffe, die, wie sie behaupteten, viel zu mächtig und weltlich geworden. Philipp August aber fand Treue bei einem anderen Theil des Adels, bei den Bischöffen, welche die Verbündeten bedrohten, und ganz besonders bei den Städten. Er gewann über den Bund den schönen Sieg bei Bovines in Flandern am 27. Aug. 1214. Der Sieg bei Bovines rettete Frankreich vor einem neuen 1214
kecken Auftreten des großen Vassenthums. Große Vortheile vermochte Philipp August indessen nicht aus demselben zu ziehen. Die Föderation eines Theiles des Adels gegen das Königthum war eine Mahnung gewesen, langsamer und vorsichtiger aufzuschreiten. Auch König Johann war in Aquitanien aufgetreten, aber nach England zurückgegangen, als die Schlacht bei Bovines verloren worden. Philipp August ward dieses Gegners bald erlediget. Denn es brach in England ein gewaltiger Sturm aus. In England war der Gedanke, daß die Lehn ein Eigenthum des Königs wären, festgehalten worden. Die Könige erhoben regelmäßige und außergewöhnliche Abgaben über die Lehn wie über die Länder und Güter der Gemeinfreien:

König Johann, der ob des Krieges mit Frankreich des Geldes viel bedurfte, war mit den Lehn noch willkührlicher verfahren als seine
1213 Vorgänger. Da hatten die Barone Englands schon 1213 von ihm einen Brief begehrt, darin geschrieben sei, was der König eigentlich zu begehren habe. Johann weigerte sich standhaft. Nach der Schlacht bei Bovines ward die Bewegung unter der Baronenschaft stärker; sie fingen an einen Bund zu errichten. Selbst die Bischöffe, selbst Stephan Langton, der Erzbischoff von Canterbury, war nicht ohne Theilnahme an demselben. Pabst Innocenz III. gebietet vergebens als jetziger Herr von England, die Auflösung dieses Bundes. Da anders über König Johann nichts zu gewinnen ist, haben die Barone die Waffen genommen und sich den Namen der Armee der heiligen Kirche gegeben, weil die Bischöffe Theil genommen an ihrem Bunde. Johann ward genöthiget, den Brief der
1215 Freiheiten zu unterschreiben 15. Juny 1215.

Die Barone und die Bischöffe von England, die mit den Waffen in der Hand, dem König Johann diesen Freiheitsbrief abgewonnen, haben an die Dinge, die sich aus demselben entwickelt, weder gedacht, noch an sie denken können. Sie haben sich in einer seltsamen Stellung befunden wie sie sonst damals nirgends in Europa ist. Sie müssen auf der einen Seite die Lehn als ihr Eigenthum betrachten. Der König betrachtet sie aber auf der anderen Seite noch immer gewissermaßen auch als das seinige, obwohl er auch ein anderes Eigenthumsrecht der Vassen anerkennt. Die regelmäßigen Steuern, z. B. die, welche gezahlt werden müssen, wenn das Lehn aus einer Hand in die andere geht, erhebt der König bald so und bald wieder so. Die königlichen Beamten nehmen von den Lehn, was sie brauchen für des Königs Dienst und zu anderen Zwecken. Außergewöhnliche Steuern schreibt der König auch aus wie er will. Und was die Lehn trifft in solcher Willkührlichkeit und Unbestimmtheit, trifft auch Hab und Gut der Gemeinfreien. Darum hat sich auch London für die Sache der Barone erklärt, und die Städte und die Gemeinfreien haben sich zu ihnen gestellt. Die englische Adelsschaft will aus diesem ungewissen Stande der Dinge heraus. Also setzen sie in dem Briefe der Freiheiten fest, was der König zu begehren hat, wenn das Lehn aus einer Hand in die andere geht, und daß der König das Lehn nicht mit neuen Lasten beschweren soll, daß die Wittwen nicht von dem König gezwungen werden sollen, solche zu heirathen, denen das Lehn aus Gunst zugewendet werden soll, daß des Königs Beamte nicht ohne Entgelt Gegenstände sollen hinwegnehmen dürfen. Wenn nun aber

der König eine außerordentliche Steuer einmal haben muß, so soll's nicht geschehen ohne die Zustimmung des Parlaments. Dazu soll dann der König die Erzbischöffe, Bischöffe, Aebte und die Barone, jeden besonders und alle zusammen berufen. Diese Bestimmung ist es, aus der sich die größten Dinge entwickelt haben. Die Barone denken aber nicht allein an sich. Sie denken auch zuerst an die Kirche. Der König soll der Kirche freie Wahlen lassen. Sie denken ferner auch an die Städte, an die Gemeinfreien alle. Allen sollen ihre alten Rechte bleiben. Es soll keinem freien Mann das Recht von dem König geweigert werden, er soll nicht ergriffen, gestraft werden, wenn nicht das Gericht seiner Standesgleichen ihn schuldig gefunden, er soll nicht zu Leistungen genöthiget werden, die ihm nicht hergebrachter Weise gebühren. Nach einer Stelle scheint es, als sollten die Städte bei einer außergewöhnlichen Steueranlage auch mit um ihre Zustimmung befragt werden. Der Freibrief will die Königsrechte nicht beeinträchtigen: er will sie nur aus dem Unbestimmten in das Bestimmte ziehen. Die Barone glauben sich indessen sichern zu müssen gegen König Johann, der eben das Unbestimmte als das hergebrachte Königsrecht betrachten wird. Sie lassen sich noch einen andern Brief unterschreiben. Es werden aus den Baronen fünfundzwanzig Conservatoren des Freiheitsbriefes erkiesen. Bei diesen kann man klagen, wird ein Punct des Freiheitsbriefes gebrochen. Diese können, stellt der König die Unbill in einer bestimmten Zeit nicht ab, gegen denselben zu den Waffen greifen, sich der königlichen Schlösser und alles königlichen Gutes bemeistern und es behalten bis eine Abhülfe gethan worden. Johann aber hat sich gleich nachdem er den Freibrief unterschrieben an Pabst Innocenz III. gewendet. Der vernichtet als oberster Lehnsherr den Brief der Freiheiten und erklärt den König Johann für quitt und ledig seines Eides. Johann greift zu den Waffen, da die Barone nichts nach des Pabstes Worten fragen. Deutsche und Franzosen strömten für Geld und Versprechungen zu ihm. Der größte Theil aber der Barone und der Städte Englands sie halten fest. Auch sie nehmen die Waffen, obwohl Innocenz III. selbst den Bann auf sie schleuderte. Sie holten sich sogar einen anderen König, Ludwig, den Sohn Philipps Augusts von Frankreich 1216. Der schwur 1216
gern die Rechte der Barone und der Städte zu achten. Also war der König von Frankreich seines Feindes Johann, der ihm die neuen Eroberungen noch viel hätte streitig machen können, erlediget. England und Frankreich aber sollen nicht zusammenfallen auf das Haupt sei-

1216 nes Sohnes Ludwig. König Johann starb 19. Octbr. 1216 mitten im Kampfe gegen seine Barone. Sein Sohn Heinrich III. war noch ein Knabe. Ein solcher mußte den großen Brief der Freiheiten schon halten. Da nun Philipp Augusts Sohn sich unvorsichtig gegen die Baronenschaft von England betrug, fiel einer nach dem andern wieder von ihm ab zu
1217 Heinrich III. Ludwig mußte England hoffnungslos verlassen 1217.

Nicht lange nach diesem Vorgange starb der Mehrer des fran-
1223 zösischen Reiches König Philipp August 14. Juli 1223. Unter und durch ihn war das Königthum etwas ganz Anderes geworden als es vor ihm gewesen. Schon die äußere Gestalt desselben war ganz anders geworden. Normandie, Aquitanien, Maine und Anjou waren unmittelbar an die Krone gekommen. Von England waren sie gewonnen worden. Eine große Menge kleinerer Herrnthümer waren an die Krone durch andere Fälle gelangt. Die Kreuzzüge hatten die französische Adelsschaft zusammengeschmolzen. Die Bretagne, auch einstens englischer Besitz, hatte sich Philipp August entgehen lassen. Er hatte sich begnügt, daß sie mit der Hand der Erbin Alix an seinen Vetter Peter de Dreux gekommen. Die reicheren Einkünfte, welche aus dem unmittelbaren Besitz kamen, benutzte Philipp August, eine andere Streitkraft zu gewinnen als die Waffen sie gaben. Besonders die Kriege gegen England führte er mit geworbenen Söldnern. Regelmäßige stehende Heere gab es indessen noch nicht. Nach dem Kriege wurden die Söldner schnell wieder entlassen. Auch die Könige von England stellen schon seit Heinrich II. solche Söldner auf. Obwohl nun diese neue Kraft dem König nicht immer zu Gebote steht, so vermag er doch mehrere Grundsätze aufzustellen und sie zum größten Theil in das Leben zu setzen, die auch innerlich das Königthum zu etwas Anderem machen als es früher gewesen. Aus dem obersten Satze, daß er, der König, ein wahrer Herr des gesammten Reiches sei, leitet er die Verpflichtung aller Vassen her, ihm zu dienen und ihm wahrhaft unterworfen zu sein. Daher begnügt er sich selbst bei den größten Fürsten nicht mehr mit dem einfachen Lehnseide, der zu nichts im Besonderen verpflichtete, sondern er begehrt den Lehnseid, der zu wirklichen Verpflichtungen verband und wirkliche Unterordnung besagte (homagium ligium). Selbst Flandern, Burgund und Champagne wurden zu diesem Lehnseide genöthiget. Philipp August konnte das Lehnswesen und das Vassenthum nicht mit einem Schlage zertrümmern. Es war dazu noch immer zu mächtig. Er mußte es zu durchbrechen und zu unterhöhlen

Capefigue. Histoire de Philippe-Auguste. I—IV. 1829.

suchen. Er thats indem er an jenen Satz von dem allgemeinen Herrnthum über das Reich den Grundsatz knüpfte, daß, welcher Lehnsträger Aftervassen habe, diese nicht minder dem König als ihrem nächsten Herrn zu Treue und Gehorsam gepflichtet seien, weil sie zugleich auch Vassen des Königs wären. Dieser Grundsatz, den Philipp August auch meist Anerkennung verschaffte, mußte die Unabhängigkeit der größeren Vassen dem König gegenüber besonders brechen. Er knüpfte ferner daran den Grundsatz, daß der König niemals der Vasse eines andern Vassen des Reiches sein könnte, weil er als Herrscher an der Spitze des gesammten Lehnswesens sei. Wenn also Philipp August eine Grafschaft, eine Vizgrafschaft, eine Baronie gewann, die erst noch unter einem andern Lehnsherrn gestanden, so hörte das Verhältniß zu diesem sofort auf und z. B. der Baron ward Vasse des Königs allein. Philipp August behauptete ferner, daß den Städten Communenrechte nur von ihm, dem König, verliehen werden könnten, und er verlieh sie im reichen Maße. Seine Nachfolger behaupteten weiter, daß alle solche Communen unmittelbar dem Königthume gehörten. Also bereitete Philipp August die Zukunft vor. Er gewann die größere unmittelbare Macht, mit welcher seine Nachfolger auftraten, er stellte die Grundsätze auf, die mit Festigkeit weiter verfolgt und ausgebaut, ein wahres Königthum in Frankreich begründen mußten. Gerade hier, wo die Auflösung und Zerstörung am weitesten gegangen, nahm das Königthum am zeitigsten eine absolutere Gestalt an als anderwärts im romanischen und germanischen Europa. Die Kapetinger kümmerten sich aber auch, so lange es nothwendig war, nur um Frankreich. Sie vermieden mit der Hierarchie zusammenzustoßen, sie jagten nicht in Italien dem nichtigen Schatten des Imperatorenthumes nach, sie hielten sich an die Gegenwart, an die vorhandenen Elemente des Lebens und suchten aus diesen eine neue Bildung zu gewinnen und gewannen sie. Das Gegentheil von allen diesen Dingen ist von den meisten Königen der Deutschen geschehen. Darum ist ein wahrhaftes deutsches Reich nicht geworden.

Die Kapetinger hatten bereits hinübergegriffen in das südliche Frankreich jenseits der Loire, wo sie das schöne Fürstenthum Aquitanien oder Poitou gewonnen. Doch ward noch nicht einmal der ganze französische Süden zu dem eigentlichen Reiche Frankreich genannt gerechnet. Die Rhone und Saone schied noch immer das Reich Burgund von Frankreich. Allbort hingen die romanischen Fürsten und Herren nur dem Namen nach mit dem Reiche der Deutschen zusammen. In den westlichen Theilen des südlichen Frank-

reichs, zur Rechten der Saone und der Rhone, wo das eigentliche Frankreich war, standen neben den Kapetingen die mächtigen Grafen von Toulouse, die indessen vom zwölften Jahrhundert ein Vassen-Verhältniß zu den Königen anerkannten. Die Grafen von Toulouse, reiche und mächtige Herren, hatten mehrere Vicomten unter sich, von Narbonne, von Albi, von Quercy, von Rhodez, von Foix, von Cominges, die ihre Vassen waren. Schon unter Philipp August hatte eine Kette von Ereignissen begonnen, welche dieses mächtige Fürstengeschlecht stürzten und ihren schönen Besitz an die Kapetinger von Paris brachten. Diese Ereignisse gehörten der Kirche an und sie sind von einer großen und allgemeinen Wichtigkeit. Die Opposition gegen die römisch-fränkische Katholicität, deren bereits früher gedacht, welche in den sogenannten Waldensern erschien, war immer bedeutender geworden. Ihre Glaubensboten hatten das Evangelium immer weiter ausgebreitet: in Frankreich, in Aragonien, in England, in Italien, in Deutschland, allenthalben begegnet man ihnen und den Gemeinen, welche sie gründen. Die Waldenser, welche sich selbst einfach „Christen" genannt zu haben scheinen, waren ihrem früheren Charakter treu geblieben. Sie hielten streng an dem reinen Evangelio. Darin waren sie positiv und negativ waren sie nur gegen die römisch-fränkische Katholicität. So wie diese einen neuen Brauch, ein neues Dogma aufstellte, das nicht erwiesen werden konnte aus dem einfachen und unzweideutigen Worten der Schrift, so negirten sie. Ihre Gegner warfen ihnen, offenbar ersonnen, eine Menge von Lehren vor, die sie niemals gehabt. Dieselben Gegner gaben aber auch den Bischöffen und Glaubensboten dieser Christen das ehrenvollste Zeugniß eines wahrhaft christlichen, apostolischen Wandels. Die Waldenser haben ihre bereits beschriebene Organisation, die Theilung in die Vollkommenen und die Gläubigen, beibehalten. Diese Organisation macht es der römisch-fränkischen Katholicität die Ketzerei, wie sie diese evangelische Oppossition gegen sich nennt, fast zur Unmöglichkeit zu fassen und zu vernichten. Darum eben ist auch diese Organisation getroffen worden. Die Waldenser wollten allmälig, ohne durch die Verfolgung der römisch-fränkischen Katholicität gestört zu werden, den Glauben unter den Menschen verbreiten. Erst wenn sie die Mehrzahl der Menschen durch ihre Lehre gewonnen, wenn es nicht mehr möglich war, sie durch Gewalt zu vernichten, erst dann sollte ihre Kirche klar hervortreten an das Licht der Welt und den Triumph über die Katholicität feiern. Allein der Kraft der Wahrheit vertrauten sie. Kein irdi-

sches, kein verwerfliches Mittel setzten sie dazu in Bewegung. Ihre Glaubensboten und Bischöffe waren am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in großer Bewegung und voll freudiger Hoffnung. In den romanischen Ländern, besonders aber im südlichen Frankreich, war schon ein guter Theil der Menschen zu ihnen getreten. Zu ihnen gehörten auch die Grafen von Toulouse, Raimond V. und seit 1195 Raimond VI., sein Sohn. Es war von Wichtigkeit, 1195
die Fürsten der Welt zu gewinnen für den Glauben. Die Waldenser hatten den Anfang gemacht mit den Grafen von Toulouse und mit mehreren Vicomten derselben.

Nun hatte sich auch, besonders seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, noch eine andere Opposition gegen die römische Kirche gebildet, welche mit den Waldensern gar nicht zusammenhing, die von denselben als eine falsche und unchristliche durchaus und ganz verworfen ward. Diese erscheint besonders unter dem Namen der Katharer, d. h. der Reinen. Entstanden war diese Opposition durch die Kreuzzüge. Als die Abendländer durch dieselben in vielfache Verbindung kamen mit dem Reiche von Constantinopel, mit dem Morgenlande, wurden sie auch bekannt mit der Secte der Paulicianer, die vom siebenten Jahrhundert an besonders bemerkbar. Die Paulicianer waren die Schüler der Gnostiker und der Manichäer, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Vorstellungen des heidnischen Morgenlands über den Grund des Bösen in der Welt mit der Christuslehre in Verbindung zu bringen gesucht hatten. Die Katharer des Abendlandes waren wieder die Schüler der Paulicianer, obwohl sie mit denselben nicht in allen Puncten übereingestimmt zu haben scheinen. Sie lehrten, daß die Menschenseele ein gefallener Engel sei, der zu Läuterung und Büßung in die materielle Welt gesendet. Dieses ist auch die Ansicht des alten Gnosticismus. Sie lehrten ferner, daß die materielle Welt nicht von dem obersten und reinem Gotte geschaffen sei, sondern ihren Ursprung einem untergeordneten Weltschöpfer verdanke, der bald als ein böses Wesen gedacht ward, bald aber auch nicht. Denn die Katharer zerfielen unter einander wieder in mehrere Secten. Der Grund und die Ursache des Bösen, nahmen sie an, könne durchaus nicht in der reinen Gottheit liegen. Diese in dem Morgenlande zum Theil uralten Vorstellungen hatten die Katharer so gut als möglich mit den christlichen Doctrinen verschmolzen. In manchen Puncten streiften die Ansichten der Katharer mit denen, welche die römisch-fränkische Katholicität adoptirt hatte, ganz nahe zusammen. Beide legten

einen großen Werth auf die Ueberwindung und Abtödtung des Sinnlichen im Menschen. Die Katharer schränkten die Ehe so viel als möglich ein. Die Strengeren unter ihnen verwarfen die Ehe als ein Werk des Fleisches ganz. Die zweite Ehe scheint in der Kirche der Katharer ganz verworfen worden zu sein. Sie hatten im Uebrigen die Organisation der Waldenser, die Theilung in die Vollkommenen und die Gläubigen, ebenfalls angenommen. Die ersteren, an die höhere Ansprüche wegen Ueberwindung der sinnlichen Natur gestellt wurden, hießen vorzugsweise Katharoi, d. h. die Reinen.

Der römischen Kirche war die eine von diesen Secten so verhaßt wie die andere. Denn wie weit sie immer unter sich selbst verschieden waren, darin stimmten sie beide überein, daß sie das römische Kirchenthum verwarfen. Beide lehrten, daß die Kirche weltliche Macht nicht besitzen dürfe, daß die Christenheit nur solche Bischöffe brauche, welche lehrten. An der Regierung der Welt dürften diese gar keinen Antheil haben. Die Ketzer, wie sie von den Römischen genannt wurden, gaben zu verstehen, daß bei der neuen Form, in welche die Kirche gebracht werden müsse, das Erste sei, daß der Priestermacht weltlicher Reichthum und weltliche Macht entzogen werde. Das griff den Bischöffen und den Päbsten an das Herz. Es gab bei ihnen keine verruchtere Ketzerei als diese. Nun hatten die Päbste schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Maßregeln ergriffen gegen diese Ketzerei. Sie geboten den Bischöffen, die Ketzer aufzuspüren und sie zu verbrennen. Aber die Ketzer breiteten sich immer weiter aus. Wegen der Organisation, welche sie sich gegeben, war schwer sie zu fassen. Am Anfange des folgenden Jahrhunderts sah der gewaltige Kirchenfürst, Pabst Innocenz III., der schon einigemal auf der Bühne der Ereignisse erschienen, daß eine entscheidende Zeit gekommen sei. Ging es noch ein Jahrhundert so fort wie es nun gegangen war seit zwei Jahrhunderten, so war zu fürchten, daß das römische Kirchenthum ganz unterhöhlt werden würde. Die Glaubensboten der Ketzer breiteten ihre Lehre immer weiter aus. Die Waldenser scheinen die meiste Verbreitung in Frankreich, in Aragon, in England, gehabt zu haben. Die Katharer dagegen scheinen besonders nach Italien zu gehören. Die römische Kirche nennt oftmals beide Secten zusammen Albigenser. Dieses ist nicht ohne Grund, damit die Lehre der Katharer auch den Waldensern Schuld gegeben werden könnte. Besonders aber ist dem Pabste das ganze südliche Frankreich verdächtig. Alles giebt Zeugniß davon, daß der Glaube der römischen Kirche unter den Menschen dort auf der Grube geht.

Am gefährlichsten erscheinet dem Pabste, daß der Glaube der sogenannten Ketzer dort Eingang gefunden hat bei den mächtigen Herren. Raimond Roger, der Vicomte von Albi, und, was noch schlimmer, Raimond VI., Graf von Toulouse, sind offenbar Ketzer. Der Letztere ist deutlich ein Gläubiger der Waldenser. Es ist keine Maßregel von ihm gegen die Ketzerei zu gewinnen. Immer behauptet er, daß er selbst weder ein Ketzer sei, noch daß es Ketzerei in seinem Lande gebe. Innocenz III. sieht, es ist Zeit einen gewaltigen Schlag zu thun. Noch ist die Mehrzahl der Menschen im Glauben an Rom. Ein Jahrhundert später und die Gläubigen Roms sind vielleicht schon die Minderzahl. Jetzo noch ist ein gewaltsames Niederschlagen möglich. Auch ist nothwendig ein Beispiel aufzustellen, daran die Fürsten der Welt sehen, wer die Ketzerei begünstiget, der findet durch Rom den Untergang. Es ist die Aufstellung eines solchen Beispiels um so mehr eine Nothwendigkeit, als die Lehre der Ketzer, daß die Kirche und die Priester keine Gewalt haben dürften in dem Staate, am allerwenigsten aber der Pabst ein Herr der Welt sei, für die Fürsten und Herren einen großen Reiz haben muß. Also erfaßt Innocenz III. eine Gelegenheit. Peter von Kastelneue, ein Ketzermeister, der vom Pabste zur Bekehrung der Ketzer durch Lehre und Wort — was den Römischen niemals gelang, in das südliche Frankreich gesendet worden, ward von einem Ritter des Grafen von Toulouse erschlagen 1209. Alsbald ließ der Pabst 1209
das Kreuz predigen gegen den Grafen von Toulouse und gegen die Ketzer. Das Schwert des Kreuzes war ja schon nicht allein gegen Heiden und Moslemen, sondern auch gegen falsche Christen, gegen nicht römische, geführt worden. Das war das Mittel der Gewalt, welches der Pabst hatte. Die noch Gläubigen sollten mit der Schärfe des Schwertes in dem südlichen Frankreich die nicht mehr Gläubigen niederschlagen. Da man nun aber wegen der Organisation der Ketzer nicht unterscheiden konnte, wer Ketzer, wer Katholik sei, so mußte in sehr verdächtigen Städten und Districten geradezu Alles niedergeschlagen werden, was Athem hatte. Mit diesen Gedanken sendete der Pabst das Kreuzheer, welches zumal in dem nördlichen Frankreich, gesammelt worden, in das südliche hinein 1209. Armand, 1209
Abt von Citeaux, führte es als Legat des Pabstes. Und es gingen unermeßliche Greul vor. In manchen Städten ward Alles niedergehauen ohne Unterschied. In Beziers schrie der Abt den Kreuzfahrern zu, sie möchten nur Alles niederhauen, drüben werde der Herr schon die Seinen erkennen. Es gingen Tausende und abermals Tausende von den Gläubigen Roms mit unter. Der Pabst, die Bischöffe,

die Kirchenfürsten überhaupt, sie konnten sie von den Gläubigen der Ketzer nicht unterscheiden. Denn es behaupteten und schwuren ja diese auch, daß sie Gläubige Roms wären. Darum tödteten sie in verdächtigen Städten und Distrikten lieber gleich Alles. Es kam ihnen auf Blut und Tod nicht an. Um jeden Preis sollte die Ketzerei zerstört werden, welche der Priestermacht an das Herz griff.

Etwa zwanzig Jahre, auch nach Innocenz III., wurden die Kreuzzüge in das südliche Frankreich fortgesetzt, sowohl in den Theilen, die zu dem eigentlichen Frankreich gehörten, als auch in denen, welche gerechnet wurden zu dem Reiche von Burgund. Nun gelingt es zwar nicht die Waldenser ganz zu vertilgen, aber es gelingt die große Gefahr zu entfernen, welche sie dem römischen Kirchenthume gedroht haben. Die Vollkommenen besonders sind untergegangen, das Herumziehen der Glaubensboten hört auf, die Gläubigen, so viele derselben übrig, treten erschrocken zur römischen Kirche zurück oder sie bergen sich doch in die Stille. Die ketzerische Ritterschaft ist zum Theil untergegangen: ihre Lehn und ihre Güter sind an Nordfranzosen gefallen. Nordfranzösische Sprache und Sitte breitet sich deshalb auch in dem Süden von dieser Zeit an mächtig aus. Die provençalische Poesie, die oftmals Stolz, Habsuch, Unwissenheit und Frechheit des Klerus hart gegeißelt, fängt an allgemach hier zu verstummen. Pabst Innocenz III. und seine nächsten Nachfolger, sie hatten allerdings etwas in ihrem Sinne und Geiste Großes gewonnen. Sie hatten durch einen ungeheuren und blutigen Gewaltschlag den raschen Fortgang einer Reformation zerstört. Ganz zu vernichten haben sie indessen diese Reformation nicht vermocht. Sie ist seit dieser Zeit nicht wieder still geworden gegen Rom, sie hat fortgelebt und fortgewirkt, und bald ist sie wiedergekommen in einer anderen Gestalt. Aber da, wo die Reformation dem Stuhle und der ganzen Priesterherrschaft eine nahe und unzweideutige Gefahr drohte, da ist sie zerschlagen. Die Menschen waren vernichtet oder erschreckt, die Bibeln in die Landessprache übertragen, die Erbauungsbücher, waren verbrannt. Indessen hatte die Sache sehr wider den Willen des Pabstthums auch eine politische Wendung genommen. Raimond VI., der Graf von Toulouse, erschrocken über die Kreuzpredigt, hatte sich gleich vor dem Stuhle gedemüthiget, ja sogar selbst das Kreuz gegen die Ketzer genommen. Daher fiel der erste Sturm auch auf Raimond Roger von Albi, der in demselben den Untergang fand. Der Pabst aber wollte ein Beispiel den Fürsten aufstellen, daß sie nicht ohne Gefahr der Vernichtung Gläubige der

Waldenser werden könnten. Also ward Raimond doch noch angegriffen, aus Toulouse getrieben und die Grafschaft Toulouse einem rüstigen Streiter dieses Kreuzes, Simon von Montfort, gegeben 1215. 1215
Es versteht sich als ein Lehn des apostolischen Stuhles. Nun hatte sich Raimond VI. mit seinem Sohne Raimond VII. zurückgezogen in das Marquisat der Provence, das ihnen auch gehörte und das in dem Reiche Burgund lag. Sie eroberten Toulouse wieder 1218. 1218
Der alte Raimond VI. starb 1222. Sein Sohn, belehrt von Rom, 1222
war kein Gläubiger der Waldenser mehr. Das Pabstthum konnte doch nicht wagen gegen ihn zu handeln, wie gegen den Vater gehandelt worden. Das Haus Montfort hatte aber einmal seine Rechte auf Toulouse. Da diese aber nicht viel werth waren, so verkaufte die Familie sie an die Krone Frankreich. Und diese nöthigte Raimond VII., der so ohne Söhne war, das Erbrecht der Krone auf die ganze Grafschaft Toulouse anzuerkennen. Als nun 1249 Raimond VII. starb, hatte das Haus Kapet den herrlichen Ge- 1249
winn. Dem Pabstthum aber war es gegangen, wie es ihm allenthalben mit seinem Gedanken, die Länder der Welt zunächst zu Lehn des apostolischen Stuhls zu machen, ergehet. Es ist wohl im Stande dieses und jenes einzuleiten, aber es kommt zu nichts Wahrem. Die Gewalt des Ganges der Weltbegebenheiten scheint den ohnmächtigen Versuchen des römischen Stuhles zu spotten.

Dieser Gewinn ward von der Krone erst gemacht unter der Herrschaft des Enkels Philipps August. Ludwig VIII. war zunächst auf denselben gefolgt. Dieser war der erste König in Frankreich, der erst nach dem Tode seines Vaters die Krönung in Rheims empfing. Es war die Anerkennung bei Lebzeiten des Vaters nicht mehr für nöthig erachtet worden. Niemand bezweifelte mehr das Erbrecht der Kapetinger auf den Thron. Ludwig VIII. nahm das Kreuz gegen die Ketzer des Südens. Er starb zu zeitig als daß er von bedeutendem Einfluß auf die Verhältnisse hätte werden können 8. Novbr. 1226. Sein ältester Sohn Ludwig IX., nachmals heilig 1226
gesprochen, war noch nicht volle zwölf Jahre alt. Die Königin Mutter Blanca übernahm die Regierung. In dem Jahre 1236 1236
übernahm Ludwig IX. die Führung der Herrschaft selbst. Noch mehreremale sowohl unter der Minderjährigkeit als auch unter der

Philipp. Examen de l'état du gouvernement et de la legislation en France a l'avénement de Saint-Louis au trone et des effets des institutions de ce prince. 1821.

Selbstregierung Ludwig IX. versuchte der Adel mit den Waffen in der Hand den Fortgang des Königthums aufzuhalten. Immer aber erscheinen diese Versuche matt und in sich selbst gebrochen und sie können mit Leichtigkeit niedergeworfen werden. Unter der langen Regierung Ludwigs schreitet das Königthum mächtig vorwärts ohne großes Aufsehn, ohne eigentliche Gewaltstreiche. Der König befand sich jetzo in Frankreich in einem doppelten Verhältniß. Zuerst war er der Herr des unmittelbaren Krongebiets. Auf demselben war die Gewalt des Königs nicht allenthalben gleich. Die Bischöffe, Grafen, Vicomten und Barone, die früher unter den Fürsten gestanden, befanden sich noch immer in dem Besitze großer Rechte und Freiheiten. Mehrere von ihnen hatten das Recht Münzen zu schlagen. Sie hatten die Gerichtsbarkeit über die Halbfreien, die auf ihren Districten wohnten, selbst die hohe Gerichtsbarkeit. Sie fehdeten sich noch immer unter einander. Philipp August hatte nur geboten, daß niemand Fehde gegen einen andern erheben sollte eher als vierzig Tage nach der empfangenen Unbill (quarantaine le roi). Indessen kann der König angesehen werden als ein wahrer Herr (souverain) des unmittelbaren Krongebietes. Ferner sind noch da die Fürstenlande, nachdem Toulouse an die Krone gefallen ist, Flandern, Burgund, Champagne, Bretagne. Hier ist der König nicht ein Herr sondern nur ein Haupt (suzerain). Ludwig IX. ist bemüht sich auch in den Fürstenlanden zum Herrn zu machen und das Herrnthum immer weiter zu steigern. Was die Fürstenlande betrifft, so mußte Ludwig IX. denselben allerdings noch einen gewissen Grad von Unabhängigkeit lassen. Indessen verbot er den Fürsten bereits Allianzen, welche wider das Interesse des Königthums waren, behauptete das Recht der Controle und des Einschreitens, wenn aus den Fürstenlanden eine Klage vor ihn, vor den König, gebracht ward. Er gebietet, daß die königliche Münze neben der fürst-
1262 lichen Cours in ihren Landen haben solle 1262. Wenn aber ein Gesetz, das für die königliche Domaine gilt, auch in den Fürstenlanden gelten soll, so müssen die Fürsten ausdrücklich ihre Zustimmung gegeben haben. Die Unabhängigkeit, welche den Fürsten noch gelassen wird, bedeutet indessen nicht viel für die Zukunft, da die fürstlichen Geschlechter in Zukunft noch untergehen und ihr Gebiet ebenfalls an die Krone fällt, mit Ausnahme von Flandern, welches einen anderen Weg gegangen.

Was aber die unmittelbaren Kronlande anlangte, so ward die königliche Macht über sie unter Ludwig IX. höchst bedeutend. Auch

in Frankreich war wie in Deutschland eine große Masse von schwankenden und unbestimmten Verhältnissen vorhanden. In Deutschland vermögen die Fürsten sich dieser Unbestimmtheit zu bemeistern. In Frankreich aber ist im dreizehnten Jahrhundert das Königthum schon das mächtigere Element des Lebens geworden Was es schwankend und unbestimmt findet, bestimmt es allmälig zu seinem Vortheil. Ein sehr unbestimmtes Etwas war in Frankreich das Parlament — ein Name, der besonders seit der Zeit dieses Ludwigs erscheint. Früher war der Name der königliche Hof (cour royale) der gebräuchlichere gewesen. Es gab weder Bestimmungen, wer genau auf demselben zu erscheinen habe, noch welche Macht demselben sei. In der Herrschaft des Vassenthumes war nur der allgemeine Grundsatz vorhanden gewesen, ohne die Zustimmung der unmittelbaren Vassen des Königs in diesem königlichen Hofe versammelt. Wenn daher Ordnungen für das Leben erlassen worden, so waren sie erlassen worden mit Zustimmung der Vassen. Nun aber waren die Städte zur Freiheit gekommen und ein großer Theil von ihnen zur unmittelbaren Stellung unter dem Königthume. Der König bemeisterte sich der Gesetzgebung für die Städte, die ja ganz außer des Lehnswesens und des Vassenthumes standen, allein. Hierdurch war ein Uebergang gebildet. Je mehr das Reich angesehen ward als ein Ganzes, und je mehr die Begriffe über das Königthum stiegen, je mehr mußte die allgemeine gesetzgebende Gewalt in die Hände des Königthumes kommen. Die Begriffe aber über das Königthum stiegen gerade in dieser Zeit sehr. Das aufgekommene und nach Frankreich gekommene Studium des römischen Rechts förderte es ungemein. Die Gelehrten des römischen Rechtes redeten immer von der Würde, Macht und Hochheit des Königs, da ihnen die imperatorische Gewalt vorschwebte. Hier hatte diese, die in Deutschland und Italien ein bloßes Phantasienstück war, einen festen Boden. Die gesetzgebende Gewalt ging allmälig auf das Königthum über. Ludwig IX. gab neue Ordnungen bald mit der Zustimmung seiner Barone, bald ohne dieselbe aus freier, königlicher Macht. Diese liefen oft gewaltig gegen den alten Adelsgeist, wie da 1257 das 1257
Fehderecht absolut verboten ward, das indessen nach Ludwig IX. wieder aufwachte. Er suchte das römische Recht einzuführen. Viele seiner Ordnungen und Gesetze (etablissements de Saint-Louis, die indessen nicht alle von ihm sind), beweisen es. Er suchte den Rechtsgang zu regeln und die Handhabung des Rechtes allmälig in die Hände des Königthums zu bringen. Die königlichen Amtleute

über die Gemeinfreien (baillies) dehnten die Gerichtsbarkeit des Königs immer weiter aus. Die Bewohner der Lehn wendeten sich an sie, wenn sie meinten, daß ihnen von dem Herrngerichte Unbill widerfahren. Ludwig gebot, daß dann die Aussprüche derselben suspendirt bleiben müßten bis auf die weitere Untersuchung des königlichen Gerichts. In das Parlament nahm er Gelehrte des römischen Rechtes auf, wodurch allmälig die ganze Natur des Parlaments verändert ward. Die Herren erschienen nur noch, wenn etwas verhandelt ward, daß für sie eben von einer großen Wichtigkeit war. Das Parlament ward eine Art Oberappellationsgericht des gesammten Reiches. Jedermann kann begehren, daß ein richterlicher Spruch von des Königs Parlament gebessert werde (amendement de jugement). Alle diese Dinge thut Ludwig IX. mehr in dem Interesse der Ordnung als in dem Interesse des Königthumes, aber das Königthum steigert sich deshalb nicht weniger. Und Alles hat er durchgeführt ohne auffallende Gewaltschläge und er hat das Reich und die Menschen daran gewöhnt, von dem Königthume noch mehr zu erwarten. Gefühle für das strenge Recht bestimmten den König
1259 von England im Jahre 1259 mehrere Landschaften Aquitaniens, welches die Engländer nie ganz verloren, gegen die förmliche Abtretung der Lande, welche dem König Johann von Philipp August entrissen worden, abzutreten, für welche der jedesmalige König von England jedoch den Lehnseid zu leisten verpflichtet sein sollte. Lud-
1270 wig IX. starb in Afrika 25. Aug. 1270 auf einer Kreuzfahrt, die er gegen die Ungläubigen unternahm. England aber hatte sich begnügen müssen mit jenem schwachen Vortheil. Seit den Zeiten des Königs Johann hatte nichts Großes und Ernstliches gegen Frankreich unternommen werden können. Denn kaum war Heinrich III. herangewachsen, als heftige Stürme in England ausbrachen, welche die ganze lange Regierung des Königs hindurch dauerten. Diese Stürme, in denen der Adel oftmals gegen den König unter den Waffen steht,
1258 ja, in denen das Königthum einmal 1258 ganz zu verschwinden droht, werden aufgeregt bald durch kleinliche Leidenschaften der Menschen, bald aber auch durch größere Gegenstände. Denn Heinrich III. möchte den Brief der Freiheiten umgehen, ihn vernichten. Aber der Adel von England hält fest und der König sieht sich genöthiget, denselben immer wieder von Neuem zu beschwören. In diesen Stürmen geschah auch, daß auf ein, unregelmäßig vom Adel
1265 berufenes, Parlament 1265, auch Abgeordnete der Städte erschienen. Doch kann man nicht sagen, daß es eben damals zum ersten-

male geschehen. Von nun aber geschieht es immer häufiger, daß die Gemeinen auf das Parlament gerufen werden. In der Zukunft wird durch das Parlament in England ein anderes Königthum entstehen als in Frankreich. Aber noch ist nichts entschieden, als nicht lange nach Ludwig IX. König Heinrich III. von England stirbt. 16. Novbr. 1272. 1272

Zu derselben Zeit, da unter der Herrschaft des heiligen Ludwigs das französische Reich mit mächtigen Schritten der Einheit und der vollen Krongewalt entgegengeht, stürzt das Reich der Deutschen vollends aus einander. In Frankreich war der karolingische Staat fast umgebrochen worden. Er hatte einen Umbau erfahren, der im zehnten Jahrhundert alle Dinge in noch weit größere Verwirrung gestellt als sie unter den Karolingen gewesen. Aber der fast gänzliche Umsturz des karolingischen Staates war gut gewesen, damit die Grundsätze desselben in Vergessenheit kämen. Die Kapetinger hatten sie in Vergessenheit gebracht und andere an die Stelle derselben gesetzt. Nur die hatten sie behalten, welche ihrer Natur nach unvergänglicher waren. Auch diese hatten sie ausgebaut und bearbeitet mit Verstand und mit Geschick. Dieser karolingische Staat hatte in Deutschland gedauert lange über den Fall des karolingischen Staates hinaus. Es war freilich Vieles, was in denselben hineingehörte, was aus ihm stammte, in dem Laufe der Jahrhunderte auch entweder umgebrochen oder doch umgestaltet worden. Aber die hauptsächlichen Grundsätze, auf denen er gestanden, waren festgehalten worden. Sie waren festgehalten worden von denen, zu deren Nutzen und Frommen sie waren, ja sie waren von ihnen ausgedehnt und erweitert. Es war ihnen dieses eine Möglichkeit gewesen, weil das Reich eine Art von Einheit geblieben. Wenn auch die ersten kapetingischen Könige immer umgeben gewesen von den großen Vassen, die jeden ihrer Schritte belauscht, so würde ihnen auch aufzukommen nicht möglich gewesen sein. Die deutschen Könige waren von denselben immer umgeben und bewacht gewesen, eben weil diese Art von Zusammenhang des Reiches geblieben. Sie hatten den alten Grundsätzen sich fügen müssen und den Erweiterungen, welche die Fürsten machten. Sie hatten, wiederum weil jener Zusammenhang blieb, immer gestrebt, oder doch die meisten von ihnen hatten gestrebt, wahrhafte Könige zu werden. Aber sie hat-

Friedrich von Raumer. Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Thl. I—IV. 1823—25.

ten darnach gestrebt im zehnten und elften Jahrhundert, wie die Begriffe und die Kenntnisse der Menschen noch viel zu arm und dürftig waren. Die Wege, welche sie daher einschlugen, waren zum großen Theil verkehrte Wege gewesen. Also, wenn sie meinten, die Macht der weltlichen Waffen könne dadurch gebrochen werden, wenn man die geistlichen erhöhe. Die Mittel hatten das Gegentheil von dem hervorgebracht, was sie hervorbringen sollten. Auch das unselige Streben nach der Herrschaft über Italien und Burgund, und besonders das Streben nach dem unseligen Kaiserthum, hatte mächtig eingewirkt. Die weite Namens-Herrschaft hatte die Könige verhindert, ihre Blicke fest und unverwandt auf einen Punct zu richten. Das Kaiserthum hatte aus dem Gebiete der Wirklichkeit in das Land der Träume und der Phantasie gerufen. Ganz besonders aber war es dadurch schädlich geworden, daß der römische Stuhl seine Operationen gegen die weltliche Macht immer bei den deutschen Königen, weil sie auch die Kaiser waren und angesehen wurden als die ersten Fürsten der Erde, anfangen zu müssen glaubten. Wie dadurch die Auflösung des Reiches und der Gang des Königthums auf seinem Wege gehindert werden mußte, hatte sich in dem Investiturstreite erwiesen.

Unter schweren Verhältnissen ist mit Konrad III. das Haus Hohenstaufen auf den Thron der Deutschen gekommen. Er besteigt den-
1138 selben etwa zu derselben Zeit 1138, wo die Kapetinger in Frankreich sich zu regen beginnen. Es ließe sich nun streiten und fragen, ob es dem Geschlechte der Hohenstaufen überhaupt noch möglich gewesen zu werden, was die Könige von Frankreich worden. Viele Gründe könnten die Vermuthung begründen, daß es noch möglich gewesen. Das ist indessen keine Frage, daß das Werk schon unendlich schwieriger geworden als in Frankreich. Das Königthum war kein Erbe, sondern es ruhte auf der Wahl der Fürsten. Diese würden nicht ausgehalten haben bei einem Geschlechte, dessen Art ihnen zuwider geworden. Die, wenn auch nicht regelmäßigen, Tage des Reiches bildeten einen vereinigenden Mittelpunct für die Fürsten und Herren, durch den Plan und Zusammenhang in ihr Betragen gebracht werden konnte und gebracht ward. Es wäre aber die Aufwerfung der Frage und die weitere Beantwortung derselben müßig. Jedesfalles stehet fest, daß, wenn das Königthum und das Reich noch gedeihen sollte, das Geschlecht der Hohenstaufen, welches den Thron länger als ein Jahrhundert einnahm, auch den bestimmten Plan, dieses Reich noch zu begründen haben mußte. Dieses aber

ist von den Hohenstaufen, welche eine glänzende Rolle gespielt haben, mehr als zweifelhaft. Zweitens ist eben so gewiß, daß alles Kümmern um fremdes Land, um Burgund und besonders um Italien, aufhören mußte. Drittens, daß abgelassen werden mußte von dem nichtigen Kaiserthume. Von allen diesen Dingen nun haben die Hohenstaufen nur das Gegentheil im vollen Maße gethan. Das Leben des Königs Konrad III., des ersten aus dem Geschlechte der Hohenstaufen, der auf den Thron kam, ging kurz und ziemlich bedeutungsleer vorüber. Konrad III. dachte an das Reich und darum meinte er vor allen andern Dingen die Macht des Hauses der Welfen brechen zu müssen. Darum stellte er den Grundsatz auf, daß zwei Herzogthümer sich nicht in einer Hand befinden könnten. Solche Dinge waren streitig in Deutschland, da das Reich geschriebene Staatsgesetze nicht hatte. Heinrich der Stolze fügte sich nicht und der König sprach die Acht des Reiches über ihn. Die Acht konnte von einem König nur gesprochen werden nach dem Spruche und dem Urtheil der Großen. Die andern Großen sprachen sie gegen den Welfen, weil ihnen die Macht desselben ebenfalls zuwider war. Konrad III. sprach das Herzogthum Sachsen Albrecht dem Bären, dem Markgrafen von Brandenburg, und das Herzogthum Baiern dem Markgrafen Leopold von Oestreich, seinem Halbbruder,
zu 1138. Heinrich der Stolze aber wehrte sich mit den Waffen. 1138
Seine unmittelbaren Vasallen und Dienstmannen standen zu ihm und viele Grafen und Herren des Herzogthumes meinten, daß sie mehr dem Herzog als dem König gepflichtet wären. Heinrich der
Stolze starb zwar in der Mitte dieses Kampfes 10. Octbr. 1139, 1139
aber für seinen jungen Sohn Heinrich den Löwen trat der rüstige Ohm Welf auf und setzte den Krieg gegen den König fort. In
diesem wurden in der Schlacht bei Weinsberg 21. Decbr. 1140 1140
zum erstenmale die Partheinamen Welf und Waiblingen gehört. Konrad III. aber erkannte, daß das welfische Haus zu mächtig war als daß es gebrochen werden könnte. Also nahm er eine Auskunft. Er gab dem jungen Heinrich dem Löwen das Herzogthum Sachsen, behielt ihm seine Ansprüche auf Baiern für die Zukunft vor, vermählte dessen Mutter Gertrud mit seinem Halbbruder Heinrich
Jasomirgott und gab demselben, da Leopold unterdessen 1140 ge- 1140
storben, das Herzogthum Baiern. Dabei ward, um Albrecht den Bären zu begütigen, die Mark Brandenburg für ein vom Herzog-
thume Sachsen ganz unabhängiges Land erklärt 1142. Also nicht 1142
dieses einmal, daß es die Welfen entferne, hatte das Königthum zu

erreichen vermocht. Damit war auch die Bedeutung des Lebens
1146 Konrads III. für Deutschland vorüber. Er nahm 1146 das Kreuz,
1149 zog in das Morgenland, kam nach unglücklicher Fahrt 1149 nach
1152 Deutschland zurück und starb 15. Febr. 1152.

Alsbald wählten die Fürsten den rüstigen und ritterlichen Neffen des verstorbenen Königs, Friedrich Rothbart, von den Italienern
1152 Barbarossa genannt, zum König. März 1152. Mit demselben tritt die Familie der Hohenstaufen in ihre eigentliche Bedeutung ein. Diese aber ist für den, der die Einheit Deutschlands und eine Gestaltung des Staates, etwa wie sie im benachbarten Frankreich sich erhub, für etwas Wünschenwerthes erachten sollte, eine unheilbringende gewesen. Friedrich des Rothbarts ganze Seele und alle seine Gedanken scheinen nur auf Italien gerichtet gewesen zu sein. Es sind zwei Möglichkeiten: entweder meinte Friedrich I., daß die Bildung eines wahrhaften deutschen Reiches bereits eine Unmöglichkeit geworden und er betrachtete seine Stellung als König hier nur in so fern als noch von einigem Nutzen, daß durch dieselbe deutsche Mittel und Kräfte gewonnen werden konnten zur Unterwerfung Italiens. Oder er meinte, wenn er nur erst das reiche Italien wirklich gewonnen, so sei damit auch eine Kraft erlangt, mit der sich auf Deutschland werde zurückwirken und auch hier noch etwas gewinnen lassen. Dann wäre von ihm die Gewinnung der wirklichen Königsmacht in Deutschland in eine ferne Zukunft hinausgeschoben worden. Es ist aber das Letztere unwahrscheinlicher als das Erste und wohl anzunehmen, daß die ausgezeichnetsten Hohenstaufen, Friedrich I. und Friedrich II., nur an Italien gedacht. Kaiser Friedrich Rothbart denkt sofort an die Begründung einer königlichen Gewalt in Lombardien, in dem obern Italien. Die Lombardenstädte haben sich seit den Königen aus dem Hause Franken fast ganz von dem Reiche getrennt. Kaum, daß noch der Name des Königthum über ihnen schwebte. Reich und mächtig waren diese Städte, aber ihr Reichthum trug dem König nichts ein. Friedrich I. meinte, daß diese Städte leichter als die wilde Waffen-Welt Deutschlands würde zu unterwerfen sein. Zwei Verhältnisse schienen diese Meinung zu begründen. Zuerst lagen die Lombardenstädte in wilder Uneinigkeit unter sich selbst. Die Größern suchten die Kleinern zu übermeistern und hatten sie zum Theil schon übermeistert. Männer von

---

Johannes Voigt. Geschichte des Lombardenbundes und seines Kampfes mit Kaiser Friedrich I. 1818.

Lodi waren klagend vor Friedrich I. erschienen, daß ihre Stadt von Mailand überwältigt worden sei 1153. Zweitens waren einige 1153
Städte, unter denen besonders Pisa, in denen die Meinung vorherrschte, daß eine Unterordnung unter einem Königthume besser sei als die wilde Freiheit, welche seit der Zeit der Könige aus dem Hause Franken in Lombardien aufgekommen. Friedrich schrieb den Consuln von Mailand, daß sie lassen sollten von Lodi und die Consuln zerrissen des Königs Brief. Alsbald waren Friedrichs Entschlüsse gefaßt. Um in Deutschland Ruhe zu gewinnen gab er Heinrich dem Löwen 1154 auch das Herzogthum Baiern, auf das dieser seine 1154
Rechte niemals aufgegeben, und um Heinrich Jasomirgott zu begütigen erhub er für denselben die Mark Oestreich 1156 zu einem selbst- 1156
ständigen Herzogthume. Er stattete dasselbe mit den größten Rechten aus. Es sollte das Herzogthum in dem Hause der Babenberger ein volles Eigen und Erbe sein. Der König selbst brachte so den Gedanken in alle Fürsten, auch zu werden, was diese Herzöge von Oestreich. Den Hoffnungen auf Italien brachte er die deutsche Königsmacht zum Opfer. Dafür gewann er weiter nichts als eine schwache Hülfe der deutschen Fürsten und Herren für seine italienischen Kriege. Mit dieser, mit den italienischen Städten der königlichen Gesinnung und Parthei, mit dem italienischen Adel, kämpfte Friedrich I., der in Rom 18. Juni 1155, durch Pabst Ha- 1155
drian IV. die Kaiserkrone empfangen hatte, seit dem Jahre 1153 1153
in Italien gegen die Städte der republikanischen Parthei. Endlich hatte er sie ziemlich gebeugt und selbst das mächtige und trotzige Mailand hatte sich fügen müssen. Da ließ der Kaiser einen italienischen Reichstag bei Roncaglia halten 1158. In Italien wollte 1158
Friedrich I. sicher sich eine imperatorische Gewalt gründen. Also ließ er zu Roncaglia ordnen, daß fürderhin alle Zölle und Einkünfte ihm gehörten, daß die Städte verwaltet werden sollten von einem Statthalter (Podesta), den ihnen der Kaiser stellen werde, und daß jedermann die Fehde, das Recht der Selbsthülfe mit den Waffen, zu lassen habe. Bei der Ausführung des Beschlusses ließ indessen der Kaiser solchen Städten, die ihn in dem Kampfe unterstützt, ihre Consuln. Viele aber hatten die Schlüsse von Roncaglia nicht annehmen wollen. Sie wurden niedergeworfen mit den Waffen. Cremona aber und Mailand widerstanden auf das Aeußerste, und endlich besiegt, wurden sie bestraft mit dem Außersten, Cremona 1159, 1159
Mailand 1162 zerstört. Der Kaiser vermeinte dem Ziele seiner 1162
Wünsche nahe zu sein. Schon erhuben sich Burgen mit deutschen

und italienischen Dienstmannen und Söldnern gefüllt, bestimmt, den Städten schweigenden Gehorsam zu lehren, schon walteten die Podestas mit Willkühr, schon wurden schwere Steuern ausgeschrieben und den Städten zum Hohn die Steuerrollen Bücher der Schmerzen genannt. Aber die Hoffnungen des Kaisers zerrannen wie ein Traum. In Aufstand erhuben sich die meisten und größten Lombardenstädte. Sie schwuren unter sich einen Bund, den lombardischen geheißen. Sie beschlossen Mailand wieder aufzubauen und ihre Rechte, wie sie es nannten, d. h. den Zustand der Freiheit von
1167 dem König der Deutschen, wieder herzustellen. 1167.

Der Kampf, welchen die Hohenstaufen zur Unterwerfung Italiens unternahmen, setzte sie in eine heftige Spaltung mit dem apostolischen Stuhle. Derselbe hatte seine Gedanken auf weltliche Herrschaft nimmer aufgegeben. Der große Plan Gregors VII., Vieles zu erreichen mit einem Schlage, war freilich gescheitert. Aber man arbeitete in Rom in diesem Geiste fort. Die Beweise davon sind schon in der Geschichte der Romanen hervorgetreten bei England, bei Toulouse. Mit diesem Gedanken und mit diesem Geiste kann das Pabstthum um keinen Preis dulden, daß die Hohenstaufen kaiserliche Macht über Italien gewinnen. Da wäre ja das Pontifikat beschränkt in dem Lande, auf dessen Gewinn zuerst gedacht werden mußte. Daher der lange Kampf, der zwischen den Päbsten und Hohenstaufen geführt worden. Es ist aber auch kein Beweis der Weisheit dieser Hohenstaufen, daß sie gerade Italien sich auserlesen zu ihren Reiche. Der Kampf mit den Päbsten war vorauszusehen. Bei dem Widerstande schon, welchen der Rothbart in Italien erfuhr, war
1159 der römische Stuhl nicht ohne Antheil. Im Jahre 1159 war eine priesterliche Pabstwahl in Rom gewesen. Ein Theil der Cardinäle hatte Alexander III., ein anderer Victor IV. gewählt. Der Kaiser hatte letzteren anerkannt, weil er in demselben einen geringern Grad des priesterlichen Characters vermuthete. Die meisten andern Reiche aber, und namentlich Frankreich und England, hatten sich für ersteren entschieden. Selbst wo die Gewalt des Kaisers war, in Deutschland und in Italien, ward Alexander III. von vielen anerkannt. Dieser aber hatte den Kaiser gebannt, weil er ihn nicht als den wahren Hirten der Kirche hielt, der er zu sein behauptete. Es hatte sich eine Bundesgenossenschaft gebildet zwischen dem Pabst und den Lombardenstädten. Beide wollten die Herrschaft der Deutschen in Italien nicht, die Lombarden um ihrer Freiheit willen, der Pabst, um sich die Möglichkeit offen zu halten, dereinst die Macht des apostoli-

schen Stuhles in Italien zu schaffen. Alexander III. hatte sich 1166 1166
in den Besitz von Rom gesetzt. Der Aufstand der Lombarden erfolgte. Sie stifteten den Bund gegen den Kaiser. Der Kaiser
sprach sofort die Acht über die Lombarden aus 1167. Aber die 1167
Lage des Kaisers war schwer. Von den deutschen Fürsten und Vassen konnte für diesen Streit nichts begehrt werden. Der König konnte die Vassen nicht zur Kriegsdienste entbieten, wenn er wollte, sondern erst, wenn sie selbst die Zustimmung gegeben zur Heerfahrt. Friedrich sah sich also in dem italienischen Kampfe beschränkt auf die Hülfe der treuen Städte Italiens, des treuen italienischen Adels, der Unterstützung, die er aus Deutschland durch Unterhandlungen mit einzelnen Fürsten und Herren erhielt, und auf seine Söldner. Das Ganze bedeutete nicht viel. Darum vermochte der Kaiser in langem und bitterm Streit nicht, etwas zu gewinnen. Die Lombar-
den bauten Mailand 1167 wieder auf und gründeten zu Ehren 1167
ihres Bundesgenossen, des Pabstes, die Stadt Alessandria 1168. 1168
In demselben Jahre organisirten sie die inneren Verhältnisse ihres Bundes. Sie entsagten dem Rechte der Fehde unter einander und der einseitigen Unterhandlung mit Allen, die außerhalb des Bundes. Sie verpflichteten sich zu gegenseitiger Vertheidigung. Es erscheint ein Bundestag, der von den Consuln der Städte gebildet wird. Es erscheinen Rectoren des Bundes, die immer zusammen waren, um bei plötzlichen Fällen den Bundestag berufen zu können. Es scheint, daß in dem obern Italien sich ein Föderativstaat der Städte bilden werde. Der Kaiser aber kämpfte sich gegen den Bund matt und müde, bis endlich die Schlacht von Legnano am 29. Mai
1176 eine große Entscheidung gegen ihn gab. Der Kaiser sah 1176
sich genöthigt, seine Plane gegen die Lombarden zwar nicht aufzugeben, aber sie auf die Zukunft hinauszustellen. Er schloß 1177 1177
mit ihnen einen sechsjährigen Waffenstillstand, in dessen Zeit den Lombarden bleiben sollte, was sie gewonnen. Selbst das Bestehen des Bundes ward vom Kaiser anerkannt. Auch den Pabst mußte er als den wahren Hirten der Kirche anerkennen. Die-
ser Waffenstillstand ward 25. Juni 1183 zu Kostnitz in einen Frie- 1183
den verwandelt. Im Ganzen gewann der Kaiser durch diesen Frieden nichts. Die Zölle und Einkünfte blieben den Städten, das Föderationsrecht derselben ward anerkannt: nur sollten die Consuln dem König und Kaiser den Eid der Treue schwören. In einigen Städten kam das Recht die Consuln zu bestellen an den Kaiser. Um die Zeit da dieser Frieden geschlossen ward, konnte indessen von dem-

selben wieder einige Hoffnung für die Zukunft gefaßt werden. Denn mehrere Städte, Bologna, Tortona, Alessandria, hatten sich von dem Bunde getrent. Man sah, daß die Eintracht der Italiener gering war. Aber sie konnte sich auch wiederherstellen, wenn sich die Gefahr erneute.

Also hatte der Kaiser nichts gegen Lombardien erlangt und die Schwierigkeiten, die es haben würde, das Reich zu bilden, hatten sich alle offenbart. Aber es ward darum nicht abgegangen von diesem Entwurfe. Um Deutschland hatte sich der Kaiser kaum gekümmert während dieses Streites. Nicht einmal der Versuch hier etwas zu gewinnen, war gemacht worden. Der Kaiser aber war nach dem Waffenstillstande mit den Lombarden nach Deutschland gegangen. Es geschieht nun freilich Etwas, aber nicht Etwas, was der königlichen Macht frommen konnte. Heinrich der Löwe, der Herzog von Baiern und Sachsen, war zu derselben Zeit, wo der Rothbart in Italien kämpfte, auch mit großen Entwürfen umgegangen und hatte an der Verwirklichung derselben gearbeitet. Er hatte einen heftigen Kampf gegen die Slaven an der Ostsee geführt. Dort wohnte — im jetzigen Mecklenburg — das Volk der Obotriten. Mit diesen hatten die Deutschen schon manchen harten Strauß bestanden, um sie zum Christenthume zu bringen und deutsche Herrschaft bei ihnen zu verbreiten. Aber erst Heinrich dem Löwen ge-
1160 lang beides. Gegen ihn fiel der Fürst Niclot im Kampfe 1160. Seine Söhne, zum Christenthume genöthiget, erhielten nur einen Theil des Landes als ein Lehn des Herzogs von Sachsen. Aus dem übrigen bildete Heinrich die Grafschaft Schwerin. Auch die Slaven auf der Insel Rügen unterwarf er im Bunde mit den Dänen
1163 1168, und die Fürsten von Pommern, welche schon für das Christenthum gewonnen, nöthigte er zu Anerkennung seiner Hoheit. Es war nicht unverständig, daß Heinrich der Löwe seine Macht besonders in den slavischen Ländern zu begründen suchte. Auf dem eigentlichen deutschen Boden waren die Bischöffe und Grafen dem Herzogthume ebenso sehr zuwider als dem Königthume. Nun standen Friedrich I. und Heinrich der Löwe seit langem in gespannten Verhältnissen unter einander. Sie gingen hervor aus der Stellung der beiden Häuser Welf und Hohenstaufen. Heinrich hatte indessen den Kampf des Kaisers in Italien unterstützt. Plötzlich aber, es war vor der Schlacht bei Legnano, zog er seine Hülfe aus Italien zu-

Böttiger. Geschichte Heinrich des Löwen. 1826.

rück und selbst durch die Bitten des Kaisers war er nicht zu bewegen, sie wieder zu senden. Dadurch hatte Heinrich der Löwe beigetragen zu dem unglücklichen Ausgang jener Schlacht. Es mag Heinrich kurz vor der Entscheidung zurückgetreten sein, weil er, so wenig als ein anderer deutscher Fürst, wollen konnte, daß Friedrich I. im obern Italien zu voller Macht komme. Es ließ sich von da auf Deutschland zurückwirken. Der Kaiser aber kam voll Zorn über den Welfen nach Deutschland zurück 1178. Bei den Bischöffen und Gra- 1178
fen der Herzogthümer Heinrichs des Löwen fand er den größten Haß gegen denselben vor. Sie fürchteten, Heinrich möge ein König im Norden werden und Heinrich hatte vielleicht den Gedanken. Also behauptete Friederich I., Heinrich habe indem er seine Schaaren aus Italien gezogen, den Kaiser und das Reich verlassen. Es konnte dieses wohl gesagt werden. Es beruhte in Deutschland Alles auf dem Herkommen und dieses Herkommen war nicht fest, sicher und unzweideutig. Es war die Frage, konnte der Kaiser einen Fürsten des Reiches aus eigener Macht zum Heerbanne entbieten, wie, wohin, wie lange er wollte. Der Herzog wird dreimal vor ein Fürstengericht geladen und er erscheinet nicht. Er kam auch auf eine vierte Ladung nicht 1179. Es ward die Acht über ihn aus- 1179
gesprochen, er ward aller seiner Lehn und Lande für verlustig erklärt. Heinrich ließ auch die Frist verstreichen binnen welcher er sich aus der Acht hätte ziehen können. Aber Heinrich der Löwe mag die Umstände richtig erkannt haben. Erscheinen und Kommen hätte ihm gewiß nicht das Mindeste geholfen. Der Kaiser wollte seinen Sturz, die Fürsten wollten denselben nicht minder. Wäre er gekommen, so hätten sie ihn verurtheilt aus einem andern Grunde. Heinrich sah, es komme auf die Entscheidung der Waffen an. Diese Entscheidung aber fiel gegen ihn: denn die Bischöffe und Grafen seiner Herzogthümer waren gegen ihn. Also mußte er sich 1181 vor 1181
dem Kaiser demüthigen. Auf drei Jahre mußte Heinrich der Löwe das Reich meiden. Seine reiche Alode behielt er aber und deshalb blieben die Welfen immer noch ein mächtiges Geschlecht. Das Herzogthum Baiern hatte Friedrich I. schon früher an Otto von Wittelsbach, das Herzogthum Sachsen aber an Bernhard von Ascanien gegeben 1180. Das Herzogthum Sachsen ist indessen nach diesem 1180
Ereigniß ganz unbedeutend. Die Erzbischöffe, Bischöffe und Grafen des Landes erscheinen als fast ganz unabhängig von dem neuen herzoglichen Geschlecht. Ausdrücklich oder stillschweigend ist mehreren von den Bischoffen und Grafen die herzogliche Gewalt in ei-

nem bestimmten District überlassen worden. Namentlich ist dieses mit Cöln und Paderborn geschehen. Auch das Herzogthum Baiern erfuhr, doch in weit minderem Grade als Sachsen, auch eine Zerstörung. Die Mark Steier scheinet jetzo ganz von dem Herzogthum getrennt worden zu sein.

Wenn Kaiser Friedrich der Rothbart vielleicht meinte, daß mit dieser Zerstörung eines großen Herzogthums der königlichen Macht viel gewonnen sei, so war es ein großer Irrthum. Es kam auf die Aufstellung und Durchführung neuer Grundsätze an, solcher wie sie in Frankreich gewonnen wurden, wenn das Königreich gedeihen sollte, nicht darauf, ob es einige oder mehrere Herzöge gäbe. Höchstens war durch den Sturz des Welfen die nur ferne Gefahr entfernt, daß ein Theil des Nordens sich ganz von dem Reiche trennen möge. An dieses aber scheint der Kaiser kaum gedacht zu haben. Er ist immer mit den Angelegenheiten Italiens beschäftiget. In dem
1166 Reiche der Normannen in Unter-Italien ist 1166 auf Wilhelm I. sein Sohn Wilhelm II. gefolgt. Man erwartet, daß das Königsgeschlecht im Mannsstamme aussterben werde. Deshalb bringt Friedrich I. eine Vermählung zusammen zwischen Constanzen, der Tante Wilhelm II., und seinem Sohne Heinrich, der von den Deut-
1186 schen bereits zum König gewählt worden. 1186. Immer tiefer gehen die Hohenstaufen auf die italienischen Sachen ein. Das Reich der Normannen soll gewonnen werden für die Familie um seiner selbst willen und weil dann die Lombarden von zwei Seiten gefaßt werden können, vom untern Italien und von Deutschland her. Da-
1188 rauf nahm Friedrich der Rothbart das Kreuz 1188, fuhr nach dem
1190 Morgenlande und fand am 10. Juni 1190 den Tod, wie bereits in der Geschichte der Kreuzzüge erzählt. Dieses trug sich zu, als der Nor-
1189 mannenkönig Wilhelm II. ebenfalls bereits verstorben 1. Novbr. 1189. Heinrich VI. aber ward durch des Vaters Tod allein König in Deutchland. Italien, nur Italien ist auch seine Richtung. Ein Theil der Barone des untern Italiens hatte Tancred von Lecce, einen Seitenverwandten des ausgestorbenen Hauses, in Palermo zum König gewählt und der jetzige Pabst Clemens III. hatte ihm gern die Belehnung gegeben. Denn die Päbste waren fortwährend dem Anbau der Hohenstaufen in Italien zuwider. Heinrich VI., der am 14.
1196 April 1196 die Kaiserkrone in Rom empfing, hatte einen langen und schweren Kampf um Unter-Italien zu bestehen. Erst als Tan-
1194 cred verstorben 20. Febr. 1194 und die Krone an dessen jungen Sohn Wilhelm III. gekommen, vermochte Heinrich VI. hier Meister

zu werden. Wilhelm III. ward geblendet und entmannt. Mit anderen blutigen Thaten ward die Herrschaft des Hauses Hohenstaufen in diesem Reiche, von Apulien oder von Sicilien genannt,
gegründet. 1194. Die Staufen waren auf dem Wege ein italieni- 1194
sches Geschlecht zu werden. Für und in Deutschland that Heinrich VI. nichts. Er schlug den Fürsten einmal vor, das Reich für ein Erbe seiner Familie zu erklären, dafür wolle er die Erblichkeit aller Lehn anerkennen. Die Fürsten aber mochten nicht, weil die Lehn schon erblich wären, wenn auch nicht durch eine förmliche Reichsordnung, doch durch das Herkommen. Heinrich VI. starb jung
28. Septbr. 1197. Ihm folgte bald seine Gemahlin Constanze, 1197
27. Novbr. 1198. Durch des Kaisers Heinrichs VI. frühzeitigen 1198
Tod kamen die Sachen des Hauses Hohenstaufen in große Verwirrung. Friedrich Roger, in Italien von einer Italienerin geboren, der das Reich Apulien erbte, war zwar von den Deutschen schon zu ihren König gewählt, aber es war derselbe erst ein dreijähriger Knabe. Also trat Philipp, Herzog von Schwaben und Bruder des Kaisers auf, und ließ sich von mehreren Fürsten zum König wählen. Andere aber meinten, obwohl mit Unrecht, daß die Macht dieses Hauses gefährlich geworden oder es doch werden könnte für die Fürsten. Sie stellten daher Otto, den viertgebornen Sohn Heinrichs des Lö-
wen als König auf. Heinrich der Löwe selbst war im Jahre 1195 1195
gestorben. Die beiden Könige kämpften gegen einander acht Jahre lang. Und in dem Kampfe ward das Königthum immer schwächer, theils den Fürsten gegenüber, theils gegenüber dem apostolischen Stuhle. Denn beide Könige überboten sich in Vortheilen, die sie dem römischen Stuhle boten, Otto IV., um die Gunst des römischen Stuhles, die ihm geworden, sich zu erhalten, Philipp, um die Bestätigung des Pabstes zu gewinnen. Weil das Kaiserthum gedacht ward als in enger Verbindung mit dem deutschen Königthume stehend, ein Gedanke, den die Päbste sorgsam unterhielten, glaubten die deutschen Könige der Bestätigung des Pabstes zu bedürfen. Der Pabst mußte ja wissen, wer der Mann sei, den zum Kaiser zu krönen er gewissermaßen verpflichtet war. Auch suchten die Päbste den Gedanken aufzubringen, daß das deutsche Reich wegen des damit verbundenen Kaiserthums ein Lehn des apostolischen Stuhles wäre.
Jener Kampf aber endete, als am 21. Juni 1208 wegen einer Pri- 1208
vatfeindschaft König Philipp von Otto von Wittelsbach ermordet ward. Denn die Fürsten und Herren erkannten nun alle Otto IV.

an, wie ihnen der römische Stuhl mit Androhung der härtesten Strafen längst geboten.

Unterdessen ist in Rom bald nach dem Tode des Kaisers Heinrich
1198 VI. Innocenz III. Pabst geworden 1198. Dieser Mann, der von den Anhängern der Hierarchie viel Lob erfahren, ist mit dem Pabste Gregor VII. wohl zu vergleichen. Derselbe Stolz und dieselbe Herrsucht, dieselben Pläne und dieselben Entwürfe, derselbe Widerspruch in dem, was er spricht und in dem, was er thut, dieselbe Zweideutigkeit und Falschheit, dasselbe kecke Hinwegsetzen über alle Gefühle, wenn es gilt, einen Stein für das Gebäude zu gewinnen, auf welches er denkt. Es ist eine unermeßliche Thätigkeit in ihm, die Gewalt des Pabstthums über die Kirche zu mehren, und die Katholicität, wo sie schwankt, zu befestigen. Darum hat er das Kreuz gegen die Albigenser predigen lassen und des Blutes nicht geschont. Die Katholicität und die Kirche, die Herrschaft des Pabstes über die Kirche, muß ja fest und sicher stehen, so fest, daß nirgends daran der mindeste Zweifel ist, wenn die Gewalt über die Welt noch nach Rom gebracht werden soll. Das ist der Gedanke, der den Päbsten ewig zu folgen scheint, an welchen sie Alles setzen, der bald gewonnen werden soll in dieser und bald in jener Weise. Es ist derselbe Gedanke, den ihre Worte immer verbergen und den ihre Thaten immer zu erkennen geben. Innocenz III. ist Pabst geworden in einem glücklichen Augenblicke. In Deutschland ist der Kampf der beiden Könige, von denen sich keiner um Italien kümmern kann. In Italien zuerst muß der römische Stuhl unmittelbare Gewalt zu gewinnen suchen, in Italien wiederum zuerst über die Stadt Rom. Ueber dieselbe war die Macht der letzten Kaiser größer geworden als sie gleich nach den Karolingen gewesen. Innocenz III. bewog das römische Volk durch ein Geschenk ihm den Eid der Treue zu leisten. Dann setzte er einen Vorsteher, einen Senator, über die Stadt. Nicht minder suchte er die alten Ansprüche des römischen Stuhles auf die Romagna, Ancona, Spoleto, auf die nächsten Umgebungen Roms, hervor. In Tuscien, welches der kaiserlichen Gewalt noch unterworfen, gründete er unter den Städten einen Bund. Er wollte die Deutschen aus Italien treiben. Dieses war das Erste, was geschehen mußte, sollte Raum für die Macht des apostolischen Stuhles gewonnen werden. Die Gesinnung der Italiener förderte die Entwürfe des Pabstes. Auch sie wünschten Entfernung der deutschen Herrschaft. Sie betrachteten

Hurter. Geschichte Pabst Innocenz III. I—III. 1834—38.

den Pabst wie einen mächtigen Bundesgenossen. Die Lombarden erneuerten ebenfalls ihr Bündniß. Es ward aber diesen Bestrebungen ein Ziel gesetzt, als der Kampf der Könige in Deutschland endete 1208. Auch Otto IV. folgte derselben Richtung auf Ita- 1208
lien, welche in den Hohenstaufen war. Er zog 1209 hinunter 1209
nach Italien und Innocenz III. krönte ihn zum Kaiser am 27. September 1209. Der Streit aber mit dem apostolischen Stuhle konnte 1209
nicht ausbleiben. Vor der Krönung hatte Otto IV. gelobt, die Rechte der Kirche anzuerkennen, die Innocenz III. jüngst in Italien geltend gemacht. Nach der Krönung aber sprach er es unzweideutig aus, daß er sie nicht anerkennen werde. Ein früherer Eid verpflichte ihn, der Rechte des Reiches zu warten. Ancona, Spoleto, Tuscien, die Romagna, wollte er wieder unter die Kaisergewalt bringen. Es trat ein anderes Verhältniß hinzu, welches den Streit zwischen dem Kaiser und dem Pabst bitterer machte. Das Reich von Apulien und Sicilien war übergegangen auf den jungen Friedrich Roger, den Sohn Kaiser Heinrichs VI. Dieses Reich war seit langem ein Lehn des apostolischen Stuhles. Nach dem Tode der Kaiserin Constanze war Innocenz III. Vormund des jungen Königs. Er führte die Vormundschaft mit großer Schlauheit, daß die Lehnsgewalt des Stuhles über das Reich immer mehr das Ansehen einer unmittelbaren Macht gewinnen möge. Dieses Reich griff Otto IV.
1210 an. Er hatte keine rechtlichen Ansprüche auf dasselbe, er hatte 1210
dem Pabste selbst geschworen, es unangetastet zu lassen. Dem Pabste offenbarte aber dieser Angriff die vollen Gedanken Ottos IV. Er sah, auch dieser wolle die Kaisergewalt über ganz Italien wie die Hohenstaufen. Innocenz III. stand eben jetzo da eine gewaltige Macht in der Welt. Der Kampf gegen die Ketzer in Süd-Frankreich hatte begonnen, die Worte des apostolischen Stuhles erwiesen ihre Kraft an den Menschen Daher säumte er nicht: er sprach im Novbr. 1210 1210
den Bann über Otto IV. aus und löste alle, die demselben geschworen, vom Eide der Treue. Der Pabst kannte die Welt, in der er stand. Er wußte, wie in Italien, wie in Deutschland Alles gegen die Gewalt war, welche die Hohenstaufen, welche dieser Otto nun wieder begründen wollte. Auch die deutschen Fürsten fürchteten eine Macht, die ihr König in Italien gewinne. Sie konnte ja auf Deutschland zurückwirken. Innocenz III. forderte sie auf, einen anderen König zu wählen. Und die Fürsten, denen überhaupt jede Bewegung, jede Verwirrung willkommen, welche das Königthum traf, erklärten sich für Friedrich Roger von Sicilien, da dieser bereits er-

wählter König. Sie erklärten sich nicht alle dafür, aber die meisten. Ein junger König, der ein fernes Erbreich besaß, von dem deshalb zu erwarten, daß er sich um Deutschland wenig kümmern werde, war ihnen willkommen. Friedrich Roger aber ward von trügerischem Glanze verleitet, die dargebotene Krone zu nehmen. Er eilte
1212 1212 nach Deutschland und bald erkannten ihn alle Fürsten dort an. Otto IV. sah seine Entwürfe zusammenbrechen. Er flüchtete in seine Erblande nach Braunschweig. Dort lebte er, ohne den
1218 Königs und Kaisertitel abzulegen, bis zu seinem Tode 1218. Er kümmerte sich nicht um das Reich und das Reich kümmerte sich nicht um ihn.

Es tritt kaum eine in der Geschichte bedeutende Person auf, welche so wehmüthige Gefühle aufregen muß als dieser Friedrich Roger, nachmals Kaiser Friedrich II. Ein Mann, ausgerüstet mit den herrlichsten Kräften, ein Mann von einem hohen und freien Geiste, jeder reinen menschlichen Bestrebung hold, fein und gebildet wie kaum ein anderer in seiner Zeit, hat sich in eine falsche und unhaltbare Stellung gebracht, folgt verwirrten und verkehrten Entwürfen auf eine verkehrte Weise und findet dabei sammt seinem Geschlechte einen beweinenswerthen Untergang. Friedrich Roger ist ein Italiener von Geburt und alle seine Gedanken und Entwürfe gehören nach Italien wie seine Seele. Dort nur meint er seine Bestimmung erfüllen zu können, dort nur findet er seine Stätte. In Italien die Gewalt des Kaiserthums zu begründen, das hat er sich zur Aufgabe seines Lebens gestellt. Dagegen ist ihm Deutschland wenig werth. Es ist höchstens deshalb noch etwas werth, weil man deutsche Mittel und Kräfte zur Ueberwindung Italiens gewinnen kann, wenn man König in Deutschland ist. Im Uebrigen mag sich das deutsche Reich auflösen wenn es will. Der Kaiser hindert es kaum, er fördert es selbst, wenn es gerade die Entwürfe auf Italien erheischen. Und der Gedanke, den Friedrich Roger folgt, er muß ihn mit Nothwendigkeit in Feindschaft mit dem römischen Stuhle bringen. Der Stuhl wird den Aufbau seiner Macht in Italien nicht dulden. Der Stuhl ist zwar nicht kräftig genug, um seine Entwürfe auf die eigene Weltherrschaft der Wirklichkeit nahe zu bringen. Aber er ist kräftig genug, die Elemente der Feindschaft gegen das Königthum, die in diesem deutsch-italienischen Reiche vorhanden sind, aufzuregen als seine Bundesgenossen und den Gegner zu stürzen, der ihm ent-

---

Von Funk. Geschichte Kaiser Friedrichs II. 1792.

gegentritt. Die Ereignisse aber kamen also. Pabst Innocenz III. hatte zwar die Thronbesteigung Friedrichs II. gefördert, weil er ihn brauchte um Otto IV. zu stürzen. Er war aber nicht ohne Besorgnisse gewesen wegen der Entwürfe, die der König auf Italien hegen möchte. Also hatte er sich zuerst versprechen lassen, daß das Reich Apulien von Friedrich sollte gegeben werden an seinen Sohn Heinrich, damit die Macht des Königs in Italien gebrochen sei und er die Lombarden nicht leicht niederwerfen könne. Zweitens hatte der Pabst dem jungen König ein Kreuzgelübde ablegen lassen. Dieses konnte von dem Pabste benutzt werden, um die irdischen Pläne des Königs zu durchbrechen. In dem Augenblicke, wo der König in Deutschland etwas vollenden wollte, konnte nun der römische Stuhl begehren, daß das Kreuzgelübde erfüllt werde und Friedrich nach dem Morgenlande ziehe. Der römische Stuhl hatte dann noch obenein den Vortheil sagen zu können, daß die Sorge für Christenthum, Kirche und heiliges Grab ihn treibe, den Vortheil, es der Welt bergen zu können, daß er nur in dem irdischen Geiste arbeitete. Friedrich II. ward indessen des Mannes, der ihm das Kreuzgelübde in einem unbewachten Augenblick abgewonnen, durch den Tod erledigt. Innocenz III. starb am 16. Juli 1216. Pabst Honorius III. folgte 1216
ihm auf dem Stuhle der Aposteln, im Ganzen genommen zwar mit denselben Planen und Entwürfen, mit der ewigen Politik Roms, aber minder keck und entschlossen als Innocenz III. Friedrich II. vertröstete den Pabst von einer Zeit zur andern, daß er den Kreuzzug nächstens antreten werde, bis doch auch diesem die Zeit zu lang ward. Also nöthigte er Friedrich II., der am 22. Novbr. 1220 die 1220
Kaiserkrone zu Rom empfangen, zu geloben, daß er im August des Jahres 1227 den Kreuzzug bestimmt antreten wolle. Nach abgelaufener 1227
Frist sollte der Kaiser ohne Weiteres in den Bann der Kirche gefallen sein. Dieser Tractat zwischen dem Kaiser und dem Pabst ward im Sommer des Jahres 1225 geschlossen. Denn die Bewegungen 1225
des Kaisers waren dem Pabste im höchsten Grade bedenklich vorgekommen. Um Deutschland freilich da hatte sich Friedrich II. wenig gekümmert. Nachdem er von den Fürsten gewonnen, daß sie seinen Sohn Heinrich zum König gewählt, hatte er Deutschland verlassen, um es erst nach fünfzehn Jahren wieder zu sehen 1220. In Italien 1220
aber sammelte er seine Mittel und Kräfte, um den Kampf gegen die Lombarden zu beginnen. Die Unterwerfung dieser Städte sollte die Kaisergewalt in Italien herbeiführen. Die Lombarden standen noch in der stolzen Unabhängigkeit, die ihnen der Kostnitzer Friede gege-

ben. Der Lombardenbund, öfters erneuert, war immer wieder auseinandergebrochen, wenn die Gefahr vor den Deutschen sich entfernt. Wild fehdeten die Städte sich unter einander und eben so wild Adel und Bürger in jeglicher Stadt. Plötzlich aber bemerkten die Lombarden, daß der Kaiser fertig sei mit seinen Rüstungen und sie nächs-
1226 stens angreifen werde. Sie erneuerten den Bund 2. März 1226 und Friedrich II., jedermann zum Beweis, daß er den Kampf gegen sie zu eröffnen gedenke, sprach die Acht des Reiches über sie aus am 11 Juli desselben Jahres.

Der Pabst Honorius III. hatte alle Mittel angewendet, um den Ausbruch dieses Kampfes zu hindern, damit die Lombarden in Freiheit und Unabhängigkeit blieben. Es war dem Pabste an dieser Freiheit an sich selbst nichts gelegen, aber er wollte nicht, daß die kaiserliche Gewalt über Italien etwas Wirkliches werde. Warf aber Friedrich II. die Lombarden nieder, so war in Italien kaum noch Etwas da, was ihm widerstehen konnte. Apulien gehörte sein, in Toscana war der Gehorsam auch wieder hergestellt. Honorius III.
1227 aber stirbt 18. März 1227 und Gregor IX., kühn und entschlossen wie Gregor VII. und Innocenz III., besteigt den Stuhl. Der Termin lief ab. Der Kaiser ging abermals nicht nach dem heiligen Lande. Friedrich II. wollte den Lombardenbund vernichten, das Morgenland, das heilige Grab kümmerte ihn nicht. Der Glaube dieser Jahrhunderte war nicht in dem Kaiser. Der Pabst aber sah, daß keine Zeit zu verlieren sei. Er sprach den Bann über den Kaiser
1227 aus, 29. Septbr. 1227, weil Friedrich nicht nach dem Morgenlande gegangen. Als aber der Kaiser noch immer nicht ging, da that auch der Pabst einen Schritt weiter. Er sprach die Unterthanen Friedrichs II. von dem Eide der Treue los und erklärte denselben des
1228 Reiches Apulien für verlustig 27. März 1228. Der Pabst will das Lehnsreich Apulien nun unmittelbar zur Hand des apostolischen Stuhles nehmen. Also soll es mit allen Reichen der Welt geschehen. Darum mühen sie sich so dieselben erst zu Lehn des apostolischen Stuhles zu machen. Es ist dieses der erste Schritt, über den das Pabstthum aber auch nicht hinauskommt. Kaiser Friedrich II. aber ist in seinen Entwürfen gestört durch Gregor IX. Er muß jetzt nach dem heiligen Lande, um dem Pabste den Vorwand zu nehmen. Ohne Glauben, ohne Begeisterung, nur mit Aerger und Wuth,
1228 zieht er im Sommer 1228 nach Syrien. Und was die Moslemen anlangt, so hat er dort leichtes Spiel. Denn durch friedlichen Tractat giebt ihm, wie bereits in der Geschichte der Kreuzzüge er-

wähnt, Sultan Kamel die heilige Stadt Jerusalem heraus. Schon im Sommer 1229 ist er nach Italien zurück und kann behaupten, 1229
daß er das Kreuzgelübde gelöst. Gregor IX. hatte sich indessen alle Mühe gegeben, den Kaiser zu stürzen. Er hatte die deutschen Fürsten aufgefordert von Friedrich abzufallen. Es regten sich aber diese nicht; sie waren zufrieden mit einem Kaiser, der gar nicht nach Deutschland kam. In Italien hatte er gar das Kreuz gegen den Kaiser predigen lassen und suchte Apulien zu erobern. Indessen da der Grund des Bannes hinweggefallen, sah der Pabst sich genöthigt, denselben wieder aufzuheben, ebenfalls mit Wuth und Aerger, 28. August 1230. 1230

Indessen ist durch diese Vorgänge doch Mehreres gewonnen worden. Die Lombarden haben Zeit erhalten zu rüsten. Die Vorbereitungen des Kaisers aber sind durchbrochen worden. Er muß sie von neuem beginnen. Endlich am Ende des Jahres 1234 1234
war er mit den Vorbereitungen abermals fertig. Der Kampf, den der Pabst unaufhörlich zu hindern trachtete, sollte beginnen. Da traf den Kaiser die Nachricht, daß sein Sohn Heinrich, der König, den er zur Waltung in Deutschland gelassen, von ihm abgefallen, einen Bund mit den Lombarden geschlossen und Alles das anerkannt habe, was von diesen ihr Recht genannt ward. Dieser Aufstand war das Ergebniß von bösen Künsten und Aufwiegelungen, die von dem römischen Stuhle ausgegangen waren. Friedrich II. durfte diesen Aufstand nicht dulden. Noch einmal setzte er den Kampf gegen die Lombarden aus und eilte nach Deutschland. 1235. Nur die 1235
italienischen Sachen, nicht das Reich, waren im Stande ihn dorthin zu ziehen. Heinrichs Aufstand hatte keinen Halt unter den Fürsten. Sie waren mit Kaiser Friedrich II. wohl zufrieden, der sie schalten und walten ließ wie sie wollten, der sich um Deutschland nicht kümmerte. Daß er eine wahre Macht in Italien gewinnen könne, scheinen sie, Italien und den Pabst besser beurtheilend als der Kaiser, auch eben nicht sehr gefürchtet zu haben. Leicht bricht Heinrich vor seinem Vater zusammen und wird von den Fürsten des Reiches entsetzt. Friedrich II. läßt seinen neunjährigen Sohn Konrad zum König wählen, der in Deutschland blieb, und eilt nach Italien zurück am Anfange des Jahres 1236. Nun endlich fiel er 1236
mit einem Heere aus Italienern, Deutschen und Saracenen bestehend, auf die Lombarden und führte den Krieg gegen sie mit Glück. In der Schlacht bei Corte nuova 27. Novbr. 1237 blieben die Städter 1237
sieglos vor des Kaisers Heer. Es fiel ein Schrecken auf die Lom-

barden. Viele eilten durch Ergebung Gnade zu erkaufem, andere aber widerstanden noch und besonders das immer trotzige Mailand, Brescia, Bologna und Piacenza.

Die Ereignisse, welche nunmehr folgen, müssen wahrhaftig einen Abscheu erregen vor dem Zustande der Dinge, in dem geschehen konnte, was geschah. Der Kaiser war in der Verfolgung seines unzweifelhaften Rechtes gegen die Lombarden. Man muß dieses gestehen auch wenn man Gefühle hat für diese Lombarden, wenn man ihnen Unabhängigkeit von Deutschland wünscht. Die Sache hängt mit der wahren Kirche nicht im mindesten zusammen und dennoch wird der Kaiser gestürzt als wenn er gegen diese Kirche furchtbar gefrevelt. Pabst Gregor IX. erschrickt über die Schlacht bei Corte nuova. Aber er faßt wieder Muth, als er sieht, daß sich die Lombarden noch halten. Er sieht, es ist eine Entscheidung gekommen. Er nimmt sich zusammen und thut den Kaiser in den Bann. 20.
1239 März 1239. Mühsam sind die Gründe des Bannes zusammengesucht. Sie sind von der Art, daß es unmöglich ist anzunehmen, Gregor IX. sei von der Wahrheit derselben überzeugt gewesen. Nicht mit einem Worte berührt der Pabst den eigentlichen Grund der Bannung, daß er den Lombarden Muth machen, daß er den Fortgang der kaiserlichen Macht in Italien durch die Kirche brechen will. Die Sprache des apostolischen Stuhles bedarf jedesmal einer Uebersetzung. Gregor IX. bot nun Alles auf, den Kaiser in seinen Entwürfen zu stören, ja ihn wo möglich zu stürzen. In Italien ließ er das Kreuz gegen den Kaiser predigen, die Deutschen forderte er zum Abfall auf, den Franzosen wollte er das Reich zuwenden, wenn sie sich gegen Friedrich erhüben. Und obwohl dem Pabste nicht Alles gelang, was er beabsichtigte, denn so stark war der Glaube an das Pabstthum nicht allenthalben, daß man sich demselben unbedingt hingegeben, so gelang ihm doch die Entwürfe des Kaisers in Italien zu zerstören. Die Lombarden faßten neuen Muth nach dem Banne. Viele fielen wieder ab, die sich schon unterworfen, andere, die treu gewesen bis jetzt, wie Azzo der Markgraf von Este und Ezelino der Statthalter von Verona, wurden untreu, gelockt von dem Reize der Unabhängigkeit. Indessen war noch nichts entschie-
1241 den, als Gregor IX. starb 21. Aug. 1241. Der Kaiser wollte sich natürlich gern mit der Kirche aussöhnen. Er hatte mit derselben eigentlich gar keinen Streit. Er verlangte nur, daß die Kirche sich nicht um das kümmere, darum sie sich nicht zu kümmern habe. Die Gründe, welche Gregor IX. für die Bannung aufgestellt, ließen sich

leicht entkräftigen. Die Kardinäle aber ließen eine lange Zeit verlaufen. Endlich besetzten sie den apostolischen Stuhl am 24. Juli 1243 mit dem Pabste Innocenz IV. 1243

Dieses war ein Mann, welcher der Kirche den Sieg um jeden Preis gewinnen wollte. Der Kirche, durch dieses Wort täuschte das Pontificat fortwährend die Welt. Der Pabst erkannte, daß sein Vorgänger Gregor IX. zu wenig gethan habe. Er bedurfte stärkerer Maßregeln gegen den Kaiser, es mußten die Leidenschaften und Wünsche der Menschen gewaltsamer aufgeregt werden, die Kirche mußte sich stärker gegen den Kaiser aussprechen. Also täuschte er zuerst denselben durch Unterhandlungen. Plötzlich aber flüchtete er aus Rom 30. Juni 1244 und begab sich nach Lyon, wo er sich 1244
außer des Machtbereiches des Kaisers befand. Dorthin berief der Pabst eine öcumenische Synode. Noch nicht 140 Erzbischöffe und Bischöffe, die 1245 nach Lyon kamen, nannte der Pabst eine öcu- 1245
menische Synode, welche die gesammte Kirche darstellen sollte. Der Pabst wollte den letzten und entscheidenden Schlag fallen lassen. Er, der Pabst allein, ohne die Synode, erklärte dort Kaiser Friedrich II. wegen angeblicher ungeheurer Frevel und Verbrechen für abgesetzt, beraubte ihn aller Ehren und Würden und entband jedermann vom Eid der Treue und des Gehorsams gegen ihn. 17. Juli 1245. Er 1245
bestätige hiermit, versicherte der Pabst, nur einen göttlichen Ausspruch. Die Gründe waren mühsam und sophistisch zusammengestellt. Nur den einzigen, wahrhaften Grund hütet sich der Pabst wohl anzuführen, daß er den Kaiser und das ganze Geschlecht der Hohenstaufen hinweg haben wollte, um Platz für die unmittelbare weltliche Pabstgewalt in Italien zu gewinnen. Der Kaiser hatte sich zu Lyon vertheidigen lassen. Es scheint aber nicht, daß er, seit dieser Innocenz IV. Pabst war, sich noch hätte retten können, selbst wenn er ganz von dem Lombardenbunde gelassen. Denn es war dem Pabste um andere Dinge noch zu thun. Er wollte den apostolischen Stuhl in den unmittelbaren Besitz des schönen Unter-Italiens bringen. Und dieses konnte nur gewonnen werden durch den Untergang der Hohenstaufen.

Was es aber auch immer ist, das der römische Stuhl erreichen will, in wie großem Widerspruche es immer mit den Pflichten eines Dieners des Wortes stehet, wie häßlich und empörend immer die Mittel sind, die er ergreift, um es hinauszuführen, es gelingt ihm doch zum größten Theil. Ein Zustand der Welt aber, in dem das möglich war, kann schwerlich etwas Anderes erregen als einen tiefen

Abscheu. Nachdem der Spruch des Pabstes gefallen, wird von demselben kein Mittel versäumt, um ihn zu einer Wirklichkeit zu machen. Haufen von Mönchen werden nach Italien gesendet, um das Kreuz, was hier nichts anderes heißt als Aufstand und Empörung, gegen den Kaiser zu predigen, die Lombarden und die Barone Apuliens und Alles, was unter dem Kaiser steht, wird aufgefordert im Namen Gottes und der heiligen Kirche zu solchem Aufstande. Ja, auch der Mord bleibt gegen den Kaiser nicht unversucht. Und Italien will die Gewalt des Kaisers nicht. Darum erhebt es sich auf des Pabstes Wort, ob auch nicht um des Pabstes willen. Die Lombarden schreiten wieder auf, die Barone Apuliens, die Städte Tusciens fallen ab. Von Treulosigkeit und Verrath, von Habsucht und von Mord ist der Kaiser umgeben, also daß er keinen Ausweg weiß aus dem tollen Gewirre. Alle seine Anerbietungen weißt der Pabst mit fühlloser Härte zurück. Selbst wenn der Kaiser nun sich erbietet, nach dem Morgenlande zu ziehen und dem Pabste aus dem Wege zu treten, wo er ihn unbequem geworden, es hilft nicht mehr. Es ist nur Eines noch, dadurch der apostolische Stuhl beruhiget werden kann, der Untergang. Friedrich II. aber findet das Ende
1220 durch den willkommenen Tod 13. Decbr. 1250, den Erlöser von aller Erdennoth und aus der Pein Roms. Innocenz IV. jauchzte gewaltig empor über den Fall des Gegners und gedachte des apulischen Reiches. In Italien hatte der Pabst viele Ohren gefunden, die auf das Gebot des Abfalls und der Empörung gehorcht.

Im minderen Grade war dieses in Deutschland der Fall gewesen. Es kam aber dem Pabste darauf an, nicht allein den Kaiser in den Untergang zu stoßen, sondern mit ihm das ganze Geschlecht der Staufen, damit niemand übrig bliebe, der Ansprüche habe auf Italien, niemand, durch den die Gefahr wiederkehre, welche durch diese dem apostolischen Stuhle durch den Gedanken der Begründung der Kaisermacht in Italien gedroht worden. Darum forderte der Pabst die deutschen Fürsten auf einen König zu wählen und sich nicht zu kümmern um den jungen Konrad IV., welchen der Pabst als mit in die Strafen verfallen betrachtete, die über den Vater grausam verhängt worden. Es ward derselbe nachmals auch noch besonders in den Bann gethan. Aber die weltlichen Fürsten hatten jetzo keinen rechten Grund gegen den Kaiser aufzustehen. Zu den Zeiten Gregors VII. und Heinrichs IV. da war es ein Anderes gewesen. Die geistlichen Fürsten waren dem Pabste mehr zu Willen. Die sahen im Allgemeinen die Erhöhung der Macht der Kirche gern.

Also traten sie zusammen und wählten am 17. Mai 1246 Heinrich 1246
Raspe, den Landgrafen der Thüringer, zum König, den sie bewogen,
das Königthum aus ihren Händen zu nehmen. Die größeren weltlichen Fürsten, wohl auch, weil sie bedenklich wurden über die immer mehr um sich greifende Kirchenmacht, nahmen keinen Theil. Doch kam nun die wilde Verwirrung nach Deutschland. Der Pabst und die Bischöffe ließen nun auch in Deutschland das Kreuz gegen die Staufen predigen. Bei den härtesten Kirchenstrafen ward zu Abfall und Rebellion allenthalben aufgefordet. Das Volk aber, wo es wie in den größern Städten frei zu handeln vermochte, zeigte zum großen Theil einen gesunden Sinn. Es verachtete den Pfaffen und Revolutionskönig und stritt für den rechten Herrn. Heinrich
Raspe starb 17. Febr. 1247 in dieser Verachtung. Der Pabst 1247
glaubte stärker auftreten und die unreinen Leidenschaften heftiger aufregen zu müssen. Darum sendete er einen Legaten, den er einen Engel des Friedens nannte nach Deutschland. Dieser Engel des Friedens war indessen nur bestimmt, Empörung und Raub zu predigen. Jeder sollte das Recht haben sich in den Besitz der Güter der Staufen und aller ihrer Anhänger zu setzen. Also gebot die heilige Kirche. Die Prälaten traten auch wieder zusammen und
wählten 4. Octbr. 1247 Wilhelm, den Grafen von Holland, zum 1247
König. Viele Fürsten und Städte widersprachen noch förmlich dieser Wahl. Indessen fingen die Mittel doch auch in Deutschland an zu wirken, welche der Pabst in Bewegung setzte. Der Abfall ward größer und allgemeiner, und es trug hierzu wohl bei, daß Kaiser Friedrich II. den Tod Friedrichs des Streitbaren, des Herzogs
von Oestreich, (15. Juli 1246) benutzt hatte um dessen Lande, Oest- 1246
reich und Steiermark, an sich selbst zu nehmen und einen Statthalter über sie zu stellen. Die Fürsten wurden darüber bedenklich. Als daher die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach Deutschland kam, glaubte Konrad IV., daß er Alles aufgeben müsse. Er eilte nach Italien, um wenigstens sein Erbreich Apulien zu retten.
1251. Seinen jungen Sohn, ebenfalls Konrad geheißen, ließ er als 1251
Herzog von Schwaben zurück.

Italien bot, als Konrad IV. sich dahin flüchtete, eine ungeheure Verwirrung dar. Die Italiener erwiesen, daß sie die Freiheit die sie sich auch nicht einmal vollständig mit eigener Macht, sondern durch den Pabst errungen, nicht zu brauchen verstanden. Hätten sie sich dem Kaiserthume gefügt, es wäre wohl Italiens Selbstständigkeit für lange Jahrhunderte gerettet gewesen. Durch die wilde

Freiheit aber ist sie untergegangen. Zuerst brach in dem obern Italien der lombardische Bund alsbald auseinander so wie der Kampf
1252 gegen den Kaiser geendet. Eine Wiederherstellung, die 1252 versucht ward, dauerte nicht. Die Städter zerfielen unter einander selbst, Adel in Bürgerstand, in wilde Fehden, also, daß sie vor sich selbst oftmals eine andere Rettung nicht wußten als die Staatsgewalt in die Hände von Volkshauptleuten, Podestas, niederzulegen. Dann war der Kampf wieder darum, ob der Podesta vom Adel oder vom Volk sein sollte. In Tuscien zerschlugen die Städte bei dem Falle des Kaisers auch die Stadtverfassungen, die von demselben aufgerichtet worden. Aber die wilde Parteiung war auch hier in den Städten, die sich seit dem Falle des Kaisers als vollkommen frei betrachteten. Das Gewirre vergrößerte sich dadurch, daß die größeren Städte die kleineren fortwährend zu überwältigen und unter ihre Macht zu bringen suchten. Die Parteiung Italiens erscheint gewöhnlich unter und mit dem Namen der Guelfen und der Ghibellinen. In dem Streite zwischen dem Kaiser und der Kirche hatten die Anhänger des ersteren die Ghibellinen, die Anhänger der letztern Guelfen, d. h. die Welfen geheißen. Der Streit für und wider die Kaisergewalt hatte nun eigentlich aufgehört. Das Kaiserthum war verschwunden und die Kirche hatten die Italiener so nicht zur weltlichen Macht erhöhen wollen, indem sie gegen das Kaiserthum gestritten. Um so mehr, also scheint es, hätten die Partheien der Guelfen und Ghibellinen aufhören sollen. Die Gründe, um derentwillen die Italiener sich einst unter einander gefehdet, waren auch gar nicht mehr vorhanden. Die Namen aber der Guelfen und Ghibellinen dauern fort. Jede Feindschaft, jede Spannung, die in Italien vorhanden, die bei den leidenschaftvollen Italienern in Zukunft zum Ausbruch kam, kleidet sich in die Farbe der Guelfen und der Ghibellinen ein. Sie sind die Losungsworte jeder Zwietracht und jedes Kampfes der Städte, der Fürsten, der Geschlechter unter einander. Fürsten und Adel nennen sich zumeist Ghibellinen, Freistaaten meist Guelfen, doch keinesweges ausschließlich. Unter den Ghibellinen steht Ezelino da Romano am höchsten. Entsprossen aus einem adeligen Geschlecht in der trevisaner
1235 Mark, zum Podesta von Verona ernannt 1235, war ihm gelungen, besonders durch die Gunst Kaiser Friedrichs II. emporzukommen. Eine Stadt nach der andern im nordöstlichen Lombardien war ihm übergeben worden und in der wirren Zeit hatte Ezelino nicht gesäumt, seine Macht auch gewaltsam auszubreiten. Eine große Menge von Städten des nordöstlichen Lombardiens beherrschte er mit wilder

und blutiger Tyranni. Das sittliche Verderben der römischen Welt zeigt sich in diesem Ezelino da Romano wie allerwärts. In Italien ist von dem alten römischen Wesen das Meiste übrig geblieben. Ezelino da Romano aber fand den Untergang, als 1255 das Kreuz 1255
gegen ihn gepredigt ward. Die Städte des nordöstlichen Lombardiens kamen durch seinen Fall zur Freiheit, daß heißt, zu derselben Verwirrung, in welcher die italienischen Städte alle lagen 1259. 1259

In dieser Verwirrung hinein kam König Konrad IV., damit ihm nicht auch sein Erbreich Apulien verloren gehe. Pabst Innocenz IV. hatte sich um dieselbe Zeit auch nach Italien begeben. Es war ihm, obwohl mächtige Städte wie Kapua und Neapel, sich gegen die Hohenstaufen empört, doch nicht gelungen, sich in den Besitz des Reiches zu setzen. Denn Manfred, auch ein Sohn Kaiser Friedrichs II., aber von einer unfürstlichen Mutter geboren, hatte dem Bruder das Reich geschützt bis derselbe selbst heraufkam. Innocenz IV. getäuscht in seinen Erwartungen das Reich Apulien an den Stuhl selbst bringen zu können, fing an, es als ein apostolisches Lehn an andere Fürsten feil zu bieten. Mit Konrad IV. aber stieß er jeden Gedanken an Aussöhnung zurück. Dieser König aber nachdem er in dem hohenstausischen Erbreiche den Gehorsam hergestellt, starb 21. Mai 1254. Sein Sohn, der junge Konrad, Konradin 1254
von den Italienern geheißen, war in Deutschland. Diesesmal ließ Innocenz IV. die Beute sich nicht entgehen, er eilte nach Neapel. Das Reich Apulien ward als dem römischen Stuhl verfallen betrachtet. Manfred aber griff zu den Waffen, zuerst mit den treuen Saracenen die Friedrich II. von Sicilien nach Luceria verpflanzt. Bald aber schlossen sich auch andere an, die nicht wollten, daß das Reich unter Priestergewalt fiele. Innocenz IV. aber starb zu Neapel 13. Decbr. 1254. Die Kardinäle wählten dort alsbald Alex- 1254
ander IV. Manfreds Anhang aber ward immer größer, der Pabst that ihn zwar in den Bann, aber es half nicht. Alexander IV. mußte Neapel räumen und abermals sank die Hoffnung, das schöne Unter-Italien für die unmittelbare Herrschaft des apostolischen Stuhls zu gewinnen, in nichts zusammen. Also gehet es immer und allenthalben mit den Gedanken des römischen Stuhles. Sich und andere quälen und martern sie. Und wenn sie meinen, daß etwas Wirklich gewonnen sei, so offenbart sich bald, daß es ein eitler Traum gewesen. Manfred wird 11. Aug. 1258 zu Palermo zum König 1258
gekrönt. Er setzte sich mit den Ghibellinen Tusciens in Verbindung. Der Name der Ghibellinen hatte damals noch einige Bedeutung.

Die, welche ihn führten hatten noch Gedanken an Königsgewalt über Italien, Gedanken an die Einheit Italiens. Von Manfred
1261 bedroht starb Pabst Alexander IV. 25. Mai 1261.

Es geschah durch einen Zufall, daß die Kardinäle einen Franzosen zum Pabst wählten, Urban IV. Seit langer Zeit waren nur Italiener auf den Stuhl gekommen. Urban IV. sah, für den Stuhl
1263 sei Apulien unmittelbar nicht zu gewinnen. Also verkaufte er 1263 das Reich an Karl von Anjou, Grafen von Provence, Bruder Ludwigs IX. des Königs von Frankreich. Karl von Anjou war in den Besitz der schönen Grafschaft Provence, die zu dem Reiche Burgund gehörte, gekommen durch die Ehe mit Beatrix, der Tochter des Gra-
1245 fen Raimond Berengar IV., der 1245 starb. Das Reich Apulien sollte natürlich ein Lehn des apostolischen Stuhles bleiben. Ehe aber Karl von Anjou seine Vorbereitungen vollenden konnte zu die-
1274 sem Kampfe, starb Pabst Urban IV. 2. Octbr. 1264 und abermals ein Franzose, Clemens IV. bestieg den apostolischen Stuhl. Für die Zukunft wird es von einer großen Wichtigkeit, daß die Franzosen anfangen sich in das Kardinalscollegium und auf den apostolischen Stuhl zu drängen. Die französischen Päbste geben vollständiger als die italienischen den Gedanken, sich Unter-Italiens selbst zu bemeistern auf. Es ist als wollten sie ihre Macht benutzen, Frankreich zu erhöhen. Clemens IV. erneuert den Tractat mit Karl von Anjou. Manfred fällt gegen die Franzosen in der Schlacht bei Be-
1266 nevent. 26. Febr. 1266. Mit blutigen Thaten setzten sich Karl von Anjou und die Franzosen in dem Reiche Apulien fest. Konradin aber kam bald darauf, um Karl'n das Erbe seiner Väter abzugewinnen. Er kam mit wenigen deutschen Männern, doch unterstützten ihn die Ghibellinen und Sicilien hatte sich gegen den neuen König Karl erhoben. Bei Scurcola aber ward er von Karl geschlagen, darauf gefangen nach Neapel geführt und dort enthauptet wie
1268 einer, der ein Verbrechen gethan. 29. Octbr. 1268. Karl aber, der seinen gewöhnlichen Sitz zu Neapel nahm, suchte die Franzosen auf dem apostolischen Stuhle zu seinen Zwecken zu benutzen. Ueber Rom, Tuscien und Lombardien wollte er seine Gewalt ausbreiten. Es ist aber theils dazu seine Macht zu gering, theils sind die Italiener einer Einigung und einer Herrschaft zu sehr zuwider, und theils wird der apostolische Stuhl ihm bald hinderlich werden. Denn die Cardinäle sind bedenklich geworden über die nicht ganz rein apostolische Weise und Politik der Päbste aus französischem Stamme. Als

daher Clemens IV. 1272 gestorben, wählten sie wieder einen Italiener Gregor X.

In Deutschland aber war von der Zeit an, wo der Pabst Innocenz IV. den Bann aussprach über den Kaiser Friedrich II. bis da der Italiener Gregor X. den römischen Stuhl bestieg, ein wildes Getreibe gewesen, welches schwer zu übersehen ist. Es hatte dem Reiche von jeher gefehlt an einer einigenden und ordnenden Kraft. Das Königthum, welches die Deutschen als ein Erbe des Reiches der Karolinger empfingen, war eine solche einigende und ordnende Kraft niemals gewesen. Indessen hatte doch, wenn auch nicht immer, doch zuweilen in langen Räumen eine Art von Ordnung in dem Reiche der Deutschen stattgefunden. Als aber nach dem Banne über Kaiser Friedrich II. die heilige Kirche auf Abfall und Empörung, auf Aufregung gemeiner Leidenschaften, arbeitete, da war die Kette wieder einmal gesprungen. Die wildeste Unordnung tobte von einem Ende des Reiches zum andern. Jeder that, was ihm gefiel, so wie er nur die Macht dazu besaß. Das Leben drohete auseinander zu gehen und gegen den Mächtigen fand niemand ein Recht. Viele Menschen wurden bedenklich über diesen Zustand der Auflösung und Zerstörung und sie glaubten eine Abhülfe treffen zu müssen. Also entstand die sogenannte heilige Veme. Sie war ein Bund von Männern, die sich zusammengethan, um den Frevler zu strafen, der auf dem gewöhnlichen Wege des Rechts nicht zu fassen war, der sich vor das gewöhnliche Gericht gar nicht gestellt. Ein solcher ward dann ohne weitere Ladung, ohne Verhör, ohne Beweis, so wie nur Männer, die zu dem Bunde gehörten, geschworen, daß er diesen Frevel gethan, abgeurtheilt. Damit beauftragte Bundesglieder, die sich verbargen und die sich untereinander an heimlichen Zeichen erkannten, richteten ihn dann, wo sie ihn fanden. Die Fürsten und Herren sahen eine Zeitlang diese wilde Unordnung nicht ungern. Sie nutzten dieselbe, um sich in ihrer Gewalt zu befestigen, um von den königlichen Gütern und Rechten noch Mehreres zu gewinnen. Sie sind froh, daß die Hohenstaufen fort sind. Und nach den Königen, welche die Kirche aufgestellt hat, fragt niemand, außer wenn man sie braucht, um von ihnen etwas zu erhalten, was dem Königthume gehörte. So hat Heinrich Raspe das Königthum gehabt, und so hat es Wilhelm von Holland bis an seinen Tod. 28.
Jan. 1256. Darauf theilten sich die Fürsten. Der eine Theil, 1256
Conrad von Cöln an der Spitze, stellte Richard, Grafen von Cornwallis, Bruder des Königs von England Heinrichs III., der andere,

Arnold von Trier an der Spitze, Alonso X., König von Kastilien, als König der Deutschen auf. Es war wie eine stillschweigende Verabredung unter ihnen. Zwei Könige, damit ein jeder die Bequemlichkeit hat, anzuerkennen, welchen er will, oder auch gar keinen anzuerkennen, wie er es eben will. Von diesen beiden Könige ist Richard, der einigemal in Deutschland wie ein flüchtiges Meteor erscheint, nicht bedeutender als Alonso X., der gar nicht nach Deutschland kommt. Denn Richards Königthum war nur von denen anerkannt und geachtet, die etwas von ihm begehren und haben wollen, was er nicht geben kann, ohne den Schaden des Königthums.
1272 Die Verwirrung aber dauert fort, bis dieser Richard 1272 stirbt um dieselbe Zeit, da Gregor X. den apostolischen Stuhl besteigt.

Beinahe anderthalb Jahrhunderte sind verlaufen, seitdem das Geschlecht der Staufen auf den Thron gekommen bis da König Richard stirbt. Und es ist von keinem König auch nur ein Versuch gemacht worden, etwas Neues zu bilden, das Konigthum auf andere Grundsätze zu stellen als auf denen es unter den Karolingen gestanden, oder dem alten eine neue Wendung und Anwendung zu geben. Wohl aber haben die Könige geduldet, daß die Fürsten und Herren immer weiter um sich greifen, und sie haben denselben, wenn sie deren Gunst für die italienischen Sachen brauchen, große Privilegien und Rechte gegeben. So Kaiser Friedrich den geistlichen Für-
1220 sten 1220 und den weltlichen 1232, daß der König in ihren Lan-
1232 den keine Burgen bauen, keine Zölle erheben, keine Gerichtsbarkeit ausüben solle außer wenn er selbst persönlich in denselben erschiene. Daher war es kein Wunder, daß nichts gediehen und zu Stande gekommen. Das Königthum war geblieben, was es unter den Karolingen gewesen. Was verändert worden, das waren nur Nachtheile des Königthums. Die Lehn waren erblich geworden, die sowohl, welche aus Grund und Boden bestanden, als auch die, welche Ehrenlehn genannt worden waren. Die Zölle, Einkünfte, Rechte waren als Lehn oder als Schenkung dahingegeben worden. Der König konnte aus dem Reiche keine Kraft ziehen, mit welcher etwa noch ein Gewaltschlag vorzunehmen gewesen. Nur da konnte er frei handeln, wo er weggab, was zu behalten sein Vortheil gewesen. Er konnte Würden ertheilen und Exemtionen und Lehn vergeben aus eigener Macht. In allen anderen Stücken war er gebunden an die Zustimmung der Fürsten. Die Zahl der Fürsten, die unmittelbar unter König und Reich standen ohne Zwischenglied, hatte sich bedeutend gemehrt. Die Zwischenglieder, die Herzogthümer, waren ent-

weder ganz unbedeutend geworden, wie Sachsen, oder sie waren verschwunden, wie Schwaben, wo Konradin der letzte Herzog gewesen. Die Landeshoheit ging auf diese Fürsten über, wenn auch noch nicht vollständig auf alle. Das Leben der Menschen ward nicht geordnet und geregelt auf den Reichstagen. Dort werden fast stets nur Schlüsse für vorübergehende Zustände und Verhältnisse gefaßt. Das reicher gewordene Leben aber hat einer Regelung bedurft. Es müssen Ordnungen und Gesetze gegeben, es müssen Steuern erhoben werden. Da das Reich nichts thut für das Einzelne, — und es ist in dem Interesse der Fürsten, daß es nichts thue und darum thut es nichts, — so muß es gethan werden von den Fürsten selbst, von einem jeden für sein Land. Es bildet sich aber in den kleinen Kreisen, in welche das Reich auseinander bricht, und welche fortan durch den Namen des Reiches und durch das Königthum nur noch locker zusammengehalten werden, keine unbedingt fürstliche Gewalt. Der Fürst ist in allen Dingen wieder an die Zustimmung derer gebunden, welche mit ihm in Lehns- und Vassenverhältnisse getreten, an die Zustimmung seines Adels und der Städte, die auf seinem Grund und Boden entstanden, oder der Königsstädte, die allmälig in Fürstenstädte umgewandelt worden. Die sogenannten Stände haben in Deutschland durch eine Ordnung Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1232 ein gesetzliches Dasein empfangen. Wie die königliche Ge- 1232
walt über das Ganze schwach ist, so ist es die fürstliche Gewalt über das Besondere. Die Stände des Reiches föderirten sich für ihre besonderen Zwecke, die Stände eines Fürstenlandes föderirten sich ebenfalls für solche. Die Föderationen des Reiches traten öfters dem König, die Föderationen des Fürstenadels und der Fürstenstädte öfters dem Fürsten entgegen. Neben den Fürsten — eine kaum übersehbare Kette — standen als Glieder des Reiches noch eine Anzahl freier Landesgemeinden, die von Fürstengewalt und Vassenthume nicht überwältiget worden, und im Süden des Reiches eine sehr bedeutende Anzahl mächtiger Städte, die unter die erstere ebenfalls nicht gefallen. Auf den Reichstagen erschienen indessen diese Glieder des Reiches nicht, weil sie außerhalb des Vassenthumes und des Lehnswesens standen, auf die das Reich gebaut war. In diesen Städten, in den angesehenen Fürstenstädten, war ein reiches inneres Leben in Kunst, Manufactur, Verkehr und Handel. Und nicht minder ein reiches Leben in politisch-bürgerlichen Dingen, ein steter Kampf unter den verschiedenen Ständen der Stadt um die Aemter und Würden in derselben. Das ganze Reich mit seiner unermeßlichen Kraft, die

wenn sie eine Einheit gebildet, weit über Frankreich gestanden, war so gestaltet worden, daß weder für deutsche noch für nicht deutsche Zwecke ein gemeinsames Handeln für die Zukunft erwartet werden konnte.

Indem so das Reich der Deutschen schon seit geraumer Zeit ohne Kraft war, hatte doch die Kraft und Rührigkeit einzelner Theile dieses Reiches, hatten einzelne Theile der Nation, dem deutschen Wesen und der deutschen Sitte eine weite Herrschaft gewonnen. Was von den Ländern der Slaven zusammenstieß mit den Deutschen, das hatte der deutschen Herrschaft sich fügen müssen, oder es empfing doch von Deutschland her so gewaltige Einflüsse, daß in dem Laufe der Zeit das Slavische ganz oder zum Theil dem deutschen Wesen weichen mußte. Böhmen, Brandenburg, Lausitz, Meißen, Meklenburg, Pommern, Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Schlesien haben in der einen oder in der andern Weise deutschen Einfluß erfahren. Mehrere der genannten Länder haben ihn erfahren in dem Maße, daß jetzo kein slavischer Laut mehr in ihnen gehört wird. Doch ist in der Nachbarschaft Deutschlands ein slavisches Reich entstanden, über welches die Deutschen, trotz vieler Versuche, die hierzu gemacht wurden, dauernden Einfluß und Herrschaft nicht gewinnen konnten. Die slavischen Stämme um die Oder und Weichsel im Binnenlande vereinigten sich im zehnten Jahrhunderte unter einem Herrnthume und es entstand das Reich Polen, von Polje, d. h. die Ebene, so genannt. Diese Polen wendeten sich zum Christenthume des Abendlandes, als Mieciѕlas, der Fürst zu Gnesen, die Taufe genom-
966 men 966. Ein anderes slavisches Hauptvolk, die Lithauer, blieben noch bei dem alten Heidenthume und wiederum ein anderes, die Russen, hatten sich beinahe zu derselben Zeit zu dem Christenthume des Morgenlandes gewendet. Der Sohn dieses Mieciѕlas, Boleslas Chrobri, der sich König nennt, scheinet die Vereinigung vollendet zu haben. Das Reich war indessen so roh als unbedeutend. Vielfache Theilungen schwächten die Kraft. Boleslas III. theilte
1138 bei seinem Tode 1138 das Reich unter seine vier Söhne. Das oberste Fürstenthum sollte für den ältesten zu Krakau sein. Aber die Fürsten von Krakau vermochten über die andern ebenso wenig als
1163 bei den Russen die Fürsten von Kiew. Schlesien ward 1163 ein besonderes Fürstenthum, kam nicht wieder zu Polen, sondern ward in dem Fortgange der Ereignisse zu dem Reiche der Deutschen gezo-

---

Voigt. Geschichte Preußens. I—IV. 1827—30.

gen. Drei andere Reiche waren Großpolen, Kleinpolen und Ma-
sovien. Den großen Nachtheil hatten die Polen von diesen Thei-
lungen, daß sie dadurch gehindert wurden, sich in den Besitz der
Meeresküste zu setzen, die zu ihrer Entwicklung nothwendig war.
Pommern hatten die Polen oftmals zu überwältigen gesucht, aber
es ward zu dem Reiche der Deutschen gezogen. Die Fürsten der
Pommern standen seit 1181 unter den Ständen des deutschen Rei- 1181
ches. Von dem Weichselstrome östlich an der Küste des Meeres hin-
auf bis zum finnischen Meerbusen wohnte ein Volk, dessen Hauptbe-
standtheile ebenfalls slavisch sind. Die Esthen wurden sie in frühe-
rer Zeit alle genannt die verschiedenen Stämme, aus denen das Volk
bestand. Ein Theil desselben erscheint am Ende des zehnten Jahr-
hunderts unter dem Namen der Preußen. Die Preußen hatten das
Christenthum, das ihnen bald von dieser, bald von jener Seite ge-
bracht werden sollte, immer mit Standhaftigkeit zurückgewiesen.
Weiter nach dem Norden hinauf erscheinen die Namen der Esthen, Li-
ven und Kuren. Diese ganze Küste nun gewannen die Deutschen
und schlossen damit Polen von seiner Lebensquelle aus. Deutsche
Kaufleute aus Bremen waren 1158 an die Küste von Liefland ge- 1158
kommen. Die Deutschen kamen bald nicht allein des Handels we-
gen, sondern auch um die Heiden zum Christenthume zu bringen.
Und als sie sich desselben erwehren wollten, ward nach der Sitte der
Zeit in Deutschland das Kreuz gegen sie gepredigt, und sie mit den
Waffen zur Annahme des Christenthumes genöthigt. Ein eigener
Orden ward nach dem Vorbilde der Templer und der Johanniter
in dem Orden des Ritterdienstes Christi 1201 zu ihrer Bekehrung 1201
gestiftet. Und bald waren die Heiden zum Christenthume genöthigt
und der Herrschaft der Deutschen, des Ordens und der Bischöffe,
die ihnen gesetzt wurden, unterworfen. Esthland ward von den Dä-
nen überwältiget. Deutsche Herren wurden in das Land gezogen
und deutsche Städte gegründet. Nun konnten die Preußen dem
Christenthume ebenfalls nicht entgehen. Die Polen aber waren zu
schwach, um die Ueberwältigungen der Preußen, von denen sie durch
räuberische Einbrüche beunruhiget wurden, hinauszuführen. Also
rief Konrad, Herzog von Masovien, den Orden der deutschen Herren,
dessen Großmeister von Kaiser Friedrich II. in den Stand eines
Reichsfürsten erhoben worden, zur Bekämpfung der Preußen herbei,
und schloß mit dem Orden einen vom Pabst und vom Kaiser bestä-
tigten Tractat 1226, daß dem Orden das Land eigen sein sollte, 1226
auf dem sie die Menschen zum Christenthum bringen würden. Der

Orden begann alsbald den Kampf. Derselbe dauerte länger als ein halbes Jahrhundert. Endlich hatte der Orden mit Hülfe vieler Kreuzheere, die oftmals aus Deutschland kamen und welche hier, in Deutschlands Nähe besser die Lösung des Kreuzgelübdes fanden als in dem fernen Morgenlande, das ganze Land sich unterworfen. Der
1237 Orden, welcher sich 1237 mit dem Orden des Ritterdienstes Christi vereinigt, war der Herr des Landes. An der Spitze desselben stand der auf Lebenszeit gewählte Großmeister. Unter den Orden fielen die Preußen, je nachdem ihr Stand früher gewesen und wie sie sich bei der Annahme des Christenthums betragen, in ein verschiedenes Verhältniß: denn härter wurden die gestellt, welche nach einmaliger Annahme des Christenthums wieder von demselben abgefallen waren. Unterthanen aber des Ordens waren sie alle, und auf dem größern Theile von ihnen lagen Zinsen und Frohnten. Aber die Ritter waren nicht die einzigen Deutschen, welche in das Land hineingekommen. Anderer deutscher Adel, Bauern und Bürger zogen herein. Das Land ward mit deutschen Städten bedeckt, wie Thorn, Elbing, Memel, Marienburg. Diese Städte standen zu dem Orden in einem sehr freien Verhältniß. Als das Königreich Jerusalem ganz verloren,
1309 ward der Sitz des Großmeisterthums im Jahre 1309 selbst nach Preußen, nach Marienburg, verlegt. Auch ein Theil von Pommern kam durch Kauf an den Orden und es nahm derselbe eine bedeutende Stellung in der Welt ein. Das deutsche Leben gestaltete sich reicher, als die Ostseeküste also gewonnen ward. Für die sclavischen Völker aber, besonders für Polen, war dieser Gang der Dinge ein nicht zu berechnendes Unglück.

Mehr als dreihundert Jahre sind verlaufen, seitdem das Pontificat, nachdem es ein größeres Kaiserthum wieder hergestellt, den Gedanken, der bereits unter den Karolingen vorhanden, wieder aufgefaßt und an dessen Verwirklichung gearbeitet hat. Es ist im Ganzen genommen nichts erreicht und nichts gewonnen worden für diesen Zweck. Die Säulen aber stehen noch und sie scheinen noch zusammenzuhalten, durch welche möglich geworden, daß dieser Gedanke überhaupt hatte aufkommen, daß er Wurzel hatte schlagen können in einer Menschenbrust. Es bietet aber die christliche Welt am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in religiös-kirchlicher Hinsicht noch ein ungemein trübes Bild dar. Die römisch-fränkische Katholicität hat noch die Herrschaft über die Welt. Sie hat sich ausgedehnt und erweitert und sich in ihrem Innern ausgebaut. Die Lehre von der Höhe und Würde des priesterlichen Standes, die

Lehre von der Nothwendigkeit der vollen Freiheit und Unabhängigkeit desselben wird von dem ganzen priesterlichen Stande mit der größten Heftigkeit und Beharrlichkeit festgehalten. Sie nennen diese Dinge die Freiheit der Kirche. Die Kirche müsse ja frei sein, denn sie sei durch das Blut Christi erlößt worden. Diese Freiheit darf nicht im mindesten verletzt werden. Die Päbste, die Bischöffe, sie setzen Alles in Bewegung, wenn das Mindeste davon verletzt wird. Sie bannen, sie excommuniciren, sie interdiciren bis ihnen wieder hergestellt ist, was sie ihr Recht nennen. Und die Mehrzahl der Menschen ist noch in dem Glauben, daß dieses so dem Christenthume gemäß sei. Es ist aber dieser Glaube nicht stark genug, um einen steten Kampf zu verhindern. Priester und Laien liegen in einem ewigen, unter diesen Verhältnissen natürlichen Kampfe, der sich auf jedem Puncte Europas und zu jeder Zeit findet. Auf der einen Seite die Priesterschaft, gestützt auf den Glauben, den sie vor mehreren Jahrhunderten geschaffen, mit dem Streben, so frei und unabhängig als möglich zu sein, damit ein jeder, der zu ihnen gehört, thun könne, was er will, mit dem Streben so reich, mächtig und einflußreich zu werden, daß die Herrschaft über alle Dinge an sie falle. Auf der andern Seite die Laien, zumal die Fürsten und Herren, mit dem Streben, sich und die Ihrigen nicht noch weiter unter die Herrschaft der Priester fallen zu lassen als sie schon darunter sind. Nicht so ganz dauert der alte Glaube fort. Alonso II. von Portugal, weigerte sich weitere Schenkungen an die Kirche zu machen, der Adel in Frankreich föderirte sich gegen den Klerus, weil derselbe seine Gerichtsbarkeit immer weiter ausdehne. Aber indem die Welt sich gegen die Priestermacht zu regen beginnt, diese aber eine große Stärke in den früheren Jahrhunderten gewonnen, ist Bewegung, Unruhe, Zerrüttung allenthalben. Der Priesterstand, eifrig besorgt, seine Rechte und Reichthümer zu erhalten, hat die Lehre fast ganz vergessen. Das Heidenthum dauert unter dem Volke noch immer fort. Es kämpft noch immer mit dem Christenthume und kann unter den Menschen nicht vollständig niedergekämpft werden, weil sein wahrer Inhalt dem bei weitem größten Theile der Priester und der Laien unbekannt ist. Bald unter dieser, bald unter jener Gestalt bricht das Heidenthum wieder durch. Der Glaube aber, daß äußeres Thun und Ertödtung der Sinnlichkeit die christliche Vollkommenheit bringe, erhält sich in aller seiner Kraft, obwohl die Nichtigkeit dieses Glaubens sich je länger, je mehr erwieß. Am nichtigsten erwieß er sich an den Priestern und in den Klöstern. Statt der Keuschheit,

die sie gelobten, herrschte die frechste Lust. Die menschliche Natur, von ihren rechten Pfaden gebracht, gerieth auf die heillosesten Abwege. Es wurden der Orden indessen immer neue gestiftet. Am bedeu-
1216 tendsten wurden die Franciscaner 1216 und die Dominicaner 1223.
1223 Sie fingen wie alle Orden mit dem Gelübde der Armuth an, und endeten mit Reichthum und Schwelgerei. Der Widerstand, welchen die römisch-fränkische Katholicität durch die Waldenser und Katharer gefunden, lehrte sie die Gefahren kennen, welche für sie in der Bekanntschaft der Menschen mit der heiligen Schrift liege. Sie fingen an, die heilige Schrift in den Landessprachen zu verbieten, überhaupt die Schrift für etwas Bedenkliches zu erklären, das nicht leicht recht, d. h. in dem Sinne verstanden werden könnte, in dem sie verstanden werden mußte, wenn die Priestergewalt bestehen sollte. Jenen Widerstand hatte die Kirche durch die Predigt von Kreuzzügen niedergeworfen. Sie war damit auf eine blutige Bahn getreten und hatte ein Zeugniß über sich selbst gegeben. Es hatte aber durch diese Kreuzzüge nicht Alles ausgetilgt werden können. Es war nothwendig auch für die Zukunft zu sorgen. Die Kirche wollte, daß die mindesten Zweifel an ihr unterdrückt würden, weil sie weiter führen konnten. Am besten und kürzesten wurden sie durch Untergang und Vernichtung derer unterdrückt, welche sie faßten. Deshalb wurden von den Päbsten dieser Zeit die Inquisitionsgesetze gegeben und seit Honorius III. die Inquisitionstribunale aufgerichtet, welche in der Regel Dominicanern oder Franciscanern aufgetragen wurden. Die Inquisition hatte die Bestimmung, den leisesten Zweifel an der Kirche zu unterdrücken. Sie sollte im Stande sein, die leisesten Bedenklichkeiten, die über den Glauben jemandes an die Kirche aufkommen konnten, zum wirklichen Unglauben an die Kirche zu erheben und ihn als solchen mit Tod oder ewigem Gefängniß zu strafen. Dieser leise Zweifel sollte nicht geduldet werden, weil er weiter führen konnte von Stufe zu Stufe. Die Inquisition war das furchtbare Mittel eines herrschenden Standes, der mit Mißtrauen erfüllt zu werden beginnt über seine Umgebungen, weil sich Zeichen der Freiheit und Unabhängigkeit in denselben emporthun. Die Gesetze der Inquisition sind besonders streng gegen Fürsten und Herren. Alles weltliche Herrnthum geht sofort verloren, wenn einer der Fürsten und Herren das ungeheure Verbrechen begeht, Ketzer irgend wie zu beschützen. Aber die Kirche war nicht mächtig genug, jeden freien Gedanken in jeglicher Brust aufzuspähen und diese Brust der Vernichtung zu übergeben.

Wenn es nun auch gelang durch diese Inquisition, die Regung, welche sich in den romanischen Landen gegen die Kirche gezeigt, in so weit zu überwältigen, daß nicht mehr gefürchtet zu werden brauchte, was Innocenz III. hatte fürchten müssen, daß das römische Kirchenthum vielleicht binnen eines Jahrhunderts in diesen Landen in sich selbst zusammenbrechen würde, so war doch der ganze Zustand der Welt so geworden, daß sie nicht mehr mit Leichtigkeit von der Kirche geleitet und die Gedanken derselben überwältiget werden konnten. Wenn die Herrschaft der Kirche nicht allein bestehen sollte wie sie war, sondern, wonach alle Priesterfürsten und besonders die Päbste strebten, strenger und absoluter werden sollte, so war nothwendig, daß die Abgeschiedenheit und Sonderung des Lebens der früheren Jahrhunderte, das todte Einerlei derselben, wiederkehre. Es hatte aber dieses Platz gemacht einem reichern und bewegtern Leben, welches die Menschen vielfach unter einander in Verbindung setzte und die Ideen erweiterte. Der ungemein thätige Handel und Verkehr war dazu ein Hauptmittel. Der Handel, der mit dem Morgenlande in den Kreuzzügen angeknüpft worden, dauerte fort auch nachdem diese selbst aufgehört hatten. Er verzweigte sich in die fernsten Länder Europas. In der südlichen Welt ragten die italienischen Städte durch diesen Betrieb hervor, in der nördlichen die deutschen. Die deutschen Städte hatten sich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zusammengethan in den hanseatischen Bund, um den Handel in den östlichen und nördlichen Landen an sich zu bringen. In gleicher Weise wirkte auf die Thätigkeit und Freiheit des Geistes die höhere Ausbildung, welche die neuern Sprachen empfingen. Die provencalische Ritterschaft war vorausgegangen mit ihrem Liede und ihrem Gesange. Die deutsche, die kastilianische, die englische, die nordfranzösische, die italienische, war ihr nachgeschritten. Und nicht mehr wurden die neuen Sprachen nur angewendet für das Lied und den Gesang, der mehr einwirkte auf die Gefühle als auf die Gedanken. Die neuen Sprachen fingen an auch angewendet zu werden für andere Darstellungen, für geschichtliche zuerst, die auf die Gedanken mehr wirken konnten. Wie sollte die Kirche, wenn diese Thätigkeit größer ward, Alles zu übersehen, und wo sich ein Zeichen von Freiheit offenbarte, Alles zu unterdrücken im Stande sein. Die ganze Weltstellung war nicht mehr wie sie vor zwei Jahrhunderten gewesen. Die Fürsten strebten nach Macht, mit welcher die Kirchenmacht nicht bestehen konnte, die Völker strebten nach Freiheit, und es fing diese Freiheit

an bis zu den untersten Klassen der Menschen zu kommen. Durch Gewalt, durch Geld, durch Schenkung wurden der Bauerschaften schon viele frei in den romanischen und germanischen Landen. Mit der Freiheit konnte die Macht der Kirche ebenfalls nicht bestehen. Das Leben strebte nach Schönheit. Die bildenden Künste, besonders in Italien heimisch und in Italien besonders gepflegt, waren ebenfalls wider den Geist der Kirche und ihre Düsterheit im Ganzen genommen, wenn sie auch die bildenden Künste für sich zu nutzen verstand, um Eindruck auf die Phantasie der Menschen zu machen. Das Leben strebte nach Wissenschaft, und diese war wider die Kirche wie nichts anderes, wenn auch die Kirche die Wissenschaft so zu formen trachtete und sie dem Streben darnach eine solche Richtung zu geben suchte, daß sie einen Stützpunkt an ihr erhalte. Die wissentschaftlichen Bestrebungen der Menschen tappten auch noch im Finstern herum und geraume Zeit konnten sie wohl der Kirche dienen. Die Universitäten, welche zu Bologna, Paris, Toulouse, Oxford, Salamanca, Neapel, aufgerichtet worden, dienten wenigstens zum Theil das Kirchensystem zu halten und zu vertheidigen. Gregor IX. hatte durch Rai-
1245 mond Pennaforte 1245 die Schlüsse und Decrete des apostolischen Stuhles zusammenstellen lassen, und sie wurden auf den Universitäten gehalten wie ein Evangelium. Aber das römische Recht, welches daneben getrieben ward, die ganze Bewegung, die auf diesen Universitäten herrschte, war wider den Geist der Kirche. Das ganze neue Leben, das sich besonders seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts gebildet, hätte die Kirche wieder vernichten müssen, wenn sie das werden sollte, wozu Gregor VII. und Innocenz III. sie hatten machen wollen.

Drittes Buch.

Das Ende des Mittelalters.

Die beiden Jahrhunderte, welche von den letzten Zehnten des dreizehnten bis zu dem Ende des sogenannten Mittelalters verlaufen, reich an Erscheinungen des Lebens in jeglicher Beziehung, zeichnen sich besonders aus durch zwei Dinge. Sie haben diese Dinge aller-

dings mit den verwichenen Jahrhunderten gemein, aber das Streben und Gegenstreben der Menschen um sie wird erfolgreicher, inhaltschwerer, schneller und kräftiger auf die Bildung neuer Zustände hinarbeitend. Diese Dinge aber sind zuerst die letzten Anstrengungen der Hierarchie, eine weltliche Macht zu gewinnen oder doch sie vorzubereiten, durch welche die Hierarchie nur Veranlassung giebt, daß die ganze römische Kirche in eine ungeheure Verwirrung fällt, welche dazu dienen kann, die Menschen über sie aufzuklären oder welche doch diese Aufklärung vorbereitet. Das Zweite, welches mit diesem Ersten in einer nahen Berührung stehet, sind die Bestrebungen der Menschen zu einer anderen Kirche zu kommen als die römische ist. Diese Bestrebungen werden von einem großen Erfolge noch nicht gekrönt, aber sie dienen ebenfalls dazu, die Menschen aufzuklären über das Kirchenthum Roms und die Zukunft vorzubereiten. An diese zwei Haupterscheinungen, welche das Leben der Jahrhunderte durchdringen, knüpfen sich die anderen an, welche den europäischen Staat und das europäische Leben, in den folgenden Jahrhunderten die Welt zu beherrschen bestimmt, regeln und weiter fördern. Zuerst erscheinet das Pabstthum wieder auf dem Schauplatze der Ereignisse. Unmittelbar nach dem Siege über die Hohenstaufen erfährt dasselbe eine Niederlage nach der anderen und diese Niederlagen, sie können kaum Verwunderung erregen. Es hat ein Gefühl, wenn auch nicht ein klares und bestimmtes Wissen, in die Menschen kommen müssen, daß die Staufen zuletzt um irdischer Zwecke und Entwürfe des Pabstthums willen von demselben zusammengebrochen worden sind. Den größten Eindruck aber muß der Untergang des mächtigen Kaisergeschlechts auf die Könige, Fürsten und Herren gemacht haben. Es ist begreiflich, wie bei dem gerade, welcher den Päbsten die Hand zum Sturze der Staufen geboten und welcher durch sie in eine neue und glänzende Stellung gekommen, dieser Eindruck am bedeutendsten sein mußte, bei Karl von Anjou, nunmehr König von Neapel. Die neue königliche Stellung, in der er sich befand, war ein Geschenk des Pabstes, er war ein Geschöpf des Pabstes. Die Hohenstaufen waren solche Geschöpfe des Pabstthums nicht gewesen: dennoch waren sie untergegangen. Was hatte das Geschöpf zu erwarten, wenn es einst dem Pabstthume im Wege stand. Alle fürstliche und königliche Stellung war unsicher geworden. Karl I. glaubte sich gegen das Pabstthum sichern zu müssen. Diese Sicherheit glaubte er dann zu finden, wenn er Franzosen auf den Stuhl der Apostel brächte. Von dem Nationalgeiste solcher Franzosen erwartet er, daß sie we-

nigstens gegen die Königshäuser aus französischem Geschlechte nichts unternehmen, ja im Gegentheil die Macht derselben fördern würden. Bei dem Geiste der Hierarchie, der in allen Priesterfürsten ist, welcher Nation sie auch entstammen mögen, ist fast seltsam und auffallend, daß diese Rechnung auf den französischen Nationalgeist doch niemals getäuscht hat. Nun ist zuerst wohl durch einen Zufall geschehen, daß hintereinander zwei Franzosen auf den Stuhl kommen, Urban IV., Clemens IV., von denen bereits gesprochen worden. Karl I. gewinnt durch sie das schöne Unter-Italien. Die italienische Hochpriesterschaft aber, bedenklich geworden über die Franzosen als wollten sie ihnen Pabstthum und Cardinalscollegium, altes italienisches Erbe, entreißen, haben Gregor X. gewählt. Nach dessen Tode
1276 1276 wird dieses Jahr der Stuhl von den drei Italienern, Innocenz V. Adrian V. und Johannes XXI. eingenommen. Auf diese folgt
1281 Nicolaus III., wieder ein Italiener, bis 1281. Karl von Anjou aber hat festgehalten an seinem Gedanken, das Pabstthum französisch zu machen. Er hat Franzosen in das Cardinalscollegium gebracht. Er erzwingt die Wahl eines Franzosen zum Pabste, Mar-
1281 tins IV. 1281.

Waren Italiener auf dem apostolischen Stuhle, so arbeiteten sie den Plänen Karl I. entgegen, waren Franzosen darauf, so arbeiteten sie mit ihm auf Ausdehnung seiner Macht. Karl I. dachte großen Dingen nach. Ueber Italien wollte er seine Macht ausdehnen, die französische Herrschaft in Constantinopel gedachte er wieder herzustellen. Er rüstete eben mächtig gegen Michael Paleologos, welchen deshalb die Franzosen Clemens IV. und Martin IV. in den Bann thaten, damit er leichter vor den Franzosen zusammenbrechen möchte. Da ward der König in seinen Entwürfen durch ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen. Die französische Herrschaft in Unter-Italien war durch Karl mit Gewalt und Blut befestiget worden. Die Franzosen verübten Unbill aller Art. Da erhub sich Pa-
1282 lermo 30. März 1282. Messina folgte, bald die ganze Insel Sicilien. Der Aufstand war lange vorbereitet. Michael Paleologos,
1270 Pedro III., der 1270 nach dem Tode seines Vaters Jacobs I. König in Aragonien geworden, unterstützte ihn. Pedro III. war mit der Tochter Manfreds, des Hohenstaufen, vermählt. Pedro III. eilte nach Sicilien, das ihn zum König wählte. Karl I. sah sich gestört in allen seinen Entwürfen. Er mußte seine Waffen gegen Sicilien wenden.

Schmidt. Geschichte von Aragonien im Mittelalter. 1828. Gervinus. Innere Geschichte von Aragonien. In dessen historischen Schriften. 1833.

Aber die Aragonier und Katalonier, unter denen besonders Roger Lauria glänzte, traten ihm kühn entgegen. Er gewann nichts, ja sein eigener Sohn, Karl genannt, ward gefangen. Da erhub sich der Franzose Pabst Martin IV. für Karl. Bann und Interdict schleuderte er auf Sicilien, auf Pedro III. Da aber ein Fügen nicht erfolgte, so that er einen weitern Schritt. Am 12. März 1283 1283
sprach er den König, weil er sich frech gegen die heilige Kirche erhoben, auch das Reich Aragon ab und sprach es zu Karln von Valois, dem zweitgebornen Sohne Philipps III. von Frankreich. Philipp III. war 1270 auf Ludwig IX. gefolgt. Das Königthum war im steten Vorschreiten. 1270
Philipp III. stellte den Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Kronlande auf, gebot daß fortan nur die königliche Münze in dem Reiche Cours haben sollte und wagte zuerst einen Adelsbrief zu ertheilen. Philipp III. nahm die Waffen, um den Spruch des Pabstes an Pedro III. zu vollziehen. 1284. Ein Reich hatten die 1284
Kapetinger schon durch die französischen Päbste gewonnen, eine zweite Aussicht eröffnete sich. Nun schien nach dem Falle der Staufen der kleine König von Aragon vor dem apostolischen Stuhle um so leichter zusammenbrechen zu müssen, je größer die Kräfte waren, die sich gegen ihn in Bewegung setzten. Nicht allein der Pabst, Neapel, Frankreich, sondern auch Kastilien, ja der eigene Bruder Jacob erhob sich gegen ihn. Auch benutzten die Stände von Aragon die Noth und Verlegenheit des Königs Pedro III. Es arbeitete auch dieser auf Weiterung der Königsgewalt. Er fing Kriege an, gab Ordnungen, schrieb Steuern aus, ohne die Stände zu fragen. Da schlossen die Stände, wie die Franzosen droheten, eine Union 1284. 1284
Sie wollten sich mit den Waffen schützen, wenn ihre alten Rechte angetastet würden, sie wollten von diesem königlichen Geschlechte ganz abgehen, wenn es fortfahre die alten Rechte zu verletzen. Und Pedro III. sah sich genöthiget auf dem Reichstage zu Saragossa alle Forderungen zuzugestehen, daß das Königthum bei Krieg und Frieden, bei Gesetzgebung und Steueranlagen an die Zustimmung der Cortes gebunden sei. Als nun aber die Franzosen im Juni 1285 1285
wirklich in Katalonien einbrachen, da fanden sie allenthalben rüstigen Widerstand. Es offenbarte sich, daß die Sprüche des apostolischen Stuhles die nationalen Gefühle nicht verletzen dürfe, daß die Völker Europas sich nicht von demselben würden hin und herschieben lassen, wie es dessen Plane und Entwürfe mit sich brachten. Alle apostolische Donner gingen an Sicilien und Aragon vorüber, ohne einen bedeutenden Eindruck auf die Menschen zu machen. Der

1285 alte Glaube wankte. Philipp III. starb 5. Octbr. 1285, mitten in dem Streite. Das französische Reich ging über auf Philipp IV.
1285 oder den Schönen. Pedro III. folgte ihm bald 10. Novbr. 1285. Das Reich von Aragon fiel an Alonso III. den erstgebornen Sohn, das Reich von Sicilien an den zweitgebornen Jacob. Voraus war
1285 ihnen in den Tod gegangen König Karl I. 7. Januar 1285 mit gebeugtem Herzen, daß der Aufstand Siciliens alle seine hochfliegenden Gedanken durchbrochen. Sein Sohn Karl II. befand sich noch in der Gefangenschaft der Aragonier. Dem König Karl I.
1285 war wiederum nachgegangen Pabst Martin IV. 25. März 1285.

Also beinahe genau an derselben Zeit kamen auf allen Puncten, wo diese Ereignisse sich bewegten, andere Menschen an die Spitze derselben. Aber, was die Probe anlangte, welche die Macht des apostolischen Stuhles in denselben zu bestehen hatte, so änderte sich nichts zu deren Gunsten. Zuerst hatte der Tod Martins IV. und die Schwäche, in welche die Anjou von Neapel durch die sicilianische Vesper gefallen, herbeigeführt, daß wieder Italiener auf den römischen Stuhl gekommen. Zunächst Pabst Honorius IV. und als die-
1287 ser 3. April 1287 verstorben, Nicolaus IV. Auch die Italiener setzten die von dem Franzosen Martin IV. gegen Aragon und Sicilien ergriffenen Maßregeln fort. Sie konnten nicht zurückschreiten ohne die Autorität des römischen Stuhles blos zu geben. Aber alle Mahnungen an Alonso III. blieben eben so vergebens als sie geblieben an seinem Vater Pedro III., ob auch Philipp IV. mit den Waffen drohete und der Krieg gegen Aragon von den Franzosen abermals begonnen ward. Alonso III. widerstand in Sicilien und in Aragon, obwohl er in schwere Verhältnisse kam. Denn Adel und Städte von Aragon, des Königs Noth benutzend, traten immer trotziger auf. Auf dem Reichstage von Saragossa mußte der König der Union, die sich unter Pedro III. gebildet hatte, das Recht zugestehen, den Königen Räthe zur Seite zu setzen mit deren Zustimmung allein die Angele-
1287 genheiten von Aragon und Valencia geleitet werden dürften. 1287. Die Union bestand nicht aus allem Adel und aus allen Städten des Reiches. Sie bestand nur aus denen, vom Adel besonders, in denen der kecke Unabhängigkeitssinn war, die nicht Ordnung und Einheit, sondern die wilde Freiheit des Faustrechts wollten. Die Unionsprivilegien, welche König Alonso III. geben mußte, entstanden unter dem Widerspruche eines Theiles der Stände selbst. Sie durften nicht dauern, wenn die Ordnung gedeihen sollte. Vor der Hand aber mußte das Königthum sich durch die Union in Fesseln schlagen lassen,

um nicht mit zwei mächtigen Feinden zugleich streiten zu müssen. Die beiden Brüder Alonso III. von Aragon und Jacob von Sicilien hielten zusammen bis kurz vor des ersteren Tode. Die Angriffe Frankreichs und Kastiliens, die inneren Unruhen bewogen endlich Alonso III. zurückzutreten. Er schloß 19. Febr. 1291 seinen be- 1291
sondern Frieden mit Karl II., Philipp IV. und der heiligen Kirche. König Karl II. von Neapel hatte schon 1289 gegen das Versprechen 1289
der Abtretung Siciliens die Freiheit von den Aragoniern erhalten. Aber der römische Stuhl hatte ihn alsbald aller deshalb geschworenen Eide für quitt und ledig erklärt. In jenem Tractate aber gab Alonso III. seinen Bruder Jacob auf, und gelobte denselben weiter nicht zu unterstützen. Dagegen wurden alle Sprüche der Kirche gegen ihn zurückgenommen. Der heilige Stuhl meinte nun, sein Gebot durchzusetzen, daß Sicilien unter die Anjou zurückkehren müsse. Es war von Wichtigkeit, daß es geschah. Denn es durfte kein Beispiel gelassen werden, daß Könige oder Völker sich gegen die Bestimmungen des Stuhles erheben könnten. Aber das Schicksal spielte mit demselben fast seltsam. Alonso II. starb plötzlich am 18. Juni 1291. Jacob von Sicilien erbte, da jener kinderlos ge- 1291
storben, auch die drei aragonischen Reiche. König Jacob II. behielt und behauptete Sicilien. Die Franzosen waren des fruchtlosen Krieges gegen Aragon müde: es war klar geworden, daß die apostolische Schenkung nicht zu einer Wirklichkeit würde gemacht werden können. Der römische Stuhl kam wegen seines Ansehens und seiner Autorität in immer größere Verlegenheit. Pabst Nicolaus IV. starb 4. April 1292 und kurze Zeit war Cölestin V. Pabst. Der 1292
Cardinal Benedict Cajetan, nachdem er Cölestin bewogen hatte, abzudanken, erlangte durch böse Künste selbst das Pabstthum. 1294. 1294
Er nannte sich Bonifacius VIII. Dieser wollte den Streit wegen Sicilien enden und vom apostolischen Ansehen retten, was hier noch zu retten war. Also brachte er 1294 mit Jacob II. von Aragon einen 1294
abermaligen Tractat zusammen. Jacob gelobte Sicilien zurückzugeben und der Pabst schenkte ihm dafür Sardinien und Corsica. Aber auch dieses Mittel die päbstliche Autorität zu retten half nicht. Denn die Sicilianer, Adel und Städte, wählten nun Friedrich, Jacob II. Bruder, zum König und krönten ihn zu Catania 26. März 1296. Und es konnte dieser durch keine Mittel aus Sicilien ge- 1296
trieben werden. Der apostolische Stuhl mußte die Sache endlich fallen lassen. Karl II. von Neapel schloß 1302 einen Tractat mit 1302
Friedrich, daß nach seinem Ableben Sicilien wieder an die Anjous

fallen sollte. Es geschah aber nicht. Eine aragonische Seitenlinie behauptete Sicilien. Die Hauptlinie aber, weil sie doch Sicilien aufgegeben, machte nachmals nichtsdestoweniger die apostolische Schenkung geltend und eroberte Sardinien.

Diese Sache, in welcher die alte Autorität des apostolischen Stuhles so heftig erschüttert ward, war noch nicht vollständig beendet, als Pabst Bonifacius VIII. die apostolische Macht auf eine neue Probe gestellt hatte. Derselbe hatte die höchsten Begriffe von seiner Gewalt. Besonders die weltliche Seite derselben faßte er auf. Er nannte sich einen Nachfolger der Imperatoren und als er im
1300 Jahre 1300 zum erstenmale das Jubeljahr feierte, erschien er angethan mit dem kaiserlichen Gewande. Wie lange sich indessen auch schon der römische Stuhl bemüht, noch immer war es zu nichts Wirklichem gekommen. Der apostolische Stuhl hat immer getrachtet, die Welt so zu ordnen und zu bereiten, daß sie dermaleinst unter die wirkliche Herrschaft des Pabstthumes gebracht werden könne. Damit haben die Päbste sich und andere gequält. Aber sie sind über die ersten Vorbereitungen nicht hinausgekommen. Auch Pabst Bonifacius VIII. will an dieser Bereitung arbeiten. Mit einer Art von Schrecken scheint derselbe bemerkt zu haben, daß, weil seine Vorgänger in Deutschland und Italien besonders beschäftiget gewesen, um die Bildung der Königs- und Kaisermacht hier zu verhindern, Frankreich ihrer Aufmerksamkeit entgangen. Mit Angst sieht der Pabst, wie das Königthum in Frankreich gestiegen, wie der Adel gebeugt, wie der fürstliche Adel schon fast verschwunden. Guienne, welches dem König von England gehört, Flandern, Burgund, Bretagne sind noch allein übrig. Philipp der Schöne aber ist mit dem Gedanken auf den Thron gekommen zu vollenden. Er hatte eine Gelegenheit ergriffen, um Guienne für ein verfallenes Lehn zu erklä-
1294 ren und mit dem Kronland vereinigen zu lassen 1294. Und da der Graf von Flandern in dem Kampfe, der sich um Guienne zwischen Philipp dem Schönen und Eduard I. von England entsponnen, gemengt hatte als des Königs von Englands Bundesgenosse, damit das Königthum nicht die Fürstenthümer noch alle verschlinge, so hatte Philipp der Schöne auch diese Gelegenheit ergriffen, um
1295 den Grafen von Flandern zu fassen 1295, sich seines Landes zu bemeistern und es ebenfalls für ein verfallenes Lehn zu erklären. Schon waren Bonifacius VIII. und Philipp der Schöne heftig an einander gekommen. Der König, der Geld zum Kriege brauchte, hatte auch die Güter des Klerus besteuert. Der Pabst hatte deshalb die Bulle clericis

laicos 1296 erlassen, in der ausgesprochen, daß die Kirchengüter 1296
der Welt und den Königen nicht angingen, daß sie nicht besteuert werden dürften. Der König aber hatte dem Pabst geantwortet, daß dies rein weltliche Angelegenheiten wären, um welche der römische Stuhl sich nicht zu kümmern habe. Bonifacius VIII. hatte auch diese Sache wieder fallen lassen: sie war ihm eine Hauptsache nicht. Als aber Guienne und Flandern an die Krone fallen zu müssen schienen, so schritt er auf. Er wollte es nicht dulden, daß die Königsmacht in Frankreich noch größer würde als sie bereits geworden. Wenn alle andere Macht in Frankreich verschwand, wer sollte dereinst im Namen des apostolischen Stuhles und der heiligen Kirche gegen das Königthum auftreten können? Also sendete der Pabst einen der französischen Bischöffe, von Pamiers, an den König als Legaten und ließ ihm gebieten, den Grafen von Flandern frei zu lassen, Flandern herauszugeben und selbst einen Kreuzzug anzutreten 1301. Philipp der Schöne aber wollte seine Plane nicht durchbrechen lassen von den apostolischen. Also achtete er nicht auf des Pabstes Gebote. Der Bischoff aber ging in seine Dioces und begann einen ihm wahrscheinlich von dem Pabste gegebenen andern Auftrag zu vollziehen, eine Revolution gegen den König zu predigen. Der Bischoff arbeitete bei dem Adel dafür. Philipp der Schöne sei ja gar nicht aus dem Blute Karls des Großen; man möge sich gegen ihn erheben. Bonifacius VIII. wollte dasselbe Stück in Frankreich spielen, welches mit Glück von vielen seiner Vorfahren in Deutschland und Italien gespielt worden. Er zählte auf den Unwillen des Adels über die immer steigende Königsmacht, auf den Haß, den Philipp der Schöne durch manche Gewaltsamkeit aufregen zu müssen schien. Der König aber ließ den Bischoff fassen, behandelte ihn als Verräther und begehrte vom Pabst, daß er ihn des bischöfflichen und priesterlichen Charakters entkleiden möge.

Der Pabst entbrannte in heftigem Zorn. Er meinte, der Mittel genug in den Händen zu haben, die weitere Ausbildung der königlichen Macht in Frankreich zu hemmen. Ja, es scheinen auch von nun an größere Gedanken in seine Seele gekommen zu sein. Vielleicht ließ Philipp der Schöne sich stürzen, ein anderes Geschlecht sich auf den Thron bringen, welches Frankreich als ein Lehn des apostolischen Stuhles annahm. Nicht allein gebot er, daß der Bischoff von Pamiers alsbald frei zu lassen sei, sondern er warf auch in einer Bulle (Ausculta Fili) dem König vor, daß er sein Reich drücke, daß er ein Feind der heiligen Kirche sei. Er berief sogar auf

1302 den 1. Novbr. 1302 eine französische Synode nach Rom. Feindschaft gegen die Kirche hatte auch zum Sturze der Staufen den Vorwand geben müssen. Der König von Frankreich konnte nicht zweifelhaft darüber sein, was die Synode in Rom gegen ihn vornehmen werde. Er war aber entschlossen, vor dem Pabste nicht zurückzuweichen und keinen seiner Entwürfe aufzugeben. Also verbot der König zuerst, daß die französischen Bischöffe und Aebte sich aus dem Reiche entfernen sollten. Das konnte indessen den Pabst nicht weiter hindern. War's doch keineswegs eine unbedingte Nothwendigkeit, daß nur mit Zustimmung französischer Kleriker der Bann auf den König gelegt oder die Absetzung über ihn ausgesprochen ward. Diese Dinge waren es, die Philipp der Schöne erwarten mußte. Der König glaubte ein Mittel gefunden zu haben, welches ihn gegen Alles sichere. Er meinte aber zu dessen Handhabung der Mitwirkung der Nation zu bedürfen. Er berief ein Parlament nach
1302 Paris, Febr. 1302. Es war das alte Parlament, nicht jenes Parlament, das, ein stehendes Tribunal in Paris, sein Dasein Ludwig IX. verdankte; das alte Parlament aus den Großen des Reiches. Zu diesen hatte Philipp der Schöne zum ersten Male die Abgeordneten der großen Städte gestellt. Schon unter Ludwig IX. waren dieselben öfterer wegen der Angelegenheiten um Rath befragt worden. Dieser Versammlung ließ der König versichern, daß der Pabst die Hoheit über Frankreich in Anspruch nehme. Der Adel und besonders die Städte versicherten mit großem Eifer, daß Frankreich keinen andern Herrn außer dem König habe. Es tönten auf dieser Versammlung schon Stimmen, daß der Pabst ein Ketzer sei. Adel und Städte schrieben an die Kardinäle in sehr bitterem Tone, Bonifacius VIII. verwirre Welt und Kirche, er sei kein Pabst, sondern ein Ketzer. Auch der Klerus sah sich genöthiget, an diesen Aeußerungen und Schritten einigen Theil zu nehmen. Das war das Mittel, welches der König gegen den Pabst kannte, daß er demselben Ketzerei Schuld gab. Nun war die Sache eine persönliche des Pabstes geworden. Bonifacius mußte den König angreifen nicht allein um des Pabstthumes im Allgemeinen, sondern auch um seiner selbst willen. Er erklärte nun, daß er den König für excommunicirt halte, er erinnerte daran, daß schon Frankenkönige von dem apostolischen Stuhle abgesetzt worden, er mahnte den Klerus von Frankreich, auf die Synode zu kommen, die er nach Rom ausgeschrieben. Und es kamen der Erzbischöffe, Bischöffe und Aebte nicht weniger als fün und vierzig. Indessen zögerte er mit dem entscheidenden Schlage

Er wollte dazu den günstigsten Moment erwarten und meinte, daß derselbe nicht fern. Die Städte von Flandern empörten sich eben gegen den König. Philipp der Schöne griff gegen sie zu den Waffen und ward in der Schlacht bei Courtrai von den Städtern geschlagen, 11. Juli 1302. Der Pabst hoffte, daß dieser Unfall Weiteres mit 1302
sich führen werde. Er zählte auf eine Bewegung gegen den König unter den Franzosen selbst. Philipp der Schöne trieb's arg mit Steuern und mit Münzverfälschung. Aber der König benahm sich in der Gefahr mit großer Schlauheit. Er wußte alle Stände zu begütigen. Der Ausbruch, auf den der Pabst gezählt, erfolgte nicht. Die Synode in Rom war indessen zusammengekommen. Der Pabst erließ im Novbr. 1302 eine mächtige Bulle (Unam sanctam eccle- 1302
siam). Darin erklärte er, daß es Ketzerei sei, an eine andere Gewalt, geistliche sowohl als weltliche, zu glauben, welche nicht auf dem apostolischen Stuhle allein liege. Er sprach die Absetzung über den König aus. Die Bulle deshalb ward indessen nicht publicirt. Der Pabst wollte den günstigsten Zeitpunct dazu benutzen und erwarten.

Philipp der Schöne, von dem Pabste mit dem Aeußersten bedroht, griff ebenfalls zu einem äußersten Mittel. Es war nicht genug, den Pabst für einen Ketzer erklärt zu haben. Man mußte diesen Ketzer auch in seine Gewalt bekommen, man mußte es durch ein Concil aussprechen lassen, daß er wirklich ein Ketzer sei. Es waren dabei unermeßliche Schwierigkeiten zu besiegen. Wie schwer würde es gewesen sein, einen solchen Spruch von Bischöffen und Aebten zu gewinnen. Der König aber meinte, über diese Schwierigkeiten hinwegkommen zu können. Eine zweite Versammlung der Stände beauftragte den König, sich des ketzerischen Pabstes vorläufig zu bemeistern, damit er vor eine allgemeine Synode gestellt werde. Philipp sendete unter dem kecken Nogaret einen Haufen Franzosen nach Italien hinein. Sie überfielen, von der römischen Familie Colonna, die Bonifacius gebannt, unterstützt, denselben zu Agnani und fingen ihn. 10. Septbr. 1303. Das Volk von Agnani befreiete 1303
ihn indessen wieder und der Pabst konnte nach Rom zurückkehren. Seine Seele scheint gebrochen gewesen, sein Körper schwer von den Franzosen verletzt worden zu sein. Bonifacius VIII. stirbt in Rom 11 Octbr. 1303, ohne weiter etwas gegen den König gethan zu 1303
haben. Diesen Ausgang hat Philipp der Schöne nicht gewollt, ja es ist ein harter Schlag für ihn. Er hat gewollt, daß der Pabst von einer allgemeinen Synode als ein Ketzer hingestellt würde. So lange dieses nicht geschehen, muß Bonifacius VIII. angesehen werden

als ein rechter Pabst und diesen, den Statthalter Gottes auf Erden, hat der König also verletzen lassen, daß er gestorben. Philipp ist sichtbar in großer Angst. Er fürchtet Maßregeln des Stuhles gegen sich und sein Haus. Um viel unbedeutenderer Dinge willen sind die Staufen gestürzt worden. Er fürchtet eine Bewegung in Frankreich selbst gegen sich, und glaubt sich sichern zu müssen in aller Weise. Die Kardinäle in Rom sind auch erschrocken über den Vorgang. Es ist ein Glück für den König, daß noch immer viele Franzosen im Kardinalscollegio sind. Benedict XI., Italiener von Geburt, wird zum Pabste gewählt. Dieser nimmt alle Maßregeln seines Vorgängers gegen Philipp den Schönen zurück. Der König aber glaubt, eine weitere Sicherung haben zu müssen. Er will, daß Bonifacius noch im Grabe als Ketzer verdammt werde. Be-
1304 nedict XI. stirbt 7. Juli 1304. Vielleicht starb er von französischem Gift. Philipp setzt sich mit den französischen Kardinälen in Verbindung. Die Italiener werden überlistet. Sie selbst führen die Ernennung dessen zum Pabst, welchen der König haben will, herbei. Es ist ein Franzose, Bertrand de Got, der Erzbischoff von Boudeaux, der sich Clemens V. nennt. Einen Franzosen glaubt der König haben zu müssen. Nur von einem Franzosen ist zu erwarten, daß ihm Frankreich und das königliche Haus werther sein wird als die Unabhängigkeit des Pontificats, die kühnen und hochfliegenden Gedanken desselben.

Philipp der Schöne ließ den neugewählten Pabst nicht nach Italien. Er behielt ihn unter seinen Augen, unter seiner Macht, daß er sich kaum regen noch rühren konnte. In Lyon muß sich Cle-
1305 mens V. am 14. Novbr. 1305 auf den apostolischen Stuhl setzen lassen. Darauf zieht der Pabst, immer von dem König bewacht, in
1310 Frankreich hin und her, bis er endlich 1310 seinen bleibenden Sitz in Avignon aufschlägt, das zwar nicht dem König selbst, aber den stammverwandten Anjous von Neapel gehört. Dort ist er eben so von den Franzosen bewacht. Erst ist es von den Anjous ein allgemeiner Gedanke gewesen, daß man sich wahren müsse gegen das Pontificat, ohne daß eine drängende und unmittelbare Nothwendigkeit dazu vorhanden gewesen. Jetzo ist es der Hauptlinie der Kapetinger eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden, sich gegen dasselbe zu sichern. Man glaubt, das nur damit gewinnen zu können, wenn man es französisch mache. Ob sich gleich in Frankreich nichts regt, besteht Philipp der Schöne doch darauf, daß die Untersuchung wegen der Ketzerei des Bonifacius eröffnet wird. Erst als

mehrere Jahre verlaufen und der König sieht, daß nirgends ein Ausbruch erfolgt, gestattet er, daß auf dem Concil zu Vienne Bonifacius frei gesprochen wird von dem Verdachte der Ketzerei. Dabei indessen die größten Vorsichtsmaßregeln für den König und sein Haus. Alles, was er gegen Bonifacius gethan, wird hergeleitet von seinem großen Eifer für die Kirche. Es wird eine unbedingte Billigung des apostolischen Stuhles darüber ausgesprochen 1311. Nichts desto 1311
weniger muß das Pabstthum französisch bleiben größerer Sicherung für die Zukunft wegen. Der Pabst muß dem König in allen Dingen zu Willen sein. Franzosen müssen in bedeutender Zahl in das Kardinalscollegium aufgenommen werden, der Orden der Templer muß aufgehoben werden und der Pabst muß zusehen, wie sich der König in den Besitz der reichen Güter desselben setzt, die in Frankreich gelegen. Der Orden wird aufgehoben, weil schwere Verbrechen, Abgötterei und Unzucht, in ihm herrschen sollen. Die herrschten auch in anderen Orden. Das eigentliche Verbrechen des Ordens bestand in seinen Reichthümern. Die Kardinäle dachten nachmals auch daran, den Orden der Johanniter aufzuheben, um sich der reichen Güter derselben zu bemeistern. Diese eroberten um dieselbe Zeit Rhodos 1310. In der Zeit der Gefahr, da Philipp fürchten 1310
mußte, es breche ein Aufstand wegen der Ermordung des Pabstes los, es würde der Adel diesen Vorwand ergreifen, hatte er Guienne an England, Flandern seinem Grafen, dem Adel seines Reiches aber das Recht des richterlichen Zweikampfes zurückgegeben. Dahingegen hatte er sich in den Besitz der reichen Stadt Lyon gesetzt, sie unter seine Hoheit genöthiget 1310, und im Innern die Macht des 1310
Königthumes nicht ohne List, Verschlagenheit und Gewaltsamkeit festgehalten. Philipp der Schöne starb 14. Novb. 1314. Er war 1314
nicht allein König von Frankreich, sondern auch von Navarra gewesen; denn das alte königliche Haus von Navarra war mit Sancho VII. 1234 ausgestorben und das kleine Reich übergegangen an das 1234
französische Haus Champagne, 1274. Auch dieses war im Manns- 1274
stamme ausgegangen und mit der Hand der Erbtochter hatte Philipp Navarra und die Champagne gewonnen. Indessen schien der Schatten des ermordeten Pabstes das Haus der Kapetinger zu verfolgen. Philipp des Schönen Sohn Ludwig X. gewann kaum Zeit, auf dem Throne zur Besinnung zu kommen. Schon am 5. Juni 1316 war er todt. Der erste König dieses Geschlechts, welcher starb, 1316
ohne einen Knaben erzeugt zu haben. Ludwig X. hatte nicht allein erlaubt, sondern sogar geboten, daß die Bauern der Krone sich die

1315 Freiheit kaufen sollten, weil er geldbedürftig war, 1315. Nun waren noch zwei Brüder des Königs übrig, Philipp und Karl. Es gebar die Königin Clementine nach dem Tode ihres Gemahls noch einen Knaben, welcher Johann geheißen ward; aber er starb nach wenigen Tagen. Nun war von Ludwig X. eine Tochter Johanna da in zartem Alter. Niemand wußte, ob nicht auch eine Frau das Recht habe auf den Thron. Denn es war dieser Fall überhaupt noch nicht da gewesen und es gab keine Bestimmung darüber. Philipp aber eilte nach Rheims und ließ sich schnell zum König krönen. Darauf rief er ein Parlament aus den drei Ständen nach Paris und ließ von ihnen bestimmen, daß Frauen ein Recht auf den Thron nicht hätten. Das salische Gesetz. Der Graf von Burgund, Johannas Vormund, protestirte vergebens. Indessen gewann er, daß der nunmehrige König Philipp V. Johannen, wenn sie würde herangewachsen sein, Navarra und Champagne für ihre Rechte zu übergeben gelobte.
1322 Philipp V. aber starb 3. Januar 1322 und der letzte von den Brüdern Karl IV. bemeisterte sich sofort des Thrones. Was aber das Volk lange erwartet, daß der Himmel an diesem Geschlechte den Frevel strafen würde, welcher von demselben an dem Pabste Bonifacius VIII. begangen worden, das trat ein. Es starb
1328 mit Karl IV. 31. Jan. 1328 das alte Haus der Kapetinger, wie es bis jetzo in gerader Linie von Hugo Kapet an gelebt, aus.

Das Pabstthum aber hatten die letzten Kapetinger unter ihrer Gewalt behalten und die folgenden Könige aus dem Hause Valois behielten es ebenfalls noch geraume Zeit. Sie behielten es nicht allein um der Sache mit Pabst Bonifacius VIII. willen, sondern auch, weil sie durch französische Päbste noch andere Dinge zu erreichen gedachten. Noch Karl IV. wollte durch das Pabstthum von Avignon Kaiser der Deutschen werden. Lange blieb das Pabstthum durch die französische Politik gefesselt und gebunden. Es konnte nicht ganz für freie und unabhängige Pläne arbeiten. Die Zeit verlief, der europäische Staat gewann Zeit, sich zu befestigen. Als das Pabstthum frei ward, hatte sich die Aussicht, die Dinge zu erreichen, an welche Gregor VII. und Innocenz III. gedacht, um ein sehr Bedeutendes weiter entfernt. Nachdem die Herrschaft Frankreichs über das Pabstthum vorüber, kam eine heftige Spaltung, das Schisma, in dasselbe hinein. Und unter demselben verlief abermals eine geraume Zeit. Diese Spaltung bereitete sich

---

Plank. Geschichte des Pabstthumes. I—III. 1809.

schon unter der Herrschaft der Franzosen vor. Die italienische Hochpriesterschaft sah mit bitterm Ingrimm, wie die Franzosen ihnen das Pabstthum und die angesehensten Kirchenstellen entrissen. Schon nachdem Pabst Clemens V. 20. April 1314 gestorben, wollte der 1314
Streit ausbrechen. Die Italiener, welche noch in dem Kardinalscollegio, wollten das Pabstthum zurückhaben nach Rom, sie wollten es wieder italienisch machen. Erst 1316 konnte es der französische Hof durch- 1316
setzen, daß abermals ein Franzose, Johannes XXII., gewählt ward. Indem die Aussicht, die Herrschaft über die Welt noch zu gewinnen, für das Pabstthum immer mehr schwand, ward doch die Gewalt desselben über die Kirche vollständiger und absoluter. Johannes XXII. stellte die Annaten auf. Die Einkünfte des ersten Jahres mußten von jeder Kirchenstelle an den römischen Stuhl gegeben werden. In Avignon fingen die Päbste an davon zu sprechen und sie setzten es bald durch, daß die Besetzung aller Kirchenstellen ihnen gebühre. Sie behaupteten, durch den Stuhl würde für die würdigste Besetzung der Kirchenämter gesorgt werden können und gesorgt werden. Nachdem sie die Besetzung hatten, trieben sie damit den unverschämtesten Handel. Nicht alle Kirchenfürsten wollten, daß die Gewalt des Pabstes über die Kirche so absolut werde. Es kam eine andere Spaltung unter sie selbst, die indessen in Thaten jetzo noch nicht überging. Spaltung zeigte sich überhaupt allenthalben. In dem Orden der Franciscaner hatte sich eine strenge Ansicht gebildet über die apostolische Armuth. Apostolische Armuth gelobte der ganze Klerus. Doch hatte er dabei die unermeßlichsten Reichthümer. Vor der Welt vereinigten sie Beides durch die Fiction, daß die Güter und Reichthümer ja nicht ihnen gehörten, sondern der Kirche. Die strengen Franciscaner aber behaupteten, wie Christus und die Apostel gar nichts besessen, so dürften auch seine wahren Nachfolger und die Kirche selbst nichts besitzen. Diese war eine für das Pabstthum höchst gefährliche Lehre. Denn wenn dieser Glaube unter die Menschen kam, so mußte nicht allein die weltliche Macht des Klerus aufhören, sondern dem Pabstthume ging alle Aussicht auf das oberste weltliche Herrnthum verloren. Die strengen Franciscaner lehrten es auch ausdrücklich, daß der Pabst und die Kirche ein solches nicht haben dürfe. Also verdammte Johannes XXII. die Lehre derselben als eine Ketzerei 1322. Diese aber wußten sich 1322
zu helfen. Sie erklärten ihrerseits den Pabst für einen Ketzer und lehrten, es gäbe jetzt zwei Kirchen, eine wahre und ächte, die aus ihnen bestehe, die sie wirklich arm wären wie der Herr und seine

Apostel, und eine falsche, den Pabst, die Priesterfürsten, die römisch-fränkische Kirche, die zum Fleische geworden, von welcher der Geist gewichen sei. Die Ansicht der strengen Franciscaner (der minderen Brüder) war um so gefährlicher als sie aus der Katholicität selbst hervorgegangen, als sie der herrschenden Meinung von der Verdienstlichkeit der Werke und der peinlichen Zustände trefflich entsprach. Johannes XXII. hatte den harten Strauß mit ihnen eben zu bestehen, als er sich mit dem Reiche der Deutschen einließ in einen seltsamen Streit. Es ward derselbe nicht mehr mit den hochfliegenden Entwürfen der früheren Päbste begonnen, nicht mehr mit dem Gedanken, das Pabstthum zur unmittelbaren weltlichen Macht in Deutschland zu machen. Wenigstens ist dieser Gedanke in eine ferne Zukunft geschoben. Es ist dem Pabste nur um Italien zu thun, und darum, daß die Grundsätze, aus denen in jener fernen Zukunft vielleicht noch etwas gebildet werden kann, in Erinnerung erhalten werden. Aber das Pabstthum erleidet in diesem Streite eine fast vollständige Niederlage und nur einen anscheinenden Sieg, der innerlich gar nichts bedeutet.

Das Kaiserthum nur, welches die Staufen als eine wirkliche Macht in Italien aufbauen wollten, hatte der römische Stuhl mit dem Geschlechte der Staufen selbst zertrümmern zu müssen geglaubt. Ein anderes Kaiserthum aber wollten die Päbste nicht allein dulden, sondern es gehörte das Dasein eines solchen sogar wesentlich mit zu den apostolischen Entwürfen. Es mußte ein Königthum sein, das etwas Wahres und Wirkliches nicht war und nichts bedeutete weder in Deutschland noch in Italien, ein Kaiserthum, welches weiter nichts that, als daß es unter den Menschen die Vorstellung erhielt, daß ursprünglich eine oberste weltliche Macht vorhanden gewesen, welche eigentlich auch noch jetzt vorhanden sein sollte und die in Zukunft kommen werde und kommen müsse, wenn das Recht allenthalben gelte. Dieses Kaiserthumes wollte sich dann der römische Stuhl bemeistern für sich selbst. Die Hoffnung, dasselbe noch zu gewinnen, ward in Rom nur langsam und allmälig aufgegeben. Oder sie ist eigentlich wohl niemals aufgegeben, die Verwirklichung nur der Zukunft überlassen worden. Damit nun jenes vorläufige Kaiserthum nicht verschwinde, mahnt Pabst Gregor X., als König Richard
1272 1272 verstorben, die deutschen Stände und Fürsten, wieder einen König zu wählen. Alonso X. konnte einen solchen nicht vorstellen; er kam niemals nach Deutschland. Auch bewog ihn der Pabst, seine Ansprüche fallen zu lassen. Die Fürsten aber genügten der Aufforderung des Pabstes. Es schien ohne Gefahr für sie, einen Kö-

nig zu wählen. Die Fürstenmacht hatte so feste Wurzel geschlagen, daß sie nicht wieder niedergeschlagen werden zu können schien. Auch waren Gefühle für die Einheit Deutschlands in ihnen und diese machten ein Königthum, das, wenn eine schwere Zeit kam, immer noch ein zusammenhaltendes Band bilden konnte, nothwendig. Aber der Fall der Hohenstaufen hatte die Gefährlichkeit des König- und des Kaiserthumes gezeigt. Keiner von den größeren Fürsten begehrte daher desselben. Der Einzige, der es begehrte, Ottokar von Böhmen, war den Uebrigen zu mächtig. Wie durch Zufall fiel die Wahl auf einen kleinern Fürsten, auf den Grafen Rudolf von Habsburg 29. Septb.
1273. Die Kurfürsten werden bei dieser Wahl zuerst genannt. 1273
Rudolph von Habsburg war gewiß ein wackerer Mann, aber ein sehr ausgezeichneter war er nicht. Er erkannte, worin die Staufen gefehlt. Er beschloß alsbald einen andern Weg als sie zu gehen. Aber das Reich dadurch aufzurichten, daß er die Fürsten überwältige, daran dachte er entweder gar nicht oder er dachte, daß dieses nur höchst langsam und in einer fernen Zukunft zu erreichen sei. Er wollte sein Haus groß in Deutschland machen, mächtige Fürstenthümer an dasselbe bringen. Vielleicht ließ sich die Königsgewalt eben damit in Zukunft erreichen, daß man das Königthum vereinigte mit dem Fürstenthume. Dazu aber fand sich eben eine schöne Gelegenheit. Die Herzöge von Böhmen waren Könige geworden. Wenzel I. hatte ein großes Glück gehabt. Die Stände von Oestreich und
Steiermark hatten 1248 seinen Sohn Ottokar zu ihrem Herzog ge- 1248
wählt. Darauf war Ottokar nach seines Vaters Tode 1253 Kö- 1253
nig in Böhmen geworden. Er hatte 1269 auch Kärnthen und 1269
Krain durch Erbschaft gewonnen und war der bei weitem mächtigste Fürst in dem Reiche. Er hatte nach der deutschen Krone gestrebt und war gewaltig erbittert worden, daß die Fürsten ihn zurückgestoßen, daß sie ihm den kleinen Grafen von Habsburg vorgezogen. Er erkannte diesen nicht an, ja er protestirte gegen die Wahl. Ob dieses Frevels ließ Rudolph ein Fürstengericht über ihn halten
und ihm alle Lehn absprechen, die er vom Reiche hatte 1275. Das 1275
waren die übrigen Fürsten gern zufrieden, daß der mächtige Böhmerkönig gestürzt ward. Als aber der Spruch vollzogen werden sollte, war Rudolph auf seine eignen Kräfte gewiesen, auf die Unterstützung, die ihm manche Fürsten als Bundesgenossen, nicht als König, gaben. Es halfen ihm aber auch die Ungarn, welche Ottokar haßten. Ottokar, ob strenger Herrschaft in den deutschen Landen unbeliebt, erschrak und gab die Lehn vom Reiche, Oestreich,

1276 Steiermark, Kärnthen und Krain, zurück 1276. Rudolph nahm sie vorläufig in seine Verwaltung. Bald darauf reuete es den König von Böhmen. Er nahm die Waffen. Aber in der Schlacht
1278 auf dem Marchfelde 26. Aug. 1278 fand er den Tod. Nur der Böhmerkönig hätte Rudolph die deutschen Lande streitig machen können.

König Rudolph verfuhr nun mit großer Vorsicht. Er unterhandelte einzeln mit den Fürsten, daß sie ihre Einwilligung gaben. Er belehnte seine Söhne Rudolph und Albrecht mit Oestreich und Steiermark. Kärnthen und Krain gab er als ein Afterlehn von
1282 Habsburg an Meinhard, den Grafen von Görtz, 1282. Hiermit hatte er sein Haus mächtig angebaut in Deutschland. Das war aber auch das Bedeutendste aus seinem Leben. Er wollte auch das Herzogthum Schwaben herstellen für sein Haus, er dachte an das Königreich Burgund. Aber es mißlang Alles. Die Fürsten waren bedenklich geworden über die Weise des Habsburgers. Rudolph hatte den Schmerz, zu erfahren, daß die Fürsten seinen Sohn Al-
1290 brecht nicht zum Nachfolger wollten, 1290. Nach Italien kam Rudolph gar nicht, der Kaiserkrönung durch den Pabst begehrte er nicht,
1279 er trat den Kirchenstaat an Pabst Nicolaus III. 1279 ab. Endlich schien es begriffen zu sein, was das Streben nach der italienischen Herrlichkeit dem Reiche als solchem geschadet. Als nun Rudolph
1291 15. Juli 1291 starb, fand sich abermals keiner von den bedeutendern Fürsten, der die Krone hätte haben mögen, außer Albrecht von Oestreich. Aber die Fürsten nahmen ihn nicht. Sie waren bedenklich geworden, wie die Habsburger das Königthum doch noch zu nutzen verstanden, von welchem sie gemeint, daß sich nichts mehr aus demselben bilden ließe. Die Wahl fiel auf den Grafen Adolph
1292 von Nassau 10. Mai 1292. Adolph, ohne höhere Gedanken über das Reich, schauete um sich, wo er eine Gelegenheit fände, sein Haus auch anzubauen, wie Rudolph es gethan. Aber eine so leichte und ungezwungene konnte sich nicht alle Tage finden. Es gab jetzo keinen Ottokar, der ihn nicht anerkannt, der reiche Lehn besessen und von dem die andern Fürsten mit Lust gesehen, wenn er gestürzt würde. Adolph zog gewaltsam eine solche Gelegenheit herbei. Das Haus Meißen war durch das Absterben der Landgrafen von Thüringen mit Heinrich Raspe auch in den Besitz der Landgrafschaft Thüringen gekommen. Albrecht, der Ausgeartete, in bitterm Zwist mit seinen Söhnen, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, verkaufte Meißen, Thüringen und Niederlausitz an den König Adolph
1294 1294. Aber ein solcher Kauf zum Schaden rechter Erben war

wider alles Recht und alles Herkommen im Reiche. Adolph griff mit wilden Söldnerschaaren Friedrich und Diezmann an, die ihr Recht rüstig vertheidigten. Der König gewann nichts. Aber die Fürsten wurden bedenklich über diese Weise. Es kamen einige Fürsten zu Mainz zusammen. Sie setzten Adolph ab und wählten Albrecht von Oestreich zum König, den sie brauchten, um Adolph zu
stürzen, 24. Juni 1298. Albrecht zog herauf mit seinen Schaaren 1298
und in der Schlacht bei Gellheim 2. Juli 1298 fand König 1298
Adolph vor ihm den Untergang. Die Fürsten hätten sich nun gern auch Albrechts I. wieder erlediget. Dieser aber hatte eine bedeutende Hausmacht und er verstand sich zu behaupten. Albrecht I. war eine gewaltsame Natur. In seinen Erblanden achtete er die Rechte des Adels und der Städte nicht. Der Gedanke an die vollständige Fürstengewalt ist in ihm. Die Stellung als König will er nur in der Weise seiner beiden letzten Vorgänger benutzen. Aber in fast allen seinen Unternehmungen ist er unglücklich. Er nimmt Meißen und Thüringen in Anspruch, als habe sie Adolph für das Reich gekauft, und spricht die Acht über Friedrich mit der gebissenen Wange aus. Aber seine Waffen bleiben sieglos. Als das alte
Grafengeschlecht von Holland ausstirbt 1300, will er die Grafschaft 1300
einziehen für das Reich, das heißt, für sich. Aber Johann von Hennegau tritt ihm entgegen und der König erreicht nichts. Als
mit Wenzel III. 1306 das alte Königshaus in Böhmen ausstirbt, 1306
erklärt er auch Böhmen für ein verfallenes Reichslehn und giebt es seinem Sohne Rudolph mit der Hand der Wittwe Wenzels. Nun lassen sich zwar die Böhmen diesen König gefallen. Als aber Ru-
dolph stirbt, wählten sie Heinrich von Kärnthen zum König 1307. 1307
Seitdem ihr alter Königsstamm ausgestorben, nehmen die böhmischen Herren das Recht, ihren Thron durch Wahl zu besetzen, in Anspruch. Albrecht rüstet, um die Böhmen zu zwingen, ihr Verhältniß zum Reiche so zu betrachten, wie er es betrachtet wissen wollte.

Albrecht I. begann eine Sache, von welcher lange niemand meinte, daß sie zum großen Schaden der Deutschen ausschlagen würde. Noch gab es in Deutschland in den Alpen, in Friesland, in Westphalen, mehrere Gemeinden freier Bauern, die in kein Verhältniß der Unterwürfigkeit von dem Adel oder von den Fürsten hat-

---

Johannes von Müller. Schweizerische Geschichte. Meyer von Knonau. Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft. I—II. 1826—29. Kortüm. Die Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neueren Zeit I. 1827.

ten gebracht werden können. Gemeinfreie Menschen, unmittelbar unter dem König und unter dem Reiche stehend, ward ihnen das Recht gesprochen von einem Voigte des Reiches seitdem die alten Gaugrafen verschwunden. Solche Gemeinden waren auch Uri, Schwytz und Unterwalden. Albrecht I. aber hatte in Schwaben und in Helvetien der Herrnthümer und Güter viele durch Kauf, oftmals durch gewaltsamen Kauf, erworben. Auch in den anderen Landen gedachte er ein habsburgisches Erbfürstenthum zu gründen. Zu demselben meinte er auch jene drei Gemeinden schlagen zu kön-
1300 nen. Also mahnte er dieselben 1300 freundlich, der Unmittelbarkeit unter dem Reiche freiwillig zu entsagen und habsburgische Fürsten-Unterthanen zu werden. Jene aber baten beim alten Rechte und der alten Freiheit gelassen zu werden. Der König möge einen Voigt
1304 des Reiches über sie stellen, 1304. Albrecht I. setzte Beringer von Landenberg über Uri und Schwytz, Hermann Geßler über Unterwalden. Die Voigte aber und die Mannen derselben trieben böse Dinge. Sie achteten das alte Recht nicht. Sie schrieben Steuern aus und begehrten schwere Frohnen. Und wenn die Gemeinden klagbar wurden bei dem König ob dieser Dinge, wies er sie ab. Also vermeinte er sie zu nöthigen, in die Unterthanenschaft Habsburgs zu treten. Und Herrmann Geßler ließ zu Altorf eine Veste bauen und einen Hut aufstecken auf hoher Stange: den sollte jeder grüßen bei Verlust des Gutes und harter Leibesstrafe. Da erkannten die Gemeinden, daß sie überwältigt werden sollten und daß sie mit Hohn herausgefordert würden. Wie nun auch Beringer von Landenberg dem Heinrich von Melchthal hatte die Augen ausstechen lassen, weil sein Sohn Arnold eine kleine Unbill begangen gegen den Diener des Voigts, da kamen drei und dreißig Männer zusammen auf dem Grütli in stiller Nacht und schwuren, die alte Freiheit und das alte
1307 Recht herzustellen mit Gewalt, 7. Decbr. 1307. Bald darauf fand Geßler den Tod durch Wilhelm Tells von Uri rächendes Geschoß. Denn er hatte, weil er den Hut zu grüßen versäumt, den Apfel von des Sohnes Haupte schießen müssen. Was aber die Männer auf
1308 dem Grütli geschworen, das brach am 1. Jan. 1308 aus. Der Voigt und die Dienstmannen wurden ausgetrieben. Acht Tage darauf schwuren die drei Gemeinden unter sich einen Bund. Solcher Bünde entstanden in Deutschland viele von reichsunmittelbaren und nicht reichsunmittelbaren Ständen. Sie vergingen, dieser blieb. Albrecht I. aber rüstete gegen die Böhmen und gegen diese Gemeinden, deren That er als Empörung betrachtete. Aber ehe er zur Voll-

endung schreiten konnte, ward er 1. Mai 1308 ermordet auf Anstif- 1308
ten seines Neffen Johann, dem er seinen Theil an dem Erbe von Habsburg vorenthielt. Johann war der Sohn Rudolphs, Albrechts Bruder, der schon im Jahre 1290 verstorben war. Die deutschen 1290
Fürsten aber gingen wieder ab von dem Hause Habsburg. Albrechts I. wilde und die alten Rechte nicht achtende Natur hatte sie dem Hause entfremdet. Sie wählten Heinrich von Luxemburg, einen halbromanischen Mann, zum König 27. Novbr. 1308. Heinrich VII. 1308
fand sofort Gelegenheit, sein Haus in dem Reiche anzubauen. Heinrich von Kärnthen, der König von Böhmen geworden, hatte die Belehnung von dem Reiche nicht erlangen können. Die böhmischen Großen waren unzufrieden mit ihm. Sie wendeten sich an Heinrich VII. Er möge seinen jungen Sohn Johann als König über Böhmen stellen und denselben vermählen mit Elisabeth, der Schwester Wenzels III. Und Heinrich VII. ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen. Johann ward nach Böhmen geführt und ohne großen Kampf war dem Hause Luxemburg dieses schöne Reich gewonnen, 1310. 1310

Zu derselben Zeit rüstete Heinrich VII. zu einer Heerfahrt nach Italien, wohin kein deutscher König gekommen, seitdem die Staufen dort den Untergang gefunden hatten. Das mittlere und das obere Italien war seit dieser Zeit in sehr günstige Verhältnisse gekommen. Es war nicht allein die deutsche Gewalt verschwunden, sondern es war auch das Papstthum verschunden aus Italien. Da wäre für die Städte, die noch ein sehr bedeutendes Element in dem italienischen Leben bildeten, die Zeit gewesen, einen starken und kräftigen Staat zu bilden, in dem Nationalität und Unabhängigkeit hätte gerettet werden können auf lange Jahrhunderte hinaus. Es hätte das am Ende des dreizehnten, am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts geschehen können, wenn eine Stadt von Bedeutung und Macht aufgetreten und einen freien und gleichen Bund aller italienischen Städte verkündet hätte. Aber weder in Rom, noch in Florenz, noch in Venedig, noch in Genua, ist ein Gedanke daran. Wohl ist ein großer Reichthum in Handel, Gewerbe und Verkehr, eine hohe Blüthe der Kunst in Italien. Es steigt eben Dante's Riesengeist empor. Wohl ist auch eine bunte Bewegung in Italien. Aber diese Bewegung bedeutet für das italienische Gesammtleben nichts, und heiter und kräftig hat sie das Volk Italiens nicht gemacht. Da, wo den Städten noch die Unabhängigkeit ist, die sie durch den Ausgang des Kampfes gegen die Deutschen gewonnen, und sie ist besonders noch in Toscana, ist

diese Bewegung Kampf unter den Städten selbst. Die größere möchte die kleinere unterwerfen. Aber ein Gefühl für allgemeine Freiheit, ein Gefühl für ganz Italien, ist nicht vorhanden. Oder die Bewegung ist Kampf in der Stadt selbst, ob die Gewalt bei dem Adel, ob bei den reichen oder geringern Bürgern sein sollte. Oder sie ist ein ganz bedeutungsleerer Kampf der vornehmen Geschlechter unter einander. Alle diese Kämpfe kleiden sich noch immer in die Farben der Guelfen und Ghibellinen. In dem obern Italien aber, in Lombardien, stand die Freiheit, welche gegen die Deutschen verkämpft worden, auf dem Puncte des Unterganges. Ueber die westlichen Theile der Lombardei fingen die Grafen von Savoyen an, sich mächtig zu machen, eines andern bemächtigten sich die Este, die Markgrafen von Ferrara. Aber auch wo eine Fürstengewalt nicht von Außen her eindrang, entstand sie aus dem eignen Schooße der Stadt. Die Städte hatten, bald nach dem Untergange der Staufen, sich nicht anders zu retten vermocht vor der wilden Bewegung der Stände gegen einander als daß sie sich einen Herrn, einen Volkshauptmann, erkiesten. Solcher Volkshauptleute bewegten sich im obern Italien schon eine nicht kleine Zahl. Noch ist die Volkshauptmannschaft keine fürstliche Gewalt; sie ist aber auf dem Wege, es zu werden. Unter den werdenden Fürsten dieselben Zustände wie unter den freien Städten. Einer gegen alle und alle gegen einen, und oftmals wider sie das Volk, auf kurze Zeit die alte Freiheit, die doch niemand zu handhaben versteht, wiederherstellend. Bald Guelfen, bald Ghibellinen nennen sich die Volkshauptleute, obwohl die einen nicht an die Kirche und die andern nicht an das Reich denken. Matteo Visconti aber, der Herr von Mailand, ob Mailands Macht und Reichthum der bedeutendste unter einem Schwarm kleiner Herren, die sich Guelfen nennen, weil Visconti, der sie bedroht, sich einen Ghibellinen nennt, ist 1302 aus Mailand getrieben worden. Die Familie della Torre ist mächtig geworden an der Visconti Stelle. Matteo Visconti ist Hülfe flehend zu König Heinrich VII. gekommen. Und plötzlich scheint Italien seiner Zerwürfnisse müde geworden zu sein. Alle Parteien rufen nach dem König, daß er kommen und Recht und Ordnung bringen möge. Aber es ist dieser Ruf Italiens, der an Heinrich VII. kommt, ein täuschender Schein. Nur in edlere, und mit Gefühlen für Italien erfüllte Gemüther, wie in Dante, dem Sänger, scheint der Gedanke gekommen zu sein, Italien könne nur gerettet werden durch eines Königs starke Hand. Die andern wollen eine deutsche Kraft nur herbeiziehen, um die gegenwärtigen

1302

Zerwürfnisse aufzulösen zu ihrem Vortheil. An Italien denken sie nicht, sie denken nur an sich.

Heinrich VII. aber, der König der Deutschen, entschloß sich zu einer Fahrt nach Italien und ein Reichstag zu Lausanne hatte die Fahrt gebilligt. Dazu kann den König zuerst bewogen haben die Stimme, welche aus Italien kam und welche Ordnung durch das Königthum und durch das Kaiserthum zu begehren schien. Ist der König aus diesem Grunde nach Italien gegangen, so hat er den Irrthum bald erkannt, und, um nicht umsonst nach Italien gekommen zu sein, hat er erst dann, als er sah, daß in dem mittlern und dem obern Italien nichts zu schaffen sei, den Gedanken aufgefaßt, sich des Reiches der Anjou von Neapel zu bemeistern. Oder der König hat gleich das Parteiengewühl in Italien richtig gewürdiget und er ist dorthin nicht gegangen, um eine Ordnung und Einheit da zu schaffen, wo sie, ob der Gesinnung der Menschen, nicht mehr geschaffen werden konnte, sondern er ist gleich mit dem Gedanken an Neapel gegangen. Wie dem immer sei, mit einer geringen Streitkraft zieht
Heinrich VII. hinunter nach Italien 1300. Denn das Reich kann nicht 1300
mehr aufgeboten werden zu solchen Fahrten. Nur mit einer ganz überlegenen Heeresmacht hätte sich in Italien etwas schaffen lassen. Aber eine solche stand dem König nicht zu Gebote. So wie er den Boden Italiens betreten, scheinen die Täuschungen Heinrichs VII., wenn er sie überhaupt gehabt, verschwunden zu sein. Er sieht, daß auf der einen Seite seine Macht zu unbedeutend ist zu einem Zwange, auf der anderen, daß die Italiener ein Königthum nicht wollen. Also meinet er Italien nur benutzen zu müssen für andere Entwürfe. Schon nicht ohne Widerstreben eröffnen die Städte Lombardiens ihre Thore. Zu Mailand empfängt Heinrich VII. die Königskrone
Lombardiens 6. Jan. 1311. Nun begehrt er Steuern und Ga- 1311
ben und alsbald erhebt sich in den meisten Städten wilder Aufstand. Die Deutschen werfen diesen blutig nieder. Aber das Geld scheinet das Einzige gewesen zu sein, was Heinrich VII. von diesem Theile Italiens begehrt. Er verkauft den Volkshauptleuten das Reichsvicariat, besonders Mailand an Matteo Visconti. Die Städte aber von Tuscien, die sich guelfisch nannten, hatten sich mit Robert I.,
dem König von Neapel, verbündet. Derselbe war 1309 seinem 1309
Vater Karl II. in der Herrschaft über Neapel gefolgt. Nur Pisa, immer ghibellinisch, hatte sich an den König angeschlossen. Nur in den Besitz eines kleinen Theiles der Stadt Rom, welches die Trup-

Berthold. Der Römerzug König Heinrichs VII. I. II. 1830. 1831.

pen Roberts I. besetzt, konnte sich Heinrich VII. setzen, und sich da-
1312 selbst in der Eil 29. Juni 1312 durch den apostolischen Legaten krönen lassen. Er griff darauf die tuscischen Städte an, an deren Spitze sich Florenz gestellt. Er vermochte nichts über sie, wie wenig Tapferkeit auch damals schon bei den Italienern wohnte. Es offenbarte sich, daß sein Erscheinen in Italien, Wenige ausgenommen, die durch den Kaiser emporzukommen hofften, fast Allen unwillkommen war. Der Kaiser aber wollte nicht umsonst nach Italien gekommen sein. Also faßte er den seltsamen Gedanken, mit welchem er vielleicht gleich nach Italien gezogen, auf, sich in den Besitz von Neapel zu setzen. Er sprach die Acht über Robert von Neapel aus, verbündete sich mit Friedrich von Sicilien und rüstete zum Angriff. Auf dem apostolischen Stuhle in Avignon saß damals noch Pabst Clemens V. unter der Gewalt der Franzosen. Die Franzosen konnten nicht dulden, daß eines ihrer Königshäuser Neapel verliere. Also bereitete der Pabst schon die Excommunication gegen Heinrich VII. vor. Die weitere Führung des seltsamen Planes hätte den Kaiser in namenlose Wirren gestürzt. Ein unerwarteter Tod be-
1313 freite ihn am 24. August 1313 aus denselben. Dieser Tod ward vielleicht herbeigeführt durch italienisches Gift. Italien aber sank wiederum in die Selbstzerstörung zurück.

In dem deutschen Reiche aber rief der Tod Kaiser Heinrichs VII. eine Doppelwahl hervor. Ein Theil der Fürsten wählte Friedrich
1314 den Schönen, Sohn Albrechts I. zum König 19. Octbr. 1314. Derselbe beherrschte mit vier Brüdern, Leopold, Heinrich, Albrecht und Otto, die habsburgischen Lande. Ein anderer Theil nahm Lud-
1314 wig, den Herzog von Ober-Baiern, zum König, 20. Octbr. 1314.
1255 Das Herzogthum Baiern war seit 1255 in die beiden Linien, Ober- und Nieder-Baiern, getheilt. Solche Theilungen mehrten sich in den fürstlichen Häusern je länger die Zeit verlief zum großen Schaden der fürstlichen Macht dem Adel und den Städten gegenüber. Diese Doppelwahl hatte ihren Grund in der Stellung der beiden Häuser Luxemburg und Habsburg. Die Habsburger wollten nicht, daß ein Luxemburger, Johann, der junge König von Böhmen, jetzo dieses Hauses Haupt, die Luxemburger nicht, daß es ein Habsburger werde. Johann hatte aber, ob seiner Jugend, nicht selbst König werden können. Darum hatte das Haus und seine Freunde den Baiern aufgestellt. Sie hatte aber ferner, die Doppelwahl, ihren Grund in der Gesinnung der Fürsten und Stände des Reiches.

Mannert. Kaiser Ludwig der Baier. 1822.

Es war gut, wenn zwei Könige sich geraume Zeit bekämpften, damit die letzte Möglichkeit, das Reich noch zu etwas zu machen, schwinde. Lange stritten die beiden Könige erfolglos gegen einander. Endlich nahm Ludwig der Baier, in der Schlacht bei Mühldorf auf der ampfinger Haide, seinen Gegner, Friedrich den Schönen, gefangen. 28. Septbr. 1322. Indessen endete hierdurch 1322
der Kampf keinesweges ganz: denn die Habsburger blieben gegen den Baiern unter den Waffen. Plötzlich schreitet das Pabstthum von Avignon in diesen Streit ein. Bei diesem Einschreiten sind die alten hochfliegenden Gedanken des Pabstthumes nicht mehr da. Es ist demselben nur um Italien zunächst zu thun. Es handelt auch nicht ganz selbstständig mehr. Die Politik des französischen Hofes mischt sich ein, sie beherrscht die Schritte des Pabstes und will sie zu seinem Vortheil lenken. Schon Clemens V. hatte nach dem Tode Heinrichs VII. das Reichsvicariat für Italien in Anspruch genommen. So lange das Kaiserthum vacant, sei der Pabst selbst Kaiser. Er hatte den Streit der beiden Könige in Deutschland gern gesehen. Da blieb ja das Kaiserthum vacant und der Pabst war selbst Kaiser, mindestens in Italien. Das Pabstthum gedachte, die ungeheure Verwirrung, welche in Italien herrschte, zu benutzen, um hier eine unmittelbare Macht des apostolischen Stuhles zu gründen. Johannes XXII., der auf Clemens V. 1316 gefolgt, dachte 1316
wie dieser. Er brachte die Guelfen unter die Waffen gegen die Ghibellinen, besonders gegen Galeazzo Visconti, der in der Herrschaft über Mailand an die Stelle seines Vaters Matteo getreten 1322. 1322
Er bannte die Visconti als Ketzerbeschützer und ein apostolischer Legat brachte Galeazzo auf das Aeußerste. Da wandte sich dieser an Ludwig den Baiern. Und der König, weniger durch eine Unterstützung durch Waffen als vielmehr indem er die Italiener, welche gegen Galeazzo die Waffen genommen, über die apostolische Politik aufklärte, führte herbei, daß der Plan Johannes XXII. auf Mailand gänzlich scheiterte 1323. Nun hatte der Pabst bis jetzt den Streit der bei- 1323
den Könige gern gesehen, weil derselbe seine Entwürfe auf Italien zu fördern schien. Nunmehro aber erwachte in ihm Grimm gegen den Baiern. Ohne zu hoffen und zu meinen, daß es die Pabstgewalt in Deutschland unmittelbar fördern werde, wollte er den König doch seine Macht fühlen lassen. Also ließ er 8. Octbr. 1323 1323
nur an den Thüren der Hauptkirche von Avignon anschlagen, daß Ludwig binnen drei Monaten das Königthum niederzulegen und Alles, was er als König gethan, zurückzunehmen habe, daß Niemand

ihm ferner gehorsamen solle bei Strafe der Excommunication. Denn, behauptete Johannes XXII., während eines Zwischenreiches in Deutschland falle die höchste Gewalt an den apostolischen Stuhl, und diesem allein stehe die Entscheidung zu, wer von zwei Gewählten der rechte König sei. Das, eine Lehre, die der Pabst sich machte zu eigenen Nutzen, habe Ludwig verkannt und sich auch im Uebrigen als einen Feind der heiligen Kirche gezeigt. Und als nun darauf Ludwig erklärte, daß, wer gewählt sei von des Reiches Fürsten als König, auch König sei und der apostolischen Bestätigung nicht bedürfe,
1324 that ihn der Pabst in den Bann 22. März 1324. Und als Ludwig darauf wieder eine dreimonatliche Frist, die ihm der Pabst gesetzt, um nach Avignon zu kommen und sich zu demüthigen vor dem Stuhle der Aposteln, nur mit Protestationen erfüllte, daß das Reich und das Königthum der Deutschen frei sei von diesem Stuhle, erklärte der
1324 Pabst 11. Juli 1324 ihn für immer für unfähig des Thrones. Und alle die gewöhnlichen Mittel, um einem apostolischen Spruche Gehorsam zu erzwingen, wurden von dem Pabste in Bewegung gesetzt.

Es waren nicht mehr die alten hochfliegenden Plane, welche aus dem Pabste sprachen. Es ward hier keine Hoffnung, einen Theil Deutschlands zu unmittelbarer Macht des apostolischen Stuhles zu gewinnen, verfolgt. Der Pabst handelte wegen Italien, aus Ingrimm gegen Ludwig, wegen Mailand und Galeazzo Visconti. Er handelte zum Theil sogar auf Betrieb Karls IV., des letzten Kapetingers. Derselbe gedachte deisem Streite die Wendung zu geben, daß er zum König der Deutschen gewählt würde. Aber die Sache scheiterte an der Abneigung der deutschen Fürsten, die keinen Kapetinger mochten, da dieses Geschlecht der Fürstengewalt in Frankreich ein Ende gemacht. Die Sprüche des Pabstes erregten indessen Unruhe und Bewegung in Deutschland. Diese lagen in dem Interesse der Fürsten, bis die Königsgewalt nicht ganz ab und todt war. Aber wenn auch diese dahin führten, daß Ludwig abgesetzt und ein anderer König erwählt ward, es erwuchs daraus gewiß nicht ein Vortheil für den römischen Stuhl. Denn der Grundsatz von der päbstlichen Hoheit über das Reich ward gewiß von einem neuen König eben so wenig anerkannt als von den Fürsten und Ständen. Ludwig mit seinen Proclamationen, Manifesten und Appellationen, daß das Reich unabhängig sei vom apostolischen Stuhle, fand besseren Anklang unter den Menschen. Ludwig der Baier aber fürchtete für seine Person, daß es am Ende doch zu einer Absetzung, zu einer neuen Wahl, kommen möge. Also glaubte er sich setzen zu müssen mit

dem Hause Habsburg. Er entließ zuerst Friedrich den Schönen seiner Haft. Dieser gelobte 13. März 1325, den Bruder Leo- 1325
pold und die ganze Habsburgische Parthei mit Ludwig auszusöhnen, wo nicht, schwur er, in das Gefängniß wiederzukommen. Da nun Friedrich jene nicht zu versöhnen vermochte, kehrte er, ob ihn wohl der Pabst seines Eides entbunden, in die Haft zurück. Ludwig schloß nun einen andern Tractat mit Friedrich, daß die Reichsregierung zwischen sie getheilt werden sollte 5. Septbr. 1325. 1325
Der Tractat kommt nicht in Erfüllung und es scheinet derselbe an dem Widerstande der Fürsten gescheitert zu sein. Friedrich, wird aber frei und, ohne an der Regierung des Reiches weiteren Antheil zu nehmen, hat er sich doch König genannt bis an seinen Tod, der 1330 1330
erfolgte. Ludwig gewann durch den Tod seines Erzfeindes Leopold 1326 doch freiere Hand in Deutschland. Daher beschloß er gegen 1326
Johannes XXII. zu thun, wie Philipp der Schöne gegen Bonifacius VIII. gethan hatte. Der König von Frankreich hatte den Pabst für einen Ketzer erklärt. Für Ludwig den Baiern schien es noch weit leichter zu sein, sich des Pabstes durch die Beschuldigung der Ketzerei zu erledigen. Denn die strengen Franciscaner erklärten ja schon den Pabst wegen seiner Ansicht über die apostolische Armuth für einen Ketzer. Diese Franciscaner, Michael von Cesena, Wilhelm von Occam u. a., hatten die Sache des Königs mit Eifer ergriffen und Ketzerei dem Pabste auch darum Schuld gegeben, weil er nach weltlichem Herrnthume trachte. Aber Ludwig konnte den Pabst nicht fassen wie Bonifacius VIII. von den Franzosen gefaßt wurde. Denn Johannes XXII. war in Avignon jetzo unter Frankreichs mächtigem Schutz. Ludwig aber meinte, wenn er nur in der Stadt der Aposteln den Pabst für einen Ketzer erklären, ihn absetzen und einen andren Pabst wählen lasse, so käm' es auf eins heraus. Also zog er hinab nach Italien 1327 und der Hauptgedanke bei diesem Zuge war, einen Schlag 1327
auf den Pabst von Avignon fallen zu lassen. Zwar versucht Ludwig auch die tuscischen Städte zu gewinnen, und denkt an die Eroberung Neapels und will sich zu allen diesen Dingen der Ghibellinen Italiens bedienen. Aber sein Handeln und sein Denken führt keine bedeutende Veränderung in dem Stande der italienischen Dinge herbei, und Ludwig scheinet bald erkannt zu haben, daß in Italien nichts zu gewinnen. In Rom aber nahm der König die kaiserliche Krone 17. Juni 1328, ließ sich von Bischöffen segnen, die Johannes XXII. in 1328
den Bann gethan, bestellte ein Gericht über den Pabst, welches denselben als einen Ketzer zum Tode verurtheilte, und ließ durch das rö-

mische Volk den Franziscaner Peter von Corvaria zum Pabste wäh-
1328 len, der sich Nicolaus V. nannte 12. Mai 1328. Damit meinte nun Ludwig Dasselbe gethan zu haben, was Philipp der Schöne, und er mochte ähnliche Erfolge erwarten. Aber es war ein großer Unterschied. Philipp der Schöne hatte den Mund des Pabstes zuzumachen, er hatte ein Pabstthum, welches die Welt für ein rechtes hielt, in seine Macht zu bekommen verstanden und ließ dasselbe sprechen wie er wollte. Aber Johannes XXII., persönlich unerreichbar in Avignon, blieb von der ganzen Welt als rechter römischer Bischoff angesehen. Nicht das Gericht des Kaisers in Rom konnte ihn zum Ketzer machen, auch nicht die Stimme der strengen Franciscaner, kaum die ganze Kirche konnte es thun. Es konnte höchstens gethan werden von einem unzweifelhaft ächten Pabst mit Zuziehung der ganzen Kirche, d. h. der Kirchenfürsten.

Kaiser Ludwig der Baier eilte fort aus Italien, als er erfuhr, daß Friedrich der Schöne gestorben und dessen Brüder Albrecht und
1330 Otto die Waffen wieder erhoben 1330. Sein Pabst Nicolaus V. hatte sich in Rom nicht sicher geglaubt und war mit dem Kaiser aus der Stadt gegangen. Derselbe blieb in Italien, ward aber bald von Anhängern des avignonesischen Pabstes gefangen, nach Avignon
1330 geführt und tief vor Johannes XXII. gedemüthiget 1330. Unterdessen waren in Frankreich die Kapetinger ausgestorben und Philipp Valois hatte den Thron bestiegen. Die Valois glaubten das Pabstthum französisch behalten und den Streit in Deutschland aufrecht erhalten zu müssen. Sie hofften, durch die Päbste noch dahin zu kommen, einen Franzosen auf den deutschen Königsstuhl zu bringen. Johannes XXII. aber war seit den Vorgängen in Rom Wuth und Erbitterung gegen den Baiern. Unaufhörlich forderte er die Fürsten auf, zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Aber die apostolischen Stimmen verhallten jetzo ziemlich ungehört in Deutschland. Die Fürsten hatten kein großes Interesse daran, einen neuen König aufzustellen. Kaiser Ludwig aber, nachdem ihm mißlungen, den Mann zu Avignon in den Augen der Welt zu einen falschen Pabst, zu einem Ketzer zu machen, mußte eine Aussöhnung mit demselben wünschen; denn am Ende konnten die päbstlichen Maßregeln doch wirken und die Wahl eines andern Königs herbeiführen. Der Kaiser wünschte aber, das Reich zu behalten, das er, wie seine Vorfahren benutzte, um die Wittelsbacher anzubauen. Schon hatte er das Aussterben des Hauses Ascanien von Brandenburg benutzt, um
1322 seinen Sohn Ludwig mit Land und Würde zu belehnen, 1322.

Also erbot er sich zu Allem, was ihm überhaupt zu thun möglich war, wenn er König bleiben konnte, Alles zurückzunehmen, was er gegen den Pabst gethan, die strengen Franciscaner fallen zu lassen mit ihrer Lehre, selbst das Kaiser- und Königthum niederzulegen, dafern er es nur von dem Pabste wieder erhalte. Aber Johannes XXII. begehrte, daß Ludwig die Macht unbedingt niederlegen sollte. Das wollte sagen, er sollte sie von dem Pabste nicht wieder empfangen. Diese Art der Aussöhnung wieß der Kaiser zurück. Johannes XXII. aber starb 4. Decbr. 1334, und abermals ein Franzose, Benedict XII., 1334
bestieg den Stuhl der Apostel. Dieser hätte gern den für den apostolischen Stuhl eigentlich nutzlosen Streit geendet. Er wollte sich auf ganz billige Bedingungen mit dem Kaiser setzen. Aber Philipp Valois duldete es nicht. Fast mit Gewalt ward Benedict XII. genöthigt, es ward ihm mit dem Schicksale Bonifacius VIII. gedroht, wenn er den Baiern losspreche. Noch immer hofften die Franzosen, sich in das Reich der Deutschen durch diesen Streit einzudrängen. Hierdurch geschah, daß das Pabstthum eine förmliche Niederlage erfuhr. Denn auch die Fürsten des Reiches wurden bedenklich über die wieder aufgefrischte Lehre, daß das Reich unter dem römischen Stuhle stehe. Wo blieb auch die Macht der Fürsten, wenn dem so war? Sie wurden um so bedenklicher über jene Lehre, als der Stuhl jetzt offenbar nach dem Willen der Franzosen handeln mußte. Also schlossen die Kurfürsten den Verein zu Rense 15. Juli 1338. Sie wollten das Reich und ihre fürstliche Ehre bei dem 1338
alten Rechte schirmen gegen jedermann. Und der Reichstag schloß, daß das Reich unabhängig sei von dem Pabste, und daß es eine falsche Lehre sei, zu sagen, ein gewählter König bedürfe erst noch der apostolischen Bestätigung; denn das König- und Kaiserthum komme von Gott und nicht von dem Pabste. In dem Laufe des Streites hatten nicht allein die Franciscaner, sondern auch andere Gelehrte, Marsilius von Padua, Johannes von Gent, Lupold von Babenberg, die Kirche und den Staat genau von einander unterschieden, die Gewalt des Pabstes auf das Kirchliche beschränkt und die Unabhängigkeit der weltlichen Macht in weltlichen Dingen von der Kirche gelehrt. Die Beschlüsse der Deutschen enthielten eine wahre Niederlage des römischen Stuhles.

Was nach diesem Ereigniß geschah, konnte kaum als ein Sieg des Pabstthums angesehen werden. Seine Stellung als König hatte Ludwig benutzt, um seine Macht zu steigern. Er hatte Brandenburg an sein Haus gebracht, er hatte nach dem Erlöschen der

1340 Linie Niederbaiern dieses Gebiet ebenfalls gewonnen 1340, und beide Theile Baierns für untheilbar erklärt. Er gewann seinem Hause auch Tirol in einer etwas gewaltsamen Art. Tirol hatte dem Herzog Heinrich von Kärnthen gehört. Nach dessen Tode
1336 1336 war Kärnthen an die Habsburger gefallen, Tirol aber blieb der Tochter des Verstorbenen, Margareth, welche mit Johann, dem Sohne des Königs Johann von Böhmen, vermählt. Johann von Böhmen suchte seine Macht auch auszudehnen. Die kleinen Herzöge in Schlesien hatte er der böhmischen Landeshoheit unterworfen und die Oberlausitz gewonnen. Margareth, unzufrieden mit ihrem Gemahl, wendete sich an den Kaiser. Ludwig trennte ihre Ehe nach der Macht der alten römischen Imperatoren und vermählte sie mit seinem Sohne
1342 Ludwig von Brandenburg 1342. Hierdurch ward König Johann von Böhmen auf das bitterste beleidigt. Es starb damals eben Pabst
1342 Benedict XII. 25. April 1342, und Clemens VI., abermals ein Franzose, ward Pabst. Derselbe war ein heftiger Feind des Kaisers und meinte, daß durch seinen Sturz wenigstens die apostolische Autorität wieder zu Ehren gebracht werden müsse. Nun waren die Fürsten auch bedenklich geworden über die Weise, in welcher Ludwig die Macht seines Hauses ausdehnte. Diese Macht stieg wieder um ein
1345 Bedeutendes, als Wilhelm, Graf von Holland, starb (1345) und der Kaiser, dessen ältere Schwester Margareth, seine Gemahlin, mit den Besitzungen des Grafen, Holland, Seeland und Hennegau, belehnte, sie also an sein Haus brachte. Da schleuderte Clemens VI. einen neuen Bann auf den Kaiser und fünf Kurfürsten wählten Karl, den Sohn des Königs Johann von Böhmen, zum König der Deutschen
1346 11. Juli 1346. Bald darauf fand Johann von Böhmen in der
1346 Schlacht von Crecy den Tod 25. August 1346, und Karl ward König von Böhmen. Doch die meisten Stände Deutschlands blieben dem Kaiser treu und Karl fand nur Verachtung. Aber der
1347 Kaiser starb plötzlich am 11. Octbr. 1347. Nun erst vermochte Karl aufzutreten, von den päbstlichen Bullen unterstützt, die bei den schwersten Kirchenstrafen diesen König anzunehmen geboten. Durch Geld, durch Versprechungen, durch Titel und Würden, verstand der böhmische Karl auch, einen von den Ständen des Reiches nach dem andern zu gewinnen. Die Söhne des Kaisers Ludwig und einige andere wählten zwar zu Frankfurt am Main den Grafen Günther
1349 von Schwarzburg zum König, 6. Febr. 1349. Aber diese Fürsten selbst wurden von Karl in seiner Weise gewonnen. Günther legte

dem königlichen Titel ab und starb gleich darauf 12. Juni 1349. 1349
Karl IV. war allgemein anerkannt in dem Reiche. Aber einen Sieg des Pabstthums kann man in diesen Vorgängen nicht sehen. Das Pabstthum kam dadurch nicht um einen Schritt weiter weder in kirchlicher noch in weltlicher Beziehung. Wohl aber standen die Grundsätze, die 1338 ausgesprochen worden, da. Derselbe Mann, Karl IV., 1338
der sich jetzo allerdings auf das tiefste vor dem apostolischen Stuhl gedemüthiget, um die Krone durch denselben zu gewinnen, ließ sie doch später, diese Grundsätze, wiederum aussprechen.

Mit dem Kaiser Karl IV. zeigt sich ein neuer Geist auf dem Throne der Deutschen. Der ritterliche und halb abenteuerliche Charakter des König- und des Kaiserthumes ist ganz verschwunden, der Geist der Bürgerlichkeit, das Zählen, Erwägen und Berechnen, ist an seine Stelle getreten. Das Kaiserthum und Italien, sie kümmern diesen Karl IV. nicht. Allerdings geht er nach Italien und nimmt die Krone Lombardiens 6. Jan. 1355. Nicht minder empfängt 1355
er die Kaiserkrone in Rom 5. April 1355. Aber sein Erscheinen 1355
in Italien bedeutet nichts mehr. Er kommt nicht, um etwas in Italien zu bilden und zu gestalten; er kommt nur, um etwa Geld von den Städten Italiens zu gewinnen, und das Kaiserthum nimmt er wie einen hergebrachten Ehrentitel, der ihm und seinem Hause eine höhere Würdigkeit in den Augen der Menschen geben könnte. Feindlich mit dem Pabste zusammenzustoßen, indem er alte Kaiserpläne auf Italien hervorsuche, davor hütet er sich wohl. Wenn Petrarca ihn auffordert, doch nach Italien zu kommen und das römische Reich wieder herzustellen, so hat Karl IV. nur ein Lächeln dafür. Hat er doch dem Pabste geschworen, nicht nach Rom zu gehen, außer wenn es ihm von demselben erlaubt worden. Der König ist belehrt durch die Geschichte der Staufen. Sie haben Deutschland verloren, indem sie in Italien der Truggestalt des Kaiserthumes nachjagten. Es ist ein Jahrhundert verlaufen seit dem Falle der Staufen, und die Verhältnisse haben sich in demselben wesentlich geändert. Auch mit dem Aufgeben Italiens scheint es Karl IV. eine Unmöglichkeit, das Reich noch herzustellen. Aber das Königthum läßt sich benutzen, die Macht des Hauses zu steigern. Vielleicht in einer fernen Zukunft läßt sich dadurch das Reich noch gewinnen, daß ein Fürstenthum nach dem andern an das Haus gebracht wird, welches den Königsstuhl inne hat. Böhmen, Mähren, Oberlausitz,

---

Pelzel. Kaiser Karl IV. König in Böhmen. I—II. 1780.

Schlesien, Luxemburg bilden schon einen schönen Besitz. Karl IV. wollte denselben erweitern zu einem großen Reiche, dessen Mittelpunct Böhmen bilden sollte. Nicht mit zerstörender Gewalt, durch Verträge, Käufe, Erbvereinigungen, sollte die Vergrößerung geschehen. Sie geschieht zuweilen auch durch böse Künste, indem er denen, welchen etwas abgedrängt werden soll, Noth und Verlegenheit zu bereiten versteht. Die sechs Söhne Ludwigs des Baiern haben die Größe, welche der Vater dem Hause gewonnen, wieder zerstört. Sie haben die Lande vielfach unter sich getheilt. Einen Betrüger, der auftritt und behauptet, er sei Waldemar, der Letzte des Hauses Ascanien, nach dessen Tode Ludwig der Baier Brandenburg an sein Haus gebracht hatte, erkennt er an, läßt sich aber von ihm die Niederlausitz abtreten. Nachher läßt er den falschen Waldemar wieder fallen, aber das Stück von der Lausitz müssen die Bajerfürsten ihm dafür lassen. Endlich kauft er ihnen die ganze Mark Bran-
1374 denburg für ein Spottgeld ab, 1374. Von der andern Linie der Wittelsbacher, die im Besitz der Pfalz war, kauft er den größten Theil der an Böhmen grenzenden Oberpfalz; in Schlesien bewegt er den Herzog Bolko von Schweidnitz und Jauer, den letzten der schlesischen Fürsten, der noch nicht im Lehnsverhältniß zu Böhmen steht, in dieses einzutreten; hernach beerbt er ihn. Kleinere Güter und Herrschaften kauft er allenthalben zusammen oder bringt sie in anderer Weise an sich. Mit dem Hause Meißen schließt er eine
1374 Erbvereinigung 1374, eben eine solche auch mit dem Hause Habs-
1366 burg 1366. Er entwendet deshalb den Baierfürsten Tirol und wendet es dem Hause Habsburg zu. Wenn Lande gewonnen worden, so läßt Karl IV. gewöhnlich eine goldne Bulle ausstellen. Sie sollen auf ewige Zeiten mit dem böhmischen Reiche verbunden sein. Für dieses ist er unermüdlich thätig in dem Geiste des Bürgerthumes. Er läßt Straßen anlegen und Flüsse, die Moldau, schiffbar machen. Er möchte auf der Moldau und auf der Elbe einen großartigen Handel gestalten; er gebietet Landfrieden und verfolgt die Raubritter, welche das Bürgerleben stören in allen Landen, die an Böhmen kommen. Den eigentlichen Böhmen widmet er indessen immer eine besondere Aufmerksamkeit: es soll der blühende und glänzende Mittelpunct eines großen Reiches werden. Er theilt das
1348 Land in zwölf Kreise, bauet die Neustadt Prag, gründet allda 1348 eine Universität, die erste in Deutschland, zieht fremde Manufacturisten, sogar persische Tapetenfabrikanten, deren Mahomedanismus ihm kein Anstoß ist, herein, sucht mit großer Emsigkeit den Weinbau

zu fördern und verbietet deshalb die Einfuhr des fremden Weines in Böhmen. Er sucht ein regelmäßiges Steuersystem einzuführen, er will ein neues Gesetzbuch nach Böhmen bringen, findet indessen Widerstand bei Adel und Städten und muß es wieder zurücknehmen. Die böhmischen Lande blüheten auch unter Karl IV. wunderbar empor.

In dem Geiste der Förderung des Bürgerlebens war das ganze Leben Kaiser Karls IV., nicht minder aber auch wollte er die königliche Gewalt in dem böhmischen Reiche stärken. Doch damit ging es ihm nicht sehr vorwärts. Der böhmische und mährische Adel und die Städte waren achtsam auf die Bewegung des Königthums. Karl, zufahrende Gewalt allenthalben meidend, ehrte im Ganzen genommen ihre Rechte und Freiheiten. Nur das Wahlrecht der böhmischen Stände wollte er auf den Fall, daß sein ganzes Haus auch in weiblicher Linie ausstürbe, eingeschränkt wissen. Das deutsche Reich aber ließ Karl IV. in der Verfassung, in welcher er es gefunden. Er hatte keinen Gedanken daran, einen Grundsatz aufzustellen und denselben in das Leben zu führen, welcher die Fürstenmacht und die Unabhängigkeit der Stände wieder auch nur um einen Schritt zurückbringe. Wie sollte er dieses, da er die Hoffnung hat, daß die Fürstenthümer einst alle oder doch zum besten Theil an sein Haus gebracht werden könnten? Im Gegentheil sucht sich Karl mit den Fürsten und Ständen nach Möglichkeit gut zu stellen, damit sie die Augen mehr zumachen über die Umgriffe des kaiserlichen Hauses. Mit Bestätigung alter, mit Ertheilung neuer Rechte und Freiheiten ist Karl IV. den Fürsten wie den großen Städten ungemein freigebig. Kaum ein fürstliches Geschlecht, kaum eine große Stadt des Reiches, die sich nicht irgend einer Sache von dem Kaiser rühmen könnte. Nur die Wittelsbacher von Baiern haben fast nur Nachtheiliges von ihm erfahren. Sein Einwirken auf das Reich ist schwach wie die Königsgewalt selbst. Wo es eintritt, siehet man indessen denselben Geist, welcher über Böhmen waltet, den Geist der Bürgerlichkeit. Der Kaiser arbeitet für Frieden, Ordnung und Ruhe. Es stehen ihm aber in dem Reiche nicht dieselben Mittel zu Gebote, wie in seinen eigenthümlichen Landen. In dem großen Reichsgesetze, die goldene Bulle genannt, das der Kaiser auf einem Reichstage 1356 1356
mit Zustimmung vieler Fürsten verkündet, offenbaren sich seine Richtungen fast insgesammt, wie er die Ruhe und Ordnung des Lebens fördern, die Fürstenmacht sichern, ganz besonders aber für Böhmen und sein Haus sorgen will für alle Fälle der Zukunft. Darum ver-

bietet die goldene Bulle dem Adel, ihre Fürsten und Herren mit Aufkündigung der Lehn zu fehden, wie sie bisher zu thun gepflegt, verbietet den Städten, sich gegen dieselben Fürsten zu verbinden. Den Vortheil der Fürsten sucht er mit dem Vortheile seines Hauses zu verschmelzen, damit Feindschaft und Gegensatz unter sie nicht kommen oder doch wenigstens nicht zum Schaden des Hauses Luxemburg kräftig werden könne. Die goldene Bulle giebt nicht allen, sondern nur einigen Fürsten große und neue Rechte und legt das Reich gewissermaßen in die Hände derselben. Böhmen wird den Luxemburgern in jedem Falle bleiben, auch wenn sie nach Karl IV. die Krone des deutschen Reiches wieder verlieren sollten. Böhmen wird deshalb zu den ersten und am besten berechtigten dieser berechtigten Fürsten gemacht. Bleibt aber die Krone dem Hause Luxemburg, wie zu hoffen, so schadet es nicht, daß noch andere hochberechtigte Fürsten neben ihm stehen, da der Gedanke an das Reich einmal aufgegeben ist und höchstens die Bildung desselben nur dadurch noch erwartet wird, daß die Fürstenthümer allmälig mit dem Königthume vereinigt werden. In diesem Falle ist es sogar gut, wenn die Fürstenmacht so hoch als möglich gestellt wird.

Die goldene Bulle verordnet, daß sieben Fürsten in dem Reiche fürderhin die bedeutensten sein sollen. Es wird das, daß sie die bedeutendsten sein sollen, nicht durch die Worte der Ordnung ausgedrückt, aber es liegt in dem Inhalte derselben. Sieben Fürsten sollen fortan das Recht, den König zu wählen, allein haben, Böhmen, Sachsen, Pfalz, Brandenburg, dazu die geistlichen Herren von Cöln, Mainz und Trier. Böhmen hat die dritte Stimme unter allen, unter den weltlichen Fürsten aber die erste. Die Lande dieser Kurfürsten werden für jedes fremde Gericht, also auch für das kaiserliche, geschlossen; nur wegen Rechtsverweigerung kann man sich aus den Kurfürstenlanden heraus an den Kaiser und sein Gericht noch wenden. Die Kurfürsten erhalten die Bergwerke, Zölle und Regalien, die in ihrem Lande belegen sind; sie haben das Recht, Lehn und Güter des Reiches zu kaufen und sonst an sich zu bringen; wer sich gegen sie verschwört, der begeht das Majestätsverbrechen und soll vom Leben zum Tode gebracht werden; alle Gnadenbriefe und Verleihungen, die zu ihrem Schaden sind, sollen als ungültig angesehen werden, und endlich sollen sie alle Jahre einmal in den ersten vier Wochen nach Ostern zusammenkommen, um mit dem Kaiser über die Regierung des Reiches zu berathen. Karl scheint bei der goldenen Bulle besonders auf den Fall gedacht zu haben, daß seinem Hause

die Königskrone wieder verloren gehe. Da soll Böhmen wenigstens einen Antheil an der Regierung des Reiches haben. Deshalb wird auch Böhmen von aller anderen Gerichtsbarkeit freigesprochen. Kein Böhme darf vor ein anderes als das böhmische Hochgericht geladen werden. Die anderen Fürsten, der Adel, die Städte waren freilich ungehalten über die goldene Bulle. Auch der Pabst eiferte dagegen, denn nach dieser Bulle war der rechtmäßiger König, welcher von den meisten Kurfürsten gewählt war, und von einer Bestätigung des Pabstes war keine Rede. Karl IV. hatte sie aber doch aufgestellt als Reichsgrundgesetz und die Widersprüche und der Unwille kam zu spät. Nun gewann Karl IV. später auch Brandenburg und da hatte das Haus zwei Kurstimmen in seiner Gewalt. Karl setzte auch die Wahl seines jungen Sohnes Wenzel zum König der Deutschen durch, nicht ohne Bestechung 1376. Der Sicherheit wegen 1376
holte er doch auch die Bestätigung des Pabstes noch ein. Doch hatte Karl IV. dabei den Fürsten etwas nachgeben müssen. Sie sahen die Vereinigung so vieler Lande in einer Hand nicht gern. Der Kaiser hatte daher Brandenburg an den zweitgeborenen Sohn Siegmund gegeben. Ueberhaupt theilte er kurz vor seinem Tode die Besitzungen des Hauses vielfach. Böhmen, Schlesien und Oberpfalz kamen an Wenzel, Siegmund behielt Brandenburg, der drittgeborene Sohn Johann erhielt die Lausitz, die Neffen Jodoc und Procopius Mähren. Luxemburg, zum Herzogthum erhoben, blieb Wenzel, des Kaisers Bruder, der auch Brabant durch Heirath gewonnen hatte. Die Theilung mag ihren Grund in der Stimmung der Fürsten des Reiches gegen das Haus haben. Aber sie war und blieb ein politischer Fehler. Als er alle diese Dinge gethan, starb Kaiser Karl IV. 29. Novbr. 1378, eben wie in der Kirche das große Schisma ausgebrochen. 1378

Das Reich aber der Deutschen hatte freilich unter diesem Karl IV. eine höchst seltsame Gestaltung genommen; aber nicht sowohl durch ihn als durch die Macht des Ganges der frühern Ereignisse. Aus dem karolingischen Staate hatte sich eine neue Bildung in Deutschland nicht sogleich, wie in Frankreich, erhoben. Derselbe war nun aber auch in sich zusammengebrochen und das vierzehnte und das funfzehnte Jahrhundert war in Deutschland, weil jener karolingische Staat zusammengebrochen und von seinen Grundsätzen nur einige sich gerettet, die Uebergangsperiode zu einem andern Dasein. Alles liegt in Gährung und in Verwirrung. Das Alte, eben im

---

Sartorius. Geschichte des hanseatischen Bundes. I—III. 1808.

Verschwinden, im letzten Dahinzucken, begriffen, liegt im Streite mit dem Neuen, welches noch nicht ausgebildet ist. Es ist ein in- und durcheinander Wogen von Begriffen und von Zuständen, welches sich kaum übersehen läßt. Der Kaiser und das Reich, sie sind kaum noch Etwas in diesem Getreibe, welches sehr bemerkbar wird.
1310 Auf den Tagen des Reiches erscheinen seit 1310 auch die Reichsstädte. Aber dieser Reichstag wird dadurch zu nichts Anderen als er früher gewesen. Die Dinge, welche er ordnet, sind selten auf etwas Anderes als auf einen vorübergehenden Moment berechnet. Die Fürsten sind bestimmt, an die Stelle des Kaisers und des Reiches zu treten, aber noch liegen sie in einem schweren Kampfe. Der Adel und die Städte, sie suchen sich, obwohl oftmals in bitterer Feindschaft unter einander selbst, der Fürstengewalt noch zu erwehren. Langsam nur und zähe weicht die alte germanische Natur, in welcher die höchste Freiheit der kleinsten Lebenskreise für das Höchste angesehen wird, den neuen europäischen Zuständen, die das Aufhören jener unbedingten Freiheit begehren. Noch einmal, indem das alte und freie, aber mit einem feineren gesellschaftlichen Zustande durchaus unverträgliche Wesen auf der Grube gehet, scheinet es alle seine Kräfte zusammenzunehmen, um sich wieder zum recht lebendigen Dasein zu bringen. Nicht mehr der Adel allein, auch die Städte, die Corporationen in denselben, ja die einzelnen Mitglieder wiederum dieser, nehmen sich das Recht der Waffen und es werden Fehden angesagt und Fehden ausgestritten mit den Waffen von einem Ende des Reiches bis zum andern. Bündnisse entstehen und Bündnisse vergehen unter dem Adel, unter den Städten, heute für diesen, morgen für jenen Zweck. Solche Bündnisse des Adels und der Städte treten noch oft den Fürsten trotzig und übermüthig entgegen, um so trotziger, je kleiner die Fürstengebiete durch die Theilungen geworden und je dünner die Scheidewand ist, welche die mittelbaren Unterthanen des Reiches, die Fürsten-Unterthanen, von den unmittelbaren Unterthanen des Reiches trennt. In dieser Unbestimmtheit war der große Bund der deutschen Handelsstädte, die Hanse genannt, eine Möglichkeit, der, aus reichsmittelbaren und reichsunmittelbaren Städten bestehend, sich ausheimischen Fürsten, wenn es galt, die Handelsfreiheiten zu sichern und zu erweitern, einheimischen Fürsten, wenn es galt, die Rechte einer Stadt zu sichern, furchtbar zu machen verstand. Aus dem bunten Treiben aber und dem vielbewegten Leben der Deutschen, welches jetzo ohne eine bestimmte Gestalt daliegt, wird nicht wie in Italien Unkraft und Feigheit kommen. Wie sich immer das

Leben gestalten wird in Zukunft, die germanische Kraft wird nicht verloren gehen.

Neben Deutschland stand in derselben Zerrissenheit Italien. Aber es stand nicht da in derselben Kraft, welche die Deutschen zu bewahren verstanden, und nicht mit denselben nationalen Gefühlen, welche in Deutschland blieben trotz der Vielköpfigkeit des Herrnthums. Diese Dinge verbürgten den Deutschen die Fortdauer der nationalen Unabhängigkeit. Die bunten Ereignisse in Italien bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts haben eine mehrfache Richtung. Sie sind entweder Kämpfe der mächtigen Familien unter einander — diese, blutig gestritten mit aller Wuth der italienischen Leidenschaftlichkeit, sind für das Ganze doch ohne Bedeutung. — oder sie sind Kämpfe um die Verfassungen der Städte, um die Stellung der Menschen in denselben. Auch diese haben für das Ganze nur eine geringe Bedeutung. Da, wo überhaupt noch den Städten eine freie Bewegung gestattet ist, in Tuscien, ist diese Art des Kampfes. Der Adel unterliegt zumeist in demselben. In Florenz wird durch die Ordnung der Gerechtigkeit 1292 der Adel 1292
unter den Bürgerstand im Rechte herabgesetzt. Die gemeinern Bürger, die Zünfte, bemeistern sich der Herrschaft. Oder die Herrschaft wird, wie in Genua, 1339 zwischen dem Adel und zwischen dem Ge- 1339
werbstand getheilt. Es mag geschehen, was da will, Adel, vornehme oder gemeinere Bürger, mögen die Herrschaft führen, das Leben gewinnt doch keine Ruhe und Sicherheit. Auch diese Kämpfe sind im Grunde genommen von einer geringen Bedeutung. Ein dritter Kampf aber, welchen die Italiener unter sich schlagen, hat eine größere und allgemeine Wichtigkeit. Er ist Entscheidung für die Zukunft bringend. Dieser Kampf drehet sich um Herrschaft. Nach Herrschaft strebt Alles. Die Volkshauptleute in Lombardien zuerst, die zu Fürsten geworden und den öffentlichen Freiheiten ihrer Städte ein Ende machen. Unter den Fürsten spielen die altfürstlichen Geschlechter, Savoyen, Montferrat, Este, gerade die weniger bedeutende Rolle. Diese wird gespielt von den neuen Fürsten, die aus der Volkshauptmannschaft entstanden. Die Visconti von Mailand sind wieder die bedeutendern unter ihnen. Am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts haben sie außer Mailand schon Tortona, Pavia, Alessandria, Cremona, sich unterworfen. Aber neben den Visconti bewegen sich immer kleinere Fürsten, die auf jeden Schritt der Visconti achten,

---

Sismonde de Sismondi. Histoire de républiques italiennes. III—VII. 1818.

damit sie nicht zu mächtig werden mögten. Am Anfange dieses Jahrhunders die Gonzaga in Mantua, die Carrara in Padua. Die Fürsten, besondersdie vom neuen Geschlecht, nennen sich Ghibellinen, sie stehen auch zuweilen gegen die Guelfen, d. h. jetzt besonders gegen die freien Städte zusammen. Aber eben so oft trennen sie sich und bekämpfen sie sich, wenn sie fürchten, daß einer von ihnen zu mächtig emporkomme. Italien wird, ob dieses Entgegenstrebens, eine Vereinigung durch die Fürstenmacht nicht gewinnen. Und eben so wenig wird es dieselbe gewinnen durch die Städte, welche sich Guelfen nennen. Die Städte konnten Italien nur vereinigen, wenn sie ein freies und gleiches Recht für alle Städte, ein freies und gleiches Recht für alle Stände, verkündeten. Florenz steht am höchsten unter diesen Städten und Florenz verkennt, wodurch es für Italien etwas werden könnte. Es sucht auch weiter nichts als eine Herrschaft für sich, wie diese gesucht wird von den Fürsten. Es gewinnt Florenz
1337 auch allmälig eine Macht. Es unterwirft sich Arezzo 1337, es
1351 unterwirft sich Prato 1351. Es gewinnt aber nichts, was für Italien von Werth und Bedeutung gewesen. Es kann bei dieser Weise Italien ebenso wenig durch Florenz als durch die Visconti vereinigt werden.

In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts liegt Italien in einem wüsten und wilden Streite um Familienzwiste, um Stadtverfassung, um Herrschaft. Die Italiener werden durch den Kampf, dem die höhern Ideen fehlen, nicht gestärkt und erkräftigt, sondern erlahmt, und schon fangen die italienischen Staaten an, ihre Kriege durch Söldner zu führen. Die ungeheure Verwirrung aber, das nichtssagende und für Italien nichts erzielende Getreibe, regten in edlern Menschen Sehnsucht nach einem andern Zustande der Dinge auf. Darum seufzte Petrarca nach den Kaisern und nach dem Kaiserthume; aber er seufzte jetzo vergebens. Darum stand auch in Rom Cola di Rienzi auf. In der Stadt Rom herrschte, seitdem das Pabstthum nach Avignon verschwunden, zügellose Adelsgewalt. Cola di Rienzi ermuthigte das römische Volk, diese zügellose Adelsgewalt nicht mehr zu dulden. Er ließ sich von demselben zum Tribunen ernennen
1347 26. Mai 1347. Die Gedanken des Tribunen mögen etwas verworren gewesen sein. Es scheint, er meinte, das alte römische Reich könne wiederhergestellt werden. Die Welt liege in so arger Verwirrung durch das Fehdewesen und durch die Wildheit des Adels, daß es den ungeheuersten Eindruck auf die Menschen machen müsse, wenn man den Frieden, die Ruhe und die Ordnung des römischen

Reiches verkünde. Er nannte diese Dinge den guten Zustand, den er zu schaffen berufen, und verkündete der Welt, daß er, der römische Tribun, den Erdkreis richten werde nach der Gerechtigkeit. Er hatte indessen auch einen andern Gedanken, der weniger phantastisch war. Er wollte Italien vereinigen, vereinigen unter der Führung Roms, des natürlichen Hauptes Italiens. Er verkündete, daß er die Tyrannen vertreiben werde, er lud die Abgeordneten der Städte nach Rom. Cola di Rienzis Gedanken waren, was Italien anlangt, gewiß edel und erhaben. Sie fanden aber in Italien, wo es nationale Gefühle, Gefühle für ein gleiches Recht, kaum gab, nur einen geringen Anklang. Und ehe der Tribun mit denen, die seine Gesinnung theilten, weiter an das Werk denken konnte, welches nicht würde gelungen sein, war Alles geendet. Der römische Stuhl arbeitete ihm entgegen, der römische Adel bearbeitete das Volk, welches seinen Tribunen nicht verstand, und Cola di Rienzi ward aus Rom vertrieben 15. Decbr. 1347. 1347

Cola di Rienzi flüchtete zu Kaiser Karl IV. Dieser aber, ohne Gefühle für Italien, lieferte ihn nach Avignon aus. Der Pabst hielt ihn gefangen als einen gefährlichen Mann, der des Pabstthumes Macht über die Stadt, welche jetzo freilich nicht vorhanden war, jetzo in einem bloßen Namen bestand, bedroht hatte. Da nun aber in der Stadt Rom, so wild zerrissen sich Adel und Volk unter einander und die verschiedenen Partheien des Adels wieder unter sich, Alles unterzugehen drohte, sendete Pabst Innocenz VI. den Cola di Rienzi mit dem Titel eines Senators nach Rom, daß er Ordnung schaffe. Aber das zuchtlose Gesindel, welches den Namen der Römer führte, mochte keine Ordnung und der Senator ward ermordet
1354. In dem übrigen Italien dauerte der alte Hader fort und 1354
der alte Kampf. Die Mittel, mit denen gestritten wird, werden immer erbärmlicher, Gesinnung und Sitte sinken immer tiefer herab. Die Partheien bekämpfen sich mit deutschen, französischen und englischen Söldnern, die sich unter einander so wenig als möglich, Italien aber so viel als möglich zu Leide thun. In dem obern Italien dehnte das Haus Visconti seine Macht um etwas weiter aus. Pavia ward 1359 von ihnen genommen. Die andern Fürsten, die 1359
tuscischen Städte, die Päbste, hinderten, daß auch nur das obere Italien eine Vereinigung durch die Visconti gewann. Im obern Italien war einst ein ordnendes, beruhigendes und kräftigendes Königthum, wie es die Staufen gründen wollten, die freilich auch Gehorsam und Steuern begehrten und begehren mußten, verworfen wor-

den als eine grause und unerhörte Tyrannei. Jetzt lag das obere Italien unter der blutigen Hand seiner einheimischen Tyrannen schweigend darnieder, zahlte und steuerte nicht minder und gewann dabei nicht einmal Ruhe und verlor alle Kraft. Denn die kleinen, aus dem Volke oder dem Adel emporgestiegenen Tyrannen, mißtrauisch auf Alles, was sich gegen sie regte oder doch sich gegen sie regen konnte, erdrückten alle den öffentlichen Geist nährende Institute und brachten dem leisesten Mißtrauen gräßliche Opfer. Vierzig Tage, gebot Barnaba Visconti, sollten die Feinde des Staates, d. h. die wider den Tyrannen waren oder doch sein konnten, auf die Tortur gespannt werden mit gehörigen Zwischenräumen, daß sie sich immer erholen und ihre Qualen endlos wären. Florenz aber kam jetzo in seiner Herrschaft nicht viel weiter, obwohl dieselbe auch noch ausgedehnt wird. Denn der Fortgang einer jeglichen Macht in Italien ward noch durch das Eingreifen des Pabstthumes in Avignon in die italienischen Angelegenheiten aufgehalten. Legaten mit Söldnerbanden sendete derselbe nach Italien, bald um das Gebiet, aus dem nachmals der Kirchenstaat ward und das jetzo in einer greulichen Verwirrung lag, zu erobern, bald um die Visconti niederzukämpfen. Aber auch der römische Stuhl vermochte nichts. Die Guelfen und die Ghibellinen, die Städte und die Tyrannen, vereinigten sich, wenn er auf dem Puncte stand, etwas zu gewinnen. Als
1360 der römische Stuhl einmal Bologna unterworfen, 1360, rastete Flo-
1376 renz nicht ehe, bis die Stadt 1376 wieder frei ward. Die kirchlichen Censuren kümmerten die Florentiner eben so wenig als die
1369 Visconti. Barnaba Visconti nöthigte 1369 des Pabstes Legaten, die Excommunicationsbulle, die sie ihm überreichen sollten, hinunterzuschlucken. Es war nichts Nationales in Italien gediehen, wie das Ende des Jahrhunderts nahete und das Schisma der Kirche ausbrach.

Während das übrige Italien sich um anderer Gründe willen zerriß, bekämpften sich Venedig und Genua um des Handels willen. Pisa war aus der Reihe der großen italienischen Seemächte ausgestrichen, seitdem die Stadt gegen Genua die große Seeschlacht von
1284 Meloria verloren hatte 1284. In Venedig war längst von der Freiheit keine Rede mehr. Ein seltsames Herrnthum war an dessen Stelle
1172 getreten. Venedig hatte diese Freiheit erobern wollen, als es 1172 die Gewalt des Herzogs, des Dogen, ungemein durch die Aufstellung eines großen Volksrathes ermäßigte. Die Mitglieder desselben wurden alljährlich von neuem erwählt und zwar durch zwölf Tribunen, die im Anfange von der Bürgerversammlung ernannt wurden. Der

große Rath aber, welcher die Gewalt des Dogen je länger, je mehr einschränkte, demselben seine Räthe, die pregadi, setzte, ohne welche er nicht handeln, nichts dem großen Rathe vorschlagen durfte, welcher sich die Bestellung der Criminalrichter, der quarantie, bemeisterte, gewann auch bald die Ernennung jener Tribunen. Er nahm diese aus seiner eignen Mitte. Bald wurden immer nur die Mitglieder derselben Familien in den großen Rath erwählt. Allmälig hören nun die durchgängigen Wahlen auf. Die einmal vorhandenen Mitglieder bleiben und nur der nothwendig gewordene Ersatz wird neu gewählt immer aus denselben Geschlechtern, welches der eigentliche Bürgerstand sich um so leichter mag haben gefallen lassen, je mehr er sich auf Handel und Verkehr wendete, je größer der Staat ward, und je mehr demgemäß der Regierungsgeschäfte wurden, mit denen der Gewerbsbürger sich nicht konnte beschäftigen wollen. Endlich, im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts, hörten die Wahlen ganz auf. Die Söhne derer, die nun einmal Mitglieder waren, traten ein, wenn sie das 25ste Jahr überschritten hatten. Das goldene Buch des
Adels, angelegt 1315, besagte, welche Geschlechter sich nun seit Al- 1315
ters her in dem Besitz der Rathsstellen befänden. Darin mußte sich jeder einschreiben, wenn er das 18te Jahr überschritten.

Also entstand die Herrschaft der Nobili in Venedig. Wer ausgeschlossen war von dem Adelsbuche, der war es auch von der Souverainetät, die allein in den Nobili, in diesen Edlen, ruhete, er mochte übrigens sein von welchem Stande er wollte. Nun fingen die Venetianer an, sich auf dem Festlande von Italien auszubreiten. Sie
eroberten 1338 Treviso. In Zukunft wird ihre Herrschaft auf die- 1338
sem Festlande eine weite Ausdehnung gewinnen. Auch der alte, aus dem Feudalwesen entsprungene, Adel Italiens wird dann den Nobili von Venedig unterworfen sein. In Venedig selbst kommt die Bürgerversammlung, das Parlament, welches zuletzt so unbedeutend gewesen, im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts ganz in Abgang. Die Nobili müssen sich aber sichern gegen sich selbst. Es soll verhindert werden, daß nicht einer unter ihnen aufstehe und sich der
Tyrannei bemeistere. Hierzu ist 1311 der furchtbare Rath der Zehn 1311
gestiftet. Dieser, mit ungeheurer Gewalt ausgerüstet, kann auf leisen Verdacht jeden Edlen fassen wie jeden Anderen und im geheimen Verfahren ihn unschädlich machen. Nicht ohne Widerstand be-

---

Daru. Histoire de la république de Venise. 1826. Depping. Histoire du commerce entre le Levant et l'Europe. I. II. 1830.

festigte sich die Herrschaft der Nobili. Boemond Tiepolo wollte
1310 sie 1310, Marino Falieri 1355 stürzen. Die Aristokratie über-
1355 stand mit Glück diese Proben. Venedig und Genua hatten noch
immer den größten Theil des morgenländischen Handels in ihren
Händen. Doch nahmen auch spanische und französische Seestädte
am mittelländischen Meere an demselben Theil. Handelstractate mit
den Sultanen, die in Afrika, Aegypten, Syrien, Klein-Asien, herrsch-
ten, wurden von allen Seiten geschlossen. Venedig und Genua
hatten ihren Verkehr auch über das schwarze Meer ausgedehnt.
Ueber Tana und Caffa handelten sie mit den Völkern Nord-Ostens.
Italien war durch diesen Handel das reichste Land Europas. Es
war auch eine große Stätte des Production, besonders in Wollen-
waaren. Die bedeutensten Manufacturen hierfür waren in den
Städten Lombardiens, besonders aber in Florenz, wo es gegen zwei-
hundert Manufacturen für Wollenwaaren gab. Die italienische
Sprache war durch Dante, Boccaccio, Petrarca, auf das feinste aus-
gebildet worden. Dichtkunst, die bildenden Künste, wurden allent-
halben gehegt und gepflegt von Fürsten wie von Republiken. Die
classischen Schriftsteller Griechenlands besonders und Roms fingen
1364 an mit Eifer betrieben zu werden. In Florenz ward 1364 zuerst
ein Lehrstuhl für die griechische Sprache errichtet. Aber es fehlt
Italien, was immer das Erste im Leben ist, an Sittlichkeit, an na-
tionalen Gefühlen, an Mäßigung, an Kraft. Das untere Italien
spielt eine bedeutende Rolle in den italienischen Verhältnissen nicht
mehr. König Robert hat versucht, Macht und Einfluß auf Italien
zu gewinnen, indem er sich an die Spitze der Guelfen gegen die Ghi-
bellinen stellte; aber es ist ihm nichts gediehen. Nach seinem Tode
1343 19. Jan. 1343 ist der Thron von Neapel an seine Tochter Jo-
hanna I. gekommen. Die Königin war frech und sittenlos wie
ganz Italien. Ihren Gemahl Andreas, den Bruder Ludwigs, des
Königs von Ungarn, ließ sie erwürgen. Sie gab wenigstens ihre Ein-
1343 willigung, daß bereitwillige Hofleute ihn tödteten 18. Sept. 1343.
Ludwig von Ungarn klagte die Königin des Mordes an. Pabst
1351 Clemens VI. aber sprach sie frei 1351. Johanna, die auch das Für-
stenthum Provence besaß, hatte Avignon für einen billigen Preis an
den apostolischen Stuhl verkauft. Johanna hatte den Prinzen Lud-
wig von Tarent zum zweiten Gemahl genommen. Sie fand ihren
Untergang durch das Schisma der Kirche. Das Reich bietet im
Uebrigen nichts für die Betrachtung dar.

In seiner Zerrissenheit war Italien schon von einer Fremdherr-

schaft bedroht. Als Italien gegen Kaiser Friedrich II. stritt, war das nicht anzusehen als ein Kampf gegen die Gewalt eines Fremden; denn der Kaiser war ein Italiener. Friedrich II. würde Italien vereinigt haben ohne jenen Kampf. Italien, durch ihn ein mächtiges Reich und eine kräftige Einheit geworden, würde die Fremden nimmer gesehen haben in seinem Schooße. Auf der Insel Sicilien herrschte nun schon ein fremdes Königshaus, die Seitenlinie von Aragonien, die mit Friedrich I. begonnen hatte. Die Aragonier führten zwar die Verfassung, welche in dem Mutterlande bestand, auch auf dem Eilande ein, aber der ganze Zustand der Dinge daselbst war trübe. Die übermüthigen Barone, deren Gewalt auf dem normannischen Lehnswesen ruhete, ließen weder Königthum noch Ordnung emporkommen. Die Menschen auf dem Flachlande lagen unter ihrer harten, das Leben je länger, je mehr ertödtenden Gewalt. Der Mannesstamm der Seitenlinie von Aragonien starb mit Friedrich
III. aus 1377. Die Tochter Maria ward mit Martin, dem Sohn 1377
Pedro IV. von Aragonien vermählt. Die Hauptlinie von Aragonien behauptete schon, daß das Reich von Sicilien eigentlich ihr gehöre. Sicilien war der erste Fuß, welchen die Spanier nach Italien setzten. Ein zweiter war noch von Jacob II., König von Aragonien, gesetzt worden, indem er die Insel Sardinien nach hartem Kampfe den
Pisanern abgewonnen 1326. Die Gewalt Aragoniens auf der 1326
Insel war indessen unbedeutend. Die Richter oder Fürsten von Arborea, welche den dritten Theil der Insel besaßen, behaupteten sich
fast unabhängig. Pedro IV. führte 1355 auch auf Sardinien die 1355
aragonische Cortesverfassung ein. Das Reich Aragonien selbst war durch die Union von 1287 in böse Wirren gefallen. Die Union durfte nicht dauern, sollte die Ordnung des Lebens bestehen. Jacob II. hatte sie indessen dulden müssen bis an seinen Tod 2. Novbr.
1327 und auch sein Sohn Alonso IV. mußte sie dulden. Die- 1327
sem folgte am 24. Jan. 1336 wiederum sein Sohn Pedro IV. 1336
Derselbe bestätigte zwar die Privilegien der Union, aber den Schwur zu halten war er nicht gesonnen. Nicht die althergebrachten Rechte des Reiches und der freien Männer in demselben, an deren Spitze zu stehen der Stolz dieses Königsgeschlechtes war, aber die Union, das Recht des bewaffneten Aufstandes, das jeden Augenblick hervortreten und das Leben zerstören konnte, wollte Pedro IV. vernichten. Auch bildete sich eine königliche Partei unter dem Adel, unter den Städten, voran die mächtige Saragossa. Die Union hatte zu den Waffen gegriffen, aber der König ward Meister über sie in der Schlacht

1348 bei Epila 1348. Die Häupter der Union wurden hingerichtet,
1348 aber Pedro IV. schwur 1348 auf den Cortes, nachdem er die Unionsprivilegien mit eigener Hand vernichtet, auf die alten wohlhergebrachten Rechte und Freiheiten des Landes, das Schwert des Sieges in der Hand, freiwillig von Neuem. Nimmer, ward auf denselben Cortes beschlossen, sollten Streitigkeiten zwischen König und Ständen wieder durch die Waffen, stets nur durch richterlichen Spruch des Justicia, entschieden werden. Würde und Amt des Justicia bestand schon seit König Pedro II. Er war die oberste entscheidende Behörde für die Unterthanen, sonderlich auch in Streitigkeiten zwischen diesen und dem König. Der Justicia, vom König in einer unabhängigen Stellung, jedoch von demselben ernannt, sollte der Wächter der Landesfreiheiten gegen willkührliche Gewalt sein, der Vertheidiger des Gesetzes und des rechtlichen Herkommens sein. Und der Justicia ward ausgerüstet mit der gesetzlichen Gewalt, um den Schutz geben zu können, wo es nöthig ward. Seine Aufstellung sollte sagen, daß die alten Freiheiten und Rechte nicht durch die rohe Gewalt der Waffen, sondern durch das Gesetz gesichert sein sollten. Indessen Adel und Städte also für sich sorgen, wird der Zustand der Bauern eher härter als leichter. König Pedro IV.
1387 aber starb 5. Jan. 1387, als das Schisma bereits über die Kirche gekommen war.

In dem Reiche Kastilien waren sie dahin noch nicht gekommen, die alten Freiheiten zu sichern durch das Recht. In dem Reiche Aragonien ward die Gewalt des Adels eingeschränkt durch die Städte. In Kastilien waren die Städte weniger bedeutend, der Adel mächtiger und wilder. Wie unabhängige Fürsten standen die Mächtigsten des Adels den Königen gegenüber. Indessen kam die Macht der Städte allmälig ins Steigen. Alonso X. veranlaßte durch unweises Benehmen seinen Sohn Sancho, sich gegen ihn zu erheben
1228 1228. Sancho stützte sich bei dem Aufstande besonders auf die
1284 Städte. Als Alonso X. unter diesen Wirren starb 1284, und Sancho IV. König ward, gab er den Städten der Krone die freie Wahl ihrer Obrigkeiten zur Administration und zur Pflege des Rechtes.
1295 Die Städte föderirten sich 1295, sich zu vertheidigen gegen jede Unbill, die von des Königs Beamten oder von dem Adel kommen könnte. Kämpfe gegen die Großen des Landes, Kämpfe gegen die
1295 Moslemen von Granada, füllten das Leben Sancho IV. bis 1295,
1312 wie seines Sohnes Ferdinands IV. bis 1312 aus. Unter Alonso XI. war das christliche Spanien noch einmal von einer großen Gefahr

bedroht. Abul Hassan, der Sultan von Marroco und Tunis, kam aus Afrika mit einem unermeßlichen Heere und vereinigte sich mit den Moslemen von Granada. Bei eine halbe Million Streiter sollen sie gehabt haben, wie, wohl mit großer Uebertreibung, berichtet wird. Die Christen aber hielten zusammen, Alonso XI. von Kastilien, Pedro IV. von Aragonien und Alonso IV. von Portugal. Die Christen gewannen den großen Sieg bei Tariffa 30. Octbr. 1340 1340
und der Sultan floh erschrocken über das Meer zurück. Das kleine Reich der Mauren von Granada aber konnte nicht vernichtet werden. Kaum hätte der kastilianische Adel dessen Untergang gern gesehen; denn die Mauren waren seine Zuflucht, wenn dem König das Lehn aufgesagt und gegen ihn zu den Waffen gegriffen ward. Unter Alonso XI. ward auf den Cortes vom Jahre 1349 die Zahl der 1349
Städte, die miterscheinen und mitstimmen sollten, auf nur siebzehn bestimmt. Die Cortes hatten noch nicht allein die Bewilligung der Steuern, sondern es durfte auch kein Gesetz und keine Ordnung eingeführt werden ohne ihre Zustimmung. Indessen ward schon 1349 die immerwährende Handelssteuer, die Alcavala, entlehnt von 1349
den Moslemen, eingeführt. Alonso XI. starb 1350 und sein blut- 1350
befleckter Sohn Pedro der Grausame, Mörder einer Gemahlin und Mörder eines Bruders, folgte ihm. Gegen ihn erhob sich der Bruder, Heinrich von Trastamara, der sich schon am 5. April 1366 zu 1366
Burgos zum König konnte krönen lassen. Aber der Kampf zwischen den Brüdern, an dem der Adel Kastiliens Lust und Freude gefunden zu haben scheint, wie die Fürsten in Deutschland Lust und Freude an jeglicher Verwirrung fanden, bis das Königthum niedergekämpft war, dauerte noch lange. Endlich, besiegt und gefangen, ward der grausame Pedro von Heinrich mit eigener Hand ermordet 23. März 1369. Diesen Mord schien das Schicksal an Kastilien rächen zu 1369
wollen; denn Ferdinand I. von Portugal und Heinrich aus dem Hause England, Herzog von Lancaster, erhuben Ansprüche auf den Thron von Kastilien. Durch die Kriege, die darob entstanden, wurden die Könige Kastiliens in die Unmöglichkeit versetzt, dem Reiche eine andere Gestalt zu geben. Heinrich II. starb schon 1379, sein Sohn 1379
Johann I. 1390. In dem kleinen Reiche Portugal waren die Vor- 1390
gänge um diese Zeit von einer geringen Erheblichkeit. König Diniz, der 1279 auf Alonso III. gefolgt, erneuerte den Grundsatz seiner Vor- 1279
fahren, daß die Kirche weitere Güter nicht gewinnen sollte. Alonso IV., der 7. Jan. 1325 folgte, Mitsieger von Tariffa, ließ die schöne 1325
Ignez de Castro, die Gattin seines Sohnes Pedro, ermorden. Der

namenlose Schmerz trieb Pedro zu den Waffen und mit Mühe konnte eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn gewonnen wer-
1357 den. Als Pedro 28. Mai 1357 auf den Thron gekommen, ward das Gesetz aufgestellt, daß kein Portugiese seinem ordentlichen Rich-
1367 ter entzogen werden dürfe. Ferdinand I. folgte 18. Jan. 1367 und mit ihm starb das alte königliche Haus von Portugal aus 22.
1383 Octbr. 1383.

Die pyrenäische Halbinsel lebte, so lange das Mittelalter dauerte, fast nur für sich. An dem Ende desselben bereitet sich ihre größere und allgemeinere Wichtigkeit vor. Zwei andere romanische Staaten, England und Frankreich, haben durch ihre Lage schon seit langer Zeit eine allgemeinere Bedeutung. Doch England steht auf dem Puncte, das Romanische von sich abzustreifen. Bald werden die Franzosen mit den alten Sachsen zu einer Nation zusammengeschmolzen sein. Seitdem Franzosen nach Britannien gekommen, hat eine enge Verbindung Englands mit Frankreich nicht aufgehört. Ein freies Königthum hat England gewonnen, einem freien Königthum strebt auch Frankreich zu. Aber die Franzosen vermögen es nicht zu gewinnen. Sie müssen ein anderes nehmen. In allen Formen, so scheint es, soll sich das europäische Staatsleben bewegen. In England war auf König Heinrich III. sein Sohn Eduard I. gefolgt
1272 1272. Die englische Macht begann sich auszudehnen. Schon unter Heinrich II. waren die Engländer hinübergegangen nach Irland. Englische Barone waren in Irland angesiedelt worden. Sie hatten ein schweres Joch auf die Eingeborenen gelegt. In einem anderen Theile des Landes mußten die eingeborenen Häuptlinge die englische Hoheit anerkennen. Es stand noch ein langer Kampf bevor, ehe ganz Irland der Macht Englands wirklich unterworfen wurde. Diese Macht gedachte der thätige und ritterliche Eduard I. auszudehnen, wohin es möglich sei. Also machte er zuerst der Freiheit der Briten
1282 in Wales ein Ende 1282. Die Walliser hatten den Untergang dieser Unabhängigkeit nicht zu bedauern. Erst durch die Vereinigung mit England kam ein regelmäßiges und geordnetes Leben zu ihnen. Bis dahin war ihr Land nur die Bühne wilder Unordnung, des Raubes, des Mordes und tragischer Greuel, gewesen. Darauf gedachte Eduard I. die Schotten ebenfalls an England zu bringen, damit diese ganze Inselwelt nur eine Kraft bilde. In dem kleinen Reiche Schottland waren mehrere Elemente des Lebens zusammengeflossen. In dem Hochlande eines, das wenigstens zum Theil britisch und galisch war. Picten und Scoten bekämpften sich hier, bis im

neunten Jahrhundert die letzteren das Uebergewicht über die ersteren gewannen. In das Niederland waren die sächsischen Stämme eingedrungen und das Leben war dadurch hier germanisch geworden. Das Königthum der Schotten, welches im neunten Jahrhundert im Norden entstanden zu sein scheint, breitete sich über das Niederland aus, als die Sachsen von den Dänen gebeugt wurden. Die Könige von Schottland adoptirten die germanische Weise. Die Häuptlinge des Nordens, die Thane des Südens, bildeten auch hier mit den Kirchenfürsten ein Parlament, zu dem auch nachmals die Städte traten. Die Gesetze, die ganze Weise des Reiches, empfing allmälig eine große Aehnlichkeit mit Englands Art, trotz der bittern Feindschaft, die zwischen den beiden Völkern der Insel war. Nun starb 1285 mit Alexan- 1285
der III. das alte Königshaus der Schotten aus. Eduard I. von England wollte das benutzen, um Schottland an England zu bringen. Er brachte ein Verlöbniß zu Stande zwischen seinem Sohn Eduard und Alexanders Tochter Margareth. Hierdurch sollte die Vereinigung werden, bei welcher die Schotten sich indessen ausbedungen, immer ein abgesondertes Reich mit seiner besondern Verfassung und Weise zu bleiben. Aber Margareth starb 1290 ehe 1290
die Ehe vollzogen. Nun standen in Schottland eine große Anzahl von Männern auf, die den Thron in Anspruch nahmen wegen Verwandtschaft mit dem ausgestorbenen Königshause. Das schottische Parlament übertrug Eduard I. den schiedsrichterlichen Spruch. Er entschied für Johann Baliol 1292, doch erst nachdem dieser anerkannt, 1292
daß Schottland ein Lehn von England sei. Darauf ergriff Eduard I. die gesuchte Gelegenheit, das Lehn für verfallen zu erklären 1296. 1296
Er hatte den König Johann in seine Gewalt zu bringen gewußt, die Schotten wurden mit den Waffen überwunden und Alles schien wohl zu gelingen. Aber die Schotten betrachteten das Königthum Englands, welches sich auch über sie ausbreiten wollte, als eine fremde, eine tyrannische Gewalt. William Wallace trat 1298 an die 1298
Spitze der Nationalpartei, die sich mit den Waffen erhub. Seitdem rastete der Kampf nicht. Der tapfere William Wallace konnte wohl gefangen und wie ein gemeiner Empörer hingerichtet werden, aber der Widerstand der Schotten weder durch die Waffen noch durch die Grausamkeit Eduards I. jemals ganz niedergeworfen werden. Die Schotten stellten Robert Bruce 1306 als König auf. Ge- 1306
gen denselben kämpfte der König von England noch, als ihn der Tod aus dem Leben nahm 7. Juli 1307. Zu diesen Kriegen waren 1307
auch die Kämpfe gekommen, die Eduard I. wegen Guienne mit Phi-

lipp dem Schönen von Frankreich zu bestehen hatte. Zu diesen Kriegen reichte das Aufgebot der Vassen nicht aus; der König bedurfte Söldner. Nun war der große Brief der Freiheiten dem König wohl zuwider. Oft brach er ihn und, wenn die Barone ihn dahin gebracht, denselben abermals zu beschwören, so ließ sich der König vom römischen Stuhl seines Eides quitt und ledig machen. Doch die Noth des Krieges führte ihn immer wieder zu den Parlamenten zurück. Der Brief der Freiheiten besagte, daß keine Steuer ausgeschrieben werden sollte ohne das Parlament. Eduard I. fand, daß Geld von den Städten und von den Freien des Flachlandes leichter zu gewinnen sei, als von den Vassen. Er war daher eifrig, sie auf das Parlament zu rufen. Auch Deputirte des niedern Klerus berief Eduard I. zuerst auf das Parlament. Die Gemeinen gingen immer wieder fort, wenn die Steuer bewilliget war. Nach den alten Ansichten des Lehns- und Vassenthumes konnten die Gemeinen nicht mitsprechen und mitberathen, wenn von anderen Angelegenheiten des Reiches die Rede war. Hierüber war ja die Gewalt allein bei den Vassen. Die Gemeinen fingen indessen an, Petitionen einzureichen, daß dieses oder jenes in dem Reiche geschehen möge. Langsam bahnten sie sich damit den Weg zu einem Antheile an der gesetzgebenden Gewalt. Unter den Vassen aber war die Verschiedenheit größer geworden, seitdem — und es geschah besonders unter Eduard I. — Abgeordnete der kleinern Barone, die theils mittelbare, theils unmittelbare Vassen der Krone waren, durch Abgeordnete auf dem Parlamente erschienen, während die größeren Barone selbst kamen. Der Abstand zwischen den Deputirten der Gemeinen und den Deputirten des kleinen Adels war nicht so bedeutend. Flossen sie, wie nachmals geschah, und wie jetzt schon vorbereitet worden zu sein scheint, zusammen (das Haus der Gemeinen) so konnte es kaum ausbleiben, diese Gemeinen mußten einen Antheil an dem Staate, an der gesetzgebenden Gewalt empfangen, weil sie ein Element in sich aufgenommen, dem dieser Antheil schon nach den Ansichten des Lehns- und Vassenthumes gebührte.

Unter dem schwachen Sohne Eduard II., der ihm auf dem Throne von England folgte, waren die Ereignisse ohne große Bedeutung. Der König war in der Hand seines Günstlings Gaveston, der sich geizig und übermüthig gegen die englische Baronenschaft benahm. Nun war auch der englische Adel, obwohl nicht in dem Grade wie der Adel des Festlandes, gewohnt, mit den Waffen zu sprechen. Die Barone Englands nahmen die Waffen gegen

Eduard II., der zähe an dem Günstling Gaveston hing 1311. Der 1311
König ward genöthigt, ein Parlament zu berufen. Die Barone
duldeten, daß die Gemeinen an den Berathungen und Beschlüssen
Theil nahmen, die allgemeine Angelegenheiten des Staates betrafen.
Der König sollte das Parlament zweimal des Jahres berufen, oder,
wenn nöthig, noch öfter; er sollte Krieg nur mit Beistimmung der
Barone des Parlaments beginnen dürfen und ebenderselben bedürfen
bei der Besetzung der bedeutendsten Staatsämter. Es war gut,
daß diese Schlüsse keine Dauer gewannen; sie würden eine Baronenherrschaft
in England begründet haben. Eduard II. hatte sie
öffentlich bestätiget, im Stillen aber gegen sie protestirt. Geveston
hatte außer Landes gehen müssen, von den Baronen und von dem
Parlamente dazu gezwungen. Eduard II. rief ihn aber bald zurück
und die Barone entledigten sich seiner durch Mord 1312. Eduard II. 1312
war nicht im Stande, die Mörder zur Strafe zu ziehen. Das Königthum
blieb schwach vor der Gewaltsamkeit der Barone. Eduard II.
warf sich in die Arme eines neuen Günstlings, Hugh Spenser. Diese
Günstlinge mögen den Haß des Adels freilich auch durch Stolz und
Hofarth verdient haben. Zumeist aber waren sie diesem Adel wohl
deshalb verhaßt, weil sie der Erhöhung der königlichen Macht gedachten.
Die Barone nahmen abermals die Waffen und Hugh
Spenser mußte in die Verbannung wandern 1321. Diesesmal 1321
aber ward der König Eduard II. ihrer mit den Waffen Herr; denn
es war eine Spaltung unter den Adel selbst gekommen 1322. Der König 1322
strafte grausam. Mehrere nahmen den Tod, Viele entrannen
nach Frankreich. Isabelle, die Tochter Philipps des Schönen, die
Gemahlin Eduards II., von Liebe entbrannt zu Roger Mortimer,
stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen 1326. Eduard II. ward 1326
gefangen und die Königin ließ zu London ein Parlament versammeln.
Dasselbe erklärte ihn ohne triftige Gründe für abgesetzt und
Eduard II. ward genöthiget, der Krone zu entsagen. Eduard III.
sollte König sein. Nicht lange darauf ward Eduard III. von den
Baronen, welche die Obsicht über ihn hatten, ermordet 21. Septbr.
1327. Unter diesen Wirren war Schottland für England verloren 1327
gegangen. Der Sieg bei Bannokburn, den Robert Bruce 25. Juni
1314 über die Engländer erfochten, hatte die Nationalunabhängigkeit 1314
wiederhergestellt. Der Untergang Eduards II. war herbeigeführt
worden durch das Zusammenwirken der Barone, die das Königthum
zu ihren Füßen stellen wollten, und der Königin, welche gemeinen
Leidenschaften diente. Aber die Ersteren konnten am wenig-

sten durchdringen. Der Sinn für Freiheit war dazu unter dem Volke von England schon zu hoch gestiegen. Und die Herrschaft, welche Isabella und Roger Mortimer nach Eduards II. Absetzung üben wollten, hatte noch weniger Halt. Es war nur nöthig, daß Eduard III. sich zeigte, um derselben ein Ende zu machen. Mortimer ward als
1330 Verräther mit dem Tode gestraft, Isabella unschädlich gemacht 1330, und die Beschlüsse, welche die Barone unter Eduard II. für sich gewonnen, kamen in Vergessenheit. Nun wendete Eduard III. zwar seine Waffen auch gegen Schottland; aber sein Hauptbestreben ward Frankreich zu gewinnen. Als die alten Kapetinger ausgestorben und Philipp Valois auf den französischen Thron gestiegen, behauptete Isabella schon, daß ihr Sohn Eduard III. König in Frankreich werden müsse, da das salische Gesetz zwar die Frauen, aber nicht die Söhne dieser Frauen von dem Throne ausschließen könne. Nach dieser Ansicht hatte Eduard III. größeres Recht auf den französischen Thron als Philipp Valois. Indessen hatte der englische Hof die-
1329 sen Anspruch stillschweigend fallen lassen, als Eduard III. 1329 dem neuen König von Frankreich die Lehnshuldigung für das Herzogthum Guienne geleistet. Philipp Valois gewann Zeit, sich auf dem Thron zu befestigen. Es ward aber bald gewahrt, daß das neue Haus Valois einen andern Weg einschlug als die alten Kapetinger. Philipp Valois zeigte sich als einen eifrigen Freund des Adels, den er auf Kosten der Städte und der Bürger begünstigte; er fing an die Rechte der Communen zu vernichten. Gleich an dem Anfange seiner Herrschaft hatte er die Städte von Flandern, die gegen ihren Grafen Ludwig ihre alten Rechte behaupten wollten, hart gezüch-
1329 tigt 1329. Die flandrischen Städte forderten Eduard III. auf, den Titel eines Königs von Frankreich anzunehmen, damit sie ihm ihre Treue zuwenden könnten. Eduard that's und alsbald mußte
1337 der Krieg zwischen ihm und Philipp Valois entbrennen 1337. Aber in dem Anfange dieses langen, bis in das folgende Jahrhundert sich hinziehenden, Kampfes, tritt noch der Nationalgeist der Franzosen den Königen von England mächtig entgegen. Kaum daß Eduard III. in den flandrischen Städten eine schwache und zweideutige Hülfe
1340 findet. Der Sieg, den er zur See bei Sluys 21. Juni 1340,
1346 der große Sieg, den er bei Crecy zu Land 26. Aug. 1346 über Philipp Valois gewinnt, bringt ihn nicht dahin, festen Fuß in Frankreich zu fassen oder einen Anhang zu gewinnen, welcher von Bedeu-
1347 tung sei. Die Eroberung von Calais 1347 ist die einzige Frucht des letzten Sieges. Bei Crecy hatten die Heere von Frankreich

und England zuerst auch mit schwerem Geschütz gegen einander gestritten.

Der Kampf zwischen England und Frankreich ward oftmals durch Waffenstillstände unterbrochen. Eduard III. hatte 1347 einen 1347
solchen Waffenstillstand geschlossen und war nach England zurückgegangen. Aber aufgegeben hatte er den kühnen Gedanken, König von Frankreich zu werden, keineswegs. Auch unter dem englischen Volke regten die Siege des Königs einen großen Enthusiasmus auf. Das Parlament war immer bereit, dem König die Mittel für den Krieg zu schaffen. Während Eduard III. sich mit neuen Rüstungen beschäftigte, starb in Frankreich Philipp Valois 22. Aug. 1350. 1350
Sein Sohn Johann folgte ihm. Das Reich hatte sich wiederum ausgedehnt. Humbert, Graf von Vienne, war in das Kloster gegangen 1349, und hatte sein schönes Land an Karl, den Enkel Phi- 1349
lipps VI., abgetreten. Karl ward nachmals selbst König. Also kam die sogenannten Dauphiné an Frankreich. König Johann aber war unter schweren Verhältnissen auf den Thron gekommen. Die Finanzen des Reiches lagen in großer Verwirrung, Eduard III. drohete mit einem neuen Angriff, und feindlich stand dem König Karl der Böse, seit 1349 König von Navarra, zur Seite. Dieser war 1349
der Sohn Johannas, der Tochter Ludwig X., die von Philipp V. mit dem kleinen Reiche Navarra abgefunden worden. Wenn das salische Gesetz nicht gewesen, so wäre Karl der Böse König in Frankreich geworden. Die Noth aber des Königthumes, so schien es, konnte von den Menschen benutzt werden, um Rechte und Freiheiten, wie sie in England gewonnen wurden, zu gewinnen. Und es fehlte in Frankreich nicht an der Gesinnung darauf. Die Generalstaaten konnten werden, was in England das Parlament ward. Nicht allein die Steuerbewilligung, sondern selbst die gesetzgebende Gewalt konnte noch von ihnen gewonnen werden. Waren doch die Generalstaaten an die Stelle des alten und eigentlichen Parlaments getreten, in dem nach den Ansichten des Lehns- und Vassenthums der Staat ruhete. König Johann sah sich genöthiget, die Generalstaaten 1355 zu berufen. Sie bewilligten eine Geldhülfe, aber nur 1355
auf ein Jahr. Sie sollte nur verbraucht werden für den bestimmten Zweck und nur unter der Obsicht der Staaten. Sie sollte gleichmäßig vom Adel und vom Klerus gezahlt werden, wie von allen Anderen in dem Reiche. Es waren hier mehrere Grundsätze enthalten. Die jährliche Bewilligung der Steuer, die gleichmäßige Vertheilung der Abgaben, die Obsicht der Stände über die Geldsachen des Staa-

tes. Sie waren darin enthalten, aber sie waren nicht ausgesprochen als ewige Staatsgesetze, wie es in England geschehen. In Frankreich handelten Adel und Städte nie zusammen wie in England. Unter beiden ist im Gegentheil die bitterste Feindschaft. Kein Stand will die Freiheiten und Rechte des andern anerkennen, jeder arbeitet gegen den andern. Also bleiben alle Bestrebungen, zu einer freien Verfassung zu gelangen, vergeblich und das Königthum kommt immer mehr über beide Stände empor. Der Adel scheint schon ergrimmt worden zu sein, daß er diese Geldhülfe gleichmäßig mit zahlen sollte. Eduard III. aber kommt bald darauf wieder nach Frankreich und gewinnt mit geringer Macht die glänzende Schlacht
1356 bei Poitiers 19. Septbr. 1356, darin König Johann mit der Blüthe seiner Ritterschaft gefangen wird. Auch diese Schlacht, in welcher der Adel Frankreichs seinen alten Waffenruhm fast verliert, fruchtet dem König Eduard III. nichts für seinen Hauptzweck. Der gefangene König wird nach England geführt. In Frankreich aber übernimmt Karl, Johanns ältester Sohn, der Dauphin genannt, die Leitung der Dinge. In diesem Reiche entstand während der Gefangenschaft Johanns ein seltsames Getreibe. Karl berief die Ge-
1356 neralstaaten nach Paris 1356. Die Deputirten der Städte, Stephan Marcel, den Vorsteher der Kaufleute von Paris, Robert le Coq, den Bischoff von Laon an der Spitze, den Adel verachtend, der bei Poitiers feig unterlegen, wollten eine gänzliche Reform des Staates, besonders zum Besten der Städte, erwirken. Das Königthum sollte fortan gebunden sein an einen ständischen Ausschuß, der seinen Sitz bei der Regierung habe. Karl war genöthiget worden, das anzuerkennen, indem am Anfange auch der Adel Theil an diesem Begehren genommen. Bald aber trennte sich der Adel von den Städten; denn es strebten diese offenbar weiter nach einem Ziele, welches der Adel wohl noch nicht deutlich sah, von dem er aber fürchtete, es enthalte den Untergang seiner Macht. Die Städte fingen an, sich unter einander zu verbünden. Das gemeine Volk ward aufgeregt, es ward von der Errichtung einer Republik geredet. Karl der Böse stand im Hintergrunde und schürte das Feuer. Vielleicht dachte er an eine Revolution, welche die Valois stürzen und ihn auf den Thron bringen sollte. Es kam hinzu, daß in mehreren Gegenden Frankreichs die Bauern, noch unter dem harten Druck des Lehnswesens, sich wild gegen den Adel erhuben. Der Adel glaubte die Waffen ergreifen zu müssen für sich und für das Königthum. Der Dauphin Karl verstand diese Umstände wohl zu benutzen. Aus Paris entron-

nen, stellte er sich an die Spitze. Blutig ward der Aufstand der Bauern (la Jacquerie) niedergeworfen und die Städte gedemüthiget. Selbst das mächtige Paris mußte sich fügen 3. Aug. 1358 1358
und schwere Strafe fiel auf die Häupter des Bürgerstandes. Und was die Generalstaaten hingestellt hatten, konnte von Karl mit Leichtigkeit in Nacht und Vergessenheit begraben werden; denn Adel und Klerus fürchteten nun selbst, eine Einschränkung des Königthums werde die Macht in dem Reiche an die Städte bringen und ihre Demüthigung enthalten.

Eduard III. hatte unterdessen den Krieg gegen Frankreich fortgesetzt. Aber erkennend, daß das Ziel nicht zu gewinnen sei, schloß er mit dem gefangenen König und mit Frankreich den Tractat von Bretigny 8. Mai 1360. Er entsagte allem Recht auf die franzö- 1360
sische Krone. Dagegen wurden die Besitzungen Englands im Süden Frankreichs, Guienne, bedeutend erweitert und für ganz unabhängig von Frankreich erklärt. Außerdem ward auch Calais und ein Umkreis um die Stadt an Englaud abgetreten. Eduard III. trat Guienne ab an seinen Sohn Eduard, den schwarzen Prinzen, der durch ritterliche Thaten weit berühmt war. Nicht lange darauf starb König Johann von Frankreich 8. April 1364, der noch vor 1364
seinem Tode einen Gewinn gemacht, der den Verlust durch den Tractat von Bretigny reich vergütete. Denn es starb 1361 mit Her- 1361
zog Philipp die andere Linie der Kapetinger aus, welche das Herzogthum Burgund besaß. Auch die Champagne ward dem Hause Navarra entrissen und mit dem Kronlande vereinigt. König Johann schmälerte indessen den Gewinn, welchen die Krone damit machte, dadurch wieder, daß er mit dem Herzogthum Burgund 1363 seinen vierten, liebsten Sohn Philipp den Kühnen belehnte. 1363
Die Entstehung der Seitenlinie des Hauses Valois von Burgund ward für die Zukunft von einer großen Wichtigkeit. Der Dauphin Karl aber bestieg nach Johanns Tode den Thron als König Karl V. Frankreich, durch den Krieg mit England, durch den Aufstand der Bauern, erschöpft, in sich selbst durch den Haß des Adels und der Städte zerrissen, sank dem Königthume in die Arme. Karl V. konnte sich vollständiger als seine Vorfahren der gesetzgebenden Gewalt bemeistern. Und die Menschen hatten auch darum nichts dawider, weil die Gesetze des Königs mit Verstand auf die Sicherung und Förderung des Lebens berechnet waren. Auch die Steuern schrieb der König meist aus, ohne daß sie ihm von den Generalstaaten bewilligt worden, und die Freiheiten der Städte, der Communen,

kürzte er je länger, je mehr, also daß die Städte zumeist unter des Königs Beamtete fielen. Die Generalstaaten versammelte Karl V. so selten als möglich und es geschah auf ihnen keine neue Regung zur Bildung einer freien Verfassung. Auch der äußern Größe des Reiches gedachte Karl V. Er ergriff eine willkommene Veranlassung,
1370 um die Besitzungen Englands in Frankreich 1370, trotz des Tractates von Bretigny, für verfallene Lehn zu erklären. Und weil die Heldentage Eduards III. nach dem Ende gingen, führte er den Krieg mit großem Glücke, also daß binnen wenigen Jahren England Alles, nur die Stadt Calais nicht, verloren hatte. Dieses gethan, starb
1380 Karl V. 16. Septbr. 1380. Voraus war ihm schon der schwarze
1376 Prinz 8. Juni 1376 gegangen und Eduard III. 21. Juni 1377
1377 diesem gefolgt. England aber, während Frankreich sich auf dem Wege zum uneingeschränkten Königthum befand, hatte eine immer breitere Grundlage der parlamentarischen Rechte und Freiheiten gewonnen. Die Kriege, die Eduard III. unaufhörlich mit Frankreich und Schottland führte, hatten ihn abhängig gemacht von dem Parlamente in noch stärkerem Grade als Eduard I. es gewesen. Zwanzigmal bestätigte Eduard III. die Charte von Neuem. Alle Jahre, gab er ferner zu, sollte ein Parlament gehalten werden, auch seine Beamteten sollten die Charte beschwören. Die Trennung des Ober-
1343 und Unter-Hauses ward 1343 bestimmt. Die Elemente, aus denen das Unter-Haus zusammengeflossen, waren, wie schon bemerkt, so, daß darauf der Anspruch auf einen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt wohl begründet werden konnte. Die Petitionen des Hauses der Gemeinen auf gesetzliche Verfügungen wurden häufiger. Die Lords bestätigen sie, der König macht dann das Gesetz bekannt. Durch langen Bruch bildete sich die spätere Ordnung im Reiche, daß die Gesetze immer von den Parlamenten ausgehen, von beiden Häusern genehmigt, dann von dem König genehmigt oder verworfen werden. Das Haus der Gemeinen fängt auch an, Staatsbeamtete anzuklagen wegen schwerer Verbrechen. Das Haus der Lords hat dann die richterliche Gewalt. Die Bestimmung Englands für die Zukunft ist die freie, die Bestimmung Frankreichs die unfreie Mon-
1328 archie. In Schottland war 1328 Robert Bruce gestorben. Da-
1346 vid Bruce, sein Sohn, hatte das Reich, einmal 1346 selbst von Eduard III. gefangen, nur mit schwerer Mühe behauptet. Das
1371 Haus Bruce starb 1371 mit ihm aus, und mit Robert II. kam das Haus Stuart auf den schottischen Thron.

Unterdessen war, wie der Abend des vierzehnten Jahrhunderts

nahete, ein Ereigniß in der Kirche eingetreten, welche die christliche Welt in den ungeheuersten Jammer und in die entsetzlichste Verwirrung stürzte. Diese Verwirrung war das Schisma, die Spaltung des Pontificats, welche als eines der wichtigsten Ereignisse dieser Zeit bereits mehrfach angedeutet worden. Die Spaltung entstand durch die Feindschaft der französischen und der italienischen Hochpriesterschaft, die dadurch entstanden, daß das Pontificat durch Ereignisse, deren schon gedacht, an die Franzosen gekommen war. Diese Spaltung erschütterte die Kirche, die römisch-fränkische Katholicität, in ihren Grundfesten. Trübe und finster sah es im Allgemeinen in dem Schooße derselben aus. Allenthalben, in allen europäischen Reichen, die stolze und hochfahrende Priesterschaft, die nun den Lehrsatz über sich selbst vollendet und demselben überall wenigstens äußere Anerkennung verschafft hat. Sie sind Heilige auf Erden, über welche die Welt nichts zu gebieten hat. Nach allen Seiten greift diese Priesterschaft hin, ihre Unabhängigkeit, ihre Reichthümer, ihre Macht zu mehren. Aber allenthalben ist auch der Widerstand. Jeder einzelne Theil der europäischen Welt ist von diesem Kampfe bewegt, erschüttert. Der Haß der Laien gegen den Priesterstand ist furchtbar; doch besteht der Glaube an die Heiligkeit derselben noch und hierdurch wird die Welt in die entsetzlichsten Widersprüche verwickelt. Dieser Glaube besteht noch, weil Erkenntniß des Christenthums fast nicht vorhanden. Darum dauerte das Heidenthum auch noch immer fort, obwohl nicht unter der alten Gestalt. Die Götter des classischen und die Götter des nordischen Heidenthums lebten aber noch immer fort. Die Begriffe, Bräuche und Institute, auf denen die römisch-fränkische Katholicität stand, erwiesen sich je länger, je mehr in ihrer Unkraft, das Leben zu fördern und es zu einer christlichen Haltung zu führen. Sie bedurften nur einer geringen Abwandlung, einer Ausdehnung um ein Geringes, um ihre zerstörende Kraft und ihr mit dem Christenthume streitendes Wesen ganz zu erproben. Solche Abwandlungen und Ausdehnungen blieben nicht aus. Die Brüder und Schwestern des hohen Geistes und eine Menge von ähnlichen Secten lehrten, daß der Mensch durch Büßungen und Qualen eine Vollkommenheit erreichen könne so groß, daß die Gesetze des Christenthums für ihn gar nicht mehr da wären. Die römische Kirche brauchte Feuer und Schwert gegen solche Secten und vernichtete sie mit denselben. Die aber, welche in dem Glauben an die Kirche geblieben, läßt die Hochpriesterschaft unbelehrt, unberuhiget und ungetröstet. Es geschieht aber, daß sie diese und

sich selbst in das Schisma hineinstürzt. Es ist gezeigt worden,
wie es den Königen von Frankreich eine Nothwendigkeit gewesen,
das Pabstthum französisch zu machen Die Nothwendigkeit, es fest-
zuhalten, hatte allgemach aufgehört. Dennoch war das Pabstthum
französisch geblieben. Die Könige hatten gemeint, französische Päbste
noch weiter benutzen zu können. Besonders aber wollte die franzö-
sische Hochpriesterschaft das Pabstthum französisch behalten sammt
dem Kardinalscollegio. Warum sollten denn beide immer italie-
nisch sein? Clemens VI. ist zuletzt genannt worden. Derselbe hatte
für den apostolischen Stuhl die Besetzung aller Kirchenpfründen ge-
wonnen. In Avignon ward mit denselben ein abscheulicher Han-
del getrieben. Das Leben des apostolischen Hofes daselbst war
überhaupt frech und verrucht über alle Begriffe. Der Franzose Cle-
mange, der Italiener Petrarca, die Zeitgenossen, wissen nicht Worte
genug zu finden, diese Verruchtheit zu schildern. Darin geht der
römische Stuhl dem bei weitem größten Theile des Priesterstandes,
dem der Mönche und der Nonnen, voran. Es scheinet, um Alles thun
und Alles genießen zu können, haben sie seit vielen Jahrhunderten
gelehrt, daß die priesterliche Würde nicht von Lehre und Wandel, son-
dern durch die Salbung zum Priesterthume gegeben würde. Cle-
1350 mens VI. aber, der 1350 das Jubeljahr wieder begehen ließ, ver-
1352 schied am 5. Decbr. 1352. Sein Nachfolger Innocenz VI. ging
1362 bedeutungsleer vorüber. Nachdem er 12. Septbr. 1362 gestorben,
kam Urban V. auf den Stuhl. Nun schien der apostolische Stuhl
nach Rom zu gehören und nach Italien. Urban V. glaubte, daß
der Glaube der Menschen an das Pontificat schwanken müsse, wenn
es französisch bliebe. Wie kam es doch, daß der heilige Geist, der
früher fast nur Italiener gewählt, jetzo lauter Franzosen wählte? Des-
1367 halb zog Urban V. nach Italien und Rom 1367. Er wollte auch
aus der Abhängigkeit von Frankreich heraus. Aber die meisten Kar-
dinäle blieben in Avignon zurück. Auch Urban V. kehrte wieder
1370 dahin 1370; denn er sah schon die Spaltung im Anzuge. Würde
er in Rom sterben, fürchtete er, so würden die italienischen Kardinäle in
Rom sich einen Italiener zum Pabst, die französischen in Avignon
sich einen Franzosen wählen. Neid und Eifersucht der Hochpriester-
schaft beider Nationen auf einander waren auf den höchsten Grad
1370 gestiegen. Als nun aber der Pabst in Avignon 19. Decbr. 1370
gestorben, trat Gregor XI. an seine Stelle. Dieser, obwohl Fran-
zose, erachtete es für unerläßlich nothwendig, das Pontificat wieder
italienisch zu machen. Der Geist des Priesterthumes hatte in ihm

den Geist der Nationalität überwältigt. Der Pabst kündete seinen Entschluß an, das Pabstthum für immer nach Rom zu verlegen. Er zog dahin 1377, der französische Hof hinderte nicht, die mei- 1377
sten Kardinäle, nur vier Italiener waren noch unter ihnen, folgten ihm dorthin bittern Unwillens voll. Unerwartet starb Gregor XI. daselbst 27. März 1378. 1378

Die Kardinäle gingen in das Conclave, in dem, nach den herrschenden Vorstellungen, der heilige Geist wohnte, der durch den Mund der Kardinäle den Statthalter Gottes auf Erden ernannte. Das Conclave aber war von dem Volke Roms umgeben: es verlangte einen Römer, einen Italiener zum Pabst von diesen Kardinälen, die zum bei weitem größten Theile Franzosen waren. Das Volk von Rom drohete denselben sogar mit dem Tode. Da wichen die Franzosen. Sie wählten einen Italiener. Er nannte sich Urban VI. Als nun die Ruhe wiedergekehrt, begehrten die Kardinäle, der Stuhl solle wieder nach Avignon verlegt werden. Sie wollten, mit anderen Worten, daß Pontificat und Kardinalscollegium französisch blieben. Urban VI. aber weigerte sich und sprach damit aus, daß er beides wieder italienisch machen wollte. Da gingen die Kardinäle aus Rom, verkündeten der Welt, daß in dem Augenblicke, wo sie diesen gewählt, nicht die Stimme des heiligen Geistes in ihnen gesprochen, sondern die Todesangst vor dem römischen Volke. Urban VI. könne sich selbst nicht für einen rechten Pabst erachten. Sie wählten zu Agnani 20. Septbr. 1378 einen romanischen Mann 1378
ihrer Zunge zum Pabste. Er nannte sich Clemens VII. Beide traten nun der Welt entgegen, jeder behauptete der rechte Pabst zu sein, verlangte Anerkennung und Gehorsam. Es war aber der Welt unmöglich, zu erkennen, welcher der rechte sei. Denn um es mit Genauigkeit zu wissen, wäre nöthig gewesen, daß der Beurtheilende in dem Momente der Wahl in den Seelen der wählenden Kardinäle gewesen und in denselben gelesen, ob der heilige Geist oder die Furcht vor den Römern auf ihn wirksam gewesen. Urban VI. behauptete das Erstere und er hatte Gründe dafür. Denn die Kardinäle hatten ihn bis mehrere Wochen nach der Wahl, in einem Zustande vollkommener Freiheit, anerkannt, ihn der Welt als den rechten Pabst anempfohlen. Die Kardinäle aber und Clemens VII., sie hatten auch ihre Gründe. Der Sturm des römischen Volks war klar und unzweifelhaft. Die mehrwöchentliche Anerkennung, sagten sie, rühre noch von der fortdauernden Furcht vor den Römern her. Die Könige, die Fürsten, die Völker, einen oder den andern Pabst

mußten sie nach ihrem Glauben anerkennen. Die Könige und Fürsten kamen in peinliche Verlegenheit. Sie ließen die Sache scharf untersuchen. Jeder entschied sich nach der Wahrheit, die er gefunden zu haben meinte. Die übrigen Staaten entschieden für den Italiener; Frankreich, Kastilien, Aragonien, Portugal, Schottland für den Franzosen. Niemand aber gewann und konnte eine feste Ueberzeugung gewinnen, daß er den rechten Pabst habe. Nun hatten die Gelehrten und die Priesterschaft seit Jahrhunderten gelehrt und den Laien eingeprägt, daß Kirche, Christenthum, Pabstthum vollkommen eines und dasselbe wären. Zum Theil glaubten sie es jetzo selbst. Nun war diese Lehre plötzlich durch sich selbst in Verwirrung gerathen und mit ihr die Welt. Denn man hatte auf einmal zwei Päbste und zwei Kirchen, und es konnte doch nur eine die rechte sein und nur eine zur Seligkeit führen. Und niemand, obwohl jeder einen Pabst anerkannte, um überhaupt etwas zu thun, wußte mit unzweifelhafter Sicherheit, welche die rechte sei. Nicht nur unter den Laien, auch unter den Gelehrten war daher plötzlich ungeheurer Jammer, daß man jetzo gar nicht wisse, wo die wahre Kirche sei. Die beiden Päbste aber und die Kardinäle derselben — denn Urban VI. hat sich alsbald neue Kardinäle, lauter Italiener, gemacht — von dem starken Willen bewegt, sich und ihrer Nation das Pabstthum zu behalten, kümmern sich nicht um den Jammer der Welt. Sie vergrößern ihn in jeder Art und Weise: denn jeder Theil hofft, über den andern den Sieg zu gewinnen. Sie thun sich beiderseitig in den Bann sammt allen ihren Anhängern. Die eine Hälfte der Welt ist immer von der andern für verrucht, für unchristlich erklärt. Den Thronen der Fürsten drohete einst die Gefahr, von den Priestern niedergetreten zu werden, weil diese herrschen wollten an der Könige Stelle. Jetzo drohet ihnen wieder die Gefahr des Unterganges, weil die Hochpriesterschaft in zwei Parteien auseinandergefallen, von denen jede das Pontificat will. Johanna I. von Neapel anerkennt Clemens VII. Deshalb erklärt Urban VI. sie für abgesetzt. Er macht sich einen andern König von Neapel, Karl, den Prinzen von Durazzo. Und durch denselben findet Johanna I.
1382 den Untergang 12. Mai 1382. Indessen blieb Johanna das einzige königliche Opfer, das in diesem Streite des Priesterthumes fiel. Einem jeden der beiden Päbste fehlte nicht sowohl die Lust als vielmehr die Macht, die Könige zu stürzen, die nicht ihn, sondern den andern anerkannten. Urban VI. versuchte indessen auch noch Johann I. von Kastilien vom Thron zu stürzen. Er forderte die Un-

terthanen desselben auf, sich gegen ihren König zu empören und ihn gefangen zu nehmen. Es blieb indessen erfolglos, und jeder der Päbste verzichtete bald auf die Hoffnung dadurch zum Alleinbesitz des Pabstthumes zu kommen, daß er die Könige seines Gegners stürze. Es ging jetzo damit nicht, weil der Glaube der Menschen getheilt war.

Obwohl aber die Zerstörung nun nicht bis zu diesem Grade hinaufgetrieben ward, so war doch die Welt in einer ungeheuren Verwirrung. Die römisch-fränkische Katholicität hatte sich so in sich selbst hineingewickelt, daß Niemand einen Ausweg wußte. Indessen hoffte die Welt am Anfange dieser Spaltung, daß sie sich von selbst legen würde, wenn einer der beiden Päbste stürbe. Nun starb, nachdem Clemens VII. aus Italien sich nach Avignon zu flüchten genöthiget gesehen, zuerst der italienische Pabst Urban VI. 18. Octbr. 1389. Seine Kardinäle waren flehentlich gebeten worden, einen 1389
neuen Pabst doch nicht zu wählen, sondern diesen Tod zur Wiederherstellung der Einheit der Kirche zu nützen. Aber diese Italiener meinten, ihrer Nation das Pabstthum erhalten zu müssen. Sie stellten sofort Bonifacius IX. als Pabst auf. Als in Avignon Clemens VII. 16. Septbr. 1394 starb, machten es seine Kardinäle ebenso. Sie 1394
stellten eilends Benedict XIII., der seiner Geburt nach Spanien angehörte, auf, damit das Pontificat nicht wieder ein Erbe der Italiener werde. An Frechheit der Sitte, Plünderung der Kirche und Hohn mit dem Christenthume wetteiferten die beiden Päbste miteinander. Bonifacius IX. sendete im Jahre 1400 die ersten Ablaß- 1400
krämer aus. Gegen einander aber nahmen Bonifacius IX. und Benedict XIII. ein milderes Verfahren an als ihre beiden Vorgänger, die sich gegenseitig gebannt und geflucht. Sie fingen an davon zu sprechen, daß man nicht wisse, ob Gott nicht ein zwiefaches Pabstthum auf Erden fürderhin haben wolle. Die Gelehrten der Kirche waren indessen dieser Ansicht nicht. Sie wollten die Einheit der Kirche wiederherstellen. Die Universität Paris schlug vor, entweder sollten die beiden Päbste gleichzeitig abdanken oder es sollte schiedsrichterlicher Spruch zwischen ihnen entscheiden. Mit diesen beiden Vorschlägen kam man indessen zu keinem Ende. Denn von beiden Päbsten behauptete jeder, er sei der rechte Hirt der Welt, der keinen Richter über sich habe, der andere, der falsche Pabst, müsse abdanken. Hierüber kamen die Gelehrten in Verzweifelung, denn so war kein Ende abzusehen. Sie fingen also an, eine neue Doctrin über die Kirche zu bilden. Die oberste Gewalt liege nicht in dem

Pabstthume, sondern in einer ökumenischen Synode, welche die letzte und höchste Richterin sei auch über Päbste, und besonders über Päbste zweifelhaften Ursprunges. Diese Lehre ward besonders auf der Universität Paris, von Johannes Gerson und Peter d'Ailly ausgebildet. Die Gelehrten stellten sie selbst ungern auf. Sie durchbrach die alte festgeschlossene Einheit der Kirche, minderte die Würde und Hoheit des Statthalters Gottes auf Erden in den Augen der Laien, unter welcher der ganze priesterliche Stand sich so wohl befunden, durch die er zu diesem Grade der Freiheit und Unabhängigkeit gelangt war. Gelehrte und Bischöffe betrachteten diese Lehre als ein Auskunftsmittel der Verzweifelung. Man hätte sie gern nicht angewendet, wenn es nur möglich gewesen, einen von den beiden Päbsten in einer andern Weise hinwegzubringen. Bis an das Ende des Jahrhunderts geschah nichts. Man unterhandelte mit den beiden Päbsten von allen Seiten und auf alle mögliche Weise und gelangte zu nichts. Unterdessen führte das Doppelpabstthum mit Nothwendigkeit herbei, daß Zweifel an dem Pabstthume und an der Kirche sich allenthalben regten. Die Priesterschaft aber mußte bedenklich werden über das Doppelpabstthum, welches diese Zweifel aufregte. Die bedenklichsten Ereignisse gingen aber in England vor sich. In England war schon zur Zeit Eduard III. der kühne Johannes Wicliffe aufgetreten gegen das römische Kirchenthum und Gregor XI. hatte ihn nach Rom geladen. Eduard III. war gestorben, ehe diese Ladung nach England kam. Er hatte den Mann immer geschützt und würde ihn gewiß nicht nach Rom geliefert haben, damit er dort als ein Ketzer verbrannt würde. Eduard III. hatte den Tribut an Rom nicht mehr gezahlt und Wicliffe hatte für die Unabhängigkeit des Reiches geschrieben. Nun kam der junge Enkel Richard II. auf den Thron und es stand derselbe besonders unter der Leitung seines Ohms Johanns, des Herzogs von Lancaster. Dieser und König Richard II., wie er heranwuchs, waren Wicliffes eifrige Freunde. Eine bedeutende Anzahl der englischen Großen hatte sich ebenfalls für ihn und seine Lehre entschieden. Johannes Wicliffe und seine Freunde lehrten, man müsse zurückkehren zur heiligen Schrift, darin sei Alles enthalten, was dem Menschen nothwendig sei zum Leben und zur Seligkeit. Was darin nicht stehe, das müsse abgethan werden. Eine große Menge von Lehren und Bräuchen müßten abgethan werden, weil die römische Kirche auf einen ganz falschen Weg seit Jahrhunderten gekommen; eine gänzliche Reform müsse mit der Kirche vorgenommen werden. Diese Reform brauche nicht auszugehen von

der Kirche selbst, sie könne geschehen durch die weltliche Macht, ja, es sei der weltlichen Macht heilige Pflicht, die Reform zu erwirken. Diese müsse gleich damit beginnen, daß dem Pabst und dem ganzen priesterlichen Stande alle Macht über die Welt und alle unnützen Reichthümer genommen würden, indem die christliche Welt nur Lehrer des Christenthumes bedürfe. Wicliffe wendet sich einerseits mit Schriften, die in der Landessprache geschrieben, an das Volk, andererseits an König und Parlament 1382, daß es ihre Pflicht sei, die 1382
Kirche zu reformiren. Das Pabstthum, weil es gespaltet, kann in diese Sache kaum einschreiten. Die Bischöffe aber Englands, voran der Erzbischoff von Canterbury, sie gerathen in große Angst über diese neue Gefahr, welche dem Kirchenthume, der priesterlichen Herrschaft in England, in ganz Europa, durch diese Lehren drohet. Sie sind in unaufhörlicher Bewegung. Sie nennen Wicliffes Lehre Ketzerei. Sie begehren Maßregeln vom König, vom Parlament, gegen Wicliffe und seine sich immer mehrenden Freunde. Sie sehen mit Staunen und Grimm, daß niemals etwas Ernstliches gegen Wicliffe geschieht. Derselbe stirbt im Jahre 1384 in Ruhe und 1384
Frieden. Richard II. hat sich offenbar für diese sogenannte Ketzerei entschieden. Das Betragen des Königs und der ihm gleichgesinnten Lords ist höchst fein und berechnet. Sie erklären sich keinesweges offen für Wicliffe. Dessen Antrag vom Jahre 1382 ist ab- 1382
gewiesen worden, es wird auch zuweilen ein Gebot erlassen gegen die Ketzerei, wenn sie, die Bischöffe, einmal zu heftig gedrängt. Etwas Wirkliches geschieht aber nie und es ist ganz klar und unzweideutig, Richard II. will, daß Wicliffes Glaube die Menschen in England gewinne, damit, wenn Alle oder die Mehrzahl sich für diesen Glauben entschieden, das Königthum hervortreten und sich offen eben dafür aussprechen könne, ohne Gefahr, vom römischen Stuhl durch Bannfluch und Kreuzpredigt gestürzt zu werden.

Nach dem Tode Wicliffes gehen die Sachen in derselben Art und Weise fort. Die Schüler des Mannes breiten, ohne ernstliche Hinderung zu erfahren, ihre Lehre immer weiter unter dem Volke aus. Schon wird auch die Gewalt der Kirche gemindert. Es sollen keine päbstlichen Einnehmer und keine päbstlichen Bullen ohne königliche Erlaubniß in dem Reiche zugelassen werden 1387, es soll 1387
niemand sich in Rom eine Kirchenstelle in England auftragen lassen 1392, das Gut der Kirche soll nicht weiter gemehrt werden. Die Kirche stand auch in England auf dem Puncte, geradehin Alles zu verschlingen. Die Schüler Wicliffes — von den Römischen ge-

wöhnlich Lollarden genannt, — wurden immer kühner. Sie machen
1394 1394 abermals eine Eingabe an das Parlament, daß die Reformation der Kirche durch dieses erwirkt werden möge. Es ward zwar abermals abgewiesen, doch offenbar nur, weil es zu früh war. Die Bischöffe von England und der ganze Klerus, mit Ausnahme derer, in denen die Wahrheit mächtig geworden, waren in Verzweifelung. Aber sie sahen, es gab noch ein Mittel. Noch war die Mehrzahl der Menschen in England im Glauben an die Kirche. Aber nicht einige Jahrzehnte mehr durfte man harren. Die Umstände waren wie in Süd-Frankreich, als Innocenz III. den großen Schlag gethan. König Richard II., der die Ketzer so sehr, nur nicht offen, begünstigte, mußte gestürzt werden. Der König gab ihnen gewissermaßen selbst die Veranlassung dazu. Richard II. achtete die parlamentarischen Rechte nicht, er handelte gewaltsam, zufahrend und war mit den Baronen oftmals in heftigen Streit gekommen. Die Kirche wendete sich an Heinrich, den Sohn des erwähnten Johanns von Lancaster. Zwischen diesem und Richard II. bestand bittere Spaltung. Heinrich wird durch den Glanz des Königthumes bewogen, gegen Richard II. als Empörer aufzustehen. Viele, selbst von Denen, die Wicliffes Lehren nicht abgeneigt sind, fallen Heinrich zu. Denn schlau wird der Aufstand nicht im Namen der Kirche erhoben, sondern weil Richard II. ein Tyrann sei. Aber die Hand der Kirche ist bei dem Aufstande sehr bemerkbar. Sie will den König Richard II. hinweghaben, der so schlau für die sogenannte Ketzerei arbeitet. Sie will einen andern König haben, der ihr das Königthum verdanke. Sie hat deshalb nicht den Prinzen des königlichen Hauses aufgestellt, welchem nach Richard II. etwanigem Ableben die Krone so gebührte nach dem Successionsrecht, den Roger Mortimer, sondern sie hat diesen Heinrich von Lancaster genommen, auf den die Krone nach dem Erbrechte nicht fallen kann, auch wenn Richard II. stirbt. Durch ein Gewebe von Tücke und Treulosigkeit wird Richard II. gefangen. Ein Parlament wird versammelt und Richard II. von demselben, ob vieler willkührlicher und tyrannischer Handlungen, abgesetzt. Der Kirche und ihrer Sachen wird dabei gar nicht gedacht, wie es scheint, um Viele, die den eigentlichen Zweck dieser Revolution nicht kannten, in der Täuschung zu erhalten. Heinrich von Lancaster aber wird von dem Parlamente zum König
1400 gewählt, und gleich darauf muß Richard II. 14. Febr. 1400 im Gefängniß den Tod nehmen. Heinrich IV. aber ward von Thomas Arundel, dem Erzbischoff von Canterbury, mit einem wunder-

baren Oele zum König gesalbt, welches die heilige Jungfrau Maria herbeigeschafft haben sollte. Bald gewahren nun Die, welche den Lehren Wicliffes nicht ungeneigt gewesen und die sich doch hatten verführen lassen, mit zu arbeiten an dieser Revolution, welche Bedeutung sie eigentlich habe. Der neue König, Heinrich IV., glaubt sich auf die Kirche stützen zu müssen, die ihn emporgetragen hat. Noch befindet sich großer Einfluß auf die Wahlen des Parlaments in den Händen des Königs. Heinrich IV. bringt im Jahre 1400 1400
ein Parlament zusammen, das aus Freunden der bestehenden Kirche besteht. Die Gesetze der Inquisition gegen die Ketzer, welche das freie England bis jetzt von sich gehalten, wurden angenommen. Die Leiber der Ketzer und ihre Bücher, beide sollen verbrannt werden. Die Bischöffe empfangen den Nachdruck des Königthums. Die Schüler Wicliffes werden verbrannt, wo die Bischöffe ihrer habhaft werden können. Die Predigt muß aufhören, die Glaubensboten müssen sich in die Stille zurückziehen. Die römische Kirche ist wieder einmal durch einen kühnen Schlag, durch eine Thronrevolution, aus einer nahen und unzweideutigen Gefahr herausgerissen. Aber absolut sind die Siege Roms nicht mehr. Es kann die Saat, die Wicliffe ausgestreut, nicht ganz zertreten werden.

Unterdessen hatte die Verwirrung fortgedauert, welche durch die Spaltung des Pontificats aufgegangen. Der Jammer der Welt ward immer größer und die Klagetöne, die ausgestoßen, werden immer herzzerreißender. Wo die Kirche hingekommen, wo die Seligkeit noch gefunden werde, fragen sich die Gläubigen Roms mit Angst. Die beiderseitigen Kardinäle aber scheinen von dem Jammer der Welt unberührt zu bleiben und nicht minder die beiderseitigen Päbste. Jeder Theil will sich und seiner Nation das Pontificat behaupten und jeder der Päbste meint, der Glaube an das Pabstthum stehe so fest, daß unnöthig sei, den gemeinen Leidenschaften und Lüsten, die in ihnen sind, irgend eine Schranke zu setzen. Die Römer trieben es aber in allen Dingen noch um etwas ärger als die Avignoner. Sie verkauften nicht allein offen die Kirchenstellen, sondern sie verkauften auch dieselbe Stelle zwei-, dreimal, ob sie gleich nur einem Käufer wirklich werden konnte. Die Uebrigen wurden getäuscht. Sie lehrten in Rom, der apostolische Stuhl könne in solchen Dingen gar nicht sündigen. Jede Frechheit fand daselbst eine bereitete Stätte und für jede Unthat hatten sie ein beschönigendes Wort, eine beschönigende Lehre. Zu Rom behauptete sich in dieser Weise Bonifacius IX. bis an seinen Tod 29. Septbr. 1404. Die 1404

1406 Kardinäle wählten Innocenz VII. und als dieser 1406 gestorben, Gregor XII. Zu Avignon aber bleibt immer Benedict XIII. Die Welt erschöpft alle Mittel, um das Schisma zu endigen. Aber sie scheitern alle an Benedict XIII. und Gregor XII., den Eisenköpfen. Jeder von ihnen behauptet, der rechte Pabst zu sein. Der andere Theil habe abzudanken, er müsse allein anerkannt werden. Dieses sei das einzige Mittel, den Frieden, die Einheit der Kirche, wieder zu gewinnen. Wenn die Päbste etwas Anderes thun, etwas Anderes versprechen, so offenbart sich bald, daß sie die Welt nur hintergehen wollen. Die Gelehrten sind dadurch genöthiget worden, die Lehre, daß die oberste Kirchengewalt nicht in dem Pabstthume liege, sondern in einer ökumenischen Synode, immer bestimmter hervorzuheben. Dieser Lehre gemäß werden beide Päbste abgesetzt werden können, und das ist als das letzte Mittel übrig geblieben. Endlich wird auch ein Theil der beiderseitigen Kardinäle von der Nothwendigkeit, die Spaltung zu beendigen, überzeugt. Sie selbst sind es gewesen, welche die Spaltung gemacht, welche sie fortgepflanzt haben. Aber sie gewahren, daß der Glaube an das Pabstthum, an die Kirche, an die Macht des ganzen Priesterthumes, durch das Schisma wankend werde. Schon sind sehr bedenkliche Zeichen hiervon, auch andere noch, als der Anhang, welchen Wicliffe in England findet, hervorgetreten. Also vereinigen sie sich und schreiben eine ökumenische Synode nach Pisa aus. Die Nationalsache muß jetzt aufgegeben werden, es dürfen Franzosen und Italiener nicht länger um das Pontificat streiten, es gilt die Erhaltung des ganzen Priesterthumes. Die meisten Gelehrten und die meisten Prälaten waren derselben Ansicht. Sehr zahlreich war daher die Synode zu Pisa,
1409 die März 1409 eröffnet ward. Die beiden Päbste Benedict XIII. und Gregor XII. wurden abgesetzt. Die Synode erkannte hiermit die Lehre, daß die oberste Kirchengewalt in einer ökumenischen Synode ruhe, thatsächlich an. Sie wählte sogleich einen neuen Pabst, Alexander V., den sie der Welt als den einzigen und ächten aufstellte. Indessen jene beide Päbste selbst, Benedict XIII. und Gregor XII., ein Theil ihrer Kardinäle, ein Theil der Gelehrten und der Bischöffe, sie wollten von jener neuen Doctrin nichts wissen. Sie blieben, ein jeder Theil, bei ihrer früheren Behauptung stehen, daß das rechte Pabstthum und die rechte Kirche bei ihnen sei. Der größere Theil der Welt erkannte nun allerdings Alexander V. als wahren Pabst an — Benedict XIII. mußte aus Frankreich, wo ihm der Gehorsam aufgekündigt ward, nach Spanien flüchten — aber

ein anderer blieb bei dem frühern Pabste, da, wo er früher gestanden. Die Synode zu Pisa hatte die Sache nur schlimmer gemacht. Es wußte nun niemand, ob das Pabstthum, welches zu Rom unter dem Sturme des Volkes, oder ob das zu Avignon entstandene, oder ob das zu Pisa emporgekommene das rechte sei, in dem die wahre Kirche enthalten. Und dieselbe Ungewißheit, welche vorhanden war über das Pabstthum, lag auch auf der Lehre von den ökumenischen Synoden. Denn Benedict XIII. hatte gleichzeitig mit der pisanischen auch eine ökumenische Synode zu Perpignan, Gregor XII. nicht minder eine gehalten. Und niemand hatte Etwas, woran mit Unzweideutigkeit, welche die rechte sei, zu erkennen möglich gewesen. Also ward vor der Hand der Jammer der Welt nur größer und die Schmerzenslaute derselben zeigen Verzweifelung.

Die Synode von Pisa war noch denkwürdig um eines andern Umstandes willen. In der Welt selbst, die in dem Glauben an die Katholicität war, brach das allgemeine Verlangen nach einer Reformation der Kirche hervor. Dieser Welt aber war seit langen Jahrhunderten der Glaube eingeprägt, daß in Glaubens- und Kirchensachen nichts geschehen könne denn durch die Kirche, d. h. durch die Priester selbst und besonders durch Pabst und Bischöffe. Wer die Reformation auf etwas Anderes begründen wollte, auf die Wahrheit der Schrift, der ward angesehen als ein Ketzer. Der Glaube der Welt legte es also in die Hände des Pabstes und der Bischöffe, was sie reformiren sollten und wie. Diese wollten aber gar nichts reformiren. Sie wollten, daß der ganze gegenwärtige Stand der Dinge aufrecht erhalten werde. Sie meinten, wenn man nur einen Stein löse von dem Gebäude, so werde es bald ganz zusammenbrechen. Die Synode zu Pisa hatte nun nach einem kurzen Mittel gesucht, das Reformationsverlangen der Welt niederzuschlagen, und es in der Autorität eines ächten Pabstes zu finden gemeint. Sie haben darum Alexander V. so schnell gewählt. Und dieser erklärt, daß jetzo zu einer Reformation der Kirche keine Zeit sei, und schließt die pisaner Synode 9. August 1409. Und alle 1409
Prälaten ziehen vergnügt darüber heim, daß die Autorität des Statthalters Gottes auf Erden gesprochen, es soll, wenigstens jetzo, nicht eine Reformation der Kirche werden. Die Prälaten erkennen nun wieder die Lehre von der alleinigen Hoheit des apostolischen Stuhles über die Kirche an. Sie formiren sich immer die Lehren, wie sie dieselben brauchen, und wenden sie an, wie es ihrem jedesmaligen Vortheil gemäß ist. In dieser Zeit stellen sie bald die

Lehre von der Allgewalt der öcumenischen Synoden auf und bald wieder die Lehre von der Allgewalt des apostolischen Stuhles, je nachdem die Umstände sind und ihr Vortheil es so oder so erheischt.

Solche Auskunftsmittel konnten aber die Bewegung, welche in die Gemüther der Menschen gekommen, nicht erdrücken. Die Uebel der Kirche lagen zu schwer auf den Menschen, als daß selbst der im Uebrigen noch bestehende Glaube an die Hoheit des apostolischen Stuhles und seine Macht das Mißbehagen und das Verlangen nach einer Reformation hätte niederhalten können. Der römische Stuhl verkaufte Vergebung der Sünden und verwirrte dadurch das Leben in seinen innersten Fundamenten. Die Bischöffe und Hochpriester stritten um Erweiterung ihrer weltlichen Macht und ihrer weltlichen Reichthümer. Die ganze Priesterschaft und in den Klöstern trieben sie Hohn mit den Gelübden, welche sie gethan. Alle Einrichtungen der Kirche waren verdreht worden, und kein Gesetz ward mehr geachtet. Das Volk blieb arm an Lehre und Erziehung, und denkende Männer begriffen, daß Alles auf dem Untergange stehe. Darum redete jedermann von einer Reformation und Jeder begehrte sie, nur die Hochpriesterschaft nicht, und überhaupt von der Priesterschaft nur Wenige. Denn sie wußten, wenn es wirklich und durchgreifend Reformation sein solle, so müsse sie damit beginnen, daß der priesterliche Stand zurückgeführt werde auf Das, was er ursprünglich gewesen, auf das Lehramt. Dieses war ihnen die letzte und höchste Gefahr. Darum nannten sie Den, welcher solches lehrte, von allen Ketzern den verruchtesten. Die Welt aber, was die Reformation anlangte, war geschieden in eine Mehrzahl und in eine Minderzahl. Die Mehrzahl, unbekannt mit dem Inhalte der Schrift, und auf dem alten Glauben stehend, daß über die Kirche nur die Kirche selbst, d. h. die heilige Priesterschaft, zu entscheiden habe, begehrte, daß das Pabstthum und die Hochpriesterschaft die Reformation machen müsse, eben weil sie die Kirche wären. Gegen diese Mehrzahl wagt die Kirche zwar nicht offen aufzutreten und zu sagen, daß eine solche Reformation überhaupt niemals geschehen sollte, aber sie hält dieselbe hin, täuscht sie und giebt ihr am Ende nichts. Eine Minderzahl aber — Wicliffe und seine Freunde gehörten zu ihr — meinet, daß das Evangelium klar daliege, daß man aus demselben mit Leichtigkeit erkenne, wie die römische Kirche abgekommen sei von dem rechten Wege, daß nicht Bischöffe und Priester die Kirche wären, und allein zu entscheiden hätten über den Glauben, sondern daß die Entscheidung liege in der Schrift, in den

Worten des Herrn. Diese Minderzahl erklärt nun die römische Kirche für ketzerisch und sucht sie mit den schnellsten Mitteln niederzukämpfen. Denn sie schwebt in einer großen und unzweideutigen Gefahr. Die Minderzahl hat ein kräftiges Mittel der Ausbreitung und der Mehrung in den Händen, die Lehre des Christenthums, die sie verkündet. Sie konnte zur Mehrzahl werden, wenn man ihr ruhige Gestaltung ließ, sie nicht gewaltsam und schnell niederwarf.

Nun kam aber, als die Kirche durch das dreifache Pontificat in noch größere Verwirrung als früher gekommen, mit dem Geiste, der in der Minderzahl war, ein neuer Reformator auf und seine Reformation nahm eine die römische Kirche ungemein bedrohende Stellung mit Schnelligkeit an. Dieses geschah in Böhmen, das wenigstens dem Namen nach zu dem Reiche der Deutschen gehörte. Das Reich
war 1378 von Kaiser Karl IV. übergegangen auf Wenzel, seinen 1378
ältesten Sohn, der zugleich König in Böhmen war. Wenzel, fast unablässig in seinem Erbreiche Böhmen in schwierigen Lagen, vermochte sich kaum um das Reich der Deutschen zu kümmern. Das Leben der Deutschen ging unter seiner Namensherrschaft in derselben wirren Weise fort, wie unter Kaiser Karl IV. Und mitten in diesem Gewirre zeigt sich fortwährend die alte Kraft und die alte Rührigkeit des deutschen Volkes. Noch bleibt das Alte in dem Kampfe mit dem Neuen liegen, und im Süden ist noch nicht einmal entschieden, ob die Fürstengewalt dauern wird, an welcher
so lange gearbeitet worden. Dort schlossen 1385 die Städte 1385
einen großen Bund, welcher Fürsten und Adel schreckte. Denn er schien gegen die Macht beider gerichtet zu sein und den Anfang zu einer Eidgenossenschaft zu bilden, die, wie in Ober-Italien einst von von den Städten geschehen, Fürsten und Adel verschlingen konnte. Diese Gefahr kam den Herren um so bedeutender vor, als in einem Theile des Südens schon eine ewige Eidgenossenschaft entstanden, die mit dieser neuen sich vereinigen konnte. Jene drei Landsgemeinen von Uri, Schwytz und Unterwalden, die König Albrechts I. Gewaltsamkeit zu einem Bunde gebracht, waren einst, weil sie Ludwig den Baiern anerkannten als König, von Leopold III. von Oestreich angegriffen worden. Sie aber hatten über seine große Macht
die Schlacht bei dem Morgarten 1315 gewonnen, darauf unter 1315
sich einen ewigen Bund 1316 geschworen. Dann war auch die 1316
habsburgische Stadt Lucern 1332 in den Bund getreten. Dasselbe 1332

Pelzel. Geschichte des römischen und böhmischen Königs Wenzeslas. I. II. 1789.

1351 hatte die Stadt des Reiches Zürich 1351 gethan, und von Bern
1352 geschah dasselbe 1353. Glarus und Zug hatten es schon 1352
1353 gethan. Glarus und Zug hatten ebenfalls dem Hause Habsburg gehört. Daher die Bitterkeit zwischen dieser Eidgenossenschaft und dem Hause Habsburg. Nun schien diese alte Eidgenossenschaft in Verbindung treten zu wollen mit dem Bunde der Städte, der sich in Süd-Deutschland gebildet. Die Anfänge einer solchen Verbindung waren auch bereits gewonnen. Aber ein treues Zusammenhalten erfolgte nicht. Fürsten und Adel griffen die alte Eidgenos-
1386 senschaft an und sie wurden bei Sempach geschlagen 1386. Gegen die Städte aber im Süden, die auf dem Wege waren, eine eben solche Eidgenossenschaft zu bilden, thaten sich Fürsten und Adel zu-
1388 sammen und bei Döffingen 1388 ward das Heer der Städter ge-
1389 schlagen. König Wenzel gebot 1389, daß der Bund, der wider Gott und das Reich sei, abgethan werde. Und die Auflösung dieses Städtebundes sicherte dem Süden Deutschlands die Gestalt, die es nachmals empfing.

Die Hauptereignisse der Zeit waren aber in dem Reiche Böhmen. Allda hatte in dem Laufe der Zeit sich ein mächtiger Herren- und Ritterstand gebildet. Er war entstanden aus den alten großen grundherrlichen Geschlechtern, und ausgebildet hatte er sich nach dem Vorbilde des Lehns- und Feudalwesens der Franken und der Deutschen. Das Königthum war auch hier durch die Herren mächtig eingeschränkt, wenn sie auf dem Landtage zusammenkamen. An diesen hatten auch die großen Städte Theil. Die böhmischen Herren waren wild und unbändig, jeglicher Ordnung abhold. Die Ordnung, welche Karl IV. in dem Lande geschafft und dessen Begünstigung der Deutschen, hatte sie mit großem Unwillen erfüllt. Wenzel war von Verschwörungen umgeben und meinte, sich nur mit Härte und Gewalt behaupten zu können. Diese übte er um so mehr, je wilder und unbändiger seine eigene Natur war. Wenzels grausame Strenge machte die Stimmung der böhmischen Herren
1394 nur bitterer. Im Jahre 1394 waren sie fast alle gegen ihn verschworen. Wenzel argwöhnte, daß Johann, der Erzbischoff von Prag, das Haupt der Unzufriedenen sei. Er wollte der Verschwörung auf die Spur kommen. Darum ließ er des Erzbischoffs Beamteten, Johann von Pomuk foltern, endlich denselben in die Moldau stürzen. Wenzel kam die erste Zeit seiner Regierung über Böhmen nicht zu Ruh und Rast. Die Barone wollten ihn niederkämpfen, die Vettern des königlichen Hauses, ja sein Bruder Sigis-

mund, sie benutzten die Verwirrung um ihm so viel als möglich abzudrängen. Endlich aber kommt Wenzel doch über alle Stürme glücklich hinaus und am Ende seiner Regierung haben die Herren sich doch meist wieder zu Ruhe gelegt. Dieser Mann, sonst wild, unbändig und roh, ist doch in einer Beziehung eine wichtige, ja eine erfreuliche Erscheinung. Er ist ein Mann freier religiöser Gesinnung, er will eine Reformation der Kirche, er begünstigt das Entstehen einer solchen, wie Richard II. von England es begünstigt hatte. An der prager Universität ist Johannes Huß aufgetreten. Er lehrt in demselben Geiste wie Wicliffe, dessen Schriften nach Böhmen gebracht worden. Die ganze römische Kirche ist Nichts nach dieser Lehre, sie ist ein Jammer und eine Verwüstung. Die Kirche muß umgebaut werden auf das klare Wort der Schrift. Vor allen Dingen muß die weltliche Macht der jetzigen sogenannten Kirche genommen werden. Die ganze gegenwärtige Priesterschaft taugt in ihrer bei weitem größten Zahl nichts. Die Christen bedürfen einer neuen Priesterschaft, einfacher Diener und Lehrer des Wortes. Das ist die Nachfolgeschaft der Apostel, das Dienen und das Lehren. Huß siehet indessen in vielen Dingen nicht klar. Die Transsubstantiation, das Cölibat, die Heiligen, die Lehre von den guten Werken, das Fegefeuer, behält er bei. Indessen greift die Lehre des Huß dem römischen Kirchenthume doch an das Herz. Den Päbsten und den Bischöffen ist immer die Reformation die verhaßteste Ketzerei, welche damit beginnen will, die gegenwärtige sacerdotalische Macht, wie sie aus der Verbindung der Kirche mit dem Lehnswesen sich gestaltet hat, zu zerstören. Mit dem Jahre 1400 wird dies Auftreten des 1400
Johannes Huß sehr bemerkbar. Die böhmischen Herren fangen auf ihren Gebieten allmälig an, die Reformation thatsächlich zu machen. Es entsteht eine andere Priesterschaft als die römische, die böhmisch zu dem böhmischen Volke spricht, eine andere Kirche als die römische. Und wie auch der Erzbischoff von Prag drängt, Wenzel thut nichts gegen Huß und seine Freunde, die predigend in dem Lande herumziehen. Es ist keine Ketzerei da, behauptet Wenzel; er nöthiget selbst den Erzbischoff, dieses nach Rom zu schreiben. Es ist klar, Wenzel will, wie König Richard II., daß die Reformation das Volk gewinne; dann erst soll das Königthum sich erklären. Damit nun aber das Volk gewonnen werden könne, muß gesorgt werden, daß kein Hinderniß von Rom kommt. Darum behauptet Wenzel immer, es sei keine Ketzerei in Böhmen. Wenn auch Huß einmal 1411 zur Stadt 1411
Prag hinausgewiesen wird, so geschieht es offenbar nur, um den

Erzbischof einen Augenblick zu beschwichtigen. Unterdessen ist in
1410 Rom Pabst Alexander V. gestorben 3. Mai 1410. Die Kardinäle hatten Johannes XXIII. aufgestellt, einen Mann, der vertraut war mit allen Verbrechen, selbst mit denen, welche das Haar emporsträuben und die menschliche Natur empören; hundertfach hatte er sich in allen geübt. Noch immer standen die beiden andern Päbste, Benedict XIII. mit seinem Anhange in Spanien, Gregor XII. mit einigem Anhange in Deutschland und Italien, da. Schon Alexander V. hatte die Bewegung in Böhmen beendet. Er hatte die böhmische Predigt verboten, aber Huß hatte dagegen appellirt. Johannes XXIII. wagt lange nichts gegen Huß zu thun. Er fürchtet, König Wenzel möge sonst von ihm abfallen und einen der anderen Päbste anerkennen. Den sogenannten Ketzern gegenüber ist das Pabstthum durch die Spaltung matt geworden. Aber Huß reizt
1412 heftig seinen Zorn. Der Pabst sendet 1412 Ablaßkrämer nach Böhmen und nach Prag. Huß schreibt zwei heftige Schriften gegen das Pabstthum und gegen die Krämerei; König Wenzel schafft die Ablaßkrämer aus dem Lande und schreibt nach Rom, man möge sich hüten, ihm solche Leute wieder zuzusenden. Der Pabst rafft sich zusammen. Er spricht den Bann über Huß und alle seine Anhänger aus, er legt das Interdict auf jeden Ort, wo Huß sich befinden würde. Gegen den König aber wagt er nicht aufzutreten. Und Alles, was Wenzel gegen Huß thut, ist, daß er ihn zur Stadt Prag hinausweiset, damit er nur nicht ganz offen für den Ketzer auftrete
1412 1412. Die Reformation greift in Böhmen immer weiter. Die Mehrzahl der böhmischen Herren entscheidet sich für sie; sie wird immer mehr thatsächlich. König Wenzel duldet es gern.

Der Geist, welcher in Böhmen aufgewacht und hier zu klarem Bewußtsein gekommen zu sein schien, regte sich aber auch außerhalb Böhmens, obwohl leiser. Allenthalben entstanden Zweifel an der Pabstmacht, an der sacerdotalischen Heiligkeit. Und die Maßregeln gegen die sogenannten Ketzer konnten nicht mit der alten Strenge und Kraft gehandhabt werden, weil noch immer dreifach das Pabstthum getheilt war. Johannes XXIII. konnte kein Ansehen bei den Menschen gewinnen. Er vermochte nicht, Die, welche noch zu Benedict XIII. und Gregor XII. hielten, alle zu sich herüberzuziehen. Sein Leben war zu verworfen als daß es nicht einen Abscheu unter den Menschen hätte erregen sollen. Die Kardinäle Johanns selbst ka-

---

Aschbach. Geschichte Kaiser Siegmunds. I. 1838.

men zu der Ueberzeugung, daß es nothwendig sei, den Satz von der
obersten Kirchengewalt der öcumenischen Synoden noch einmal in
Anwendung zu bringen, um wieder zu einem einigen Pabstthume
zu kommen, das die böhmische Ketzerei erdrücken könnte. Hierzu
reichte ihnen auch Sigismund, Wenzels Bruder, der König von Un-
garn und von Deutschland, die Hand. In dem Reiche Ungarn, seitdem
desselben zuletzt gedacht worden, waren die Elemente des Lebens und
die Verhältnisse noch wirrer geworden als früher. Unter Geisa II.
von 1136 bis 1161 waren die sogenannten Sachsen in Sieben- 1136
bürgen eingewandert, unter Andreas II. von 1205 bis 1222 hatte 1161
der Adel dem Könige 1222 eine goldene Bulle über seine Rechte 1205
und Freiheiten abgetrotzt. Der Adel hat niemals etwas zu bezahlen, 1222 1222
der Heerdienst braucht von demselben dem König nur inner der Gren-
zen des Reiches unentgeltlich geleistet zu werden, außerhalb muß der
Heerdienst bezahlt werden. Werden die Rechte und Freiheiten des
Adels verletzt, so hat derselbe das Recht, gegen den König die Waf-
fen zu ergreifen, ohne daß ihm der Vorwurf der Untreue gemacht
werden kann. Als die Gewalt des Adels damit eine festere Grund-
lage als früher gewonnen, starb das alte königliche Geschlecht der
Arpaden bald mit Andreas III. aus am 14. Juni 1301. Das 1301
Erlöschen des arpadischen Mannsstammes war ein neues Unglück
für Ungarn. Der Adel bemeisterte sich des Rechtes, den Thron durch
seine Wahl zu besetzen. Da nun der Adel selten einig war in sol-
chen Wahlen, so ward Ungarn fortan von innern Unruhen zerrissen.
Es ist das Land seit dieser Zeit nicht zu Ruhe, Ordnung und Sicher-
heit gelangt, bis ein deutsches Fürstengeschlecht sich des Reiches be-
meistert und das Erbkönigthum durchgesetzt hat. Nach dem Aus-
sterben der Arpaden traten nicht weniger als drei Könige gegen ein-
ander. Karl Robert, ein Enkel Karls II. von Neapel, der böhmi-
sche Prinz Wenzel und Otto, Herzog von Baiern. Von denselben
behauptete sich endlich Karl Robert allein, denn das Pabstthum half,
welches zu dieser Zeit nach Frankreich verpflanzt, die Glieder der
französischen Königshäuser allenthalben begünstigte. Durch Karl
Robert pflanzte sich italienische Unsitte in Ungarn an. Doch blüheten
die Städte empor und das Gerichts- und Münzwesen ward geord-
net. Nach Karl Roberts Tode 16. Juli 1342 war das Reich 1342
übergegangen auf seinen Sohn Ludwig I., unter dem die königliche
Residenz in Ofen aufgeschlagen ward. Die Könige aus dieser Sei-
tenlinie des Hauses Anjou von Neapel vermochten nicht dem Stande
der Dinge in dem Reiche eine bedeutende Aenderung zu geben, dem

Königthume eine größere Gewalt über den Adel zu schaffen. Die
1382 Linie selbst starb mit Ludwig 1382 im Mannsstamme aus. Ludwigs
Tochter Maria war verlobt worden mit Sigismund, dem Sohne
Kaiser Karls IV. Dem wilden ungarischen Adel war nichts will-
kommener als ein Thronwechsel, der Gelegenheit zu Fehde, Raub,
Gewalt und Empörung gab. Ein Theil des Adels erkannte die
1385 junge Maria als König an, die 1385 mit Sigismund vermählt
ward, ein anderer aber rief Karl III., den König von Neapel, her-
bei und nannte ihn Herrn. Also thaten sie gern, damit es zwei
Könige gäbe und keiner Gehorsam begehren könne. Indessen ward
Karl von Neapel doch bald von Marias Partei niedergekämpft, ge-
fangen und auf Gebot der Königin-Mutter Elisabeth erwürgt 24.
1386 Febr. 1386. Sigismund aber, dem Maria ihre Rechte auf den
Thron von Ungarn überließ, gewann nun allerdings die Krönung
1387 als König zu Stuhlweißenburg 31. März 1387. Aber Gehorsam
und Treue in Ungarn gewann er damit nicht. Unter wilder Par-
theiung des Adels drohete das Reich auseinander zu gehen. Jeder
vom Adel, der es nur vermochte, that was ihm beliebte. Die
Zwietracht schlug ihren Thron in Ungarn auf und im Angesichte der
Osmanen, die der ganzen christlichen Welt Untergang und Ver-
derben droheten und dem Reiche Ungarn zuerst, zerriß der Adel sich
unter einander selbst und das Reich. Am meisten aber waren sie
wider das Königthum. Wie sein Bruder Wenzel in Böhmen,
glaubte sich Sigismund nur mit blutiger Gewalt behaupten zu kön-
nen. Damit aber regte er so große Erbitterung auf, daß ein Theil
des Adels sich selbst mit den Erzfeinden des Christenthums, mit den
Osmanen, verständigen zu müssen glaubte. Und als Sigismund
1396 die große Schlacht bei Nicopolis 28. Septbr. 1396 gegen Baja-
zid, den Sultan der Osmanen, verloren und jeden Augenblick ein
großer Angriff der Ungläubigen befürchtet werden mußte, hörte fast
aller Gehorsam gegen den König auf. Ja der Adel setzte den Kö-
nig gefangen und wenn Sigismund die Freiheit und die Anerken-
1401 nung als König wieder gewann 1401, so lag das kaum an einem
andren Umstande, als daß der Adel über die Wahl eines andern
Königs wieder in viele Parteien auseinandergefallen und endlich
des tollen Getreibes selbst müde geworden.

Unterdessen hatten die rheinischen Kurfürsten den König Wen-
1400 zel seiner Würde über Deutschland entsetzt 20. Aug. 1400 und sich
einen andern König gewählt in der Person des Kurfürsten Ruprecht
von der Pfalz. Die Fürsten stellten als den Hauptgrund der Ab-

setzung auf, daß Wenzel sich nicht um das Reich kümmere und dasselbe entwürdige. Mit Königen, die um das Reich sich nicht kümmerten, waren die Fürsten sonst immer sehr wohl zufrieden gewesen, und auch jetzt kann Wenzels Sorglosigkeit über die Angelegenheiten des Reiches nicht der wahre Grund der Absetzung gewesen sein. Es scheinet dieselbe nur herbeigeführt worden zu sein durch die gemeinsten Berechnungen. Die geistlichen Herren von Mainz, Trier und Köln, welche die Sache zu Stande brachten, hatten einen neuen König nur deshalb gewählt, damit abermals Schenkungen von dem Reiche an sie kämen. Wenzel strengte sich nicht sehr an, um das Reich der Deutschen zu behaupten, von dem er indessen den Titel fortführte bis an seinen Tod. Ruprecht aber von der Pfalz hatte von dem Namen des Reiches den mindesten Vortheil nicht. Vergebens quälte er sich, um einiges Ansehen zu gewinnen. Wenn er sich regen und bewegen wollte, wie er die Schenkungen zurückverlangte, die Wenzel gemacht, so traten die Stände ihm in dem
Marbacher Bündniß entgegen 14. Septbr. 1405 und König Ru- 1401
precht mußte seine Ohnmacht anerkennen. Bedeutungslos starb
Ruprecht 18. Mai 1410, nicht einmal anerkannt von allen Stän- 1410
den des Reiches. Nun spalteten die Fürsten sich abermals über die Wahl. Ein Theil von ihnen wählte Sigismund von Ungarn, der andere Jobst von Mähren, Wenzels Vetter, zum König. Jobst
starb indessen 8. Jan. 1411, ohne die Krönung empfangen zu ha- 1415
ben. Darauf erkannten alle Stände den ungarischen Sigismund an; denn nur kleinliche Streitigkeiten unter den Fürsten hatten die Doppelwahl herbeigeführt. Als König der Deutschen, für das Reich, vermochte auch Sigismund nicht eine Bedeutung zu gewinnen. Es war weder seine Stellung darnach, noch seine Kraft, noch nahm die Zeit eine königliche Wirksamkeit an.

Auf die Angelegenheiten der Kirche wird aber Sigismund von einigem Einfluß. Die Gedanken, welche in der ganzen Zeit leben, sind auch in ihm. Die Kirche soll reformirt werden am Haupte und an den Gliedern, das will auch Sigismund. Und als König der Deutschen, als künftiger Kaiser, glaubt er sich berufen, dafür zu sorgen vor allen Anderen. Sigismund ist auch noch im Glauben an das römische Kirchenthum und er meinet daher, daß die Reformation gemacht werden müsse von der Kirche, d. h. von den Priesterfürsten. Die Reformation des Johannes Huß hat seine Seele nicht ergriffen wie seinen Bruder Wenzel. Aber mit Jammer siehet er auf die Spaltung, die noch immer in der Kirche, in dem Pabst-

thume ist. Wie wäre die Reformation möglich, so lange niemand weiß, wo eigentlich die Kirche zu suchen? Als das Mittel sie wieder zu finden, stellt sich ihm ein ökumenisches Concil dar. Er drängt den Pabst Johannes XIII., ein solches zu berufen. Von seinen eigenen Kardinälen wird der Pabst geängstiget mit demselben Verlangen und, obwohl ungern, denn er fürchtet, daß die Synode auch ihn absetzen werde wie die beiden Gegenpäbste, Benedict XIII. und
1413 Gregor XII., schreibt er doch eine solche Synode nach Kostnitz aus
1414 1413. Sie kann dort am 16. Novbr. 1414 eröffnet werden. Aber vorher schon haben die Kardinäle Roms ein treuloses Spiel begonnen. Die Reformation, welche Johannes Huß in Böhmen begonnen, ist ihnen, wie allen Priesterfürsten, verhaßt. Sie wollen überhaupt eine Reformation nicht, am wenigsten aber eine solche. Sie meinen nun, daß Alles, oder doch viel an Johannes Huß liege: diesen müsse man vernichten. Sie sind aber überzeugt, König Wenzel und die Barone Böhmens werden ihn nicht ausliefern. Also müssen sie getäuscht werden. Die Kardinäle haben Unterhandlungen angeknüpft mit ihnen, mit Johannes Huß selbst. Sie haben alle zusammen auf die Meinung gebracht, in die Ueberzeugung, Huß solle mit seinen reformatorischen Vorschlägen frei auf dem Concil gehört werden, frei solle darüber berathen werden und jedes Falles Huß frei nach Böhmen zurückkehren können. Darum hat Wenzel, darum haben die böhmischen Barone ihn gehen lassen, darum ist Huß selbst gegangen. Als nun aber derselbe sich in ihrer Gewalt befindet, da widerlegen sie die Sätze, mit denen er auftrat, nicht mit einem einzigen Worte, die Väter, die Gelehrten dieser Synode insgesammt. Sie schreien und wüthen, daß er ein Ketzer sei, ver-
1415 dammen ihn zum Tode, verbrennen ihn 6. Juli 1415. Sie ver-
1416 brennen auch seinen Freund Hieronymus von Prag 30. Mai 1416.
1416 Sie citirten noch 24. Febr. 1416 fünfhundert und funfzig vornehme Böhmen nach Kostnitz, die sich ebenfalls sollten verbrennen lassen. Es kam aber Niemand mehr. Sie waren genug betrogen. König Sigismund hat die Verdammung des Johannes Huß ungern gesehen. Er hat demselben einen Geleitsbrief gegeben. Er wagt aber nicht, gegen die Autorität der Kirche zu sein, die einmal spricht, daß dieser Huß ein Ketzer sei. Derselben Autorität glaubt sich Sigismund auch unterwerfen zu müssen, als die Väter der Synode zu Kostnitz ihn und die gesammte mit Sehnsucht harrende Welt abermals um die Reformation betrügen. Die Synode endete zuerst gewisser-
1415 maßen das Schisma. Sie setzte Johannes XXIII. 29. Mai 1415

und Benedict XIII. 17. Juli 1417 ab. Mit Gregor XII. schloß 1417
man einen Tractat. Es legte derselbe sein Pontificat für einen guten Kaufpreis nieder, weil es so von Niemanden mehr anerkannt ward. Die Synode hatte darauf das Schisma für beendet erklärt. Benedict XIII., dem Niemand beweisen konnte, daß er der rechtmäßige Pabst nicht sei, daß die rechtmäßige Nachfolgeschaft der Apostel nicht auf ihm ruhe, erkannte indessen die Gültigkeit seiner
Absetzung niemals an. Er starb erst 1424; er hatte selbst noch ei- 1424
nen Nachfolger Clemens VIII., der erst 1429 sein Pontificat nieder- 1429
legte. Die Synode war nun von Sigismund gedrängt worden, nachdem das Schisma für beendet ausgegeben ward, die Reformation der Kirche zu machen. Die Väter hatten sich abermals zu helfen gewußt. Sie hatten eilig und schleunig einen neuen Pabst gewählt;
Martin V. 11 Novbr. 1417. Dieser hatte die Synode geschlossen 1417
22 April 1418, ohne eine Reformation, doch erklärt, daß nach 1418
fünf Jahren wieder eine ökumenische Synode zusammenkommen sollte. Auf diese ward die Welt vertröstet mit der Reformation. Sigismund aber, die Fürsten alle, die gesammte Welt, festgehalten von dem Glauben, daß die Reformation nur gemacht werden könnte von der Kirche selbst, sie hatten sich fügen zu müssen geglaubt. Die Kirchenfürsten aber, unbekümmert um den Jammer der Welt, ebenso unbekümmert um die immer größer werdende Auflösung der kirchlichen Angelegenheiten, zogen voll Freude heim, daß die Welt noch in einem Glauben verharrte, der sie hinzuhalten und zu täuschen erlaubte.

Unterdessen war seit dem Tode des Johannes Huß Böhmen in eine wilde Bewegung gekommen. In dem eigentlichen Böhmen war diese Bewegung am wildesten und am größten, geringer war sie in den böhmischen Nebenländern. Sie waren in Böhmen noch nicht alle aus dem Glauben an die römische Kirche herausgetreten, aber die Mehrzahl war es. Und diese Mehrzahl war voll Wuth und Ingrimm über die Abscheulichkeiten, durch die und mit denen Huß und Hieronymus den Untergang gefunden hatten. Ein wilder Sturm gegen die katholischen Priester, gegen die Klöster, brach los. * Die Böhmen wichen von dem evangelischen Geiste. Sie reformirten mit Brand und Zerstörung. Mitten in diesem Sturme
starb König Wenzel 16. Aug. 1419. Mit Mühe hatte Sigismund 1419
den Bannstrahl der heiligen Kirche gegen ihn zurückgehalten. Sigis-

---

* Flathe. Geschichte der Vorläufer der Reformation. II. 1836.

mund nahm nun die Krone von Böhmen in Anspruch. Die böhmischen Nebenlande nahmen ihn an, aber das eigentlichen Böhmen begehrte von ihm, daß er den Glauben und die Kirche des Johannes Huß dulden sollte. Sigismund konnte dieses nicht: denn er wäre dann mit der römischen Kirche auf das Aeußerste zerfallen und von dieser selbst wie ein Ketzer behandelt worden. Lieber wollte er sich auf
1420 diese römische Kirche stützen. Pabst Martin V. ließ 1420 das Kreuz gegen die böhmischen Ketzer predigen und es entspann sich ein langer und höchst denkwürdiger Kampf. Alle Angriffe, welche Sigismund mit ungarischen und deutschen Kräften, mit den zusammengepredigten Kreuzheeren, gegen Böhmen unternahm, blieben nicht allein erfolglos, sondern sie brachten auch die schimpflichsten Niederlagen. Die römische Kirche blieb sieglos in offener Feldschlacht. Die Böhmen aber brachen noch obenein aus ihrem bergumgürteten Lande oftmals heraus, um mit furchtbaren Grausamkeiten die Grausamkeiten zu rächen, welche die Kreuzfahrer bei ihren Einbrüchen in Böhmen verübten. Und doch waren die Anhänger des Johannes Huß in zwei Parteien auseinander gefallen, die sich unter einander selbst feindlich entgegenstanden, so wie die katholischen Kreuzheere ihnen einen Augenblick Ruhe ließen. Die eine Partei, die Utraquisten, also genannt, weil sie für die Laien den Kelch im Abendmahl begehrte, welchen die Synode von Kostnitz denselben entzogen hatte, wollte die Autorität Roms und seiner Kirche anerkennen. Sie stellte derselben aber mehrere Bedingungen, darin reformirt werden müsse. Der Kelch müsse bleiben, das Evangelium gelehrt, die weltliche Macht des Priesterstandes hinweggenommen, die Sünden bestraft und ausgetilgt werden. Die vier Prager
1420 Artikel 1420. Dabei wollten die Utraquisten noch die Transsubstantiation, das Cölibat, die guten Werke, die Heiligen, die priesterliche Macht der Sündenvergebung glauben. Die Utraquisten hatten nur die halbe Reformation. Die andere Partei, die Taboriten, also genannt von Berg und Stadt Tabor, verwarfen die ganze Katholicität und diesen Glauben, den die Utraquisten noch beibehielten. Sie begehrten eine durchaus andere als die römische Kirche. Barone und reiche Bürger waren größtentheils Utraquisten, das gemeinere Volk Taboriten, doch mit Häuptern und Führern aus dem Adel, wie Ziska von Trocznow, der furchtbare. Alle Versuche, sich zu vereinigen, scheiterten, und außer der religiösen Spaltung entstand zwischen Utraquisten und Taboriten auch eine andere noch. Die Taboriten redeten auch von bürgerlicher Freiheit und es tönte

dieses unangenehm in die Ohren des Adels hinein. Durch diese Spaltung ward dem römischen Kirchenthume noch ein halber und zweideutiger Sieg möglich. Martin V. hatte 1423 zu Pavia eine 1423
ökumenische Synode eröffnen lassen. Zu Kostnitz war die Welt auf diese vertröstet worden, daß die Reformation auf ihr gemacht werden sollte. Die Synode war aber von dem Pabste geschlossen worden 12. März 1424, ohne daß das Mindeste geschehen. Die Welt 1424
wurde auf die nächste Synode, auf die nächsten fünf Jahre, vertröstet. Martin V. starb 27. Febr. 1431 und er hatte keine Synode 1431
wieder berufen. Eugen IV. stieg auf den apostolischen Stuhl. Das Verlangen der Welt nach einer Reformation dauerte fort und es ward immer heißer und glühender. Die böhmische Sache aber ward immer gefährlicher. Alle Waffenanstrengungen waren vergeblich geblieben und nur ein Mittel schien noch übrig, hier obzusiegen. Man mußte sich an die Utraquisten anschließen und durch diese die Taboriten, die gefährlichere von den beiden Parteien, vernichten. Die Utraquisten aber konnten zu einem Auftreten gegen die Taboriten nur gebracht werden, wenn die römische Kirche ihnen eine Reformation gelobte. Darum schrieb Eugen IV. eine neue Reformationssynode nach Basel aus., die dort am 23. Juli 1431 eröffnet ward. Der 1431
Pabst und die Synode unterhandelten nun mit den Utraquisten und bewilligte denselben die Compactaten 1434. Diese gaben den 1434
böhmischen Utraquisten den Gebrauch des Kelches im Abendmahl so lange, bis die Autorität der Kirche in letzter Instanz würde entschieden haben, und vertröstete sie im Uebrigen auf die Reformation, welche durch die Synode selbst würde gemacht werden. Die Utraquisten vereinigten sich nun mit den böhmischen Katholiken und beide fielen auf die Taboriten, welche in der furchtbaren Schlacht bei Broda 30. Mai 1434 unterlagen. Die Taboriten, von Katholi- 1434
schen und Utraquisten gleichmäßig verfolgt, minderten sich an Zahl in den nächsten Jahrzehnten ungemein. Aus ihren Resten bildete sich im Jahre 1457 die stille und ehrwürdige Gemeine der Brüder. 1457

Die böhmische Reformation ging an der Welt vorüber, ohne ihr ein Heilmittel zu bringen. Die Gemeine der Brüder trug allerdings den reinen Glauben in sich, wie die Waldenser, die zerstreut und verfolgt in Frankreich, wie die sogenannten Lollarden, die zerstreut und verfolgt in England übrig geblieben, aber auf die Welt wirkten sie nicht. Zufrieden, dem Schwerte einer wüthenden Verfolgung, welches immer über ihnen hing, zu entgehen, bargen sie sich in die Stille. Und wenn die Welt erwachen sollte aus dem Schlafe, in

welchen sie durch die römisch-fränkische Katholicität gelullt worden, war eine Posaunenstimme nöthig, die von einem Ende Europas bis zum andern tönte. Bis nun diese kam, schien nöthig, den Menschen zu erhärten, daß, wer fortfahre, an die Autorität Roms und dieser ganzen Kirche zu glauben, die Reformation, die doch alle ersehnten mit heißem Verlangen, nimmermehr haben werde, daß also dieser Glaube verlassen, aus dieser Kirche geschieden sein müsse, wer zum Borne des Christenthums strebe, wer in diesem allein, wie es offenbart worden in der Schrift, den Weg des Lebens und die Quelle des Heiles erkannt. Und es ward dieses an dem Ende des Mittelalters auch erwiesen durch zwei Dinge. Zuerst durch die sogenannte Reformation der Synode zu Basel und dann durch die Schicksale Böhmens und der böhmischen Utraquisten. Mit Ungestüm begehrte die Welt von der Synode zu Basel eine Reformation. Sie war so lange versprochen worden und die Laienwelt war so lange getäuscht und hingehalten worden von der Hochpriesterschaft. Die Väter von Basel glaubten endlich, etwas thun zu müssen. Aber nicht etwa die übermäßigen Reichthümer der Kirche mindern und die weltliche Macht, die an Lehre und Predigt hindert, oder die Unabhängigkeit des priesterlichen Standes, welche die Welt verwirrt, aufheben, oder den Dienst der Heiligen und der Bilder hinwegschaffen, oder die Menschen aufklären über den wahren Werth der Peinigungen, der Qualen, der äußern Werke, oder die Ablaßkrämerei, welche die Sittlichkeit vernichtet, verbieten, oder für Lehre und Unterweisung des Volkes sorgen, diese Dinge sind es nicht, welche sie die Reformation nennen werden. Sie wollen etwas reformiren in der Kirche, aber nur das, was ihnen selbst unbequem geworden, besonders das, was ihnen Geld kostet. Die Pabstgewalt ist ihnen zu hoch gestiegen. Die Päbste mißbrauchen ihre Macht; man muß ihnen Alles zu theuer bezahlen. Darum decretiren sie, daß die oberste Kirchengewalt nicht in dem Pabstthume, sondern in den öcumenischen Synoden liege, daß der Pabst die Kirchenstellen nicht zu besetzen und nichts von denselben zu fordern habe. Diese Dinge nun, die für Niemanden von Werth waren als für sie selbst, und für sie selbst waren sie besonders von Geldwerth, gaben sie für die Reformation aus, welche die Welt so lange und so heiß ersehnt hatte. Diese Welt aber, weil sie noch in dem alten Glauben stand, daß die Reformation der Kirche nur gemacht werden könnte durch die Kirche selbst, konnte nicht mitsprechen, nicht einschreiten, wie tief sie auch fühlte, daß diese Reformation nichts sei. Im Uebrigen zerronnen die

Schlüsse der Synode auch in ein vollständiges Nichts. Pabst Eugen IV. wollte sich nicht gefallen lassen, daß er allein reformirt werde. Er war in heftigen Zwist mit der Synode gekommen und von derselben abgesetzt worden 25. Mai 1439 und diese hatte selbst einen an- 1439
dern Pabst, Felix V., gewählt. Weil aber die Welt sah, daß sie von den Baselern getäuscht würde, wurden sie auch nicht unterstützt. Frankreich hatte zwar 1438 die Schlüsse der Synode angenommen (sau- 1438
ction pragmatique), und von Deutschland geschah dieses 1439. 1439
Dieses geschah, weil man erwartete, daß die Synode nun weiter reformiren werde. Als man sich in dieser Erwartung getäuscht sah, erkannte man die Nutzlosigkeit der Decrete von Basel für die Welt und hielt es billig nicht der Mühe für werth, sich um ihrer willen in Streit mit dem Pabste Eugen IV. einzulassen. Beide Reiche nahmen die Annahme jener Schlüsse wieder zurück, Deutschland 1448, 1448
Frankreich 1464. Die Synode von Basel löste sich spurlos auf 1464
1443. Die übrige Hochpriesterschaft fügte sich dem Pabstthume 1443
wieder und alle zusammen, Päbste und Hochpriesterschaft, freueten sich, daß die Welt, überzeugt, es werde durch sie doch eine Aenderung nicht kommen, wenigstens mit Ungestüm nicht mehr eine abermalige Reformations-Synode begehrte.

Die böhmischen Utraquisten aber theilten mit der übrigen Welt zuerst das Schicksal, auch an der Synode von Basel um die Reformation getäuscht zu werden. Sie erkannten die Autorität der Kirche an, sie mußten es sich gefallen lassen, was die Kirche reformirte und wenn sie gar nicht reformirte. Die Utraquisten waren in Widerspruch mit sich selbst, wenn sie auf der einen Seite diese Autorität der Kirche anerkannten, auf der andern derselben aber Bedingungen setzen und Vorschriften machen wollten. Die römische Kirche konnte diesen Widerspruch um so weniger dulden als er zugleich ein Act des Aufstandes gegen sie und wie ein Anfang von Freiheit war. Darum wurden die Utraquisten gequält in jeder Weise. Schon Sigismund, als er endlich 1435 von den Böhmen die Anerkennung als 1435
König gewann, arbeitete, daß die volle Katholicität wieder herrschend werden möge. Sein baldiger Tod unterbrach das Werk. Mit ihm ging 9. Decbr. 1437 der Mannesstamm des Hauses Lu- 1437
xemburg aus. Böhmens Krone kam an seiner Tochter Mann Albrecht von Oestreich und wiederum nach dessen Tode 27. Octbr. 1439 an 1439
Ladislas Postumus, seinen Sohn. Die Utraquisten wurden fortwährend gequält von Rom. Es war ihnen am Ende nichts geblieben als der Gebrauch des Kelches im Abendmahl und der Gebrauch

der böhmischen Sprache in ihren Kirchen. Auch das sollten sie wieder aufgeben: unbedingt sollten sie wieder römisch werden. Die Utraquisten, von den Königen, welche von der Kirche geleitet wurden, gequält, benutzten den Tod des Ladislas Postumus 23. Novbr.
1457 1457, um einen einheimischen Großen und Utraquisten, Georg von Podiebrad, als König aufzustellen. Und obwohl die Einheit der christlichen Waffen dringend nothwendig war gegen die Osmanen, so ließ doch Pabst Paul II., nachdem die Compactaten für Ketzerei
1466 waren erklärt worden, das Kreuz gegen Böhmen predigen 1466. Die Ungarn griffen auch gegen die Böhmen zu den Waffen. Sengen und Brennen, Raub und Mord warf Rom noch einmal nach Böhmen. Es ward aber durch die Waffen nichts Bedeutendes mehr erreicht. König Georg wehrte sich rüstig bis an seinen Tod 22.
1471 März 1471. Die Böhmen wählten Wladislas, den Sohn Kasimirs von Polen, zum König. Derselbe, ein katholischer Herr,
1485 schloß 1485 einen Religionsfrieden zwischen den katholischen und utraquistischen Ständen Böhmens. Die Anstrengungen Roms, die böhmischen Utraquisten ganz zu vernichten, waren vergeblich geblieben. Zwei Dinge aber schienen durch das Dasein der Utraquisten bewiesen zu werden. Zuerst, daß eine Reformation nicht gedeihen könne, die sich nicht ganz von dem römischen Kirchenthume trenne und zweitens, daß dieses Kirchenthum doch die Kraft, einen Widerstand niederzuwerfen, nicht mehr habe.

Was aber der römische Stuhl gesonnen und betrieben seit länger als sechshundert Jahren, das war am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts hoffnungslos geworden. Als der Glaube an Rom in seiner höchsten Kraft bestanden, war es vergebens versucht worden, die unmittelbare Hoheit über die Welt in irgend einer Weise zu gewinnen. Dieser Glaube fing an zu wanken, ernst und heftig bekämpft von vielen Seiten. Das Pabstthum, in sich selbst gespaltet, hatte eine lange Zeit müssen dahingehen lassen, in der ihm nicht möglich gewesen, einen ernsten Angriff auf die weltliche Macht zu unternehmen. Und die ganze Weltstellung war in dieser Zeit noch mehr, als es früher bereits der Fall gewesen, wieder das Pabstthum geworden. Die nationalen Gefühle der Völker, die Gedanken der Fürsten und Herren, die steigende Festigkeit, Sicherheit und Gesetzlichkeit der Staaten, alle diese Dinge waren wieder dasselbe. Sie konnten von Rom aus noch lange von ihren seltsamen Träumen reden, noch lange behaupten, daß der Pabst gesetzt sei von Gott als der irdische König

der Welt, die Sache der Priesterherrschaft war doch vollständig verloren in der germanischen wie in der romanischen Welt.

An dem Ende des Mittelalters hatte der größte und bedeutendste der romanischen Staaten noch einen harten Strauß zu bestehen, ehe das Königthum, das gewaltig emporgestiegen war, neue Befestigung zu gewinnen vermochte. In Frankreich war im Jahre
1380 Karl VI. auf seinen Vater, Karl V., gefolgt. Das Haus Va- 1380
lois hatte sich übel bei den Städten angeschrieben. Die alten Rechte der Gemeinen waren immer mehr gekürzt, die Wahlen der Stadtbeamten ihnen genommen worden. Schwere Steuern wurden ausgeschrieben. Die neue Ordnung des Lebens, welche das Königthum in Frankreich begründet, machte diese Steuern nothwendig. Sie fielen am härtesten auf die Städte, und es sahen dieselben in ihnen um so mehr Unfreiheit als sie meist ausgeschrieben wurden ohne die Generalstaaten und als ein Theil des gewonnenen Geldes allerdings von dem Hofe, von den Umgebungen des Königs, verpraßt ward. Schon der Antritt der Regierung des jungen Karls ward von einem Aufstand
der Städte begrüßt 1382. Blutig ward dieser Aufstand niederge- 1382
worfen, Paris, Rouen, Orleans, viele andere wurden hart gezüchtiget
1383. Es war in Frankreich wiederum zugegangen, wie schon öf- 1383
terer. Die bittere Feindschaft zwischen dem Adel und den Städten hatte verhindert, daß aus einer Bewegung gegen das Königthum ein Ergebniß gewonnen würde, wie das Zusammenhalten des Adels und der Städte es in England mit dem großen Briefe der Freiheiten erlangte. Darum kam die Gewalt je länger, je mehr an das Königthum. Die Generalstaaten, selten versammelt, gelangten zu keiner Bedeu-
tung. Die Vorgänge von 1383, die blutige und wilde Weise, in wel- 1383
cher der Aufstand der Städte niedergeworfen worden, ließ unter den Franzosen, und besonders in den Städten, eine Bitterkeit gegen das Haus Valois zurück. Diese Bitterkeit steigerte sich in den nächsten Jahren, als die Ohme Königs Karl VI., welche eigentlich walteten
an des Schwachen Stelle, der 1385 mit Isabelle von Baiern ver- 1385
mählt worden, ihre Gewalt als das Recht, sich und ihre Freunde zu bereichern, betrachteten. Unter den Prinzen des königlichen Hauses zeichnete sich besonders aus Philipp der Kühne, Herzog von Burgund. Derselbe war vermählt mit der Tochter des Grafen von Flandern, Ludwigs II. Nun starb mit diesem der Mannesstamm von
Flandern 6. Januar 1384 aus und Philipp von Burgund kam in 1384
den Besitz von Flandern. Das war der Anfang der Größe dieses Hauses von Burgund. Die Städte Flanderns waren der eigentliche

1382 Mittelpunkt der Bewegungen von 1382 gewesen. Philipp warf sie
1387 mit französischer Hülfe vollständig nieder 1387. Nun geschah, daß
1392 der junge König Karl VI. 1392 in einen Irrsinn fiel, der nur lichte Zwischenräume bot. Da bemeisterte sich der Herzog von Burgund, des jungen Königs Ohm, des Gouvernements. Burgund verläßt den Weg, den das Haus Valois bis jetzt gegangen. Er wendet sich zu den Städten und zu dem Bürgerstande. Die Befehle und Ordnungen, die er im Namen des Königs ergehen läßt, sie sind auf den Vortheil des Bürgerlebens berechnet. Darob ergrimmen die andern Prinzen des königlichen Hauses und der Adel von Frankreich. Es scheint, daß beide kühne Pläne des Herzogs von Burgund befürchteten, die vielleicht wahrhaft vorhanden. Wollte Burgund etwa die ältere Linie des Hauses Valois stürzen, sich auf den Thron schwingen und das gewinnen durch die Städte, welche mit Begeisterung dem Herzoge anhingen, weil das Gouvernement durch ihn eine Richtung auf den Bürgerstand empfangen? Philipp der Kühne starb 27. April
1404 1404 und es folgte ihm in den burgundischen Herrschaften sein Sohn, Johann der Großmüthige. Johann ging denselben Weg, wie sein Vater. Obwohl der Herzog nicht gerade etwas Durchgreifendes thut, um den Städten in Frankreich das Uebergewicht über den Adel, oder einen regel- und gesetzmäßigen Antheil an der Staatsverwaltung zu geben, fördert er sie doch sonst, wo er kann. In der That, Johann scheint darauf zu sinnen, durch die Städte, durch das Volk, auf den königlichen Thron zu kommen. Den Bruder des Königs, den Herzog
1407 von Orleans, läßt er ermorden 1407, und offen gesteht er diesen Mord, denn Orleans sei ein Tyrann, ein Feind des Volkes, gewesen. Da nehmen die Prinzen des königlichen Hauses, da nimmt der Adel die Waffen. Die Partei von Burgund, die Partei der Prinzen und des Adels, die Armagnacs, von dem Grafen Armagnac also genannt, liegen durch ganz Frankreich gegen einander unter den Waffen. Ist Orleans ermordet worden, weil er ein Tyrann, können nicht alle Glieder des Hauses Valois von Johann unter diesem Vorwande vernichtet werden? Und was hat der Adel zu fürchten, wenn Johann Herr wird, der sich auf das gemeine Volk stützt, das mit einem grausamen Mord gegen die Armagnacs wüthet? Die ungeheure Wuth, mit welcher die Parteien Burgund und Armagnac sich bekämpfen, läßt deutlich sehen, daß es sich nicht um Personen handelt, weder auf der einen, noch auf der andern Seite, sondern daß es die höchsten Interessen des Lebens sind, für welche die Mitglieder beider Parteiungen streiten.

Es entstand ein buntes, wildes Getreibe in Frankreich, in dem

die traurigste Rolle von dem armen, wahnsinnigen König gespielt ward. Die Burgunds und die Armagnacs rissen ihn hin und her. Bald war er in der einen, bald in der andern Gewalt und unterschrieb und verbriefte, was sie ihm vorlegten, willenlos und gedankenlos. Heute kämpfte er mit den Burgunds, morgen mit den Armagnacs. In dem langen und wirren Streite hatte Johann von Burgund endlich doch die ihm eifrig ergebene Stadt Paris und die Person des Königs behauptet. Die Besorgnisse der Prinzen des Hauses, daß Johann nach dem Königthume strebe, wurden immer größer. Sie meinten sich dieses Feindes, der sich zugleich als einen Gegner des Adels erwies, entledigen zu müssen um jeden Preis. Johann von Burgund ward von den Armagnacs 9. September 1419 1419
zu Montereau bei einem friedlichen Gespräch ermordet. Der Dauphin Karl hatte den Mord zunächst veranlaßt und seine Umgebungen hatten ihn vollzogen. Und in der That, niemand hatte ein größeres Interesse daran, sich des Herzogs von Burgund zu entledigen, als dieser Dauphin Karl. Aber die blutige That half nicht. Johanns Sohn, Philipp der Gute, blieb in dem Besitz von Paris, in dem Besitz des wahnwitzigen Königs, blieb das Haupt der ganzen Partei Burgund. Philipps Seele kochte Wuth und Rache gegen den Dauphin Karl, der ihm den Vater erwürgt. Er gab die Plane des Hauses Burgund auf, er brachte sie seiner Rache zum Opfer. Der Dauphin mußte gestürzt werden von seiner Höhe herab; nur das schien den Schatten des Ermordeten zu sühnen; Philipp sah sich um nach einer kräftigen Hand, die ihn räche; er fand sie in Heinrich V., König von England. Mit England hatte der Krieg fortgedauert seit Karl V., aber er war oftmals durch Waffenstillstände unterbrochen worden und lange unbedeutend gewesen. Heinrich IV. hatte in England gewaltet in dem Geiste der Kirche, die ihn auf den Thron gestellt. Die Lollarden waren verfolgt und verbannt, dem Klerus aber versichert worden, daß der König keine Steuern mehr von dem heiligen Volke Gottes begehren werde. Und wenn sich einmal in dem untern Hause des Parlaments ein Geist regte, der an Wicliffes Lehren erinnerte, wenn dieses Haus darauf antrug, die übermäßigen Reichthümer des Klerus einzuziehen für den Staat, so war das von dem König abgewiesen worden mit großer Strenge. Heinrich IV. war am 20. März 1413 gestorben und das König- 1413
thum übergegangen auf seinen Sohn Heinrich V. Derselbe ging in Beziehung auf die Kirche denselben Weg, wie sein Vater. Die Lancaster waren genöthiget, ihn zu gehen. Sie hatten kein Erbrecht auf

den Thron. Sie standen schwankend und zweideutig da; das römische Kirchenthum stützte sie unter der Bedingung, die priesterliche Macht zu erhalten. Wo nicht, so stand eine neue Revolution da. Der Gährung, welche in England vorhanden gegen das revolutionaire Königshaus, glaubte Heinrich V. eine Ableitung geben zu müssen durch Krieg und Eroberung. Darum hatte er die Ansprüche Eduards III. auf die französische Krone hervorgesucht, die, weil die Parteien von Burgund und Armagnac sich unter einander selbst zerrissen, leichter hinausgeführt werden zu können schienen. Heinrich V. war in Frankreich gelandet. Die Burgunds und die Armagnacs hatten sich im Angesichte der Gefahr einmal vereinigt. Heinrich V. hatte
1415 die Schlacht bei Azincourt gewonnen 25. October 1415. Aber sie hatte eben so wenig wie die Siege von Crecy und Poitiers die Herrschaft über Frankreich gegeben. Der König von England setzte indessen den Kampf fort. Er hatte die Normandie erobert, er stand sieghaft in Frankreich, als Johann von Burgund ermordet ward. Der wüste Kampf zwischen den Burgunds und den Armagnacs hatte seine Waffen gefördert. Und als nun jener Mord geschehen und Philipp der Gute Rache glühte gegen den Dauphin Karl, warf er sich dem König von England in die Arme. Der wahnwitzige Karl VI. mußte wohl unterschreiben, was ihm auch immer vorgelegt ward.
1420 Er unterschrieb den Tractat von Troyes 20. Mai 1420, den Philipp von Burgund mit dem König von England schloß. Jetzo schon soll die Verwesung des Reiches dem König von England übergeben werden, nach Karls VI. Tode ist er allein König. Für sich scheint Philipp der Gute nur die Unabhängigkeit von Burgund und Flandern ausbedungen zu haben. Seine eigenen Gedanken auf Frankreichs Krone hat damit der Herzog seinem Rachegefühl zum Opfer gebracht. Die Partei Burgund, die ihren Hauptstützpunct in den Städten hat, wird von dem Herzog aufgegeben. Sie siehet sich genöthiget, sich anderwärts hin zu wenden, und sie wendet sich an Heinrich V., König von England. Es ist klar, die Partei, zu welcher die Stadt Paris, die Universität, das Parlament, gehört, sie meinet und hofft, ein König von England werde in Frankreich eine Verfassung geben, etwa wie sie in England sei. Darum kämpfet dieselbe die nationalen Gefühle in sich nieder und wendet sich zu den Fahnen von England. Paris nimmt Heinrich V. mit Jauchzen auf, die Universität excommunicirt den Dauphin Karl, das Parlament erklärt ihn, ob des Mordes an Johann von Burgund, aller seiner Rechte auf den französischen Thron für verlustig. In dem nördlichen Frankreich waltet diese

Partei vor. Kaum aber kann Heinrich V. zur Besinnung kommen über so großes Glück. Schon am 13. August 1422 stirbt er und 1422
bald folgt ihm der unglückselige König Karl VI. 21. October 1422.

Aber auch diesesmal sollten die Erwartungen eines Theils der Franzosen und ihre Bestrebungen ohne Erfüllung bleiben. England befand sich wohl in der Unmöglichkeit, das Verlangen zu erfüllen, welches ein Theil der Franzosen zu stellen schien. Denn bei dem heftigen Gegensatze, der zwischen den Städten und dem Adel vorhanden, würde jeder Theil für sich die größte Macht begehrt haben, und der Theil, welcher von England zurückgesetzt worden, würde die Partei Englands alsbald verlassen haben. Auch mußte den Engländern das Erste und Nächste scheinen, sich des ganzen Reiches zu bemeistern, ehe an irgend ein neue Organisation Frankreichs gedacht werden konnte. Es war aber von Heinrich V. nur ein Knabe da, Heinrich VI., erst zwei Jahre alt. Für denselben übernahm der Ohm Johann von Bedford das Protectorat an Frankreich und England. Und nicht ohne Freude wurde König Heinrich VI. zu Paris als König ausgerufen. Jenseits der Loire aber nannte sich der Dauphin Karl, so wie der wahnsinnige Vater gestorben, König Karl VII. Derselbe errichtete ein neues Parlament zu Poitiers, welches das Ansehen des Parlaments von Paris, das ihn verdammt und des Thrones für verlustig erklärt, zerbrechen sollte. Karl VII. war ein schlaffer Mann, den die schöne Agnes Sorel kaum zu einiger Kraft und zu einiger That aufzuregen vermochte. Aber die Verhältnisse kamen ihm mächtig entgegen. Der Adel von England hatte aufgehört, französisch zu sein. Er war mit dem alten Volke der Sachsen zu einer Nation zusammengewachsen. Die Herrschaft Englands über Frankreich war eine Fremdherrschaft. Jede Brust mußte dieses fühlen. Sowie nun ein Jahr nach dem andern verlief und durch diese Fremdherrschaft keine neue Freiheit und kein neues Glück gebracht ward, so mußte sie gleichgültig, ja verhaßt werden. Die Menschen mußten sich zurücksehnen unter das nationale Königthum und die Freude mußte verstummen, mit welcher die Banner von England gegrüßt worden. Noch einen Augenblick gingen die Waffen Englands glücklich. Sie gewannen
die Schlacht von Verneuil 16. August 1424. Sie schlossen Orleans 1424
ein, um sich den Weg über die Loire zu bahnen 1428. Aber der 1428
französische Nationalgeist erwachte gegen England. Dieser Geist drang selbst zu den Armen und Gemeinen, auf denen furchtbar die Last des Krieges ruhete. Die Zeit war in dem starken Glauben an das unmittelbare Einwirken überirdischer Mächte auf die Menschen-

welt. Dieser Glaube nahm bald ein christliches Gewand an, und es waren dann die Heiligen, die Engel, die Jungfrau, die erschienen, geboten, halfen und retteten, oder der Glaube war im antichristlichen Gewand, und es waren böse Dämonen und Geister, die in das Menschenle-
1412 ben eingriffen. Ein Mädchen, Johanna, zu Domremy 1412 geboren, vermeinte, daß das starke französische Gefühl, welches in ihr erwacht, eine unmittelbare Einwirkung übersinnlicher Mächte sei. Die heilige Jungfrau war ihr erschienen, Gott hatte sie auserlesen, Frankreich zu erlösen aus der Fremden Gewalt. Sie kam zu dem König 24. Fe-
1429 bruar 1429. Karl VII. und seine Umgebungen, sie glaubten entweder oder sie meinten das Mädchen benutzen zu müssen. Sie zeigten sie dem Heere mit den Waffen, die reine Jungfrau, die Gott gesendet, um Frankreich zu erlösen. Und diese Erscheinung hat gewiß bedeutend beigetragen, die nationalen Gefühle der Franzosen zu steigern. Die Engländer müssen die Belagerung von Orleans aufheben. Die Jungfrau führt den König nach Rheims, in die alte Königsstadt,
1429 wo er die altgewohnte Salbung 17. Juli 1429 nimmt. Johanna will nun zurück in das stille Dorf; sie erklärt ihre Sendung für geendet. Aber die großen Herren vermeinen, sie weiter benutzen zu müssen, und sie bleibt bei dem Heere. Von Franzosen, die mit England
1430 streiten, wird sie 24. Mai 1430 gefangen. Die Inquisition, *noch*
1431 in Englands Partei, überlieferte sie dem Feuertode 30. Mai 1431. Ihre Gesichte und ihre Wunder sind vom Teufel gewesen. Aber der Tod der Jungfrau frommte der Sache Englands nicht. Denn als Bedford noch schwere Steuern, besonders von dem Klerus, begehren mußte, um den Kampf zu halten, der immer gefährlicher ward, da ward auch die Freude an der Herrschaft Englands immer geringer und der französische Nationalgeist regte sich immer stärker. Die Entscheidung aber war, daß Philipp der Gute von Burgund zur Besinnung kam. Die Zeit hatte sein Rachegefühl abgestumpft und er sah, daß die Befriedigung desselben von ihm allzu theuer bezahlt.
1435 Also schloß er am 21. September 1435 den Tractat von Arras mit Karl VII. Der König gewann denselben mit schweren Opfern. Die Herrnthümer, welche Burgund von dem französischen Reiche besaß, wurden auf die Lebenszeit Philipps und Karls für frei und unabhängig von der Krone erklärt. Es konnte das angesehen werden als die Vorbereitung der vollständigen Unabhängigkeit Flanderns und Burgunds. Außerdem mußten eine Reihe schöner Grafschaften an Burgund abgetreten werden, der hierfür von dem Kampfe gegen den König zurücktrat. Bedford versäumte, in diesen Frieden einzutreten;

noch hatte Karl VII. Guienne und Normandie als freie Fürstenthümer geboten, wenn auch England den Kampf lassen wollte. Seitdem verließ England das alte Glück und eine Stadt nach der andern ging verloren. Paris erschloß sich 1436, doch immer noch ohne 1436
Freude, dem König Karl VII. Die Capitulation von Bayonne 1451 1451
und von Bordeaux 1453 bezeichnete das Ende des langen Kampfes. 1453
Nur Calais behielten die Engländer noch in Frankreich. Die Franzosen hatten sich, als sie durch sich selbst nicht dazu zu gelangen vermochten, eine Freiheit schaffen wollen durch die Fremden. Aber auch dieses hatte die Gewalt der Verhältnisse nicht gewollt.

Auf geraume Zeit trat England von den Angelegenheiten des Festlandes zurück. Es ward am Ende des Mittelalters in seinem eigenen Innern auf das Heftigste erschüttert. Die Revolution, welche die heilige Kirche im Jahre 1399 gemacht, brachte Verderben über 1399
das Reich. Die englische Nation war mehrfach gespaltet. Ein Theil hing mit Strenge an der Katholicität, wie sie eben geworden. An der Spitze dieser Partei stand das königliche Haus Lancaster. Wiederum ein anderer Theil blieb zwar in dem Glauben an die römische Kirche, aber wollte, daß die Kirche reformirt werde und die Priestergewalt ermäßigt. Diese Partei wird oftmals in dem Hause der Gemeinen laut. Eine dritte aber, die Lollarden genannt, begehrte, daß die ganze römische Kirche als ein tief innerlich verfaultes Wesen umgebrochen werde. Die Ketzerei, klagte das Parlament von 1415, 1415
breite sich mächtig aus. Die Lollarden versuchten noch 1430 zu Abing- 1430
don, sich mit den Waffen gegen das revolutionaire Könighaus, gegen die Lancaster, zu erheben. Die Könige dieses Hauses schritten, was die Ketzerei anlangte, streng auf dem Wege der Kirche. Die Ketzer wurden gefaßt, verbrannt, ihre Habe confiscirt, wenn man sie nur fassen konnte. Das Haus Lancaster hatte sich vollständig mit dem Priesterthume identificirt.

Drei Dinge aber machten die Stellung dieses Hauses gefährlich und zweideutig. Zuerst ward Heinrich VI., als er heranwuchs, schwach, ja beinahe blödsinnig, zweitens war ein Theil der Nation dem Hause zuwider, eben weil es sich mit dem Priesterthume identificirt hatte und drittens war ein anderes Mitglied des königlichen Hauses vorhanden, das ein besseres Recht auf den Thron hatte, als Heinrich VI. Denn Richard, der Herzog von York, stammte von väterlicher Seite ab von dem fünften Sohne Eduards III. und von weiblicher von dem dritten. Heinrich VI. aber stammte ab von Johann von Lancaster, welches der viertgeborene Sohn jenes Königs ge-

wesen. Die Lancaster waren durch eine freche Revolution auf den Thron gekommen; das priesterliche System, welchem sie anhingen, hatte der Gegner viele. Es gab eine Rettung vielleicht daraus, wenn man zu dem rechtmäßigen Geschlechte zurückkehrte. Die englische Nation spaltete sich in zwei Parteien, die rothe Rose für das Haus Lancaster, die weiße Rose für das Haus York. In dem langen und wilden Kampfe, der zwischen ihnen ausbrach, galt es nicht sowohl Personen als Gedanken und Systeme. Die rothe Rose kämpfte für das alte Kirchenthum und die weiße für eine Ermäßigung, für einen Umbruch desselben: denn in der weißen Rose fanden sich beide reformatorische Parteien zusammen, die, welche den Katholicismus nur ermäßigt, und die, welche ihn umgebrochen wissen wollte. Richard von York griff mit seinem Anhang zu den
1455 Waffen und in der Schlacht bei Sanct Albans 22. Mai 1455 floß das erste Blut. York trat Anfangs nicht mit dem Anspruche auf die Krone hervor, sondern begehrte nur das Protectorat, da die Schwäche Heinrichs VI. übergegangen in volle Geistlosigkeit. Richard gewann das Protectorat, aber bald verlor er es wieder. Für Heinrich VI. kämpfte seine Gemahlin, die rüstige Margareth von Anjou. Richard, von seiner Partei weiter gestoßen, trat nun mit dem Anspruche auf die Krone hervor. Furchtbare Schlachten wurden geschlagen zwischen den beiden Parteien. Richard fand zwar den Tod
1461 in der zweiten Schlacht bei Sanct Albans 17. Februar 1461, aber sein Sohn Eduard siegte fast allenthalben und konnte den Titel König Eduard IV. anlegen 1461. Ein Parlament sprach es aus, daß die Lancaster nur Usurpatoren gewesen. Heinrich VI., Margareth und ihr Sohn, sie waren nach Schottland entronnen. Sie entbot Hülfe aus Frankreich. Die Parteien waren sich aber in England noch ziemlich gleich. Allmälig nur ist die mittelalterliche Katholicität in England abgestorben. Eduard IV. Regierung ist von lauter Empörungen beunruhigt. Er thut nichts gegen die mittelalterliche Kirche, nur die grausamen Verfolgungen gegen die Lollarden scheinen eingestellt worden zu sein. Er fürchtet, durch etwas Weiteres die Anhänger der mittelalterlichen Katholicität allzuheftig aufzuregen. Die Bischöfe aber und die Aebte sind besorgt. Sie besonders sind es, die mit Margareth in Verbindung stehen. Margareth
1464 kann schon 1464 wieder in England auftreten. Der furchtbare Kampf beginnt von Neuem und Eduard IV. ward sogar genöthiget,
1470 nach Frankreich zu flüchten. Heinrich VI. wird wieder König 1470.
1471 Aber schon im Anfange des folgenden Jahres 1471, von Karl dem

Kühnen von Burgund unterstützt, war Eduard IV. wieder in England und abermals, nicht ohne schweren Kampf, Meister. Heinrich VI. und sein Sohn Eduard waren in seine Gewalt gefallen und wurden wahrscheinlich ermordet 1471. Seitdem saß Eduard IV. 1471
ruhiger auf dem Throne und starb 9. April 1483 mit Hinterlassung 1483
eines Knaben Eduards V. Die Hoffnungen, mit denen die weiße Rose das Haus York auf den Thron gestellt hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen. Als Eduard IV. sich auf dem Throne befestigt, hielt er an der bestehenden Kirche fest, deren Rechte und Freiheiten er feierlich bestätigte. Also mußte sich die Gesinnung derer, welche das Haus auf den Thron gebracht, verlieren. Nach Eduards IV. Tode riß sein Bruder Richard die Krone gewaltsam an sich 26. Juni 1483 und Eduard V. ward ermordet. Solche That mußte die letz- 1483
ten Reste der Anhänglichkeit an das Haus York um so mehr vernichten, als auch Richard III. in Beziehung auf die Kirche den Weg seines Bruders einschlug. Als daher Heinrich Tudor, Graf von Richmond, abstammend von einer Seitenlinie des Hauses Lancaster, gegen ihn auftrat, fand derselbe großen Anhang und Richard nahm in der Schlacht bei Bosworth den Tod 22. August 1485. Ein Par- 1485
lament erkannte alsbald die Rechte dieses Heinrichs auf den Thron an, mit dem es sehr übel bestellt war. Heinrich Tudor hatte eine parlamentarische Entscheidung nicht abgewartet, sondern gleich nach dem Siege sich König Heinrich VII. genannt. Die Thronbesteigung des Hauses Tudor kann als ein abermaliger Sieg der mittelalterlichen Katholicität angesehen werden. Die beiden ersten Tudor, Heinrich VII. und Heinrich VIII., waren eifrige Feinde der Lollarden. Sie wurden wieder verbannt. Aber die reformatorischen Gedanken konnten nicht von dem Boden Englands vertilgt werden und die große Reformation des folgenden Jahrhunderts ward freudig in England von Vielen gleich bei ihrem ersten Aufkommen gegrüßt.

Der Kampf der beiden religiös-kirchlichen Partheien hatte den Boden Englands furchtbar bewegt, und doch war ein erfreuendes Resultat nicht daraus hervorgegangen. Sie waren lang und schwer die Wege, welche Europa zu gehen hatte, um zur kirchlichen Freiheit und zum rechten Glauben, sowie zur bürgerlichen Sicherheit und zum allgemeinen Rechte zu gelangen. England hatte die erstere am Ende des Mittelalters eben so wenig gewonnen wie das übrige Europa, aber die letztere war fester und sicherer geworden, selbst unter den Stürmen der letzten Zeit. Das Parlament ist in den regelmäßigen Besitz eines Antheils von der gesetzgebenden Gewalt gekommen. Die Vor-

schläge dazu gehen in der Regel von dem Hause der Gemeinen aus, die Lords bestätigen und der König bestätiget oder verwirft und macht im ersteren Fall das Gesetz zur Nachachtung bekannt. Es ist die Kraft des gesammten Parlaments, welche das Gesetz schafft, die jedoch der königlichen Bestätigung bedarf. Die Parlamentsmitglieder empfingen unter Heinrich VI. den Charakter der Unverletzlichkeit so lange sie in ihrer Würde waren. Freiheit und Gerechtigkeit waren durch die Geschwornengerichte geschirmt, die bis zu den Zeiten König Heinrichs II. hinaufgehen, der Druck des Lehns- und Feudalwesens für die Bewohner des Flachlandes war fast ganz verschwunden. Die englische Nation war bestimmt ausgebildet und der Zusammenfluß der Sachsen und der Normanen vollendet. Die englische Sprache, die bereits ihre bedeutenden Schriftsteller empfangen, war unter Eduard III. bei den Gerichten eingeführt worden und seit Richard II. wurden auch die Gesetze in englischer Sprache
1326 gegeben. Auch in Schottland gelangten die Städte 1326 zur Theilnahme an dem Parlamente und in dem Niederlande verschwand das Lehnsdruck wie in England. In politischen Dingen pflegte sich Schottland an Frankreich zu halten. Schotten hatten den besten Theil der Truppen Karls VI. von Frankreich im Kriege gegen England gebildet.

An dem Ende des Mittelalters hatte England aufgehört, romanisch zu sein. Wenn nun zum letzten Male für diese Zeit der Blik auf diese romanische Welt gerichtet wird, so bieten sich noch die wichtigsten Ereignisse dar. Die Zustände, welche an dem Abend des Mittelalters hier gebildet worden, bestimmen den Gang der Begebenheiten des sechszehnten Jahrhunderts, bedingen die Möglichkeit der Reformation der Kirche. Zwei große Monarchien, die französische und die spanisch-habsburgische, bilden sich, beide in einem andern Style als das freie England; denn es ist für die neue europäische Welt das Gesetz der Mannigfaltigkeit da. Der Anfang der Ereignisse ist in Frankreich und in der Nachbarschaft Frankreichs zu finden. Neben der Hauptlinie des Hauses Valois, welche den französischen Thron besaß, hatte sich die Seitenlinie von Burgund, die in den innern Bewegungen Frankreichs schon genannt ward, mächtig ausgebreitet. Philipp der Gute, nachdem er den Gedanken, die Hauptlinie von dem Throne zu drängen, vorläufig aufgegeben, hatte anderwärts eine bedeutende Macht gewonnen. Er hatte
1428 der Baierfürstin Jacobea Holland, Seeland und Hennegau 1428
1430 abgedrungen, Brabant, Limburg und Antwerpen geerbt 1430, Na-

nur durch Kauf 1441 und Luxemburg durch Abtretung gewonnen 1441
1443. Also war eine große Menge von Herrnthümern, die aus 1443
der Auflösung des deutschen Herzogthums Lothringen entstanden, in Philipps Hand gekommen. In allen diesen Landen hatte sich eine ständische Verfassung ausgebildet, welche die Macht des Fürsten ungemein beschränkte. Aber sie waren unermeßlich reich. Amsterdam und Antwerpen gehörten schon zu den größten Handelsplätzen Europas. Wenn der Fürst die alten Freiheiten sonst achtete, Geld war, besonders von den reichen Städten, doch viel zu gewinnen. Das Geld aber gab, da der Lehnsdienst der Vassen schon in den Hintergrund trat, die Kriege zumeist mit Söldnern geführt wurden, schon den Ausschlag in den Dingen. Also war kein Wunder, daß die Herzöge von Burgund die größten Gedanken faßten und sie hinauszuführen hofften. Diese schienen gegen Deutschland gerichtet gewesen zu sein und zugleich gegen Frankreich. Sie wollten ihre Macht ausdehnen von dem Rheinstrome bis zu den Pyrenäen. An den französischen Thron hatte Burgund schon einmal gedacht. Damals meinte Burgund emporzukommen durch die Städte. Philipp der Gute war ein Freund der Städte in seinem eigenen Lande eben nicht. Wenn er konnte, behandelte er sie wild, zwang die reichen Bürgertöchter, sich mit seinen Bogenschützen zu verheirathen, und strafte hart, wenn die Steuern nicht bezahlt wurden. Jener Plan war durch die Ermordung Johanns des Großmüthigen unterbrochen worden und das Eingreifen Englands. Als Philipp der Gute, wie die Engländer aus Frankreich verschwinden, den Gedanken abermals auffaßte, wollte er denselben sichtbar hinausführen in einer andern Weise.

Der fürstliche Adel war in Frankreich verschwunden, nur Bretagne und Burgund waren noch übrig geblieben. Die zweite Klasse des Adels, welcher in dem alten französischen Lehnswesen die erste Stelle unter den fürstlichen Herren eingenommen, war an Zahl ebenfalls bedeutend zusammengeschmolzen. Doch waren solcher Herren noch genug übrig, um dem Königthume gefährlich zu sein, wenn sie von einer andern Macht unterstützt wurden. Indessen durch den kleinen Adel, der in unmittelbaren Lehnszusammenhang mit dem Königthume gebracht worden, besonders aber durch die Städte, war die Kraft des alten Lehnsadels gebrochen. Die Könige hatten jedoch den Fehler begangen, einen neuen Lehnsadel zu schaffen, der aus Prinzen des königlichen Hauses bestand. Die Prinzen des Hauses hatten nun ein Interesse gegen das Königthum, ein Inter-

esse mit dem alten und ursprünglichen Lehnsadel empfangen. Es war aber der Kampf gegen England noch nicht ganz beendet, als Karl VII. auf eine großes Mittel dachte, das Königthum gegen die künftigen Angriffe des Adels zu sichern. Er gewann von den Ge-
1439 neralstaaten zu Orleans 1439 eine immerwährende Kopfsteuer, (taille), die dazu verwendet werden sollte, dem König ein stehendes Heer von neuntausend Kriegern zu bilden (compagnies des ordonnances). Die immerwährende Steuer sollte den König unabhängig machen von den Generalstaaten und vor dem stehenden Heere sollte Macht und Unabhängigkeit des Adels verschwinden. Noch war das stehende Heer nicht gebildet, als die Prinzen und ein Theil des hohen Adels zu den Waffen griff; selbst der Dauphin Ludwig nahm Theil
1440 an dieser Schilderhebung. Man nannte sie die Praguerie 1440. Die steten Bewegungen, in denen sich die Stadt Prag damals befand, gaben jeder wilden und stürmischen Bewegung die Benennung von ihr. Karl VII. aber verstand den Bund wieder zu trennen und die Großen durch Begünstigungen, die ihrer Natur nach nur vor übergehend waren, zur Niederlegung der Waffen zu bringen. Der Herzog von Burgund hatte keinen offenen Theil an diesem Aufstande genommen, aber er schürte und trieb, damit sich Frankreich verwirren
1445 möchte. Das stehende Heer aber ward 1445 hingestellt und 1448
1448 durch die Compagnien der Bogenschützen (Franc-archers) verstärkt. Die Vortheile, welche der fürstlichen Macht durch ein stehendes Heer erwuchsen, waren so bedeutend, daß Philipp der Gute von Burgund sich alsbald ebenfalls ein solches bildete. In seiner letztern Zeit berief Karl VII. keine Generalstaaten mehr. Die Gesetze kamen von dem König und von seinem geheimen Rathe. Lieber bewilligte er den Provinzen, welche für die Krone gewonnen wurden, Provinzialstände mit dem Rechte, nur die Steuern zu zahlen, die von ihnen selbst bewilligt worden. So that er mit Normandie und Guienne, als sie von England erobert wurden. Auch die Macht des Parlamentes zu Paris schien ihm zu groß. Weil die Generalstaaten so selten und so unregelmäßig berufen wurden, ließen die Könige ihre Edicte von den Parlamenten billigen (enregistrer). Karl VII. errichtete zu Toulouse, Poitiers und Bordeaux Parlamente, damit auch diese Körperschaft dem König nicht als eine Einheit entgegenstehe. Weil die Könige dem Parlamente die Edicte zum Begutachten vorlegten, so war Sitte geworden, daß dasselbe Vorstellungen dagegen machte. Aber das Parlament bestand aus Beamten des Königs und es war natürlich ein großer Unterschied zwischen

solchen Vorstellungen von Beamten und den Vorstellungen der Generalstaaten, die leicht zum Widerspruche werden konnten.

Karl VII. hatte das Königthum einen unermeßlichen Schritt weiter gebracht, als er starb 22. Juli 1461. Der Dauphin folgte 1461
ihm als König Ludwig XI. Mit dem Vater hatte dieser in dem bittersten Zwist gelebt. Er war selbst 1456 an den Hof von Bur- 1456
gund geflohen, hatte mit dem Adel, mit dem Herzog von Burgund, mit den Prinzen, in steter Verbindung gestanden, um die Macht seines Vaters zu brechen. Er hatte aber diese Verbindungen nicht angeknüpft, um den Adel zu erhöhen, sondern weil er des Vaters Tod nicht erwarten und noch bei dessen Lebzeiten sich der königlichen Gewalt bemeistern wollte. Als er selbst König geworden, zeigte er seine wahre Natur: es war noch keiner in Frankreich König gewesen, welchem der Gedanke der Alleingewalt so lieb vor der Seele gestanden, als diesem König Ludwig XI. Als den größten Feind derselben erkennt er die Prinzen des Hauses in ihrer jetzigen Stellung und den hohen Adel. Ihnen ist er der bitterste Feind. Auch den Städten ist er feind, wenn sie auf eine freiere Stellung von dem Königthume sinnen; er ist überhaupt Niemandes als seiner eigenen Gewalt Freund. Auch die Städte sollen gehorsamen wie Alle. Ludwig XI. mindert, besonders in den großen Städten, die alten Rechte. Die Zahl der Städte mit freier, vom Königthume unabhängiger Verwaltung, die Communen, schmolz unter seiner Herrschaft bedeutend zusammen; sie empfingen eine von dem König eingesetzte und von demselben abhängige Verwaltung (bourgoisiesses). Aber die Verordnungen des Königs waren im Uebrigen auf die Sicherung und Förderung des Bürgerlebens berechnet. In den französischen Städten war der Unabhängigkeitssinn so niemals bis zu dem Grade wie in den deutschen und italienischen ausgebildet. Sie gaben die Unabhängigkeit nicht ungern für die Sicherheit hin und Ludwig XI. stand im Ganzen genommen mit den Städten wohl: oftmals im Kampfe gegen die vornehmen Herren stand er besonders auf ihrer Treue. Die Herren machten unter Ludwig XI. noch eine Anstrengung, die Allgewalt des Königthums zu brechen. Sie machten sie allein, ohne die Städte. Darum konnte abermals nichts gewonnen werden. Der König Ludwig XI. aber war nicht eine Natur, die mit Kraft, mit dem ehrlichen und geraden Schwerte einem Widerstande entgegenzutreten vermochte. Durch Täuschungen und durch Trug allein weiß er sich zu helfen; kein Versprechen, kein Eid bindet ihn. Nichts versteht er mit zufahrender Gewalt zu gewin-

nen, aber mit den Künsten der Unterhandlung versteht er es. Unterhandeln, Spioniren, Kabalisiren, das ist seine Natur. Ist er Herr geworden über einen Widerstand und gibt es einen gefährlichen Großen, jemanden aus dem mächtigen Adel, zu entfernen, so kennt er keine Rücksicht. Er bestellt das Gericht wie er will und es muß sprechen wie er will. Selbst die heilige Kirche schont er dann nicht. Den Bischoff von Verdun, den Kardinal der römischen Kirche, läßt er in den eisernen Käfig sperren. Niemand kennt den Geist des hohen Adels besser als Ludwig XI. Er selbst hat als Dauphin sich oft mit demselben gegen König Karl VII. verschworen. Er kennt ihren Haß gegen das Königthum und weiß, was sie in Frankreich erstreben. Sie wollen das alte Lehnsherrnthum wiederherstellen, sie wollen Frankreich wieder auflösen und zerreißen. Ludwig XI. ist entschlossen, es nicht zu dulden. Und ob auch ohne Wahrheit, Ehrlichkeit, Muth und Größe, er hat es durchgesetzt.

Dem König gegenüber steht Philipp der Gute und sein Sohn Karl, der Graf von Charolais, in Verbindung mit den Prinzen des Hauses, mit dem hohen Adel, unter denen der Herzog von der Bretagne der bedeutendste. Die Verbindung, welche sich alsbald gegen den König gestaltete, hatte indessen keine Festigkeit. Denn es traten zweierlei Plane und Entwürfe in derselben zusammen. Das Haus Burgund wollte die Königsmacht in Frankreich darum aufgelöst und zerrieben wissen, damit Burgund einst über Frankreich mächtig werden könnte. Die Herren aber wollten zwar auch die Königsmacht vernichtet wissen, aber nicht für Burgund, sondern für sich. Indem jeder Theil mit dem andern zwar vorläufig auf ein Ziel hinarbeitet, dabei aber doch einen andern Gedanken in dem Hintergrunde hat, ist er nicht ohne Bedenken über den Bundesgenossen. Darum sind die ergriffenen Maßregeln immer halb und zweideutig, und die errungenen Vortheile werden halb und zweideutig verfolgt. Burgund und die Herren schlossen den Bund für das öffentliche
1464 Wohl (ligue du bien public) und erhoben die Waffen 1464. Als Grund dieser Schilderhebung stellten sie freilich die Gewaltsamkeit der königlichen Herrschaft über alle Menschen Frankreichs auf, um die öffentliche Meinung zu gewinnen. Die öffentliche Meinung fing an etwas in Europa zu werden. Aber es war ihnen nur um Niederwerfung des Königthums, um Vergewaltigung der Städte und der Gemeinfreien zu thun. Die Städte verstanden die Herren auch und sie hielten darum an dem König. Aber derselbe verlor 16.
1464 Juli 1464 die Schlacht bei Montlheri und sah sich genöthigt, den

Frieden von Conflans zu schließen 29. Octbr. 1464. Der war 1464
bitter; jedem der Herren mußte der König sein Land und die Macht erweitern, an dem Bruder, dem Herzog von Berry, gar die Normandie, an Burgund Städte an der Somme, die wieder eingelöst worden, geben. Aber der Bund, wenn er nicht in sich selbst zweierlei Gedanken gehabt, hätte noch größere Dinge gewinnen können. Ludwig XI., als er erlangt, daß der Bund die Waffen niederlegte, trente die Bundesglieder von einander durch schlaue Unterhandlungen und Künste. Der Bund aufgelöst, ließ sich dem Einzelnen allmälig Alles wieder nehmen. Schon hatte er dem Bruder die kaum gegebene Normandie wieder genommen. Unterdessen
starb 15. Juni 1467 Philipp der Gute von Burgund und sein 1467
Sohn Karl der Kühne folgte ihm in den schönen Fürstenthümern. Karl der Kühne thatenlustig, hochfahrend und keck, dachte den größten Dingen nach. Aber das Königthum von Frankreich ist doch schwer zu gewinnen. Einmal ist Karl der Kühne nahe daran, einen kecken Streich dafür zu thun. Es ward Ludwig XI. bitter von ihm getäuscht. Karl lud ihn zum Zwiegespräch über obschwebende Irrungen zwischen den beiden Linien des Hauses Valois auf das Schloß von Peronne. Ludwig XI. traute einmal und ging 9.
Octbr. 1468. Alsbald sah er sich gefangen und Karl der Kühne 1468
überlegte einige Tage, ob er Ludwig XI. vernichten und sich hinstellen solle als König von Frankreich. Doch besann er sich anders und ließ den Gefangenen wieder frei, nachdem er ihn noch zu einem neuen
Tractate genöthigt 14. Octbr. 1468, welcher den Tractat von Con- 1468
flans herstellte, dem Herzog von Burgund das Recht ausheimischer Verbindungen, dem Herzog von Berry die Champagne gab. Karl der Kühne scheint gemeint zu haben, es sei zu zeitig; es müßten erst die Herren und das Königthum heftiger an einander getrieben werden. Vor der Hand will er nur die Macht Ludwigs schwächen, er will erst anderwärts noch größere Macht gewinnen, mit der er dereinst kräftiger auf Frankreich fallen kann. Er hatte die östreichi-
schen Besitzungen im Elsaß 1469 pfandweise, Geldern und Zütphen 1469
1473 durch Kauf gewonnen. Er wollte sich ausdehnen bis zu dem 1473
Rheinstrome, er wollte König genannt werden. Deshalb hatte er sich in Verbindung gesetzt mit Kaiser Friedrich III., der damals auf dem königlichen Stuhle der Deutschen saß. Karl hatte nur eine Tochter, Maria genannt. Diese bot er als Gemahlin dem Sohne des Kaisers Maximilian dem Habsburger. Hierfür sollte ihm der Kaiser das Reichsvicariat aller Lande jenseits des Rheines und den

königlichen Titel geben. Das war eine große Aussicht für das Haus Habsburg. Karl der Kühne, wenn er seine Plane hätte hinausführen können, würde das Reichsvicariat benutzt haben, um die Fürsten und Herren Deutschlands jenseits des Rheines zu vernichten. Das hätten dann die Habsburger Alles geerbt. Kaiser Friedrich III. war geneigt. Schon waren die beiden Fürsten zu Trier zusammengekommen, die Sache zu berathen und zu vollenden. Aber sie waren gegen einander voll Mißtrauen. Karl begehrte, daß zuerst die Königskrönung, dann die Vermählung geschehe. Der Kaiser dagegen verlangte, daß erst diese geschlossen und darauf jenes gethan werde. Ludwig XI. war diesen Verhandlungen nicht ohne Angst gefolgt. Er fürchtete Karls Macht am Rheine, sie konnte auf Frankreich zurückwirken. Also erfüllte er den Kaiser mit der Besorgniß, daß der verwegene Karl ihn von dem deutschen Thron selbst dereinst stürzen werde, wenn er ihn jetzo erhöhe. Dem Kaiser Friedrich III. ward Angst vor dem kühnen Karl und die Unter-
1473 handlungen zu Trier zerschlugen sich im Herbst 1473.

Karl der Kühne aber entbrannte in Zorn und meinte, was ihm geweigert worden durch Vertrag, das könne er wohl auch mit den Waffen gewinnen. Er griff das Reich der Deutschen an, zuerst das
1474 Kurfürstenthum Cöln 1474. Das Reich erklärte ihm den Krieg
1475 und Karl ward genöthiget, zurückzuweichen 1475. Der Kaiser, aber, immer noch die Erwartung in der Seele, die Heirath zwischen Maria und Max zu Stande zu bringen, ohne seine eigene Gefahr, hoffend, daß die Vergrößerung der Macht von Burgund seinem Hause noch zum Vortheil kommen werde, war zufrieden, daß Karl nur von Cöln abließ und sah zu, wie der Herzog von Burgund auf René, den Herzog von Lothringen, fiel, der, wenigstens dem Namen nach, auch zu den Ständen des deutschen Reiches gehörte. Das
1430 Herzogthum Lothringen war schon seit 1430 in dem Besitz eines
1476 französischen Hauses Anjou. Nancy fiel 29. Novbr. 1476 in Karls Hand. Darauf ging er weiter gegen die Eidgenossenschaft der acht Orte. Diese, angesehen als zum Reiche der Deutschen gehörend, waren von dem Kaiser auch zu den Waffen gegen Burgund gemahnt worden, als der Reichskrieg erklärt ward. Nun, da der Herzog sie angriff, um auch auf dieser Seite seine Macht bis an den Rhein auszudehnen, da nahmen die Eidgenossen,

---

) Barante. Histoire de ducs de Bourgogne. Capefigue. Histoire constitutionnelle de France. I—IV. 1833.

zu denen auch René von Lothringen nachmals kam, die Waffen und bei Granson schlugen sie das stolze Heer von Burgund 3. März 1476. Karl schwur, den Bart wachsen zu lassen und keinen Wein 1476
zu trinken, bis er diese Schmach an dem Bürger- und Bauernvolk gerochen. Zum zweiten Male trat er den Eidgenossen entgegen bei Murten 22. Juni 1476 und zum zweiten Male blieb sein Banner 1476
sieglos. Darauf wollte er die Stände seiner Fürstenthümer anspornen zu neuen und großen Opfern, aber sie weigerten sich. Die Eidgenossen brachen hervor und führten René nach Lothringen zurück. Karl der Kühne eilte herbei mit aller Macht, die er zusammenzuraffen vermochte. Bei Nancy schlug er 5. Januar 1477 seine letzte Schlacht. 1477
Sie gab ihm den Tod. Das Erbe von Burgund war nun das wichtigste Angelegenheit Europas. Der burgundischen Maria Hand gab die schönsten Fürstenthümer Europas. Fielen sie an Frankreich, so gewannen die Franzosen eine ungeheure Macht. Ludwig XI. hatte die Zeit, seitdem Karl der Kühne sich von den französischen Angelegenheiten zurückgezogen, wohl benutzt. Der Tractat von Peronne binde ihn nicht, hatte er durch die Notabeln seines Reiches erklären lassen und, weil die Herren von Burgund jetzo verlassen, war er ihrer leicht Herr geworden. Wie sie sich auch immer verschwuren, das Königthum blieb, was es geworden. Als aber Karl der Kühne gefallen, da fehlte dem König die rechte Einsicht, um die Sache zu benutzen für Frankreichs Größe. Auf der einen Seite unterhandelte er mit dem Hofe von Burgund, um Marias, der Erbin, Hand zu gewinnen für seinen Dauphin, auf der andern, setzte er sich mit den Waffen in den Besitz des eigentlichen Herzogthums Burgund als eines verfallenen Lehns, suchte die Städte von Flandern zur Empörung zu reizen gegen Maria, bereitete ihr tausend Verlegenheiten. Denn er sann nach, ob es besser sei, die Lande von Burgund zu gewinnen durch die Ehe, oder ob's nicht besser, sie zu gewinnen durch die Waffen. Und während er so sann, und weder das Eine noch das Andere betrieb mit Kraft, entschlossen sich Maria von Burgund und ihre Räthe kurz. Sie reichte Maximilian von Oestreich die Hand 19. April 1477. Ludwig XI. 1477
setzte nun zwar den Kampf fort. Aber er vermochte nichts Bedeutendes zu erreichen. In dem Frieden von Arras 23. Decbr. 1482 1482
mußte er sich begnügen mit dem Herzogthume Burgund, mit Artois und einigen Grafschaften. Die französische Hoheit über Flandern ward anerkannt. Die anderen burgundischen Lande kamen an die Habsburger. Maria von Burgund zeugte mit Maximilian zwei Kinder,

1482 Philipp und Margareth. Darauf starb sie 27. März 1482. Dies Haus von Habsburg wird sich verschmelzen mit einem andern, das auf der pyrenäischen und italienischen Halbinsel mächtig geworden, und für den Sohn des obengenannten Philipp wird ein ungeheurer Staat entstehen. Ludwig XI. aber sucht den Verlust zu vergüten,
1481 so gut er kann. Er gewinnt 1481 von dem Hause Anjou das schöne Fürstenthum Provence. Die Franzosen haben nun den besten Theil vom romanischen Stück des alten Königreichs Burgund. Ludwig XI.
1483 stirbt 30. August 1483, und unter seinem Sohne Karl VIII. verschwindet das letzte der französischen Fürstenthümer. Franz II., der
1488 Herzog von Bretagne, stirbt 1488. Schon hat seine Tochter Anna
1489 sich mit Maximilian von Oesterreich vermählt durch Procuration 1489. Aber die Franzosen griffen zu den Waffen und mit den Waffen in der Hand ward Anna, die Herzogin, von Karl VIII. genöthiget, sich mit
1491 ihm zu vermählen 1491. Hierdurch war die vollständige Vereinigung der Bretagne mit der Krone vorbereitet. Das war ein harter Schlag für den Adel von Frankreich, daß er sein letztes Haupt in dem Herzoge von der Bretagne verlor, welches in den letzten Jahrzehnten bei allen Versuchen gegen das Königthum nächst Burgund immer vorauf gestanden.

Also stand Frankreich da am Ende des Mittelalters, ein abgerundeter, geschlossener Staat, Adel und Städte gebeugt unter das Königthum. Aber es war Kraft und Rührigkeit der Menschen unter dem Baume des Königthums geblieben. Diese Kraft, welche durch das einigende Königthum erhöht und gestärkt ward, war nothwendig für die Freiheit Europas und für die Freiheit des Gedankens, als in dem nächsten Jahrhundert hierüber ein mächtiger Kampf gestritten ward. Es ist schon angedeutet worden, die schönen Lande, welche das Haus Habsburg gewonnen in Deutschland und jüngst in den Niederlanden, sie werden mit einem andern Staate, dessen Kern auf der pyrenäischen Halbinsel liegt, zusammenfließen zu einer furchtbaren Macht. Und dieser Kern entsteht, indem die Reiche von Kastilien und Aragonien sich vereinen. Die neue spanische Monarchie kommt auf denselben Geist zu stehen, welcher in Frankreich durchgedrungen ist, auf den Geist des uneingeschränkten Königthumes. Aber langsamer kann dieser Geist sich jenseits der Pyrenäen erheben; an dem Ende des Mittelalters zeigt er sich erst in seinen ersten Regungen. Auf drei Grundsätzen stehet der Staat von Kastilien und von Aragonien. Es kann ohne die Cortes keine Steuer ausgeschrieben, es kann ohne sie kein neues Gesetz gegeben, in allen wichtigen Angelegenheiten

des Staates müssen die Cortes von dem König um Beirath gefragt werden. Die Freiheiten stehen auf demselben Fuße, wie in England. Oftmals sind sie anerkannt worden von den Königen. Mächtige Städte, die in ihrem Innern eine freie Verfassung genießen, ein stolzer und trotziger, streitfertiger und kampfgerüsteter Adel scheinen es zur Unmöglichkeit zu machen, daß das Königthum wird ein Herrnthum auf diesem Boden werden können. Dennoch geschieht es im Laufe der Zeit. Was zuerst das Reich Aragonien anlangt, so hat es am Ende des Mittelalters seine größte Bedeutung darin, daß es der nachmaligen Herrschaft Spaniens über die italienische Halbinsel den Weg bereitet. Nach dem Tode Pedro IV. 1387 war die Krone 1387
übergegangen auf seinen Sohn Johann I. Die Inquisitoren wurden ernannt von dem Könige nach dem Vorschlag der Cortes, die wiederum den Justicia bewachen sollten. Die Aragonenser wollten den Schutz des Gesetzes statt des alten Schutzes der Waffen gegen Unbill. König Johanns I. plötzlicher Tod 19. Mai 1395 gab die Krone des Reiches 1395
seinem Bruder Martin I. Dessen Sohn Martin war mit Maria von Sicilien vermählt und besaß das Reich Sicilien. Der jüngere Martin starb 24. Juli 1409. Sicilien kam endlich an die Haupt- 1409
linie von Aragonien. Es starb aber mit Martin I. 31. Mai 1410 1410
der alte Mannesstamm der Grafen von Barcelona, die im zwölften Jahrhundert dieses Reich gewonnen, aus. Unter den Fürsten und Herren, welche den Thron in Anspruch nahmen, wählten die Cortes Ferdinand, den Infanten von Kastilien, 1412. Ferdinand I. be- 1412
hauptete Sicilien und Sardinien, wo stete Empörungen die Herrschaft Aragoniens bedrohten. Am 2. April 1416 war der König schon 1416
todt und die Krone ging über auf seinen Sohn Alonso V. Die Verbindung zwischen Aragonien und Italien ward immer enger. Nachdem Karl von Durazzo 1386 seinen Tod in Ungarn gefunden, 1386
war das Reich Neapel auf den Namen seines Sohnes Ladislas gestellt worden. Die jüngere französische Linie Anjou machte dem Durazzo den Thron streitig, aber sie vermochte nicht durchzudringen. Ladislas war 6. August 1414 gestorben und das Reich übergegangen auf 1414
seine Schwester Johanna II. Diese, ein üppiges, verbuhltes Weib, angegriffen von dem Hause Anjou, adoptirte Alonso V. von Aragonien, der als Nachkomme Königs Manfreds, des Hohenstaufen, auch Ansprüche auf Neapel erhoben. Bald aber besann sich die Königin anders. Sie wollte das Reich dem Hause Anjou zuwenden. Daraus entspann sich eine Kette von Bewegungen und Erschütterungen, die weiter keine Bedeutung haben. Johanna II. starb 2. Februar

1435 1435. Ein langer Kampf zwischen Alonso V. und den Anjous, bis der
1442 erstere das Reich von Neapel behauptete 1442. Alonso V. starb 27.
1458 Juni 1458. Zwar hinterließ er das Reich Neapel seinem unehelichen
Sohne Ferdinand und nur die Lande auf der pyrenäischen Halbinsel
kamen an Johann II., den Bruder. Aber die Spanier hatten doch
nun auch schon auf dem Festlande Italiens Fuß gefaßt und die Brücke
dahin war über Neapel hinweg geschlagen. In dem unteren Italien
zeigte sich übrigens das italienische Leben in seiner schlechtesten Weise,
Die Empörungslust der Barone stand auf gleicher Höhe mit dem
Druck, den sie nach unten zu übten und mit der allgemeinen Feig-
heit, Schlaffheit und Sittenlosigkeit. Die alten Könige von Arago-
nien aber aus dem Stamme Barcelona hatten ihre Ehre darein ge-
setzt, über ein freies Volk zu gebieten. Ein anderer Geist schien in
den neuen Königen zu wehen aus dem Stamme Kastiliens. Kla-
gend, daß die alten Freiheiten bedroht und gemindert, antinationale
Verbindungen mit dem Auslande angeknüpft, fremde Truppen in
1461 das Land geworfen würden, erhob sich 1461 Katalonien, die mäch-
tige Barcelona voran, gegen Johann II. Als das uneingeschränkte
Königthum sich erhob, da stellte sich dagegen die Lehre, daß die Ge-
walt dem Volke sei. Erst nach langen Anstrengungen konnte Ka-
1470 talonien 1470 wieder zum Gehorsam gebracht werden. Johann II.
1479 starb 19. Juni 1479 und die Vereinigung Aragoniens und Kasti-
liens stand vor der Thür.

In dem Reiche Aragonien gebrauchten Adel und Städte, seit-
dem Pedro IV. die Unionsprivilegien zerrissen, die Freiheit im Gan-
zen genommen mit Maß und Ziel. Anders war es in Kastilien,
wo der Adel bedeutend über die Städte vorschlug. Der Adel Ka-
stiliens wollte nicht Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit; er woll-
te Kampf, Fehde und Herrschaft. Wild und unbändig, wie sie
waren, sagten sie oftmals den Königen die Lehnstreue auf, gingen
nach Aragonien, nach Portugal, selbst zu den Mauren von Gra-
nada, befehdeten von da aus König und Land. Im funfzehnten
Jahrhundert waren sie so wild, daß mit Nothwendigkeit eine Raction
eintreten mußte. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts 1390
war die Krone Kastiliens von Johann I. auf Heinrich III. gekommen.
1406 Von diesem ging sie 1406 auf Johann II. über. Dieser, schwach
und weibisch auferzogen, fiel unter die Leitung eines Günstlings,
Alvaro's de Luna. Gegen denselben ist der Adel unaufhörlich un-
ter den Waffen. Sie möchten der Person des schwachen Königs sich
lieber selbst bemeistern, damit ihr Wille in allen Dingen geschehe. Unter

diesen Bewegungen scheint alle Ordnung und Einheit in dem Reiche aufzuhören. Denkende Männer müssen auf den Gedanken gebracht werden, daß es nicht fortgehen könne in dieser Weise. Der Adel hat endlich Alvaro de Luna in seine Gewalt bekommen, ihn vor ein
Gericht stellen und hinrichten lassen 5. Juli 1453. Ihm folgte bald 1453
der arme König Johann II. 21. Juli 1454. Sein Sohn Hein- 1454
rich IV. spielte eine nicht minder traurige Rolle in dem Reiche als sein Vater. Wilder noch als diesen stießen die Partheien der Vornehmen den Armen hin und her. Es schien denselben nur daran gelegen zu sein, daß die letzten Reste der Ordnung sich auflösen, Raub und Mord von einem Ende des Reiches bis zum andern herrschen möge. Der arme König, dem kaum zugetraut ward, daß die Prinzessin Johanna, welche seine Gemahlin ihm gebar, wirklich sein Kind sei, wehrte ihnen wohl wenig. Doch glaubten sie, das Königthum
noch mehr erschüttern zu müssen. Sie stellten daher 1465 den 1465
Bruder Alonso auch als König auf, und selbst nach dem Banne, den der heilige Stuhl über sie sprechen ließ, frugen sie nicht. Als
dieser Alonso gestorben 1468, sahen sie sich um nach einem neuen 1468
Grunde der Bewegung und der Zerrüttung. Sie boten, der Erzbischoff von Toledo an der Spitze, Isabellen, des Königs Schwester, das Königthum. Isabella erkannte sie. Sie mochte das Königthum nicht bei des Bruders Lebzeiten. Das aber wünschte sie, daß Johanna ausgeschlossen werden möge von der Thronfolge, denn sie sehnte sich nach Herrschaft. Sie drängte den armen Bruder dazu, daß er sie, die Schwester, als Thronfolgerin anerkenne. Isabella stellte sich schlau zwischen die Partheien und arbeitete für die Zukunft. Sie wollte wohl Königin werden, aber dem Adel wollte sie nicht dienstbar sein. Der Erzbischoff von Toledo brachte zu Stande, daß Isabella mit Ferdinand, dem Sohne Johanns II. von Aragonien, sich vermählte. Verkleidet mußte Ferdinand nach Valladolid
kommen, um die Vermählung zu vollziehen 1469. Toledo brachte 1469
die Vermählung zuwege, sei es, daß er eine neue Zwietracht in die königliche Familie werfen wollte, oder sei es, daß er, des Treibens müde geworden, an eine Stärkung der Königsmacht durch die Vereinigung von Aragonien und Kastilien dachte. Jedesfalls ward ein großer Theil des Adels unzufrieden über diese Vermählung, deren Folgen für sich sie fürchteten. Sie redeten nun wieder von den Ansprüchen, von den Rechten Johannas. Da faßte Heinrich IV. Muth gegen die kecke Schwester und erklärte die Tochter für die rechtmäßige Thronfolgerin. Sterbend, noch im Testament, erklärte er sie aber-

1474 mals als die Erbin des Reiches 12. Octbr. 1474. Isabella aber ward zu Segovia zur Königin ausgerufen. Ein großer Theil des Adels war gegen sie unter den Waffen. Alonso von Portugal stand zu ihnen; durch Johanns Hand hoffte dieser auf das Reich Kastilien. Isabella aber hatte einen Theil der Städte und die Hülfe Aragoniens für sich. Und die Gegner waren innerlich gebrochen: denn siegte Johanna, so sahen sie die Vereinigung Kastiliens mit Portugal, siegte Isabella, so sahen sie die Vereinigung mit Aragonien. Das
1476 Waffenglück entschied aber bei Toro 1476 für Isabellen. Alonso von Portugal trat zurück, Johanna verschwand im Kloster, Isabella warf durch Ferdinands thätige Hülfe jeglichen Widerstand nieder. Also war sie Königin in Kastilien und Ferdinand, der Katho-
1479 lische zugenannt, ward 1479 durch seines Vaters Tod König in Aragonien. Dieses war die Vereinigung, daß der Gemahl Herr in Aragonien, die Gemahlin Herrin in Kastilien war.

Als nun die Vereinigung in dieser Weise gewonnen war, dachten Ferdinand und Isabella darauf, wie sie die königliche Gewalt, die bis dahin, besonders in Kastilien, nichts gewesen, steigerten. Wenn die fürstliche Gewalt in diesem Jahrhundert auf vielen Punkten Europas steigt, so liegt das weniger an Gedanken und Entwürfen, die in einzelnen Menschen aufsteigen, als vielmehr an der Gestaltung, welche das Leben im Allgemeinen genommen hat. Die Bürgerlichkeit, welche je länger, je mehr um sich greift, daß die Menschen sich auf Handel, Verkehr und Gewerbe richten, zieht sie mit Nothwendigkeit von den öffentlichen Angelegenheiten ab. Diese Bürgerlichkeit kann auch ohne feste Ruhe und Sicherheit nicht bestehen. Man begreift, daß diese durch ein starkes Gouvernement nur gehalten werden könnten. Also läuft der Zug der Zeit zu Gunsten der fürstlichen Gewalt, die freilich auch durch Pläne und Entwürfe der Menschen gefördert wird. In der neuern spanischen Monarchie ist die Stellung des Adels eine andere. Man kann jetzt nicht mehr aus Kastilien nach Aragonien und aus Aragonien nach Kastilien flüchten und den Königen Trotz bieten. Aber auch das Reich der Mauren von Granada muß verschwinden nicht allein ob des Adels, der auch dorthin zu flüchten pflegt, sondern auch, weil die Ungläubigen von dort her stets der christlichen Welt Gefahr drohen. Und nach langen Anstrengungen wird die Stadt Granada gewon-
1492 nen 2. Jan. 1492 und das Reich der Mauren von Granada hat aufgehört zu sein. Die pyrenäische Welt hat so lange mit den Ungläubigen, mit den Moslenern, gekämpft und die Juden haben sich

immer als so bittere Feinde des Christenthums erwiesen. Die spanische Monarchie stellt sich absolut auf das Christenthum, wie es damals ist, auf die Katholicität. Die Juden werden 1492 aus- 1492
getrieben. Den Moslemen von Granada wird die Capitulation gebrochen, die ihnen Freiheit ihres Cults gelobte. Sie sollen Christen werden oder das Land meiden. Die Inquisition war schon 1483 aufgerichtet worden, jede Abneigung von der Katholicität 1483
aufzuspüren und zu vernichten. Das war eine Richtung, die nicht allein in Ferdinand und Isabellen war, sie war in allem christlichen Spaniern. Mit ungeheuerem Hasse betrachtete man die Moslemen und die Juden, mit Mißtrauen die neuen, die gezwungenen Christen. Eine andere Richtung war auch nicht in den beiden Königen allein, doch vorzüglich in ihnen. Sie wollten eine vermehrte Königsgewalt. Die alten Rechte der Cortes tasteten sie noch wenig an. Sie bereiteten sich nur vor, daß es in Zukunft geschehen könne. Das Königthum stellte sich gewissermaßen an die Spitze der Stände, welche bis jetzt vorgewaltet hatten. Ferdinand vereinigte 1489 das 1489
Großmeisterthum über die drei geistlichen Ritterorden mit der Krone. Hierdurch bekam das Königthum einen guten Theil des Adels unter seine Macht. Die Bündnisse der Städte, welche gegen die Fehdelust des Adels entstanden, nahm das Königthum unter seinen Schutz: Die heilige Hermandad. Dadurch kam das Königthum gewissermaßen an die Spitze der Städte. Dem Adel entsanken die Waffen und bald herrschte die größte Ordnung in Spanien. Ein eigenthümliches Mittel, die Menschen zu beugen, fanden Ferdinand und Isabella auch in der Inquisition. Eine neue Inquisition ward in Spanien gegründet durch die Bulle des Pabstes Sixtus IV. 1. Novbr. 1478. Diese Inquisitoren wurden von den Königen ein- 1478
gesetzt, sie waren königliche Beamte. Sie schafften unter dem Vorwande der Ketzerei hinweg was dem Königthume zuwider war. Doch bereiteten Ferdinand und Isabella nur die Zukunft vor. Sie reichen Beide schon hinüber in die neue Zeit. Im Jahre 1495 vermählten 1495
sie ihre Tochter Johanna mit Philipp, dem Sohne Maximilians von Oestreichs. Hierdurch flossen die beiden Häuser Spanien und Habsburg zusammen. Alle ihre Macht und alle ihre Lande, sie kamen nachmals auf ein Haupt, auf das Haupt Karls, der 1500 von 1500
dieser Johanna und Philipp gezeugt ward.

In Italien wird ein Hauptschauplatz der Ereignisse der folgen-

---

Llorente Histoire de l'Inquisition d'Espagne. I—IV. 1818.

Zeit sein. Aber weder die Schicksale des Auslandes noch die Schicksale Italiens selbst werden von Italien und von Italienern bestimmt werden können. Schon ist alle Kraft dem Volke entwichen und schon haben die Fremden, die nun nicht wieder gehen werden, festen Fuß in Italien gefaßt. Italien, seit dessen zuletzt gedacht worden, hat fortwährend seine Kräfte erschöpft und zerstört in denselben Dingen, deren bereits Erwähnung gethan worden. Es ist nichts gewonnen worden; es hat Niemand ein bedeutenderes Reich zu gründen vermocht, welches den Fremden entgegenzutreten hoffen dürfte. Venedig hat allmälig einen guten Theil des nordöstlichen Oberitaliens
1489 gewonnen, es hat 1489 das Königreich Cypern von der Mutter des letzten Königs Jacob III. abgetreten erhalten. Sie war eine Venetianerin. Der Staat Venedig ist am Ende des Mittelalters noch in dem Besitz eines großen Theiles des Welthandels und unermeßlich reich. Es stehet aber diese Blüthe auf dem Puncte des Unterganges. Eine Gesinnung für Italien ist in den Nobili nicht, und eben so wenig ist in ihnen Kraft und Sittlichkeit. Die mittleren Theile Lombardiens haben unter der grausamen Herschaft der Visconti ge-
1395 standen, die 1395 von Wenzel den herzoglichen Titel empfangen.
1447 Die Visconti sind 1447 mit Philipp Maria ausgestorben und Mailand hat einen kurzen republikanischen Traum gehabt. Es ist demselben durch Franz Sforza, dem Heerführer und dem Tochtermanne
1450 Viscontis, 1450 ein Ende gemacht worden. Die Sforza sind an die Stelle der Visconti getreten. In dem nordwestlichen Ober-Italien
1416 hatten sich die Herzöge von Savoyen ausgedehnt, die seit 1416 den herzoglichen Titel führten. In dem mittlern Italien war der nachmalige Kirchenstaat noch immer nicht gebildet. Mächtige Barone, freie Städte, machten dem Pabstthume noch immer die Herrschaft streitig. Im alten Tuscien hatte sich Florenz mächtig über die anderen Städte und Landschaften erhoben, sich zur Herrin über sie gemacht. Klein und einsam standen noch Siena und Lucca neben Florenz. Florenz hatte am schwersten an Italien gefrevelt. Keine Stadt hätte wie Florenz das obere und mittlere Italien vereinigen können. Aber die Florentiner dachten immer nur an Herrschaft und an sich. Und auch in Florenz ging die Demokratie, für welche einst gestritten worden wie für das Letzte und Höchste, allmälig verloren. Im funfzehnten Jahrhundert trat die Bürgerversammlung in den Hintergrund, die Reichen drängten sich vor, setzten sich in den Besitz der Gewalt und der Aemter. Unter diesen Reichen wird das schlaue Geschlecht der Medici, besonders mit Cosmo de Medici

bemerkbar, dessen Reichthum, Ansehn und Macht übergeht auf seinen Sohn Pietro 1464 und von demselben 1469 auf seine Söhne Julian und Lorenzo. Nun wollen zwar die Pazzi, bemerkend, daß die Medici nach fürstlicher Gewalt trachteten, sich und Florenz der Brüder durch Mord entledigen. Aber nur Julian wird 26. April 1478 durch den Mordstahl getroffen und Lorenzo vergrößert die Gewalt und das Ansehen seines Hauses in der Republik. Indessen stehen die republikanischen Formen noch bei Lorenzos Tode 1492. Die Medici haben noch einen langen Weg bis zur fürstlichen Gewalt. Wenn man im Allgemeinen einen Blick auf Italien wirft, so fallen zwei Dinge schwer auf die Seele. Die allgemeine Sittenlosigkeit, die zu einer furchtbaren Höhe gestiegen. Dann die Feindschaft und die kleinliche Spannung, die zwischen den einzelnen italienischen Staaten herrscht. Für diese Dinge ist das künstlerische und wissenschaftliche Leben, das durch das Land geht, kein Ersatz.

1464
1469
1478
1492

Zwei große Monarchien, die französische und die spanische, waren auf dem Festlande Europas in ihrer Bildung begriffen, als Europa bedroht war von einer großen und unzweideutigen Gefahr. Darum war gut, daß jene Monarchien entstanden und mit ihnen eine Kraft, welche den Osmanen entgegentreten konnte. Denn die Osmanen waren es, die jene Gefahr brachten. Das Reich der Griechen war zu Konstantinopel durch Michael Paleologos 1261 wieder entstanden. Es war keine Wiedergeburt dieses abgestorbenen Restes des römischen Lebens erfolgt. Es konnte nur die Frage sein, durch wen das Reich zum zweiten Male und auf immer untergehen sollte, ob von dem Abendlande her oder von dem Morgenlande. Und von dem Abendlande her hätten nur die Ungarn einen neuen Bau zu Constantinopel aufführen können. Aber die Ungarn, im eigenen Lande auf einem zweideutigen Boden stehend, waren nicht geschickt dazu. Es kam der Untergang von dem Morgenlande her. Michael Paleologos starb 11. December 1282 und sein Sohn Andronicos der Aeltere folgte. Schlaff und unkräftig in der alten Weise lebte das Reich dahin. Andronicos der Enkel erhob sich 1320 gegen den Kaiser, der 1328 von diesem ganz von dem Throne gedrängt ward. Unterdessen waren in Klein-Asien wichtige Ereignisse vor sich gegangen. Das Reich der Seldschucken von Rum hörte 1307 mit dem Sultan Ghajaseddin auf, welchen die Mongolen erschlugen. Zehn turkomanische Stämme, von dem Mongolensturme aus dem mittleren Asien getrieben, von den Seldschuckensultanen von Rum in Klein-Asien aufgenommen, bemeisterten sich der Herrschaft. Am Gebürge Olympos, benachbart dem griechischen Klein-Asien, saß der Stamm, welcher von seinem Haupte Osman den Namen Osmanli, Osmanen, empfing. Osman schon, der 1326 starb, machte seine Waffen den Griechen furchtbar. Furchtbarer ward Urchan, der Sohn, der sich zuerst Sultan nannte. Von Urchan rühren die Institute her, welche diese Barbaren den Europäern so gefürchtet machten, das osmanische Lehnswesen und die Janitscharen, Jeni Tscheri, d. h. die junge Schaar. Alle fünf Jahre

1261
1282
1320
1328
1307
1326

Von Hammer. Geschichte des osmanischen Reiches. I. II. — Von Hammer. Des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung. I. II. 1815.

wurden die tüchtigsten Christenknaben zusammengelesen in dem Reiche, im Islam, in den Waffen auferzogen. Für die Waffen waren die Janitscharen allein bestimmt. Sie durften nicht heirathen, nicht in die Verhältnisse des Lebens treten, sie wohnten in großen klösterlichen Kasernen. Ein solches Fußvolk, einer strengen, einer sclavischen Disciplin unterworfen, solche kriegerische Mönche, hatte Europa jetzo nicht. In allen Schlachten, da die Christen mit den Osmanen zusammentreffen, erliegen sie, bis auch sie ihre Heere regelmäßiger gebildet. Es ist seltsam, daß die Kraft des osmanischen Reiches besonders auf ursprünglichen Christen, auf diesen Janitscharen steht. Wie die alten Einrichtungen hier aufhören, Janitscharenkinder und wirkliche Osmanen in die Regimenter, in die Ortas, aufgenommen werden, taugen die Janitscharen nichts mehr. Im Angesichte der großen Gefahr fuhren die Griechen fort in ihren alten Erbärmlichkeiten. Andronicos der Jüngere starb
1341 15. Juni 1341. Gegen seinen Sohn Johann I. Paleologos erhob sich als Thronanmaßer Johann Cantacuzenos und rief die Osmanen zu seiner Hülfe auf, lernte ihnen Europa kennen, erschloß ihnen die Thore. Hierfür gewann Cantacuzenos einen Antheil an dem jammervollen Reiche,
1355 den er behielt, bis Johann I. Paleologos ihn 1355 wieder abzudanken nöthigte. Die Städte der Griechen in Klein-Asien waren unterdessen von den Osmanen zumeist gewonnen; immer furchtbarer stieg ihre Macht
1357 empor. Sie faßten Fuß in Europa und nahmen 1357 Gallipolis am
1359 Hellespont. Urchan, der Sultan, starb 1359 und Amurad I. folgte.
1361 Derselbe eroberte Adrianopel 1361 und verlegte seinen Sitz dahin. Der Kaiser von Constantinopel eilte vergebens zu Pabst Urban V., um Hülfe von dem Abendlande zu gewinnen. Sie kam nicht, selbst für die Unterwerfung unter den apostolischen Stuhl nicht, die der Kaiser gelobte. Europa würdigte die Gefahr nicht und setzte sich nicht auf die Worte des apostolischen Stuhles in Bewegung. Also griffen die Barbaren immer weiter und schon waren die christlichen Staaten an der Donau bedroht,
1376 Ungarn und Servien. Von Servien hatte sich eben 1376 Bosnien getrennt als ein besonderes Reich. Amurad zog gegen Lazar, den König
1389 von Servien, und sie schlugen die Schlacht bei Cossowa 15. Juni 1389. Lazar ward gefangen und vor Amurad niedergehauen. Der Sultan selbst starb an den Wunden, die er in der Schlacht empfangen. Bajasid Jildirim, d. h. der Wetterstrahl, ward Sultan der Osmanen und schon mußte Stephan, der neue König von Servien, die Heeresfolge geloben und ebendieselbe mußte Johann I. Paleologos geloben, als die Barbaren
1390 1390 unter den Mauern der Hauptstadt erschienen. Auch die Fürsten
1391 der Walachei wurden 1391 unterthänig gemacht. In Asien nicht minder wie in Europa dehnte der Wetterstrahl sein Reich aus, schon dachte er daran, in Rom den Sitz seines Reiches aufzuschlagen. Da wachten die Christen einigermaßen auf. Sigismund von Ungarn rüstete, wie er konnte, aus Frankreich und Burgund zog eine thatendürstende Ritterschaft unter dem Zeichen des Kreuzes heran, Myrra, der Fürst der Walachen, führte ebenfalls seine Schaar heran. Sie zogen heran, eben als die Barbaren Constantinopel abermals eingeschlossen. Aber die Schlacht
1396 bei Nicopolis 28. September 1396 machte allen Hoffnungen ein Ende.

Unterdessen war schon das Reich der Bulgaren von den Osmanen vernichtet worden 1392. 1392

Nachdem aber bei Nicopolis der schwere Schlag auf die Christen gefallen, hatten sie einen Augenblick Ruhe vor den Barbaren gewonnen. Denn es war in Asien ein neuer Sturm losgebrochen, durch welchen auch Sultan Bajasid hart getroffen ward. In dem Reiche der Mongolen von der Bucharei erhub sich Timur, d. h. das Eisen, zur Herrschaft,
1366 und führte die Seinen hinaus zu Kampf und Raub, zu Mord 1366
und Brand. Wild und unmenschlich trat Timur auf, wild und unmenschlich seine Schaaren. Kein menschliches Gefühl scheint diesen Mongolen in der Brust zu wohnen. Timur ließ die Menschen zusammenmauern, wie Backsteine, und sie mitten durcheinander sägen. Jede denkbare Grausamkeit wird verübt, und die reißenden Thiere des Waldes erscheinen als Menschen gegen diese Mongolen. An allen Enden der Welt sind Timurs grausame Waffen zu finden. Er kommt über die Mongolen von der Wolga hinweg bis nach Rußland, er stürzt das Reich der persischen Mongolen, das sich in ungeheure Verwirrung und in eine Menge von kleinen Theilen wieder augelöst hat. Er ist in Indien zu
finden, wo er unter den Mauern von Delhi 3. Januar 1398 eine unge- 1398
heure Schlacht schlägt. Delhi brennt nieder und hunderttausende von Menschen nehmen den Untergang. Die Mameluchen in Syrien und die Turcomanen Klein-Asiens empfinden das Schwert und die Zerstörungswuth dieser furchtbaren Horden. Bajasid glaubt den Mongolen entgegentreten zu müssen. Aber in der Schlacht bei Angora 20. Juli
1402 wird Bajasid gefangen. In der Gefangenschaft ist der Sultan 1402
gestorben 8. März 1403. Die Mongolen kommen bis an die Küste von 1403
Klein-Asien, aber herüber über das Wasser konnten sie nicht. Nun war
die Herrschaft der Mogolen in Sina gestürzt worden 1368. Timur 1368
wollte sie wieder herstellen, aber er starb auf der Fahrt 19. Februar 1405. 1405
Das Reich, das er rasch gründete, ging eben so rasch wieder unter. Bei den Osmanen aber stritten Bajasids Söhne Musa, Soliman und Mo-
hammed um das Reich, bis es letzterer endlich 1412 allein behauptete. 1412
Einen Augenblick, wenigstens nach Europa zu, ruhete die erobernde Kraft der Osmanen: denn der Anprall der Mongolen hatte sie erschöpft.
Auf Mohammed I. folgte 1421 Amurad II. Die Barbaren erschienen 1421
abermals unter den Mauern von Konstantinopel, stürmten und wurden
abgeschlagen 22. August 1422. Sonst aber brach in dem Reiche eine 1422
Stadt nach der andern vor den Barbaren zusammen, die Paleologen zitterten in der Hauptstadt und die jammervollen Reste des Römerthums hatten keine Kraft, sich der Osmanen zu erwehren. Johann I. war be-
reits 1391 gestorben, sein Sohn Manuel überließ mit seinem Tode 1425 1391 1425
das elende Reich an Johann II. Paleologos. Johann war in dem Abendlande und unterwarf die Kirche seines Reiches dem apostolischen Stuhle. Aber nicht einmal bekannt machen durfte der Kaiser die Urkunde der Union. So sehr war der Kirche des Morgenlandes die Ketzerei des Abendlandes verhaßt, daß sie lieber unter die Osmanen fallen wollte.

Mailath. Geschichte von Ungarn. II. III. 1829. — Feßler. Die Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen. III—V. 1829.

Aber es würde auch die Vereinigung das Reich von Constantinopel nicht gerettet haben. Denn nur in den Donaulanden, wo die Gefahr nah und unzweideutig war, erhoben sich die Christen einigermaßen, ohne jedoch die alte Zwietracht und Partheiung zu vergessen. Namentlich kam der Adel in Ungarn, dem die Vertheidigung Europas besonders überwie-
1437 sen, nicht zur Besinnung. Nach dem Tode Sigismunds 1437 war sein Tochtermann Albrecht II. König in Ungarn gewesen. Sein baldiger
1139 Tod 1439 stürzte das Reich in neue Verwirung; denn ein Theil der Großen wählte Wladislas, den König von Polen, und ein anderer hing an Ladislas, dem Sohne Albrechts II., geboren nach des Vaters Tode.
1142 Die streitenden Partheien vereinigten sich doch endlich 1442 im Angesichte der Türkengefahr dahin, daß Wladislas nur die Verwesung des Reiches führen sollte, bis Ladislas würde herangewachsen sein. Eugen IV. ließ das Kreuz gegen die Türken predigen. Wladislas zog gegen sie,
1444 verlor die Schlacht bei Varna gegen Amurad II. 10. November 1444 und nahm den Tod in derselben. Für den jungen Ladislas übernahm der tapfere Johann Hunyadi die Verwaltung des Reiches. Aber auch
1448 er verlor die Schlacht bei Cossowa 17. October 1448. Die Barbaren brachten indessen noch nicht Untergang und ihre Herrschaft über die Do-
1451 nau. Amurad II. starb 2. Februar 1451 und sein Sohn Mohammed II. schwur, die Götzen und Bilderdienerei der Christen allenthalben zu zerstören. Die letzte Stunde Constantinopels war gekommen, wo 1448 Johann II. Paleologos und Constantin, sein Sohn, auf ihn gefolgt war.
1453 Mit stürmender Hand 29. Mai 1453 nahmen die Osmanen die Stadt, und damit ist der baldige, gänzliche Fall des Reiches entschieden. Seitdem breitete sich das Reich der Osmanen aus, wie eine verheerende Wald-
1459 fluth. Das Reich Servien ward 1459, das Reich Bosnien 1463 ver-
1463 nichtet. David, der letzte Kaiser der Griechen von Trapezunt, erlag in
1460 Constantnopel dem Beile 1460, die Tataren der Krim wurden 1475
1475 unterworfen und schon waren die Osmanen in Italien erschienen und
1480 hatten Otranto 1480 genommen, welches sie indessen bald wieder verloren. Furchtbar standen die Osmanen da, als Mohammed II. starb
1481 3. Mai 1481.

Und rings um schien kaum Etwas der Macht der Osmanen eine tüchtige Schrecken entgegensetzen zu können. Am wenigsten aber die Ungarn, die wild und ordnungslos fortlebten in ihrer alten Weise, obwohl jene Osmanen das Land furchtbar verheerten und durchbrannten. Als Wladislas in der Schlacht bei Varna den Tod gefunden, gewann Ladislas Posthumus freilich die Anerkennung als König, aber nicht den Gehorsam, der nöthig war, das Reich zu wehren vor den furchtbaren Bar-
1457 baren. Nach dem Tode des Ladislas 1457 wählten die Ungarn Mathias Corvinus zum König, den Sohn des tapfern Johann Hunyadi. Die alte Partheiung dauerte fort. Kaum hatte der Adel ihn auf den Thron gestellt, als sich derselbe auch schon umsah, woher ihnen ein Gegenkönig werden könne. Es kam hinzu, daß Mathias Corvinus sich von dem Pabste verführen ließ, die Waffen gegen Georg, den König von Böhmen, wodurch die Unzufriedenheit unter dem Adel genährt und das Reich
1490 der Barbaren gegenüber geschwächt ward. Als 6. April 1490 Mathias

Corvinus starb und die Ungarn Wladislas, den Sohn Casimirs, der schon Böhmens König war, auch zu den ihrigen wählten, wurden die Verhältnisse um nichts besser. Wenn nicht eine neue Kraft in das Leben trat, mußte Ungarn eine Beute der Osmanen werden. An das Reich Ungarn stieß das Reich der Deutschen zwar in einer andern, aber auch in einer Auflösung, welche den Feinden der Christenheit wenig entgegensetzen zu können schien. Sigismund, der 1433 die nichtige Kaiserkrone 1433
in Rom empfangen, sonst ohne Bedeutung für das Reich, hatte 1415 1415
die Mark Brandenburg an Friedrich von Zollern, den Burggrafen von Nürnberg, verkauft, und 1422 nach dem Aussterben des Hauses Sach- 1422
sen-Wittenberg mit Kur- und Herzogthum Sachsen Friedrich den Streitbaren, den Markgrafen von Meißen, belehnt. Sein Tochtermann, Albrecht **II.** von Oestreich, war, da er schon 1439 starb, eine ganz flüchtige 1439
Erscheinung auf dem Throne der Deutschen, wie er eine solche in Ungarn und in Böhmen war. Darauf hatten die Deutschen Friedrich **III.** von Oestreich-Steiermark zum König gewählt. Die Macht des Hauses ward in Europa bemerkt. Es hatte Tyrol, Krain, Kärnthen und Triest in der letzten Zeit gewonnen. Friedrich **III.** gewann die Wiedervereinigung der habsburgischen Besitzungen, die 1365 in mehrere Linien gegangen. 1365
Er gewann ferner die Niederlande für seinen Sohn Maximilian. Aber das Reich als solches kümmerte Friedrich **III.** nicht, nur der Erbbesitz seines Hauses. Die äußersten Enden dieses Reiches trennten sich schon von demselben, nicht gerechnet, daß Italien, Burgund und die Niederlande bis auf bedeutungslose Theile schon verloren. Der Orden der deutschen Herren, um größere Ausdehnung seiner Macht gegen Lithauen und Polen kämpfend, hatte die große Schlacht bei Tanneberg 1410 verloren und 1410
seine äußere Kraft war dadurch gebrochen worden. Die innere Kraft aber ward weit ärger gelähmt durch Schlaffheit und Sittenlosigkeit, die sich in dem Orden verbreitete. Das Land, sonst mit Milde beherrscht, erfuhr jetzt willkührliche Behandlung. Hiergegen bündeten sich die meisten Städte des Landes 1440. Dieser Bund, von dem Orden gedrängt, 1440
warf sich den Polen in die Arme. Und Polen nöthigte den Orden zu dem Frieden von Thorn 19. Octbr. 1466. Ein großer Theil des Lan- 1466
des, nachmals das polnische Preußen genannt, mußte ganz an Polen abgetreten, für das Uebrige die polnische Lehnsherrlichkeit von dem Orden anerkannt werden. Auf dem andern Ende des Reiches schloßen sich an die Eidgenossenschaft an die Städte und Landschaften Freiburg und Solothurn 1481, Schafhausen und Basel 1501, Appenzell 1513. 1481
Die Eidgenossenschaft der dreizehn Orte. Und diese Eidgenossenschaft 1501
nahm am Ende des Mittelalters schon eine Stellung an, die sie dem 1513
übrigen Deutschland entfremdete. Sie bündeten sich mit Frankreich und konnten seitdem als von dem Reiche hinweggegangen betrachtet werden. In diesem Reiche selbst aber, so weit es geblieben, war die Frage zwischen der Königs- und der Fürstengewalt vollständig entschieden. Es war nichts für die Erstern, viel für die Letztern gethan worden und sie stand da. Aber die Fürstengebiete und die Gebiete der geistlichen Herren, der Städte, der Ritterschaft, die sich reichsunmittelbar behauptet, bildeten eine solche Vielköpfigkeit des deutschen Wesens, daß Deutsch-

land seine Wichtigkeit nach Außen zu verlieren mußte und daß es nur einer Veranlassung und einer Gelegenheit bedurfte, um die Fremden hereinzuziehen. Auch die Frage zwischen der Fürstengewalt und der Gewalt der Stände in den einzelnen Fürstengebieten stand zu Gunsten der ersteren auf der Entscheidung. Das Leben hatte allenthalben einen Zug für die fürstliche Gewalt und die Fürsten Deutschlands verstanden denselben zu benutzen, wie es allerwärts geschah. Das ganze alte germanische Leben stand auf dem Untergange; es vertrug sich nicht mehr mit den neuen europäischen Zuständen. Deshalb kam auch, nachdem in der Weise der deutschen Reichstage vierzig Jahre darüber berathen
1495 worden, auf dem Reichstage zu Worms 1495 der Schluß zu Stande, welcher das Fehderecht unbedingt aufhob. Dieses geschah, als Kaiser
1493 Friedrich **III.** 19. August 1493 gestorben und der deutsche Thron übergegangen war auf seinem Sohn Maximilian **I.**, der hinüberreicht in die neue Zeit.

Hoch in Norden, in Scandinavien, hatte das deutsche Volk einen seiner edelsten Theile und seiner edelsten Kräfte. Doch waren die Germanen Scandinaviens spät eingetreten in die Geschichte und *hatten bis* jetzt nur eine sehr geringe Rolle in derselben gespielt. In *den ersten* Jahrhunderten des Mittelalters, da waren sie wichtig gewesen, wie sie siegend und erobernd allenthalben zu finden. Da waren sie hervorgeschritten aus der alten germanischen Weise, aus dem Naturleben, welches kein Gegenstand für die Geschichte an sich selbst ist. Aber das alte Leben begann auch bei ihnen zu weichen. Es hatten sich Reiche bei ihnen gebildet. Am Ende des neunten Jahrhunderts ein Reich der Dänen durch Gorm den Alten; in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ein Reich in Norwegen durch Harald Schönhaar. Und etwa um dieselbe Zeit sieht man in Schweden zwei Reiche neben einander stehen, eines im eigentlichen Schweden und eines der Gothen, die erst im zwölften Jahrhundert in einander fließen. Aber diese Reiche, gewonnen, indem die Häupter der Stämme zur Anerkennung eines königlichen Namens gebracht werden, stehen lange hohl und zweideutig da. Eine fürstliche Allgewalt ist in dem freien Norden undenkbar. Lange noch dauern die Volksversammlungen neben dem Königthume fort, und als sie verschwinden, tritt Gewalt des Adels, Gewalt der Stände, an deren Stelle. Es gehen aber die Veränderungen in dem Norden weiter mit dem Laufe der Zeit. Das Christenthum kommt und nach hartem Kampfe mit dem alten germanischen Heidenthume, in dem Sieg und Waffen das Höchste sind, gewinnt es den Sieg. In Dänemark, an dessen Christianisirung schon seit dem Anfange des neunten Jahrhunderts gearbeitet ward, kam das Christenthum doch erst dann auf festem Fuß zu stehen, als *Svend* Tveskiäg, der König, sich bei seinen Raubfahrten nach England zum Christenthume gewendet, und ganz sicher ward es erst unter der Herr-
1004 schaft seines Sohnes Kanuts des Großen, von 1014 bis 1036. In
1036 Norwegen zog der König Olav Trygveson mit seinen Mannen herum und nöthigte die Menschen mit den Waffen zum Christenthume. Olav
1000 Trygveson fand seinen Tod bei diesen Bestrebungen 1000. Aber sein Nachkomme Olav der Heilige vollendete das Werk. In Schweden ge-

wann das Christenthum festen Fuß, als der König Olav Schoßkönig 1008 sich taufen ließ. Aber es blieben in Schweden beide, das Chri- 1008
stenthum und das Heidenthum, gesetzlich anerkannt. Auf allen Puncten dieser nordischen Welt zuckte das Heidenthum lange fort. Nachdem aber dasselbe äußerlich niedergeworfen, gestalteten sich die kirchlichen Verhältnisse auch hier, wie allenthalben, wo die römisch-fränkische Katholicität herrschend ward. Im Uebrigen gestalteten sich die Verhältnisse in einem jeden der drei Reiche verschieden. Das Reich von Dänemark zeichnet sich durch die Höhe der Gewalt aus, die der Adel erlangt, einer Gewalt, an welcher die Kirche Theil nimmt, wie allenthalben. Der Adel entsteht aus den alten reichen Geschlechtern und durch die Nachahmung des germanischen Lehnswesens. Die werden allmälig zum Adel, die zu Roß und in voller Waffenrüstung zu erscheinen vermögen. Die Gewalt des Adels ist eine doppelte. Sie läuft zuerst nach unten zu, über die kleinen Gemeinfreien, die allmälig überwältigt und heruntergebracht, endlich, besonders vom dreizehnten Jahrhundert an, in Leibeigenschaft sinken. Die Gewalt des Adels läuft ferner nach oben zu, gegen das Königthum. Auf dieser Seite steigt sie besonders, als dem König Erich Glipping 1283 die erste Handveste abgenöthigt worden. 1283
Seitdem brachten Adel und Klerus das Königthum immer weiter herunter, machten es abhängig von ihrer Wahl, legten den Gewählten Wahlcapitulationen vor, in denen sie immer für ihre Macht und Herrlichkeit sorgten. Die Städte waren zu schwach, als daß sie für das Königthum ein Stützpunct hätten sein können. Die dänische Aristokratie stand wild und unbändig da, als der alte königliche Stamm der Esthriden 1375 ausstarb. In Norwegen dagegen erhielt sich in dem ganzen Norden das alte germanische Leben am reinsten. Der Bauer blieb ein freier Mann, wenn auch ein Adel neben demselben emporkam. Die Bauern erscheinen mit dem Adel und mit dem Klerus zugleich auf den Tagen des Reiches durch ihre Abgeordneten. Diese Freiheit bleibt während das Reich furchtbar von den Partheiungen um den Thron zerrissen ist, da es an einem Thronfolgegesetz mangelt. Das alte Königsgeschlecht starb 1319 mit Hakon **VII.** aus. Von Norwegen ward 1262 Island gewonnen. Auch dort in dem höchsten Norden hatten sich Germanen niedergelassen. Im Jahre 1000 hatte die freie Landsgemeine 1000
von Island sich für die Annahme des Christenthumes entschieden. In dem Reiche Schweden entstand, beinahe durch dieselben Verhältnisse und auf dieselbe Weise wie in Dänemark, mit dem Laufe der Zeit ein mächtiger Adel, aber er konnte weder nach unten noch nach oben zu seine Gewalt so vollständig machen als in Dänemark. Es blieben Bauern übrig, die von dem Adel ganz frei und unabhängig waren. Auf den Tagen des schwedischen Reiches erschienen auch diese freien Bauern mit. Das alte upsalische Königshaus starb um 1060 mit Edmund dem Al- 1060
ten aus. Es folgte die Dynastie Stenkil, unter der die Reste des Heidenthumes und des öffentlichen heidnischen Cults verschwanden. Das Haus Stenkil erlosch 1129. Darauf folgte ein furchtbarer 1129
Kampf zwischen den Häusern Swerker und Bonde um den Thron, indem bald das eine, bald das andere dieser Häuser derselben einnimmt.

Mitten in dieser wilden und furchtbaren Zeit fangen die Schweden
1156 an sich auszubreiten. Erich der Heilige unternimmt 1156 den ersten
Zug gegen die Finnen. Schweden wurden in Finnland angesiedelt,
das Volk zum Christenthume gebracht, von den Schweden aber nicht
als Unterworfene, sondern als Freie und Gleiche behandelt. Als in
1222 jenem Kampfe das Haus Swerker ausgegangen 1222 und das Haus
1250 Bonde demselben gefolgt 1250, kommen die Folkunger auf Schwedens
Thron und behaupteten denselben über ein Jahrhundert. Es kommen
die drei nordischen Reiche in die Hände einer Frau zusammen, Margareths der Tochter Waldemar III., des letzten Esthriden. Sie gewann
1375 mit dem Tode des Vaters Dänemark 1375 und nach dem Tode ihres
1388 Sohnes Olav 1388 Norwegen, welches nach dem Absterben seines alten Königsstammes ein neues Königsgeschlecht aus Schweden von den
Folkungern angefangen, von dem wieder Olav der letzte Mann war.

In Schweden selbst waren die Folkungen mit Magnus II. gestürzt
1363 worden 1363 und die Schweden hatten Albrecht von Mecklenburg zum
König gewählt. Albrecht begünstigte die Deutschen und erbitterte die
Schweden. Margareth erhob sich gegen ihn und Albrecht ward gefan-
1389 gen 1389. Margareth gewann nun auch von den Schweden die Anerkennung als König. In der Seele dieser Frau kam nun der Gedanke
einer immerwährenden Vereinigung der drei nordischen Lande auf. Sie
meinte, daß dieselbe durch die calmarische Union, welche sie gewann 12.
1397 Juli 1397, wenigstens vorbereitet sei. Diese, eine Verabredung zwischen der Königin, Erich von Pommern, ihrem Neffen, der dabei zugleich zum Thronfolger ernannt, und einer Anzahl Großer aus den drei
Reichen, bestimmt, daß sie alle drei nur einen König haben sollen, gewählt von allen drei, daß aber dabei jedes Land seine besondere Weise
beibehalten soll. Zwischen Norwegen und Dänemark ist die Union geblieben; aber Schweden erhebt sich schon 1434 gegen dieselbe, als Mar-
1412 gareth 1412 gestorben und Erich von Pommern König geworden. Die
Union warf dänische Statthalter und Beamte nach Schweden, welche
dort freventlich walteten, wie die dänische Aristokratie wild und zügellos war. Die ganze Union ist nichts als ein fortwährender Aufstand
der Schweden, denen sie zumeist als dänische Herrschaft erscheint. In
Dänemark selbst spielen die Unionskönige eine traurige Rolle, mit de-
1439 nen der Adel ein freches Spiel treibt. So ging vorüber Erich von
1448 Pommern, den sie 1439 vertrieben, Christoph von Baiern, der 1448
1481 starb, und Christian von Oldenburg, bis 1481. Die Schweden hatten Recht, daß sie die Union nicht wollten. Wenn dieselbe fest geworden, so wären sie unter die dänischen Aristokraten gefallen. Der Norden war in dieser Art über die Union auf das Heftigste erschüttert, als
die neue Zeit begann.

An dem Ende des Mittelalters fällt es noch schwer auf das
Herz, daß bei den beiden slavischen Hauptvölkern, den Polen und
den Russen, die Verhältnisse so verschieden, so in schroffen Gegensätzen sich gestalten. Schon ist ein solcher Gegensatz darin vorhanden, daß die Polen sich zur römischen Katholicität, die Russen aber
zum Christenthume des Morgenlandes gewandt haben. Polen ist

1138 getheilt worden und welche Nachtheile daraus für die Nation ent 1138
sprangen, das ist bereits entwickelt worden. Wladislas Loktiek, sei.
1309, vereinigt indessen die früher getrennten Theile wieder und nur 1309
Schlesien bleibt verloren. Derselbe legt 1320 den königlichen Titel an. 1320
In dem Laufe langer Jahrhunderte hat sich ein unseliges Verhältniß in dem Reiche entwickelt und festgestellt. Ein mächtiger Adel ist entstanden heraus aus den großen Grundeigenthümern. Die kleinern und altfreien Grundeigenthümer sind zur Leibeigenschaft dieses Adels gesunken. In dem langen Laufe der Jahrhunderte ist's geschehen, allmälig, unbemerkt. Weil Polen ausgeschlossen war von der Küste des Meeres, so kamen bedeutende Städte nicht empor. Es fehlte in Polen das Glied, an welches ein neues und freies Dasein sich kettete, das Bürgerthum. Der Adel konnte sich hier des Königthumes nach oben, des Volkes nach unten bemeistern. Casimir II., der 1333 auf Wladislas Loktiek folgte 1333
und dem durch die Schwäche Rußlands möglich ward, Rothrußland zu erobern, mußte dem Adel das Recht über Leben und Tod über seine Bauern und das Recht, den König zu wählen, verwilligen. Mit Casimir II. starben die alten Könige, die Piasten, aus 1370. Die Krone 1370
kam an Ludwig den Großen von Ungarn; derselbe mußte dem Adel die Freiheit von allen Abgaben und Leistungen zugestehen. Nach seinem Tode, nahmen die Polen seine Tochter Maria zum König 1384. Sie 1384
vermählte sich mit Jagello, dem Großfürsten von Lithauen. Jagello bekannte das Christenthum und ward König von Polen 1386. Die Li- 1386
thauer waren das letzte europäische Volk, welches das Christenthum annahm. Die Jagellonen waren nicht im Stande, die Adelsgewalt wieder zu hemmen. Die Allgewalt über den Staat kam unter den ersten Jagellonen an den Adel, der seit 1468 durch die Landboten des Reichs- 1468
tages herrschte. Polen ist auf dem Wege zu einer Aristokratie ohne Halt und Zusammenhang. Bald wird jeder von polnischen Adel nur an sich, kaum einer an das Gemeinsame denken. Während Polen so auseinanderfällt, steigt Rußland empor als eine kräftige Einheit. Lang und schwer ist die Herrschaft der Mongolen gewesen. Sie hat den Sinn für unbedingten Gehorsam unter das Volk gebracht. Die größte Masse desselben ist ebenfalls unter der Leibeigenschaft des Adels, der Bojaren, zusammengesunken. Die Bojaren gelangten wohl zur Herrschaft nach unten, aber nicht zur Herrschaft nach oben, wie der Adel in Polen. Dieses, weil das Reich aufgelöst war in viele kleine Fürstenthümer und lange es nichts Gemeinsames gab, wo ein gemeinsamer Plan und Gedanke hätte verfolgt werden können. Die Theilfürstenthümer verschwanden allmälig. Sie wurden an das Großfürstenthum geknüpft, welches vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts seinen Sitz in Moskau nahm. Von den Mongolen ward Rußland frei ohne eine große Nationalanstrengung. Die Wolgahorde fiel auseinander, als Wasili Wasiljewitsch Großfürst war, von 1425 bis 1462. Jo- 1425
hann Wasiljewitsch, der ihm folgte, bis 1505, zahlte den Tribut nicht 1462
mehr; denn die Wolghorde ward ganz unbedeutend. Die lange Ver- 1505
bindung mit den Mongolen hatte den Großfürsten die Alleingewalt kennen lernen in ihrem vollsten Umfange. Johann Wasiljewitsch,

unter dem auch die letzten kleinen Fürstenthümer unter das Großfürstenthum, das Zarenthum, kamen, fing an, den Grundsatz von der Alleingewalt in Anwendung zu bringen. Er vernichtete die Freiheiten der Städte, in Pskow, in Nowgorod. Es sollte nur eine Freiheit sein in Rußland, die Freiheit des Zaren. Noch war indessen die Frage, ob nicht die Freiheit an die Bojaren kommen werde, wie in Polen an den Adel, nicht ganz entschieden. Aber der Zug der Umstände und der Verhältnisse war schon für die Freiheit des Zaren allein, d. h. für seine oberste, höchste, alleinige, aber auch die Gesammtkraft einigende und leitende Macht. Dieses war die neue Spaltung, die sich zwischen die beiden slavischen Brüdervölker stellte. In der Zukunft ward sie inhaltsschwer.

In den letzten Jahrzehnten dieser Periode ist die europäische Welt in einer großen inneren Bewegung gewesen, die ihrer Bedeutung nach schon hinüberreicht in die neuere Zeit. Ein gewaltiger Reichthum von Gedanken und von Thaten ist in derselben enthalten, welcher dem Leben eine andere Gestaltung bringen muß. Seine erste Lebensbahn hat Europa in den Jahrhunderten des Mittelalters durchlaufen. In seine zweite trit es mit dem Ausgange desselben ein. Auf dem Uebergange schon regt es sich als wolle es für ein neues Dasein erwachen, das heiterer, freier und thätiger in sich selbst, aber auch schreckend für die sein wird, auf welche die neubeseelten Kräfte fallen werden.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.





